



Mitteilungen

des

Oberhessischen
Geschichtsvereins
Gießen



2017

102. Band

Mitteilungen
des
Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:
Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,
Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschauer
Volker Hess und Carsten Lind

102. Band

Gießen 2017

Dieser Band wurde mit einem Zuschuss der
Universitätsstadt Gießen gedruckt.

Impressum:

Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Umschlagmotiv:

Constitutio Antoniniana. Universitätsbibliothek Gießen,
P.Giss.inv.15 / P.Giss. I 40

ISSN: 0342-1189

Druck und Bindearbeiten:

VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch

Inhalt

I. Karen Piepenbrink	
Die Constitutio Antoniniana: Gegenstand – Kontroversen – historische Bedeutung	1
II. Zum Startschuss für die Neu-Konzeptionierung des Oberhessischen Museums in Gießen – eine Dokumentation	
Veranstaltungen Denk.Raum.Museum vom 17. bis 20. August 2017 in der Kunsthalle Gießen	
1. Tag: Donnerstag, 17. August 2017 – Auftaktveranstaltung	
Dietlind Grabe-Bolz: Grußwort der Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen	15
Michael Breitbach: Zur Museumsarbeit des Oberhessischen Geschichtsvereins	20
<i>Anhang 1:</i> Gesellschaftsvertrag, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen G.m.b.H. vom 30. Dezember 1912	27
<i>Anhang 2:</i> Brief des Oberhessischen Geschichtsvereins an den Magistrat der Universitätsstadt Gießen und die Fraktionen der in der Stadtverordnetenversammlung vertretenen Parteien vom 9.1.1968	31
<i>Anhang 3:</i> Brief von Dr. Herbert Krüger an Prof. Dr. Schwabedissen vom 18.2.1968	33
<i>Anhang 4:</i> Niederschrift über die 12. Sitzung des Museumsbeirates am 26.10.1977	35
<i>Anhang 5:</i> Memorandum zur Übergabe des Oberhessischen Museums an die Justus Liebig-Universität (1963)	39
Matthias Henkel: Museumsfragen - Überlegungen zur Grammatik der Kultur - Der Beginn des Diskurses zur Gießener Museumsentwicklung	43
2. Tag: 18. August 2017: Öffentlicher Dialog mit Bürgern aus der Stadtgesellschaft	
Simone Maiwald: Grußwort der Kulturamtsleiterin der Stadt Gießen	61
Dialog mit Bürgern aus der Stadtgesellschaft, Objektgeschichten	63

3. Tag: 19. August 2017: Präsentation von fünf ausgewählten Objekten aus dem Oberhessischen Museum

Matthias Henkel: Mit Objekten im Zwiegespräch - eine vielschichtige Annäherung	69
Matthias Henkel, 1. Objekt: Gefäß (Urne oder Beigefäß)	73
Matthias Henkel, 2. Objekt: „Ich würde Dir Ohne Bedenken, eine Kachel aus meinem Ofen schenken“ Oder: Ofenkacheln als Indikator für den Wandel der historischen Wohnkultur	83
Holger Th. Gräf, 3. Objekt: „Urbs Giesa“ – eine anonyme und undatierte Stadtansicht Gießens	95
Ludwig Brake, 4. Objekt: Die Säulenbatterie aus dem Gießener Volksbad	107
Marcel Baumgartner, 5. Objekt: Hans Steinbrenner	125

4. Tag, 20. August 2017:

Wolfgang Kaschuba: Die Stadt als Lebenswelt	131
III. Armin Becker Waldgirmes, Germanicus und der Dünsberg - Nur Bruchstücke?	161
IV. Peter Mesenhöller Ernst Dieffenbach (1811-1855): Eine kommentierte Personalbibliographie	173
V. Rolf Haaser Von Bären und Bärten – Carl Vogt und die Nordlandreise des Dr. Georg Berna	201
VI. Herwig Groß Zur Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Gießen Teil 1: Von der Vor- und Entstehungsgeschichte bis zum Ende des Ersten Weltkriegs“	289
VII. Jascha Philipp Braun Typisch und doch besonders: Das Werk des Architekten Wilhelm Gravert (1890–1965) in einer ersten biographischen Zusammenschau	317
VIII. Ingfried Stahl Exemplarische Einblicke in die Spruchkammerverfahren Angenrods und seiner näheren Umgebung	331

IX. Heinhard Steiger	
Zwischen Weimar und Bonn – Siebzig Jahre Hessische Verfassung	393
X. Erinnerungskultur	
Winfried Speitkamp: Denkmalsturz und Namenswechsel. Ehrung und Entehrung in der Kontroverse	411
Susanne Kraus: Ansprache anlässlich der Benennung von Mensa und Wohnheim im Leihgesterner Weg in „Mildred-Harnack-Fish-Haus“	422
Ulrike Krautheim: Zum erinnerungskulturellen Umgang mit Hermann Schlosser durch die Stadt Gießen	429
Michael Breitbach: Zur Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Hermann Schlosser durch den Oberhessischen Geschichtsverein	441
XI. Beiträge aus Anlass der Verleihung des Wilhelm-Lieb- knecht-Preises 2017 am 12. November 2017	
Dietlind Grabe-Bolz: Begrüßung	443
Ulrich von Alemann: Laudatio für die Verleihung des Wilhelm-Lieb- knecht-Preises	446
Philipp Erbentraut: Wilhelm Liebknecht und die politischen Parteien in der deutschen Demokratiegeschichte, Ansprache des Preisträgers	450
XII. Dagmar Klein	
Neues von Gießener Friedhöfen	
1. Friedhof am Rodtberg: Ehrenfelder für Kriegstote erhielten Informationstafeln	457
2. Alter Friedhof: Teil der bundesweiten Friedhofs-App www.wosie-ruhen.de	458
XIII. Rezensionen	
Guido Naschert (Hg.), Friedrich Christian Laukhard (1757-1822). Schriftsteller, Radikalaufklärer und gelehrter Soldat. Verlag Schöningh, Paderborn 2017	461
<i>Rolf Haaser, Bad Rippoldsau-Schapbach</i>	
Jochen Ebert/Werner Trossbach (Hrsg.): Dörfliche Erwerbs- und Nutzungsorientierungen (Mitte 17. bis Anfang 19. Jahrhundert). Bausteine zu einem überregionalen Vergleich.	466
<i>Gerhard Aumüller, Münchhausen/Marburg</i>	
Sabine Philipp, Ulrike Kuschel: Der hessische Maler Ernst Eimer und die Heimat	469
<i>Dagmar Klein, Wettenberg</i>	

Irene Jung und Wolfgang Wiedl, Zwischen Propaganda und Alltagsnot: Wetzlar und der Erste Weltkrieg 1914-1918, Verlag: Ph. C. W. Schmidt, Neustadt an der Aisch 2016 <i>Utz Thimm, Gießen</i>	470
XIV. Neue Publikationen 2017	475
XV. Vereinsleben	477
XVI. Presseberichterstattung	479
XVII. Autorinnen und Autoren	491

Die *Constitutio Antoniniana*: Gegenstand – Kontroversen – historische Bedeutung

KAREN PIEPENBRINK

I. Gegenstand

Hinter dem Begriff der *Constitutio Antoniniana* verbirgt sich ein Edikt des römischen Kaisers M. Aurelius Severus Antoninus, genannt Caracalla, dessen Regentschaft in die Jahre 211 bis 217 n.Chr. fällt. Gegenstand des Erlasses ist die Verleihung des römischen Bürgerrechts an (nahezu) alle freien Bewohnerinnen und Bewohner des *Imperium Romanum*, die zum Zeitpunkt seines Inkrafttretens noch nicht den Status einer römischen Bürgerin bzw. eines römischen Bürgers besaßen. Das Wissen um die Existenz des Gesetzes war seit der Antike durchgängig vorhanden, detaillierte Informationen aber fehlten über lange Zeit. Bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein waren allein Sekundärzeugnisse verfügbar, d.h. knappe Erwähnungen der Maßnahme in literarischen Texten unterschiedlicher Gattungen, die teils von Zeitgenossen stammten, mehrheitlich aber mit einigem zeitlichen Abstand in der Spätantike entstanden sind. Die relativ größte Bedeutung kommt darunter der Bemerkung des zeitgenössischen Juristen Ulpian zu, der konstatiert, dass alle im römischen Erdkreis aufgrund einer Konstitution des Kaisers Antoninus zu römischen Bürgern geworden seien.¹ Diese Formulierung aber wirft eine Reihe von Fragen auf: Welcher Kaiser verbirgt sich hinter dem Namen Antoninus? In Betracht kommen mehrere Herrscher, neben Caracalla etwa auch Antoninus Pius oder Mark Aurel. Wer genau bildete den Kreis der Begünstigten? Meint ‚alle‘ hier tatsächlich alle? Wann wurde die Reform implementiert? Welche Motivation lag ihr zugrunde, und welches war der historische Kontext? Die Mehrzahl nachfolgender antiker, aber auch mittelalterlicher und neuzeitlicher Autoren, die auf die Konstitution rekurrierten, stützte sich vorrangig auf jene kurze Zusammenfassung Ulpians und war demzufolge nur rudimentär informiert. Der Wortlaut des Edikts war ihnen offenkundig nicht bekannt. Wann dieser in Vergessenheit geraten ist, lässt sich nicht zuverlässig bestimmen.² Wieder entdeckt wurde er zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf einem Papyrus aus der Gießener Papyrussammlung im Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins, den Paul M. Meyer 1910 erstmals edierte und publizierte. Das Schriftstück mit der Inventarnummer P. Giss. 40 I umfasst insgesamt drei kaiserliche Edikte, deren erstes die *Constitutio Antoniniana* bildet.

1 *In orbe Romano qui sunt ex constitutione imperatoris Antonini cives Romani effecti sunt* (Dig. 1,5,17).

2 Ulpian hat ihn mit großer Wahrscheinlichkeit noch gekannt; seine Formulierung „*in orbe Romano*“ dürfte direkt dem Text entnommen sein.



Abb. 1: Der Papyrus P. Giss. 40 I
Foto: Universitätsbibliothek Gießen / Barbara Zimmermann

Der Text ist fragmentarisch erhalten, konnte aber in den vergangenen Jahrzehnten in (fast) allen für das Verständnis der Maßnahme relevanten Passagen wenn auch nicht wörtlich rekonstruiert, so doch in seinem sachlichen Gehalt erschlossen werden. Ein wesentliches Desiderat stellt allerdings die Datumsangabe dar, die in der letzten – nicht erhaltenen – Zeile platziert gewesen sein dürfte. Entsprechend ist eine exakte Datierung auch heute noch nicht möglich. Der Kaiser selbst – der auf der Grundlage seines in der ersten Zeile genannten Titels nunmehr eindeutig als Caracalla zu identifizieren ist – gibt einen ‚Sieg‘ als Anlass an, den er aber nicht näher spezifiziert. In Frage kommen militärische Erfolge in mehreren Feldzügen, die zwischen 213 und 216 stattgefunden haben.³ Daneben spricht er von einer Errettung durch die Götter. Dies könnte sich auf eine der brenzlichen militärischen Situationen beziehen, mit denen er mehrfach konfrontiert war; alternativ kommt die angebliche Bedrohung durch seinen Bruder und Mitkaiser Geta in Betracht. Diesen hatte Caracalla umbringen lassen mit der Begründung, jener habe ihm nach dem Leben getrachtet, um eine Alleinherrschaft errichten zu können.⁴ Zeitgenössische Autoren kolportieren hingegen, Caracalla selbst habe die alleinige Regentschaft angestrebt und sich daher des Bruders als Rivalen entledigt.⁵ Jener Konflikt hatte sich Ende 211 zugespitzt; sollte das Edikt in Zusammenhang damit stehen, wäre eine Datierung in die erste Hälfte des Jahres 212 wahrscheinlich.⁶

3 Zu deren Verläufen Christ 1988/1992, 622–624.

4 Er hat dies dem Senat vorgetragen und so die Verhängung einer *damnatio memoriae* über den Bruder erwirkt; zu den Hintergründen Christ 1988/1992, 621 f.

5 Cass. Dio 78, 2, 1–3.

6 In dem Sinne u.a. Heichelheim 1941, 13; Oliver 1989, 505.

Zugunsten dieser Annahme spricht u.a., dass das zweite Edikt, das der Papyrus enthält – ein Amnestieerlass Caracallas – auf das Jahr 212/3 datiert ist. Wenn wir davon ausgehen, dass die Kanzlei die Edikte in chronologischer Reihung auf dem Papyrus notiert hat,⁷ sollte die *Constitutio* zuvor promulgiert und in Kraft gesetzt worden sein.

Abb. 2:

Αὐτοκράτωρ Καῖσαρ Μάρκος Αὐρήλιος Σεουήρος] Αντωνῖνος] Εἰσεβῆ]ς λέγει·
]η μᾶλλον ἀν[. τὰς αἰτίας καὶ τοὺς λ[ογι]σμοὺς
θ]εοῖς [τοῖς ἀθ[αν]άτοις εὐχαριστήσαιμι, ὅτι τῆ[ς] τοιαύτη[ς]
]ησμε συ[νετ]ήρησαν. τοι[α]ροῦν νομίζω [ο]ὔτω με
]ως δὲ[ν]ασθαι τῆ] μεγαλειότητι αὐτῶν τὸ ἱκανὸν ποι-
εῖν ὁ]σάκις ἐὰν ὑ[π]εισέλθ[ωσ]ιν εἰς τοὺς ἔμοϋς ἀν[θρ]ώπους
]γ θεῶν συνει[σ]ενέγκ[οι]μι. δίδωμι τοῖς συνάπα-
σιν κατὰ τ]ὴν οἰκουμένην π[ολι]τείαν Ῥωμαίων, μένοντος
τοῦ δικαίου τῶν πολιτευμ]άτων, χωρ[ίς] τῶν [. . .]δεικίων. ὁ[φ]εῖλει γὰρ τὸ
]γειν πάντα α[. . .]α ἤδη κ[α]ὶ τῆ] νίκη ἐνπερι-
ληφ] ἄγμα [. . .]λώσει [τ]ὴν μεγαλειότητα [το]ῦ Ῥωμα[ι-]
]. περὶ τοὺς [. . .]υς γεγενῆσθα[ι] ἥπερ δ[]

Wörtlich heißt es in P. Giss 40 I:⁸

Kaiser Mar]cus Aurelius [Severus] Antoninus E[usebe]s verkündet: [...] eher [...] die Gründe und die Überlegungen ... [...] den unsterblichen Göttern möchte ich danken, dass sie mich in einer solchen [Gefahr?] gerettet haben. Daher glaube ich denn in dieser Weise [fromm o.Ä.?] ihrer Größe entsprechend zu handeln, [wenn ich...], sooft zu meinen Untertanen [andere Menschen?] kommen, [sie zu den Heiligtümern?] der Götter bringe. Ich verleihe allen [... im] Reich das Römische [Bürgerrecht?]. Dabei behalten [die Rechtsansprüche der Gemeinwesen] ihre Gültigkeit abgesehen von den [...]. Denn es soll ... [...] alles [...] schon auch durch den Sieg umfassen ... [...] der Erlass möge die Größe des römischen Volkes ...⁴⁹

Bei dem Text handelt es sich um die griechische Version des lateinischen Originals, die entweder in der für griechische Übersetzungen kaiserlicher Schreiben zustän-

7 So wird üblicherweise verfahren; dazu Modrzejewski 2011, 480.

8 Tanskription aus Kuhlmann 1994, 222.

9 Übersetzung von P. Kuhlmann, in: Kuhlmann 2012, 47.

digen Kanzlei in Rom oder im Büro des ägyptischen Statthalters in Alexandria angefertigt worden ist. Derartige Translationen dürften in allen Provinzen des östlichen Reichsteils existiert haben; einzig jene aus Ägypten aber hat sich erhalten.

Als Motiv für den Erlass gibt der Kaiser Dankbarkeit gegenüber den Göttern an. Hier stellt sich unweigerlich die Frage, wie ein solcher Dankesakt mit einer großangelegten Bürgerrechtsverleihung korreliert. Caracalla selbst stellt eine Verknüpfung her, die darauf abhebt, dass er zum einen die Generosität, die er selbst seitens der Götter erfahren habe, an die Bevölkerung weitergeben und zum zweiten eine möglichst große Zahl von Menschen vereinigen und veranlassen möchte, ihrerseits den Göttern zu huldigen. Dies begreift er zugleich als einen Schritt, um die „Würde des römischen Volkes“ (*maiestas populi Romani*), wie es in der lateinischen Fassung gelautes haben dürfte, zu fördern. Religiöse und politische Motivationen sind hier offenbar eng verwoben.¹⁰ Das ist für das römische Verständnis grundsätzlich nicht ungewöhnlich: Das Römische Reich stellte gerade in der Kaiserzeit eine Kultgemeinschaft wie auch eine Rechtsgemeinschaft dar. Sowohl der Kult als auch das Recht fungierten als wichtige Instrumente zur Integration des Reiches, zur Romanisierung der provinziellen Bevölkerung und damit zur Förderung ihrer Identifikation mit dem Imperium.

Eine Besonderheit in der Verfügung Caracallas ist gleichwohl darin zu sehen, dass er die beiden Momente stärker verknüpft als bislang üblich. Als Bindeglied zwischen beiden operiert der Kaiser: Er tritt als Spender des Bürgerrechts auf und hat zugleich eine zentrale Rolle im Kult inne.¹¹ Dabei ist weniger an den Kaiserkult im engeren Sinne zu denken – für die Partizipation an diesem Kult war das römische Bürgerrecht nicht erforderlich –, als vielmehr an den Umstand, dass der Kaiser nach traditionellem Verständnis ‚Frieden‘ (*pax*) und ‚Sicherheit‘ (*securitas*) seitens der Götter garantierte und so für das Wohlergehen im Reich verantwortlich zeichnete.¹² Dieser Gedanke begegnet bereits im frühen Prinzipat unter den julisch-claudischen Kaisern. In der Dynastie der Severer, der Caracalla angehörte, verstärkte er sich noch: Bedingt durch eine zunächst schwache Legitimation – Septimius Severus, der Vater Caracallas, war durch Usurpation an die Macht gekommen – stellte sie die Bindung an die Götter wie auch eigene göttliche Qualitäten ungewöhnlich markant heraus und forcierte so die sakrale Überhöhung des Kaisertums.¹³

II. Kontroversen

Der Gießener Papyrus hat seit seiner Erstpublikation rasch die Aufmerksamkeit der papyrologischen, philologischen, alt- und rechtshistorischen Forschung ge-

10 Dazu Ando 2000, 395; Hekster 2008, 48 f.

11 K. Buraselis nimmt hier einen Zusammenhang mit neupythagoreischen Vorstellungen an, denen gemäß der Kaiser als *mediator* zwischen den Gottheiten, auf die er seine Stellung zurückführte, und dem Volk fungierte (Buraselis 2007, 19).

12 Zur Bedeutung des Kaisers als Integrationsfigur in dem Zusammenhang Kuhlmann 2012, 50.

13 Hierzu mit Blick auf Septimius Severus und dessen Bestreben, die eigene Stellung, aber auch die der Dynastie, die er zu begründen hoffte, religiös zu konnotieren, Lichtenberger 2011.

funden und hat zu einer großen Zahl wissenschaftlicher Studien Anlass gegeben. Das Interesse galt dabei zunächst der sprachlichen Rekonstruktion des Textes wie auch der detaillierten Erfassung der Anordnung, die mit der Erschließung des sprachlichen Befundes unmittelbar zusammenhängt. Über die Tatsache, dass P. Giss. 40 I den Text der *Constitutio Antoniniana* in den Grundzügen enthält, herrscht mittlerweile im Wesentlichen Konsens.¹⁴ Die Hauptaufmerksamkeit der Forschung der ersten Jahrzehnte nach Auffindung des Dokuments hat der Frage gegolten, welche Gruppen gegebenenfalls von der Civitätsverleihung ausgeschlossen waren.¹⁵ Unstrittig ist die Exemption von Sklaven sowie bestimmter Typen Freigelassener.¹⁶ Ebenfalls ausgenommen wurde möglicherweise – abhängig von der Lesart des Textes – ein Kreis sog. *dediticii*, über deren Identifikation bis heute aber keine Einigkeit erzielt ist. Aus dem römischen Recht sind verschiedene Typen von *dediticii* bekannt, von denen jedoch nicht ohne weiteres Rückschlüsse auf die hier genannten gezogen werden können.¹⁷ Eventuell ist an Gruppen gedacht, die erst kürzlich militärisch besiegt wurden bzw. sich den Römern unterworfen hatten – ohne dass sich solche in der konkreten Situation benennen ließen. Als gesichert kann gelten, dass die Angehörigen der germanischen Ethnien, welche die Römer zwar nach wie vor als *barbari* betrachteten, denen sie aber dennoch zunehmend Siedlungsrechte unterschiedlicher Art auf römischem Territorium einräumten, nicht automatisch den Status römischer Bürger erlangten.¹⁸

Lange Zeit umstritten war zudem, wie viele Personen überhaupt in den Genuss der Reform kamen: Verbreitet war bis vor einigen Jahren die Ansicht, dass ein Großteil der Reichsbewohner zum fraglichen Zeitpunkt bereits *cives Romani* waren, so dass die Auswirkungen als eher gering einzuschätzen seien. Daneben wurde die Auffassung vertreten, dass auch jetzt noch wesentliche Gruppierungen unberücksichtigt geblieben seien.¹⁹ Mittlerweile dominiert die Position, dass ein Großteil der Reichsbewohner – speziell unter den nichtprivilegierten Schichten der östlichen Provinzen – von dem Gesetz profitiert habe.²⁰ Sie stützt sich auf das Vorkommen des *nomen gentile* ‚Aurelius‘ – des ‚Familiennamens‘ unseres Kaisers, der gewöhnlich von Personen, welche von einem Kaiser mit dem Bürgerrecht bedacht worden waren, in den eigenen Namen integriert wurde. So konnte festgestellt werden, dass jener Name in epigraphischen Zeugnissen seit 212/13 n.Chr. im gesamten östlichen Reichsteil signifikant zunahm und hier sogar zum am stärksten verbreiteten

14 Anders noch Bickermann 1926, 9–11 und Wolff 1976, bes. 1–3; zur Auseinandersetzung mit deren Thesen sowie zum heutigen Forschungsstand Kuhlmann 2012, 47 f.

15 Vgl. die Literaturberichte von Sasse 1962 und 1965; auch Wolff 1976 ist grundsätzlich noch in diesem Forschungskontext zu verorten.

16 Zu den Details Pferdehirt 2012, 59; Pferdehirt 2012a, 54.

17 Dazu Sasse 1958, 68 f.

18 Zu dem Komplex Mathisen 2006, 1025 f. 1034 f.

19 Letztgenannte These geht von der Annahme aus, dass es sich bei jenen *dediticii* um eine vergleichsweise große Gruppe gehandelt habe; dazu Sasse 1958, 18–22.

20 So u.a. Christ 1988/1992, 462; Scheid 1990, 286; Garnsey 2004, 134 f.; Kantor 2016, 50.

Namen überhaupt avancierte.²¹ Konsens besteht mittlerweile auch dahingehend, dass die Verfügung nicht nur einen einmaligen Akt darstellte, sondern zugleich Geltung für die Zukunft beanspruchte und auch erlangte.²²

Diskutiert wird überdies, was die Verleihung des Bürgerrechts in dieser Zeit bedeutete. Für Kontroversen hat dabei nachgerade die steuerliche Ebene gesorgt, speziell die Frage, ob die Maßnahme eine Befreiung von der Grund- und Kopfsteuer einschloss, die in der Mehrzahl der provinziellen Gemeinden eingezogen wurden.²³ Heute geht man in der Regel davon aus, dass dies nicht der Fall war: Vergleiche mit Regelungen anderer Kaiser zu dem Gegenstand haben ergeben, dass die Verleihung des Bürgerrechts und die Zuerkennung steuerlicher Immunität aus römischer Sicht unterschiedliche Privilegien darstellten, die meist separat verliehen wurden.²⁴ Römische Bürger verfügten zwar in der Regel über beide; nichtsdestotrotz wurden einige von ihnen, die in provinziellen Städten lebten, zu jenen Steuern herangezogen.

Schwierigkeiten bereitete bis vor einigen Jahren zudem die Bestimmung, dass die Rechte der Gemeinden unangetastet bleiben sollten. Diese lässt sich auf zweifache Weise lesen: zum einen als Bestätigung des Anrechts der Gemeinden auf steuerliche Zahlungen – gemeint sind in dem Fall nicht die Kopf- und Grundsteuer, die an die Provinz abzuführen waren, sondern lokale Abgaben, die die Gemeinden zur Bestreitung ihrer eigenen Aufgaben in Eigenregie erheben konnten; zum anderen wird jene Bestimmung als eine Salvationsklausel gedeutet, die besagt, dass regionale und lokale Rechtstraditionen weiterhin galten, die örtlichen Gerichte also nicht zur Anwendung des römischen Rechts verpflichtet wurden, sondern in herkömmlicher Manier Recht sprechen konnten.²⁵ Aufschlussreich hierfür war der Vergleich mit der sog. *Tabula Banasitana*, einer gut dokumentierten Bürgerrechtsverleihung Kaiser Mark Aurels, die ebenfalls eine solche Klausel enthält, die dort aber präziser formuliert ist als in der *Constitutio Antoniniana*.²⁶

Der zeitgenössische Historiograph Cassius Dio, der neben dem erwähnen Juristen Ulpian das Bild der Regelung nachhaltig geprägt hat, vertritt die Ansicht, dass es sich bei der Reform tatsächlich um eine Maßnahme zur Erhöhung des Steueraufkommens gehandelt habe.²⁷ Dieser Einschätzung liegt der Umstand zugrunde, dass nur römische Bürger Erbschafts- und Freilassungssteuern zu zahlen hatten. Die Forschung ist ihm lange gefolgt, geht heute aber gewöhnlich davon aus, dass dies schwerlich die Hauptintention des Herrschers gewesen sein kann, da

21 Dabei wird einkalkuliert, dass auch Freigelassene anderer Kaiser diesen Namen tragen konnten – darunter jene Mark Aurels –, allerdings sind von den in Frage kommenden Herrschern keine Freilassungen größeren Ausmaßes bekannt. Zu den entsprechenden Daten und ihrer Auswertung Buraselis 2007, 94–120; Scholz 2012, 67–73.

22 Hierzu Mathisen 2012, 754.

23 Eine Übersicht über die diskutierten steuerlichen Fragen gibt Pferdehirt 2012b, 62–65.

24 Dazu Sherwin-White 1939/1973, 276–280.

25 Anders noch Mitteis 1891, 160–166; zum heutigen Forschungsstand Humfress 2011, bes. 36 f.

26 Sherwin-White 1973, 95–98.

27 Cass. Dio 78, 9, 4 f.

die Inhaber großer Vermögen nahezu durchgehend bereits zuvor *cives Romani* waren.²⁸ Cassius Dio äußert sich insgesamt kompromittierend über Caracalla, was nicht zuletzt auf Spannungen zwischen dem Senatorenstand, dem der Autor wie auch das Gros seiner Adressaten angehörte, und jenem Kaiser zurückzuführen ist. Caracalla setzte – ähnlich wie schon sein Vater und die sog. Soldatenkaiser nach ihm – stark auf den Rückhalt im Heer, aber auch bei den nichtprivilegierten Schichten im Reich. Die Erwartungen des *ordo senatorius* hingegen ließ er weitgehend außer Acht.

In letzter Zeit ist die politisch-religiöse Dimension des Erlasses stärker in den Fokus der Forschung gerückt. Dabei ist reflektiert worden, dass die religiösen Implikationen nur in enger Verbindung mit der politischen Intention zu interpretieren sind. Für sich genommen erschließen sich erstere hingegen nicht – insbesondere da Caracalla persönlich eher östlichen Gottheiten und deren Kulte zugeneigt war als den genuin römischen oder gar den Staatsgöttern, die in der *Constitutio* gemeint sein dürften.²⁹

III. Historische Bedeutung

Betrachten wir zunächst, worin die Besonderheiten die Bürgerrechtsverleihung unter Caracalla zu sehen sind und was es in dieser Zeit überhaupt bedeutete, römischer Bürger zu werden. Um erstere zu erfassen, sollten wir vorab einen kurzen Blick auf die Verhältnisse vor Caracalla werfen: Bürgerrechtsverleihungen waren in der römischen Geschichte nichts Ungewöhnliches – ein berühmtes Beispiel aus republikanischer Zeit ist die Eingliederung der Italiker in den römischen Bürgerverband nach dem Bundesgenossenkrieg seit 89 v.Chr.³⁰ In der Kaiserzeit nahmen Civitätsvergaben deutlich zu. Der sachliche Gehalt des Bürgerrechts wandelte sich jedoch: Anders als in der Republik ging es nun nicht mehr um die Berechtigung zu politischer Partizipation, sondern um die Erlangung eines privilegierten personenrechtlichen Status.³¹ Dieser war sowohl in straf- als auch in zivilrechtlicher Hinsicht greifbar: Er implizierte u.a. das Recht zur Appellation an den Kaiser und begründete namentlich in Kapitalprozessen einen Anspruch auf ein Verfahren vor dem Kaisergericht. Todesurteile durch provinzielle Gerichte oder gar Hinrichtungen auf bloße Anordnung eines Provinzstatthalters hin waren nicht zulässig.³² Hinzu trat die Befreiung von der Folter und größerer Schutz vor der Verhängung einer Todesstrafe.³³ Daneben waren die zivilrechtlichen Konsequenzen für den Einzel-

28 Hierzu Buraselis 2007, 8.

29 Zu dem Komplex Simelon 2010, 792 f.; Modrzejewski 2011, 483 f.

30 Zu möglichen sprachlichen Parallelen zwischen der *Lex Plautia Papiria*, die die Bürgerrechtsverleihung an die Italiker regelte, und der *Constitutio Antoniniana* Weber 2009, 159–162.

31 Vgl. u.a. Mathisen 2006, 1014 f.; Hekster 2008, 45.

32 Letztgenannte Praxis kennen wir u.a. aus dem Kontext von Christenverfolgungen. Die Statthalter agierten hier wohl auf der Grundlage ihrer Amtsgewalt im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung.

33 Todesurteile waren nur in Fällen von Tötungsdelikten sowie Hochverrat zulässig und durften nicht auf entehrende Weise vollstreckt werden, etwa durch Kreuzigung oder die ‚Verurteilung zu den wilden Tieren‘ (*damnatio ad bestias*).

nen von hoher Relevanz: Zuvorderst ist zu nennen, dass der oder die Betreffende eine rechtsgültige Ehe (*matrimonium iustum*) eingehen konnte sowie nach römischem Recht testier- und erbfähig war.³⁴ Ohne römische Civität waren er oder sie in Erbangelegenheiten massiv diskriminiert, vor allem gegenüber Familienmitgliedern, die ihrerseits über das römische Bürgerrecht verfügten. Hinzu kam die Chance, nach römischem Recht Verträge zu schließen – nicht wie zuvor allein auf der Basis des *ius gentium*, was gerade im Geschäftsverkehr mit römischen Bürgern mit erheblichen Nachteilen verbunden gewesen war.³⁵

Bis zu Caracalla gliederte sich die Bewohnerschaft des Römischen Reiches in Bürger und ‚Fremde‘ (*peregrini*). Das Bürgerrecht wurde im Normalfall qua Geburt erlangt. Bürgerrechtsverleihungen konnten durch den Kaiser an Einzelpersonen wie auch an Gemeinden bzw. Verbände vorgenommen werden, hatten aber immer den Charakter eines Privilegs resp. einer Auszeichnung für besondere Verdienste um das Reich. Bevorrechtigt waren dabei die Angehörigen des Dekurionenstandes, d.h. Mitglieder der urbanen Eliten, die in den provinziellen Städten als Stadträte oder Magistrate wirkten. Spätestens wenn diese in die ‚Reichsaristokratie‘, also den Ritter- oder Senatorenstand, aufsteigen und entsprechend nobilitiert werden wollten, war die gleichzeitige Verleihung des römischen Bürgerrechts obligatorisch. Familienangehörige konnten mitbedacht werden, gleichwohl nicht pauschal, sondern mit ausdrücklicher namentlicher Nennung der betreffenden Personen im jeweiligen Privileg. Eine zweite Gruppe mit ausnehmend guten Aussichten auf den Erhalt des Bürgerstatus stellten Soldaten provinzieller Herkunft dar, die in Auxiliärverbänden gedient hatten und nach Absolvierung einer fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit bei ehrenhaftem Ausscheiden regelmäßig das Bürgerrecht empfingen.³⁶

Unter Caracalla nun wurden sämtliche Freie bedacht, was mit einer Aufhebung der Differenzierung zwischen Römern und Peregrinen einherging. Das bedeutete freilich keine vollständige Nivellierung von Ungleichheiten: Soziale Diskrepanzen, insbesondere die Dichotomisierung der Gesellschaft in ‚Ehrenvollere‘ (*bonestiores*) und ‚Niedergestellte‘ (*humiliores*), die sich auch vor Gericht manifestierte, bestanden fort.³⁷ Desungeachtet lässt die Maßnahme das Bestreben erkennen, einen einheitlichen Untertanenverband zu schaffen und damit alle in gleicher Weise auf den Kaiser auszurichten – ein Bemühen, das sich bei spätantiken Herrschern noch fortsetzen sollte.

Essentiell für die Bewertung der Reform ist der oben angesprochene Umstand, dass angestammte Rechte bestehen blieben. Dieser kam an verschiedenen Stellen zum Tragen: Vorrangig drückte er sich darin aus, dass der oder die Einzelne die römische Civität nicht anstelle des bisherigen städtischen Bürgerrechts erhielt, sondern zusätzlich zu diesem. Wir haben es also mit einer Praxis der ‚doppelten Staats-

34 Einen Überblick gibt diesbezüglich Pferdehirt 2012, 60.

35 Zu den Hintergründen Pferdehirt 2012a, 55.

36 Der Dienst in den Legionen setzte hingegen bereits während der Dienstzeit den römischen Bürgerstatus voraus. Hier wurden Provinziale nur ausnahmsweise herangezogen. Eine Übersicht über die Vergabepaxis, über die wir vor allem durch die erhaltenen Militärdiplome gut informiert sind, präsentiert Vittinghoff 1986/1994, 282–292.

37 Dazu Garnsey 2004, 140; Bryn 2016, 34.

bürgerschaft‘ zu tun.³⁸ Dies war vor allem für Personen im Ostteil des Reiches von Belang, der stark durch die griechische Stadtkultur mit jeweils eigener bürgerlicher Zugehörigkeit geprägt war. Das Vorgehen ist bedingt durch die Spezifika römischer Herrschaftsorganisation, die nur in geringem Maße Zentralisierungstendenzen aufwies und in hohem Grade auf regionale und lokale Selbstverwaltung setzte. Auch wenn dies eher aus praktischen Erwägungen denn aus prinzipiellen Beweggründen heraus geschah, finden wir hier einen interessanten Anknüpfungspunkt für heutige Überlegungen zum Subsidiaritätsprinzip. Für die örtlichen Gerichte bedeutete die Regelung, dass sie weiterhin nach tradierten Normen entscheiden konnten.³⁹ Nur in Zweifelsfällen oder bei Rechtskollisionen waren sie gehalten, dem römischen Recht zu folgen. Teils wurde den Prozessierenden selbst die Möglichkeit eingeräumt, die für sie günstigere Bestimmung zu wählen.⁴⁰

Die historische Bedeutung der Civitätsverleihung erschließt sich vollumfänglich erst aus der Retrospektive, wenn man von der Entstehungssituation, namentlich der Person Caracallas und dessen mutmaßlichen Intentionen, abstrahiert und langfristige Entwicklungen in die Betrachtungen einbezieht. Die Schaffung eines einheitlichen Bürgerstatus in einem drei Kontinente umfassenden Imperium erscheint dann in der Tat als außerordentlich und zugleich wegweisend. Dies wurde in Ansätzen bereits in der Spätantike erfasst,⁴¹ noch deutlicher aber in der Rezeption der frühen Neuzeit.⁴² Aus heutiger Perspektive ist eine Besonderheit der *Constitutio Antoniniana* – nicht zuletzt im Vergleich mit anderen prominenten Beispielen der europäischen Bürgerrechts- und Konstitutionsgeschichte – darin zu sehen, dass sie weder eurozentrisch noch nationalstaatlich orientiert war und auch nicht mit einer Zentralisierung von Herrschaft oder Aberkennung bestehender Rechte einherging. Gerade hierdurch eignet sie sich als Referenzpunkt für aktuelle Debatten zu bürgerlicher Zugehörigkeit, die plural ausgerichtet sind und Integration wie auch Identitätsbildung auf lokaler, nationaler und supranationaler Ebene zugleich thematisieren.⁴³

Eben dieser Umstand hat uns – das Institut für Altertumswissenschaften an der Justus-Liebig-Universität und die Universitätsbibliothek Gießen in enger Kooperation mit dem Oberhessischen Geschichtsverein, dem Präsidium der Universität und ganz besonders auch der Stadt Gießen als Eigentümerin und Dauer-

38 Dies wurde seit Beginn der Kaiserzeit so gehandhabt und von Caracalla beibehalten; dazu Modrzejewski 2011, 493.

39 Zum rechtlichen Pluralismus und seiner Bedeutung für das Imperium vor und nach Caracalla Lepelley 2001, 850; Strobel 2007, 141–149; Ando 2011, 19–36; Ando 2012, 78–85, 93–99.

40 Dies ist zuletzt anhand des Ehe- und Scheidungsrechts in Ägypten demonstriert worden; dazu Köstner 2017, 195 f.

41 So etwa von den Kirchenvätern Augustinus und Johannes Chrysostomos; zu deren Positionen mit Belegen Inglebert 2016, 112. In dem Zusammenhang ist anzumerken, dass die Maßnahme nicht zuletzt für die Christianisierung des Reiches von nicht unerheblicher Bedeutung war.

42 Zu letzterer Ando 2016, bes. 16–18; Lee 2016, 122; in Bezug auf das frühe 19. Jahrhundert Lacchè 2016, 181. 196.

43 Hierzu mit Blick auf die Europäische Union Strobel 2007, 114; Lacchè 2016, 178.

leihgeberin des Dokuments an die Universität – motiviert, den Papyrus zur Aufnahme ins ‚UNESCO-Weltdokumentenerbe‘ vorzuschlagen. Dass der Antrag im Oktober 2017 positiv beschieden und die *Constitutio Antoniniana* damit tatsächlich in das Register ‚Gedächtnis der Welt‘ eingereiht wurde, bedeutet nicht nur einen großen Erfolg für alle Beteiligten, sondern vor allem auch eine Aufgabe: Er verpflichtet uns, auch künftig alles für den Erhalt dieses herausragenden Dokuments zu unternehmen, es in digitalisierter Form nach den Regeln des Open Access für Interessierte aus aller Welt zugänglich zu halten und seine eminente Bedeutung im fachwissenschaftlichen wie im öffentlichen Diskurs nachhaltig zu kommunizieren.

Literaturverzeichnis

Ando 2000

Ando, C., *Imperial Ideology and Provincial Loyalty in the Roman Empire*, Berkeley – Los Angeles – London 2000.

Ando 2011

Ando, C., *Law, Language, and Empire in the Roman Tradition*, Philadelphia 2011.

Ando 2012

Ando, C., *Imperial Rome AD 193 to 284. The Critical Century*, Edinburgh 2012.

Ando 2016

Ando, C., *Sovereignty, Territoriality and Universalism in the Aftermath of Caracalla*. In: Ders. (Hg.), *Citizenship and Empire in Europe 200 – 1900. The Antonine Constitution after 1800 Years*, Stuttgart 2016, 7–27.

Bickermann 1926

Bickermann, E., *Das Edikt des Kaisers Caracalla in P. Giss. 40*, Berlin 1926.

Bleicken 1978/1994

Bleicken, J., *Verfassungs- und Sozialgeschichte des Römischen Kaiserreiches*. Bd. 1, Paderborn u.a. ³1994 (¹1978).

Bryen 2016

Bryen, A.Z., *Reading the Citizenship Papyrus (P. Giss. 40)*. In: C. Ando (Hg.), *Citizenship and Empire in Europe 200 – 1900. The Antonine Constitution after 1800 Years*, Stuttgart 2016, 29–43.

Buraselis 2007

Buraselis, K., *Theia Dora. Das göttlich-kaiserliche Geschenk. Studien zur Politik der Severer und zur *Constitutio Antoniniana**, Wien 2007.

Christ 1988/1992

Christ, K., *Geschichte der römischen Kaiserzeit. Von Augustus bis zu Konstantin*, München ²1992 (¹1988).

Garnsey 2004

Garnsey, P., *Roman Citizenship and Roman Law in the Late Empire*. In: S. Swain/M. Edwards (Hg.), *Approaching Late Antiquity. The Transformation from Early to Late Empire*, Oxford 2004, 133–155.

Heichelheim 1941

Heichelheim, F.M., The Text of the ‚Constitutio Antoniniana‘ and the Three Other Decrees of the Emperor Caracalla Contained in Papyrus Gissensis 40. In: The Journal of Egyptian Archaeology 26, 1941, 10–22.

Hekster 2008

Hekster, O., Rome and its Empire, AD 193–284, Edinburgh 2008.

Humfress 2011

Humfress, C., Law and Custom under Rome. In: A. Rio (Hg.), Law, Custom, and Justice in Late Antiquity and the Early Middle Ages, London 2011, 23–47.

Inglebert 2016

Inglebert, H., Christian Reflections on Roman Citizenship (200 – 430). In: C. Ando (Hg.), Citizenship and Empire in Europe 200 – 1900. The Antonine Constitution after 1800 Years, Stuttgart 2016, 99–112.

Kantor 2016

Kantor, G., Local Law in Asia Minor after the *Constitutio Antoniniana*. In: C. Ando (Hg.), Citizenship and Empire in Europe 200 – 1900. The Antonine Constitution after 1800 Years, Stuttgart 2016, 45–62.

Köstner 2017

Köstner, E., Ein göttlich-kaiserliches Geschenk mit Nachteilen? Die veränderte Situation der Neu-Römerinnen nach der *Constitutio Antoniniana*. In: A. Eich u.a. (Hg.), Das dritte Jahrhundert. Kontinuitäten und Brüche, Stuttgart 2017, 189–202.

Kuhlmann 1994

Kuhlmann, P.A., Die Giessener literarischen Papyri und die Caracalla-Erlasse. Edition, Übersetzung und Kommentar, Gießen 1994.

Kuhlmann 2012

Kuhlmann, P.A., Die *Constitutio Antoniniana*: Caracallas umfassende Bürgerrechtsverleihung auf dem Papyrus Gissensis 40. In: B. Pferdehirt/M. Scholz (Hg.), Bürgerrecht und Krise. Die *Constitutio Antoniniana* 212 n.Chr. und ihre innenpolitischen Folgen, Mainz 2012, 45–50.

Lacchè 2016

Lacchè, L., Expanding Citizenship? The French Experience surrounding the Code Napoléon. In: C. Ando (Hg.), Citizenship and Empire in Europe 200 – 1900. The Antonine Constitution after 1800 Years, Stuttgart 2016, 177–198.

Lee 2016

Lee, D., Citizenship, Subjection, and Civil Law: Jean Bodin on Roman Citizenship and the Theory of Consensus Subjection. In: C. Ando (Hg.), Citizenship and Empire in Europe 200 – 1900. The Antonine Constitution after 1800 Years, Stuttgart 2016, 113–134.

Lepelley 2001

Lepelley, C., Le nivellement juridique du monde romain à partir du III^e siècle et la marginalisation des droits locaux. In: Mélanges de l'École française de Rome 113, 2001, 839–856.

Lichtenberger 2011

Lichtenberger, A., Severus Pius Augustus. Studien zur sakralen Repräsentation und Rezeption der Herrschaft des Septimius Severus und seiner Familie (193 – 211 n.Chr.), Leiden u.a. 2011.

Mathisen 2006

Mathisen, R.W., *Peregrini, Barbari and Cives Romani*: Concepts of Citizenship and Legal Identity of Barbarians in the Later Roman Empire. In: *The American Historical Review* 111, 2006, 1011–1040.

Mathisen 2012

Mathisen, R.W., Concepts of Citizenship. In: S.F. Johnson (Hg.), *The Oxford Handbook of Late Antiquity*, Oxford 2012, 744–763.

Mitteis 1891

Mitteis, L., *Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs*, Leipzig 1891.

Modrzejewski 2011

Modrzejewski, J.M., *Droit et justice dans le monde grec et hellénistique*, Warschau 2011.

Oliver 1989

Oliver, J.H., *Greek Constitutions of Early Roman Emperors from Inscriptions and Papyri*, Philadelphia 1989.

Pferdehirt 2012

Pferdehirt, B., Die rechtlichen Auswirkungen. In: Dies./M. Scholz (Hg.), *Bürgerrecht und Krise. Die *Constitutio Antoniniana* 212 n.Chr. und ihre innenpolitischen Folgen*, Mainz 2012, 59–61.

Pferdehirt 2012a

Pferdehirt, B., Die rechtliche und soziale Gliederung im Römischen Reich vor der *Constitutio Antoniniana*. In: Dies./M. Scholz (Hg.), *Bürgerrecht und Krise. Die *Constitutio Antoniniana* 212 n.Chr. und ihre innenpolitischen Folgen*, Mainz 2012, 53–58.

Pferdehirt 2012b

Pferdehirt, B., Die steuerlichen Auswirkungen. In: Dies./M. Scholz (Hg.), *Bürgerrecht und Krise. Die *Constitutio Antoniniana* 212 n.Chr. und ihre innenpolitischen Folgen*, Mainz 2012, 62–65.

Sasse 1958

Sasse, C., *Die *Constitutio Antoniniana*, Eine Untersuchung über den Umfang der Bürgerrechtsverleihung auf Grund des Papyrus Giss. 40 I*, Wiesbaden 1958.

Sasse 1962

Sasse, C., Literaturberichte zur *Constitutio Antoniniana*, Teil I. In: *Journal of Juristic Papyrology* 14, 1962, 109–149.

Sasse 1965

Sasse, C., Literaturberichte zur *Constitutio Antoniniana*, Teil II. In: *Journal of Juristic Papyrology* 15, 1965, 329–366.

Scheid 1990

Scheid, J., *Rome et l'intégration de l'Empire (44 av. J.-C. – 260 ap. J.-C.)*. Bd. 1, Paris 1990.

Scholz 2012

Scholz, M., Zur Reaktion auf die *Constitutio Antoniniana* und zum Umfang der Bürgerrechtsverleihungen anhand des kaiserlichen Familiennamens *Aurelius*. In: Ders./B. Pferdehirt (Hg.), Bürgerrecht und Krise. Die *Constitutio Antoniniana* 212 n.Chr. und ihre innenpolitischen Folgen, Mainz 2012, 67–75.

Sherwin-White, 1939/1973

Sherwin-White, A.N., *The Roman Citizenship*, Oxford ²1973 (¹1939).

Sherwin-White 1973

Sherwin-White, A.N., The Tabula of Banasa and the *Constitutio Antoniniana*. In: *Journal of Roman Studies* 63, 1973, 86–98.

Simelon 2010

Simelon, P., Caracalla: entre apothéose et damnation. In: *Latomus. Revue d'Études Latines* 69, 2010, 792–810.

Strobel 2007

Strobel, K., The Roman Empire: Economy and Legal Practice – Parallels to the European Union? Plurality and Diversity or Uniformity of Roman Law? In: Ders. (Hg.), *Von Noricum nach Ägypten: Eine Reise durch die Welt der Antike. Aktuelle Forschungen zu Kultur, Alltag und Recht in der römischen Welt*, Klagenfurt/Ljubljana/Wien 2007, 107–192.

Vittinghoff 1986/1994

Vittinghoff, F., Militärdiplome, römische Bürgerrechts- und Integrationspolitik der Hohen Kaiserzeit. In: Ders./W. Eck (Hg.) *Civitas Romana*. Stadt und politisch-soziale Integration im *Imperium Romanum* der Kaiserzeit, Stuttgart 1994, 282–298 (zuerst 1986).

Weber 2009

Weber, E., Eine Reminiszenz an die *lex Plautia Papiria* im P. Giss. I 40? In: *Tyche*. Beiträge zur Alten Geschichte, Papyrologie und Epigraphik 24, 2009, 153–162.

Wolff 1976

Wolff, H., *Die Constitutio Antoniniana und Papyrus Gissensis 40 I*, Köln 1976.

Zum Startschuss für die Neu-Konzeptionierung des Oberhessischen Museums in Gießen – eine Dokumentation

Veranstaltungen Denk-Raum-Museum vom
17. bis 20. August 2017 in der Kunsthalle Gießen

1. Tag: Donnerstag, 17. August 2017 – Auftaktveranstaltung

Grußwort der Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen

DIETLIND GRABE-BOLZ

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Museumsinteressierte, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, sehr geehrte Gäste.

Seien Sie herzlich willkommen im DenkRaumMuseum!

Endlich, werden viele von Ihnen sagen, gibt es den Startschuss für die Neu-Konzeptionierung unseres Museums, ein Prozess, der wichtig ist für Gießen, aber Gießen damit nicht alleine steht!

Die Museumslandschaft ist vielerorts in Bewegung.

Schauen wir allein nur mal nach den hessischen Städten Frankfurt, Kassel, Marburg oder Wetzlar – allesamt Städte, die, in den vergangenen Jahren hinsichtlich ihrer Stadtmuseen und stadtgeschichtlichen Sammlungen begonnen haben, sich Fragen zu stellen; Fragen, denen wir uns in unserer Stadt seit einigen Monaten ebenfalls aktiv stellen:

Welchen Sinn und Nutzen haben die Museen heute für die Stadtgesellschaft? Welche Erwartungen haben wir heute selbst an unsere Museen? Wie gestalten wir unsere Museen und insbesondere die Stadtmuseen hinsichtlich permanenter Veränderungsprozesse unserer Stadt? Wie erreichen wir die Bürgerinnen und Bürger unterschiedlicher Herkunft, Bildung und Alter als Besucher? Und welche Rahmenbedingungen und Voraussetzungen müssen wir dafür schaffen?

Das alles sind Fragen, zu denen jede Stadt und jedes Museum sich seinen/ihren eigenen Weg suchen muss.

Warum ist uns hier in Gießen die Arbeit am Oberhessischen Museum so wichtig, und warum liegt mir das Museum ganz persönlich so sehr am Herzen? Unser Oberhessisches Museum ist unser kulturelles Erbe, es ist ein Schatz, **eine Einrichtung für alle:**

Für diejenigen von uns, die „schon immer“ hier waren, die, die zu uns gekommen und geblieben sind: Studis, Senioren, Lebensabschnitts-Gießener, Schlammbeiser, Menschen aus anderen Teilen Europas und der Welt - also alle; und natürlich auch für die, die noch kommen werden.

Unser Museum soll die ganze Stadtgesellschaft und BesucherInnen einladen, ihnen Anregungen geben, Impulse senden, Fragen stellen. Es soll sich noch stärker öffnen; öffnen für Sie, die Bürgerinnen und Bürger Gießens. Damit das Museum interessant bleibt und spannend wird, muss es sich jedoch wandeln und entwickeln; genauso, wie wir uns alle dem ständigen Wandel stellen müssen und insbesondere Städte von Dynamik und Wandel geprägt sind.

Und so sind wir uns sicher alle einig: Gießen braucht als Universitäts-, Kultur- und Bildungsstadt ein zeitgemäßes und zugleich ein zukunftsfähiges Museum, das den Ansprüchen und Erwartungen einer vielschichtigen Stadtgesellschaft gerecht wird.

Wir brauchen ein Museum, das sich insbesondere über seine stadtgeschichtliche Sammlung nicht nur der Vergangenheit, sondern auch den aktuellen Themenstellungen der Stadtgesellschaft widmet, das in unserer heterogenen Gesellschaft Identität schaffen und stiften möchte.

Wir wünschen uns ein Museum, das seine Arbeit als Bildungsauftrag versteht und einen Beitrag zur zukunftsorientierten Allgemeinbildung in Kunst, Kultur und Geschichte leistet; ein Museum, das am Objekt oder historischen Dokument entlang relevante Geschichten und Ereignisse erzählt. Wer die heutige Stadt Gießen verstehen will, muss die Geschichten aller Menschen erzählen, die in unserer Stadt leben: Geschichten des Aufbruchs oder Ankommens, Geschichten von Arbeit und Alltag, von Leidenschaft, von Erfolg und Misserfolg.

Heute ist die vielfältige Stadtgesellschaft stark durch individuelle Lebensentwürfe geprägt und benötigt daher umso mehr ein Museum, das sich als Reflektionsfläche für die Entwicklung ihres Selbstverständnisses anbietet. Daher sollte sich unser Museum als Forum verstehen, ein Forum, das der Stadtgesellschaft durch attraktive Angebote und unterschiedliche Formate eine Teilhabe ermöglicht. Dafür müssen sich zukünftig unsere Sammlungen und insbesondere unsere stadtgeschichtliche Sammlung profilieren, aktualisieren, mithin verändern. Denn wie die überwiegende Anzahl der stadthistorischen Sammlungen ist auch das Oberhessische Museum Ende des 19. Jahrhunderts aus dem Oberhessischen Geschichtsverein entstanden. Noch heute können wir dankbar sein der engagierten Bürgerschaft, die all das gesammelt hat, was ihr schützenswert, wertvoll und repräsentativ erschien.

Dadurch verfügt unser Museum heute über einen heterogenen Sammlungsbestand, bei dem es sich um Konvolute der Stadt- und Regionalgeschichte, der Kunstgeschichte, der Kulturgeschichte und Archäologie handelt, die im Verlauf der vielen Jahre durch private Sammler in die Obhut des Museums gegeben wurden.

Dass sich Stadtgesellschaft und die Erwartung an Museen seither geändert haben, liegt auf der Hand. Deshalb packen wir nun eine der größten und bedeutendsten kulturpolitischen Aufgaben der letzten 50 Jahre in Gießen an: Den Prozess der Neukonzeption, den wir dialogisch und partizipativ gestalten wollen und der – wegen der Komplexität der Aufgaben - mindestens 2 Jahre dauern wird.

Nun zum Prozess und den bisherigen „Machern“:

Vor einiger Zeit habe ich eine Steuerungsgruppe unter Leitung des Kulturamtes eingesetzt, um den Prozess der Neukonzeption des Museums und insbesondere der stadthistorischen Sammlung neben dem weiterlaufenden Betrieb in Gang zu setzen. Hierfür wurde das Konzept StadtLaborGießen entwickelt, das sich in drei Formate auffächert, die auf unterschiedliche Weise die aktive Einbindung der Stadtgesellschaft gewährleisten: LaborAusstellungen, LaborGespräche und Labor-Website

Ich bin dem Team um Frau Maiwald ebenso wie der von mir eingerichteten impulsgebenden Steuerungsgruppe ausgesprochen dankbar, dass es in der kurzen Zeit möglich ist, heute mit dem „Denk.Raum.Museum“ als Auftakt bereits etwas sichtbar und erlebbar zu machen. Heute und in den kommenden Tagen haben wir die Gelegenheit, unser Oberhessisches Museum zumindest gedanklich auf den „Kopf“ zu stellen.

Sie erlauben mir, dass ich mich bei der Steuerungsgruppe, die in den vergangenen Monaten in intensiven Diskussionen das Gesamtkonzept des StadtLaborGießen entwickelt hat, namentlich bedanke:

Allen voran hat Herr Dr. Michael Breitbach als Vorsitzender des Oberhessischen Geschichtsvereins den entscheidenden Impuls für diesen Prozess gegeben. Ich danke Ihnen, sehr geehrter Herr Dr. Breitbach, dafür, dass Sie die Tradition des Oberhessischen Geschichtsvereins in der Verantwortung für das Museum fortgesetzt und uns bei dem bisherigen Prozess entscheidend unterstützt haben. Es ist gut, Sie und den Oberhessischen Geschichtsverein an unserer Seite zu wissen.

Mittlerweile ist Ihnen Herr Dr. Krauthelm im Steuerungsgremium nachgefolgt, bei dem ich mich ebenso herzlich für sein fachliches Engagement bedanke.

Herr Prof. Marcel Baumgartner, ebenfalls ein Mann der ersten Stunde, steht uns - seit seinem Umzug in den Süden Deutschlands - leider nicht mehr als wichtiger kunsthistorischer und fachlich kritischer Begleiter zur Verfügung. Gleichwohl hat er einen wichtigen und bleibenden Anteil an der Entwicklung des Stadtlaborformates.

Wichtige Partner der Museen sind die Museumsverbände. Dies gilt für uns insbesondere hinsichtlich des Hessischen Museumsverbandes, der uns durch Frau Christina Reinsch nicht nur im Steuerungsgremium hervorragend und unverzichtbar berät, sondern den gesamten Prozess auch - wo möglich - finanziell unterstützt.

Ebenso glücklich bin ich darüber, dass Herr Prof. Beutelspacher uns bei unserem Museumsprozess beratend begleitet. Nur zu gern würden wir hinsichtlich des Oberhessischen Museums einen ähnlichen Erfolg wie er mit seinem Mathematikum erreichen.

Mein Dank gilt ebenso unserem Stadtarchivar, Herrn Dr. Ludwig Brake. Lieber Herr Dr. Brake, Sie sind nicht nur fachlich-inhaltlich und mit Ihrer persönlichen Kompetenz in den Prozess eng eingebunden, sondern Sie werden - gemeinsam mit Frau Dr. Rakelmann - die Verantwortung für die erste Ausstellung im Stadtlaborausstellung „Gießen in zwölf Objekten“ übernehmen. Ein Blick von außen ist immer auf gute Weise relativierend und zugleich impulsgebend.

Mit Herrn Dr. Matthias Henkel haben wir das Glück, einen erfahrenen Kulturmanager und Museumsexperten als Berater für die Entwicklung der Museums-

konzeption gewonnen zu haben. Viele entscheidende konzeptionelle Ideen und Impulse – nicht nur für das Stadtlabor – gehen auf Ihre Anregungen und Beratung zurück.

Und nicht zuletzt Ihnen, liebe Frau Maiwald, vielen Dank, dass Sie sich bereit erklärt haben, diesen komplexen Prozess zu lenken und umzusetzen, neben Ihrer sowie schon ausfüllenden Aufgaben als Kulturamtsleiterin. Mein herzlicher Dank gilt ebenso Frau Falk für Ihre Assistenz als Museumsvolontärin.

Die operative Projektleitung der Auftaktveranstaltung und der Stadtlabore haben Inge Günther und Jörg Wagner übernommen. Sie sind hier in Gießen nicht nur persönlich als Künstlerin bzw. Künstler präsent, sondern haben auch vielfältige Erfahrungen in der Leitung erfolgreicher städtischer Beteiligungsprozesse. Herzlichen Dank für Ihre bisherige Arbeit.

Da wir in Gießen nicht über ein großes Museumsteam verfügen, ist es nur logisch, die Entwicklung der Museumskonzeption in vielen anderen Bereichen den fachlich kompetenten Institutionen, den Hochschulen und engagierten Bürgerinnen und Bürgern gegenüber in den kommenden Monaten zu öffnen.

Es ist schön, dass wir bereits bei unserem Auftakt am Freitag und am Samstag zu den „StadtLaborGesprächen“ einen ersten Eindruck erhalten, in welcher Form wir die Stadtgesellschaft bei der Konzeptentwicklung befragen und aktiv einbeziehen können.

Bitte haben Sie Verständnis, dass wir hier noch längst nicht alle potentiellen und wichtigen Partner angesprochen und eingebunden haben!

Dies wird erst nach und nach geschehen können

Ganz sicher werden wir bei den Gesprächen und Projekten noch Kontakt zu den verschiedenen Verbänden, Kammern, Kirchen, zur Universität, Krankenhäusern, Schulen, Justiz und auch zur Presse aufnehmen. Denn wir verstehen dieses Projekt als ein **Projekt für Gießen – von Gießen**.

Aber nicht nur aufgrund dieser Überlegung gehen wir mit dem Konzept des Stadtlabors heraus aus dem angestammten Museum, sondern auch, weil wir Barrieren abbauen wollen, gesellschaftlich und kulturell. Genau deshalb findet das StadtLaborGießen außerhalb des Museums statt, um wirklich einen freien „DENK.RAUM“ zu schaffen.

Wir haben sehr bewusst für die anstehende Entwicklung einen prägnanten Begriff und einen sprechenden Ort gesucht: Das „**StadtLaborGiessen**“ - zu **Gast in der Kunsthalle**. Danke an die Kuratorin unserer Kunsthalle, Frau Nadia Ismael. Wir wollen diesen schönen und im Herzen der Stadt liegenden Raum nutzen, um miteinander öffentlich nachzudenken und ins Gespräch zu kommen.

Um den offenen und experimentierenden Laborcharakter zu unterstreichen, wurde eine transparente und durchaus baustellenähnliche Installation von dem Künstlertrio Stern, Morgenstern und Wildegans entwickelt, die sehr gelungen fünf ausgewählte Objekte des Museums zur Ansicht bringt und uns mit ihrer Installation die Laborsituation bestens vor Augen führt und erlebbar machen.

Das Format „StadtLaborGießen“ übernimmt in diesem Kontext eine entscheidende Rolle, denn die hieraus entstehenden Erkenntnisse, Themen und Objekte

sollen in die Neukonzeption des Oberhessischen Museums und seiner stadthistorischen Sammlung integriert werden.

Durch die Laborarbeit gewinnt das Museum einen experimentellen Freiraum, in dem künftige Konzepte einen Probelauf erfahren können und auf ihre Relevanz überprüft werden. Zentrale Fragen des Oberhessischen Museums können in der ‚Werkstatt-Situation‘ der LaborAusstellungen und in LaborGesprächen gestellt und diskutiert werden.

Das sind zum Beispiel:

- Wessen Geschichte(n)/Sichtweisen werden gezeigt und erzählt?
- Welche Themen und Ereignisse sind es wert, im Museum präsentiert zu werden?
- Ist die multi-ethnische Stadtgesellschaft Gießen in der Sammlung präsent? (um hier nur einige Fragen aufzurufen)

Wie geht’s weiter? Wie sieht das weitere Vorgehen aus?

Im Verlauf der kommenden zwei Jahre werden insgesamt drei [Labor]-Ausstellungen und begleitende [Labor]Gespräche konzipiert und realisiert, die sich folgenden Themen widmen:

Stadtgeschichte, Stadtansichten und Stadtidentität.

Parallel zu den Arbeiten und Projekten der Stadtlabore wird derzeit und in den kommenden Jahren die fachwissenschaftliche Inventarisierung der Museums-sammlungen durch ein erfahrenes von uns beauftragtes Expertenteam vorgenommen.

Desgleichen werden wir diesem Team die kunsthistorische Bewertung der vielfältigen Sammlungen übertragen – dies mit dem Auftrag, diese mit einzelnen Fachleuten zu hinterfragen und zu diskutieren, um am Ende auch hier Empfehlungen für den Umgang mit den Sammlungen im Rahmen der Neukonzeption zu erhalten.

Weitere Expertisen werden von uns im Bereich eines Machbarkeits-Konzeptes in Bezug auf unsere Räume und Technik beauftragt.

Sie sehen: Wir haben uns viel vorgenommen!

Ich lade Sie alle herzlich ein, sich bei dem vor uns liegenden Prozessen und Dialogen aktiv zu beteiligen, mit uns zu diskutieren, uns Ihre Ideen und Geschichten vorzustellen, damit am Ende aus aller Vielfalt der Auffassungen, Ideen und Entwürfe ein spannendes, ein anregendes und ein erkenntnisreiches Konzept für ein zeitgemäßes Oberhessisches Museums entstehen kann:

Das Oberhessische Museum, das uns dann in seiner stadthistorischen Sammlung zeigt, wie unsere Stadt ist, woher sie kommt und wie sie wurde, warum sie so ist, wie sie sich heute darstellt.

Herzlichen Dank.

Zur Museumsarbeit des Oberhessischen Geschichtsvereins*

MICHAEL BREITBACH

Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin,
liebe Frau Grabe-Bolz,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

im Namen des Oberhessischen Geschichtsvereins danke ich sehr für die Einladung, ein Grußwort aus Anlass des offiziellen Starts zur Neukonzeption des Oberhessischen Museums sprechen zu dürfen. Dank auch an Sie, liebe Frau Grabe-Bolz, für die überaus freundlichen und wertschätzenden Worte, ich nehme sie gerne als Anerkennung des entschiedenen Engagements unseres Vereins für seine Museumsarbeit an. Wir freuen uns außerordentlich darüber, dass wir an diesem Neustart, für den wir tatkräftig geworben hatten, auch aktiv beteiligt sind und daher erneut aufs Engste mit der Stadt Gießen kooperieren.

Warum und wozu sich gerade der Geschichtsverein für das Museum nachhaltig engagiert, sei mit einigen wenigen Strichen skizziert. Wir stellen uns hier sowohl unserer geschichtlichen als auch kulturpolitischen Verantwortung. Wir sehen uns darüber hinaus auch in einer von uns mit der Stadt vereinbarten langjährigen Verpflichtung rechtlicher Art. Das alles motiviert uns als Verein, mit all unseren Kräften zum Gelingen der so dringend erforderlichen Erneuerung des Museums, wenn man so will: zum OHM 2.0, beizutragen.

Unsere historische Verantwortung schöpfen wir daraus, dass unser Verein Gründer des Museums im Jahre 1879 war.¹ Der Verein, der sich zunächst „Oberhessischer Verein für Localgeschichte“² nannte und erst 1889 diesen etwas sperrigen Namen durch den bis heute gültigen ablöste, hatte bereits ein Jahr zuvor 1878 bei seiner Konstituierung die Schaffung eines Museums zum wichtigen Ziel erklärt. Sein kulturpolitisches Engagement lag seinerzeit darin, ein – wenn auch sehr viel bescheideneres – erstes Denkmal bürgerlichen Gemeinsinns, getragen von Bürgern dieser Stadt, aus der Taufe zu heben. Damit verfolgte der Verein eine zentrale Mission, zur Entwicklung und Pflege geschichtlichen Verständnisses und Bewusstseins in Stadt und Region beizutragen.

* Grußwort, gehalten am 17. August 2017, ergänzt um Fußnoten und fünf Dokumenten-Anhänge zur Geschichte des Oberhessischen Museumsvereins

1 Dazu und zum Folgenden Erwin Knauß, Geschichtsbewusstsein und Denkmalpflege. Historische Identitätsbildung in der Gründungsphase des Oberhessischen Geschichtsvereins, MOHG 88, 2003, S. 61 ff., 71; s. auch Rundgang durch das Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins, o. Verf., o. Jg. (1897), S. 1; Herbert Krüger, Vom Schicksal der städtischen Sammlungen, MOHG 39, 1953, S. 5 ff.

2 Er war darum auch nicht bloßer Vorläufer des OHG, wie es ungenau bei Kaufmann in: 125 Jahre Oberhessisches Museum. Altes Schloss 1980-2005, o. Jg. S. 8 heißt.

Bis 1912 betrieb der Oberhessische Geschichtsverein das Museum in Eigenregie und Eigenverantwortung; die Stadt Gießen gewährte ihm dazu großzügig eine erste Heimstatt im Alten Rathaus.³ Danach schlossen sich 1913 unser Verein, die Stadt Gießen und der industrielle Mäzen Gail zu einer Gesellschaft zusammen. Sie übernahm von da an bis 1936 die gemeinsame Trägerschaft für das Oberhessische Museum sowie für die beiden anderen Sammlungen. Seit dieser Zeit trägt das Museum bis heute den Namenszusatz „... und Gail'sche Sammlungen.“⁴ Der Gesellschaftsvertrag vom Dezember 1912 sicherte schließlich sowohl die bis heute andauernde Kommunalisierung wie die in einem städtischen Kuratorium organisierte fortgesetzte Mit-Verantwortung der bisherigen Partner für die Entwicklung des Museums.⁵

Nur wenige Beispiele seien genannt, auf welche Weise der Geschichtsverein seine Verantwortung im Einzelnen wahrgenommen hat:

-
- 3 S. dazu die Broschüre „Rundgang durch das Museum“, Anm. 1, S. 1 ff., danach war ein wesentlicher Anlass, die prähistorischen und antiken Ausgrabungserfolge des Vereins sowie Schenkungen und Leihgaben öffentlich zu präsentieren. Der Verein war dabei von Anfang an auf die Region Oberhessen als ganze ausgerichtet, er arbeitete an einer entsprechenden regionalen Identitätsvorstellung, die deren reiche Prähistorie ebenso wie die mittelalterliche Geschichte in das Blickfeld rückte und damit der stark empfundenen Vernachlässigung durch den ursprünglich insgesamt das Großherzogtum Hessen-Darmstadt repräsentierenden Darmstädter Geschichtsverein ein eigenes Profil entgegenzusetzen; für die Unterstützung dieser Bemühungen findet sich übrigens in der Broschüre der Dank an die Gießener Stadtverwaltung, „bei der man nie vergebens anklopft, wenn es sich um die Förderung der heimischen Geschichte handelt“, S. 2.
 - 4 S. auch Hans-Joachim Weimann, „...und Gail'sche Sammlungen!“, MOHG 91, 2006, S. 407 ff., dort auch zum Gesellschaftsvertrag von 1912. Quellenmäßig nicht nachvollziehbar ist die Aussage von H. Krüger, Anm. 1, S. 5, von Häring in: Die Museen der Stadt Gießen, 2. Aufl. 1986 S. 1 übernommen, wonach der Eigentumsübergang der Sammlung des OHG und des Mäzens Gail bereits im Jahre 1925 erfolgt sein soll. 1968 datiert Krüger dagegen den Übergang zu Recht auf das Jahr 1936, s. unten Anhang 2 und 3. Die regelmäßig ausführlichen Berichte des Vereins über die Museumsarbeit der 20er Jahre enthält auch keinen Hinweis auf einen früheren Übergang des Museums in die Trägerschaft der Stadt, s. MOHG 27, 1926, S. 153 ff.
 - 5 Eva-Marie Felschow/Manfred Blechschmidt, Ein Kuratorium für das Museum? Eine Ergänzung zum Beitrag Weimann, MOHG 93, 2008, S. 29 f.; die betreffende Klausel des bislang unveröffentlichten, nunmehr unter Anhang 1 abgedruckten, Gesellschaftsvertrages v. 30. Dezember 1912 lautet in § 9 Abs. 3: „Die Stadt übernimmt die Verpflichtung, nach der Beendigung der Gesellschaft im Jahre 1936 die Verwaltung der Sammlungen durch ein Kuratorium vornehmen zu lassen, das nach den für den Aufsichtsrat (sc. der Gesellschaft, M.B.) geltenden Grundsätzen des § 6 zu bestellen ist.“ § 6 bestimmte: „Der Aufsichtsrat wird gebildet aus: 1. Zwei Vertretern der Stadt ..., 2. dem Vorsitzenden des Oberhessischen Geschichtsvereins ... 3. Einem Mitglied, das vom engeren Senat der Landesuniversität Giessen für die Vertretung der besonderen Interessen des Museums für Völkerkunde gewählt wird.“

- über lange Perioden gab es eine Personalunion von Museumsleitung und Vorstandsarbeit im Verein, zuletzt bis Ende der 70er durch Dr. Herbert Krüger⁶ und Manfred Blechschmidt,⁷
- Museumsarbeiten und -projekte werden personell und materiell unterstützt,⁸
- das Museum wurde stetig bis in die Gegenwart publizistisch begleitet, etwa durch die Herausgabe von Führern zum Museum, z.B. den ersten aus dem Jahre 1897,⁹ zahllose und fortlaufende Beiträge und Berichte zur Museumsentwicklung in unseren Mitteilungen bis in die letzten Jahre hinein.¹⁰ Ein letztes Beispiel noch:

6 Mit dem Ausscheiden von Dr. Krüger aus dem Hauptamt des Direktors des Museums, der seit seinem Amtsantritt 1938 28 Jahre lang die Leitung des Museums innehatte, s. dazu H. Szczech MOHG 62, 1977, S. 1 ff., verband die Stadt Gießen die Absicht, das Museum an die Justus-Liebig-Universität abzugeben, s. dazu das Memorandum der Universität Gießen von 1963, Anhang 5, und strich ab dem Jahr 1968 sogleich die im städtischen Haushaltsplan bis dahin bereitgestellte Planstelle, s. dazu unveröffentlichtes Schreiben von Dr. Herbert Krüger an Prof. Dr. Schwabedissen v. 18.2.1969, s. Anhang 3. Die Verhandlungen zur Abgabe blieben allerdings erfolglos – zum Glück des Oberhessischen Museums, das auf eine prähistorische und antike Sammlung zusammenschmolzen wäre. Von 1967 bis 1976 war die Leitung des Museums K. F. Ertel, der zudem die Leitung des Kulturamtes der Stadt innehatte, übertragen worden, was zu einer Schwächung der Personalressourcen des Museums führte.

7 In der nebenberuflich ausgestalteten Amtszeit von Manfred Blechschmidt seit 1976 wurde unter Einschaltung eines aktiven Museumsbeirates noch vor 1977 sowohl die Ausschreibung einer hauptamtlichen Leitungsstelle wieder durchgesetzt, nachdem die Stadt eine solche Planstelle seit 1968 aus ihrem Haushalt gestrichen hatte, s. dazu auch unveröffentlichtes Schreiben Herbert Krüger an Prof. Dr. Schwabedissen v. 18.2.1969, s. Anhang 3, sowie die räumliche Erweiterung neue Unterbringung des Museums im Zuge seines Wechsels aus dem Nachkriegsdomizil Asterweg mit dem Wiedereinzug ins sanierte Alte Schloss, das Leib'sche und das Burgmannenhaus auf den Weg gebracht, s. hierzu im Einzelnen die bisher unveröffentlichte, nunmehr unten Anhang 4 dokumentierte „Niederschrift über die 12. Sitzung des Museumsbeirates am 26.10.1977, ferner auch Bericht Gießener Allgemeine „Historisches Burgmannenhaus im neuen Gewand“ v. 4.8.1977, S. 11; s. dazu auch Felschow/Blechschmidt, Anm. 4, S. 30 urteilen darum zu Recht: „Die Dreihäusigkeit des Oberhessischen Museums war auf den Weg gebracht.“

8 S. dazu beispielhaft den Bericht von Hans Szczech, Das Oberhessische Museum vor einem halben Jahrhundert. Erinnerungen und Erfahrungen, Vergleiche und Ausblicke, MOHG 65, 1980, S. 115 ff.; ferner die Finanzierung der Herausgabe der Schrift von Friedhelm Häring, Die Museen in Gießen, 2. Aufl. 1986

9 Rundgang durch das Museum ..., Anm. 1; s. ferner auch die Unterstützung der Publikation von Maria Sipsie-Eschbach, „Römische Münzen des Oberhessischen Museums. Antikensammlung im Wallenfels'schen Haus“, Veröffentlichungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Gießen Band 5, 1991.

10 Aus der Vielzahl seit Gründung des Vereins seien nur beispielhaft folgende aus jüngerer Zeit noch genannt: Hans-Joachim Weimann, Anm. 3; ders., Sechs Fragen zum Oberhessischen Museum und den Gail'schen Sammlungen, MOHG 93, 2008, S. 5 ff.; Felschow/Blechschmidt, Anm. 4; von den insgesamt neun Berichten von Kustos Matthias Recke seit 2005 über die Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität im Oberhessischen Museum s. z.B. Jahresbericht aus der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen 2014-2015, MOHG 100, 2015, S. 285 ff.

- entschieden setzte sich der Verein für die nachhaltige Unterbringung des Museums im Alten Schloss ein. Dem Verein gelang es Ende des 19. Jahrhunderts, den beschlossenen Abriss des Schlosses durch die großherzogliche Regierung zu verhindern und zur kostenfreien Übereignung an die Stadt Gießen beizutragen. Durch sein Angebot, sein Museum dort unterzubringen, half der Verein, die der Stadt aufgegebene Bedingung der Darmstädter Regierung zu erfüllen, das Haus für eine der Provinz Oberhessen insgesamt dienenden Aufgabe zu nutzen.¹¹

Unsere Intention war, Geschichte und das Leben der Vorfahren in der oberhessischen Region mit möglichst vielen Facetten in den Blickpunkt zu rücken. Vereins- und Museumsarbeit zielten darauf, von der Prähistorie bis zur Zeitgeschichte weit auszugreifen. Es war auch thematisch, gegenständlich alles - buchstäblich von der Wiege bis zu Bahre reichend - als Geschichte zu präsentieren. Wir nehmen uns als historischer Verein darum jeder besonderen Facette von Geschichte an und richten unsere geschichtliche Arbeit grundsätzlich auf eine weite thematische Bandbreite aus.

Darum war dem Geschichtsverein daran gelegen, für eine umfassende Neukonzeption des – um es freundlich zu formulieren - doch sehr in die Jahre gekommenen Museums zu werben. Der Verein hat sich sehr darüber gefreut, dass sich die Stadtpolitik – wohl erstmalig in der Geschichte der Stadt Gießen – im jüngsten Koalitionsvertrag¹² in prominenter Weise ebenfalls zur „umfassenden Neukonzeption“ des Oberhessischen Museums bekannt hat. Neben dem in vollster Blüte stehenden Stadttheater erfährt damit das Museum, endlich, als zweite wichtige kulturelle städtische Institution die ihr gebührende Aufmerksamkeit. Der umfassende Bildungsauftrag, der mit einem Museum verbunden ist, steht - so meine feste Überzeugung - Gießen nicht nur als Universitätsstadt mit seinen Hochschulen und einer großen Schullandschaft gut zu Gesicht, sondern weit darüber hinaus. Und es ist richtig und notwendig, das Museum sowohl thematisch als auch von seinen Präsentationsweisen zu erweitern. Es ist darauf zu achten, die Gesamtheit der

11 Erwin Knauß, Anm. 1, S. 72 f.; Hans-Joachim Weimann, Die großherzogliche Wohnung in Gießen, MOHG 2009, S. 45 ff., 47; zum weiteren Schicksal des Alten Schlosses als Museumsort, Zerstörung im Zuge der Bombardierung Gießens 1944 und seiner Wiederherstellung und erneuter Einzug des Museums im Jahre 1980, s. F. Häring, Die Gießener Museen, 2. Auf. 1986, S. 2; zu ergänzen ist freilich, dass die Stadt Gießen in den 70er Jahren die Restauration zunächst mit dem Ziel verfolgt hatte, dort anstatt des Museums andere städtische Einrichtungen, insbesondere die Stadtverordnetenversammlung sowie die Diensträume des Stadtverordnetenvorstehers, unterzubringen; es war das Verdienst des damaligen Leiters des Museums, Manfred Blechschmidt, den Wiedereinzug des Museums durchzusetzen. Zur wechselvollen landes- und stadtgeschichtlichen Bedeutung des Alten Schlosses seit ca. 1330 s. Jürgen Rainer Wolf, Festung und Nebenresidenz in Oberhessen, in: 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, hrsg. v. L. Brake/H. Brinkmann, 1997, S. 410 ff.

12 S. dazu Koalitionsvereinbarung aus dem Jahre 2016, S. 24 ff., zum Bedarf einer „umfassenden Neukonzeption“, 24, und einem „zu entwickelnden Generalkonzept“, das die „Tragfähigkeit und Fortentwicklung für die Zukunft garantieren“ soll, S. 25.

heimischen Bevölkerung mit ihren Geschichten für das Museum zu gewinnen.¹³ Auch denen aus der Stadtgesellschaft, die dem Museum bislang noch fernstehen, ist zu einem Engagement in ihm zu verhelfen. Und es bedarf dringend - weit über die Anschauung und Belehrung durch Präsentationen hinausgehend - des Ausbaus,

-
- 13 Ein erstaunliches und zugleich schmerzhaftes Desiderat besteht übrigens – entgegen einer Aussage in der Festschrift „125 Jahre Oberhessisches Museum. Altes Schloss 1980-2005“, von Friedhelm Häring, hrsg. v. Oberhessischen Museum Gießen, o. Jg, S. 28 - hinsichtlich der langjährigen und wichtigen Geschichte der Gießener Juden, sie wird bislang völlig unzureichend aufgezeigt und präsentiert; dieses zu beheben, gehört auch zu den dringlichen thematischen Erweiterungen. – Aus der Erinnerungsarbeit des OHG hierzu seien nur folgende Beispiele genannt: Erwin Knauß, Die jüdische Bevölkerung Gießens, 1. Aufl. in MOHG als Dokumentation über das Schicksal der Gießener Juden von 1933 bis 1945, MOHG 59, 1974, S. 5-166, 4. Aufl., hrsg. v. d. Historischen Kommission Hessen, 1987; Erwin Knauß, Kurzgefasste Geschichte der Juden in Gießen vom 13. Jh. bis zum Jahr 1945, in: Zur Geschichte Gießens und seines Umlandes, 1987, S. 365 ff.; Susanne Gerschlauser, Die ehemalige Synagoge in Großen Buseck – Ergebnisse einer bauhistorischen Untersuchung, MOHG 101, 2016, S. 225 ff.; Monika Graulich, Verschleppt aus Gießen, deportiert, ermordet, MOHG 100, 2015, S. 235 ff.; Dieter Steil, Hermann Levi- Dirigent, Übersetzer und Musiker aus Gießen, MOHG 99, 2014, S. 9 ff.; Bernd Greiten/Manfred Schmidt, Das Schicksal der in Krodorf geborenen Jüdin Bertha Schmitt, MOHG 99, 2014, S. 51 ff.; Volker Hess, Ein „Guter Ort“? – Einige Ergebnisse einer beiläufigen Spurensuche zum alten jüdischen Friedhof in Staufenberg, MOHG 99, 2014, S. 339 ff.; Jürgen Dauernheim, Dr. Fritz Pfeffer aus Gießen – Anne Franks „Dr. Dussel“, MOHG 97, 2012, S. 221 ff.; Clemens Uhlig, Streiflichter von Entrechtung und Verfolgung – Kommunalverwaltung und Holocaust: Rekonstruktion eines „Einzelfalles“, MOHG 97, 2012, S. 229 ff.; Helmut Berding, Henriette Fürth, MOHG 96, 2011, S. 5 ff.; I. Stahl, Opfer des NS-Regimes-Angenrods letzte Israeliten, MOHG 95, 2010, S. 183 ff.; Hanno Müller, Viehhandelsprotokolle aus dem Landkreis Gießen, MOHG 92, 2007, S. 239 ff.; ders., Juden in den Landämtern Gießen und Hüttenberg 1809 bis 1822, MOHG 92, 2007, S. 271 ff.; Dieter Steil, Zwischen Reformjudentum und Neuorthodoxie – Zum 200. Geburtstag des Gießener Rabbiners Dr. Benedikt Levi, MOHG 91, 2006, S. 69 ff.; Kurt Heyne, Der Gießener Pogrom vom 10. November 1938, MOHG 91, 2006, S. 119 ff.; Peter Schlagetter-Bayertz, Das Außenkommando Gießen des Konzentrationslagers Buchenwald, MOHG 91, 2006, S. 165 ff.; Volker Hess, Firma Isaak Kann Söhne, MOHG 91, 2006, S. 225 ff.; Susanne Meinel, Legalisierter Diebstahl: Der Fiskus und der Raub „jüdischen Vermögens“ in Stadt und Landkreis Gießen 1933-1945, MOHG 87, 2002, S. 1 ff.; Monica Kingreen, Michael Maynard, Erinnerungen eines jüdischen Jungen an die Jahre 1933-1939. Alsfeld-Frankfurt-Gambach- KZ Buchenwald, MOHG 86, 2001, S. 69 ff.; dies., Gewaltsam verschleppt aus Oberhessen. Die Deportation der Juden im September 1942 und in den Jahren 1943-1945, MOHG 85, 2000, S. 5 ff.; Jenny Oesterle/ Christine Stein, Die „Commerzienrat Heichelheim-Stiftung“ in Gießen und ihr Stifter Siegfried Heichelheim, MOHG 84, 1999, S. 141 ff.; Josef Stern, Gießener Juden in Militär, Kampf und Widerstand, MOHG 77, 1992, S. 581 ff.; ders., Blicke aus der untergegangenen jüdischen Gemeinde zu Gießen, MOHG 76, 1991, S. 203 ff.; Kurt Heyne u.a., Judenverfolgung in Gießen und Umgebung, MOHG 69, 1984, S. 1-315; Rolf Kralowitz, Hedwig Burgheim oder die Reise nach Gießen. Bericht über das Leben einer Lehrerin in Nazi-Deutschland, MOHG 65, 1980, S. 55 ff.; Jürgen Leib/Helmut Kollmar, Der Gießener Wochenmarkt. Entwicklung, Struktur und Funktion und Struktur, MOHG 60, 1975, S. 181 ff.; Rüdiger Mack, Judenexamina an der Universität Gießen vor 1800, MOHG 57, 1972, S. 103 ff.; H. Müller/F. Damrath, Juden in Steinbach, 2. Aufl. 2010; ferner Dieter Steil, Zur Geschichte der Juden, in: 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, hrsg. Im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen von Ludwig Brake/Heinrich Brinkmann, Gießen 1997, S. 381 ff.

und zwar in einer Richtung, die das Museum als lebendigen Ort der Begegnung, des Austauschs und der Diskussion auszugestalten gedenkt und hierzu die Stadtgesellschaft ebenso wie die Bürger der Region einbezieht. All das erst lässt ein zeitgerechtes, zukunftsfähiges OHM 2.0 entstehen, und nur das vermag zu gewährleisten, dass es von allen Gruppen der heimischen Bevölkerung auch als *ibr* Museum angenommen werden wird.

Zu einer wesentlichen Aufgabe der Neuentwicklung wird gehören: Die zahlreichen, wertvollen oder kulturgeschichtlich wichtigen Objekte und Dinge, die das Museum präsentiert, müssen in eine neue Ordnung gebracht werden. Dazu bedarf es dringend einer Konzeption. Hierzu dient das vorliegende Laborkonzept, in dessen Zentrum experimentelle Ausstellungen stehen. Diese sollen Ideen ausprobieren und hierzu, weit über Sonderausstellungen mit ihrer bloßen Konzentration auf spezielle Themen und Gegenstände hinausgehend, Ansätze präsentieren und zur Diskussion stellen. Im weiteren Prozess gilt es, sie auszuwerten und darauf aufbauend eine Konzeption zur Gestaltung des OHM 2.0 zu entwickeln.

Ein solches Vorgehen erscheint dem Geschichtsverein gleichermaßen lohnend wie erfolgversprechend. So kann vermieden werden, dass das Museum eine bloße Ansammlung von Dingen und Teilpräsentationen liefert, die keinerlei geistiges Band und keine übergreifende Idee strukturiert und zusammenhält. Es griffe nämlich zu kurz, bloß vorhandene Partialinteressen an der Geschichte aneinanderzureihen oder anders gesagt: lobbyistisch verengt für ein bestimmtes Einzelinteresse zu kämpfen und ein anderes aus dem Feld zu schlagen. Das würde nur zu schwer lösbaren Konflikten innerhalb der Stadtgesellschaft um selbstbezogener Repräsentation einzelner Akteure willen führen. Es würde aber vor allem das Wesentliche der gegenwärtigen Herausforderungslage und das zum Schaden aller verfehlen: nämlich eine das Museum prägende geistige Architektur zu entwickeln.¹⁴ Erst diese bietet die Chance, bislang übersehene sinnhafte Zusammenhänge der Geschichte in ihrem Facettenreichtum und in ihrer Komplexität herauszustellen. Wir können uns, um es anschaulich zu machen, vorstellen, die drei thematisch strikt nach Archäologie, Kulturgeschichte und Kunst getrennten Häuser auf ihre Bezüge hin zu befragen. Um dies nur an einem Beispiel zu illustrieren: bietet es sich an, die im Alten Schloss gezeigte kunstvolle Tabatiere aus Porzellan mit Gießener Frontispiz in einen Zusammenhang mit der im Leibschens Haus präsentierten Tabakproduktion und ihrer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte frauenge-

14 Wenn es in der Festschrift „125 Jahre. Oberhessisches Museum Gießen. Altes Schloss 1980-2005, von Friedhelm Häring, hrsg. v. Oberhessischen Museum, o. Jg., S. 14 heißt: „Der neue Museumsdirektor Dr. Friedhelm Häring trat am 1. April 1978 seine Arbeit an. Für ihn war es entscheidend eine Museumskonzeption zu entwickeln. Bereits wenige Monate später veröffentlichte er die Vision der Dreihäusigkeit für das Oberhessische Museum“, so lässt dies eine geistige Architektur nicht aufscheinen; kritisch zu der Festschrift Weimann, Anm. 3; s. außerdem Friedhelm Häring, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen – Perspektiven -, MOHG 64, 1979, S. 105 ff., der Beitrag ist lesenswert insoweit, was alles nicht zur Perspektive wurde.

prägender Heimarbeit zu bringen¹⁵ Darüber nachzudenken, lohnt sich gewiss. Schließlich, eine geistige Architektur sollte auch dazu befähigen, proaktiv gegenwärtige gesellschaftliche Herausforderungen aufzunehmen. Und sie erlaubt zugleich, sachbezogen und kriteriengeleitet Objekte und Dinge im Museum um- und neuzuordnen.¹⁶

Darum unterstützt unser Verein dieses Vorgehen aus voller Überzeugung, nicht zuletzt durch seine Mitarbeit im sog. Steuerungsgremium. Zudem haben wir nicht nur eine Mittel-Reserve bereitgelegt, sondern auch eine interne Arbeitsgruppe Museum eingerichtet. Denn wer sich für die Neukonzeption des Oberhessischen Museums engagieren will, muss sich auf einen langwierigen und in vieler Hinsicht aufwändigen Prozess einstellen. Andere Museen mit gleicher Aufgabe und Zielsetzung haben ihn für sich erfolgreich umgesetzt und gezeigt, wie dies gelingen kann. Das sollte uns auch Zuversicht geben, in Gießen auf eine erfolgreiche Entwicklung zu bauen. Freilich, um es mit einem Bild aus der Sportwelt zu sagen, hierfür gilt es, keinen Sprint hinzulegen oder auch nur eine Mittelstrecke bestehen zu wollen, nein, ein Marathonlauf ist zu bewältigen. Und dafür ist, wie auch der Koalitionsvertrag feststellt,¹⁷ ein langer Atem unumgänglich.

Wir, der Geschichtsverein, möchten dazu beitragen, in der Breite der Bürgerschaft von Stadt und Region ein klares gesellschaftspolitisches Bewusstsein für das Museum unserer Region und ein persönliches Interesse, ja lebhaftes Neugier auf das neuzugestaltende Museum zu wecken. Wir glauben, dass daraus die Bereitschaft wächst, sich in diesen Prozess aktiv einzubringen. Ziel sollte sein, die kraftvolle Unterstützung möglichst vieler Bürger aus Stadt und Region für diesen Weg zu gewinnen. Und wenn sich darin künftig auch der Landkreis als institutioneller Förderer einfinden könnte – schließlich umgreift die Arbeit des Oberhessischen Museums weit über den Stadtraum hinaus auch das Umland und pflegt damit das geschichtliche Verständnis der Region insgesamt - wäre das ein wichtiges regionalpolitisches Signal, nämlich ein sichtbares Bekenntnis zur gemeinsam erfahrenen heimischen Geschichte und zu ihrer gemeinsamen Erinnerung.

15 Das Beispiel ist ein Beleg dafür, dass Gießener Stadtgeschichte nicht ohne das Umland angemessen beschreibbar ist: Die Tabakindustrie war auf die Heimarbeit vieler Frauen in den Umlandgemeinden notwendig angewiesen, ohne sie hätte es die diversen Tabakfabriken in Gießen nicht geben können; s. dazu auch „Alles blauer Dunst?! Zigarrenindustrie im Gießener Raum. Eine Ausstellung, zusammengestellt vom Kreisarchiv und den Archiven der Städte und Gemeinden des Kreises Gießen“, hrsg. v. Oberhessischen Geschichtsverein e. V., Gießen 2004

16 Die Neu-Konzeption sollte auch in den Blick nehmen, Bestände, die nicht in eine Dauerausstellung aufgenommen werden sollen, für Sonderausstellungsprojekte zu nutzen; diese könnten u.a. auch „überraschende“ Kombinationen ausprobieren, wie sich das, um ein Beispiel zu geben, schon während der Auftaktveranstaltung mit ihren „willkürlich“ ausgewählten Objekten erwiesen hat, nämlich die gemeinsame Präsentation von moderner Malerei und frühgeschichtlichen Gefäßen, was auch von Seiten des anwesenden Publikums als lohnende Herausforderung herausgestellt wurde.

17 Anm. 12, S. 25: „Sowohl Entwicklung als auch Umsetzung des Generalkonzeptes werden mehrere Jahre und hohe Investitionen in Anspruch nehmen, benötigen externe Fördermittel und können nur mit Unterstützung und Teilhabe der Stadtgesellschaft gelingen.“

Allen, die sich an diesem wertvollen, gewiss sehr arbeitsreichen und spannenden Prozess beteiligen, rufe ich ein herzliches „Glück Auf“ zu. Und Ihnen, sehr verehrte Gäste, danke ich herzlich für Ihre Aufmerksamkeit.

Anhang 1*

G e s e l l s c h a f t s v e r t r a g

Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen G.m.b.H.
vom 30. Dezember 1912

vom Großherzoglichen Kreisamt Giessen genehmigt am 24. Januar 1913
Ausfertigung vom 5. Februar 1913.

Gesch. Reg. Nr. 2693

Haupturkunde wurde mit 87,50 M. Stempel versehen.

Ausfertigung!

G e s e l l s c h a f t s v e r t r a g

Geschehen Giessen am 30. Dezember 1912

Von dem unterzeichneten Grossherzoglichen Notar Ludwig Römheld in Giessen erscheinen, von Person bekannt und verfügbungsfähig:

1. Herr Oberbürgermeister Mecum in Giessen als Vertreter der Stadt Giessen, die Genehmigung der Stadtverordnetenversammlung nachzuweisen versprechend,
2. Herr Geheime Kommerzienrat Dr. Wilhelm Gail in Giessen,
3. Herr Geheime Hofrat Professor Dr. Otto Behagel in Giessen,
4. Her Professor Dr. Ernst Vogt in Giessen, die beiden letzteren als Vorsitzender und Schriftführer des Oberhessischen Geschichtsvereins, eingetragener Verein in Giessen als dessen gesetzliche Vertreter.

Die Erschienenen erklären:

Wir haben den als Anlage beigeschlossenen Gesellschaftsvertrag abgeschlossen und wiederholen denselben hierdurch wörtlich. Die Anlage enthält 12 Paragraphen und einen Nachtrag, der mit den Worten schliesst: ... „ebenfalls bis zum 1. Juli 1936 gestundet werden.“

Die Erschienenen bitten um Erteilung von je einer Ausfertigung für die Mitglieder und einer solchen fürs Museum.

Mit der Anlage vorgelesen und wie folgt eigenhändig unterschrieben:

gez. Mecum.

gez. O. Behagel.

gez. Wilhelm Gail.

gez. Ernst Vogt

gez. Römheld, Grossherzoglicher Notar.

* Das Dokument liegt dem Vorstand des OHG in Kopie vor und ist Teil der Vereinsakten.

Satzung.

Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen.

§ 1.

Unter dem Namen „Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ vereinigen sich Freunde und Förderer der Geschichtsforschung und Völkerkunde in der Stadt Giessen zu einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung zum Zwecke der Erhaltung und weiteren Entwicklung der bereits bestehenden Sammlungen.

§ 2.

Der Sitz der Gesellschaft ist Giessen.

§ 3.

Gegenstand der Gesellschaft ist der Erwerb von Altertümern sowie von Gegenständen der Völkerkunde, der Kunst und des Gewerbes und ihrer Aufstellung in geeigneten, dem allgemeinen Besuch zugänglichen Räumen.

§ 4.

Das Stammkapital beträgt 70000 Mark.

§ 5.

Die Gesellschaft besteht aus folgenden Mitgliedern:

1. die Stadt Giessen, vertreten durch ihren Oberbürgermeister;
2. dem Oberhessischen Geschichtsverein in Giessen, vertreten durch seinen Vorsitzenden,
3. Geh. Kommerzienrat Dr. Wilhelm Gail in Giessen.

Diese Gesellschafter leisten auf das Stammkapital folgende Einlagen:

1. Geh. Kommerzienrat Dr. Wilhelm Gail eine Sammlung von Altertümern und Gegenständen der Völkerkunde im Werte von 35000M.
2. der Oberhessische Geschichtsverein eine solche im Werte von 20000 M.
3. die Stadt Gießen eine Sammlung von Altertümern im Werte von 15000 M.

§ 6.

Die Gesellschaft wird durch einen Geschäftsführer vertreten.

Geschäftsführer ist der Direktor der Sammlungen.

Der Geschäftsführer untersteht dem Aufsichtsrat.

Der Aufsichtsrat wird gebildet aus:

1. zwei Vertretern der Stadt, nämlich
 - a. dem Oberbürgermeister oder seinem gesetzlichen Vertreter,
 - b. einem weiteren Aufsichtsratsmitglied oder seinem Vertreter, die von der Stadtverordneten-Versammlung zu bestimmen sind.
2. dem Vorsitzenden des Oberhessischen Geschichtsvereins oder einem Vertreter,

3. einem Mitglied, das von dem engeren Senat der Landesuniversität Giessen zur Vertretung der besonderen Interessen des Museums für Völkerkunde gewählt wird. Vor der Wahl ist, so lange Geh. Kommerzienrat Dr. Wilhelm Gail lebt, dieser zu hören.

Den Vorsitz führt der Oberbürgermeister oder sein Vertreter.

Der Aufsichtsrat ist beschlussfähig bei Anwesenheit von mindestens 3 Mitglieder. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

Der Aufsichtsrat hat die Oberleitung über die Sammlungen; er bereitet die Beschlüsse der Gesellschafterversammlungen vor.

Willenserklärungen im Namen der Gesellschaft werden von dem Geschäftsführer abgegeben.

Dem vom engeren Senat gewählte Mitglied kann durch den Aufsichtsrat die Leitung des Museums für Völkerkunde übertragen werden.

§ 7.

In der Gesellschafterversammlung werden die Gesellschafter vertreten durch:

1. die beiden in § 6 genannten Vertreter der Stadt,
2. den Vorsitzenden des Oberhessischen Geschichtsvereins oder seinen Stellvertreter,
3. den Geh. Kommerzienrat Dr. Wilhelm Gail in Giessen oder seinen Bevollmächtigten.

Die ordentliche Gesellschafterversammlung findet alljährlich einmal und zwar im Monat Januar statt. Die Einladung zur Versammlung erfolgt mittels eingeschriebenen Briefes durch den Geschäftsführer.

Jeder der vier Vertreter hat eine Stimme. Zur Beschlussfassung ist die Anwesenheit von mindestens drei der vorbezeichneten Personen erforderlich. Den Vorsitz führt der Oberbürgermeister oder sein Vertreter. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

Ausserhalb der ordentlichen Gesellschafterversammlung kann die Abstimmung, sofern nicht ein Mitglied widerspricht, schriftlich stattfinden.

Der Geschäftsführer nimmt an jeder Gesellschafterversammlung teil.

Ist nach § 6 Ziffer 3 ein besonderer Leiter des Museums für Völkerkunde bestellt, so nimmt auch dieser teil.

§ 8.

Die Geschäftsanteile der Gesellschafter sind unveräusserlich, unteilbar und mit der Massgabe des § 10 unvererblich.

§ 9.

Die Stadt Giessen stellt gegen eine noch zu vereinbarende Miete geeignete Räume für die Unterkunft der Sammlungen nebst Heizung und Beleuchtung zur Verfügung und legt die Mittel für einen angemessenen Gehalt zur Besoldung des Direktors der Sammlungen vor. Alle für die Zwecke der Sammlungen und die Besoldung des Direktors von der Stadt aufgewendeten Beträge werden der Gesellschaft bis zum 1. Juli 1936 gestundet und von ihr mit 4% verzinst.

Den Direktor der Sammlungen bestellt auf Vorschlag des Aufsichtsrats die Stadt Giessen. Das gleiche gilt für die Abberufung desselben.

Die Stadt übernimmt die Verpflichtung, nach der Beendigung der Gesellschaft im Jahre 1936 die Verwaltung der Sammlungen durch ein Kuratorium vornehmen zu lassen, das nach den für den Aufsichtsrat geltenden Grundsätze des § 6 zu bestellen ist.

§ 10.

Mit dem Tode des Herrn Geh. Kommerzienrats Dr. Wilhelm Gail fällt sein Geschäftsanteil an die Stadt Giessen.

Dasselbe geschieht mit dem Geschäftsanteil des Oberhessischen Geschichtsvereins, falls dieser sich auflöst.

§ 11

Für Veräußerung von Gegenständen der Sammlungen ist der Beschluss des Aufsichtsrats und nach dem 1. Juli 1936 des Kuratoriums erforderlich. Die Veräußerung ist nur unter der Voraussetzung zulässig, dass dadurch das Gesamtinteresse der Gesellschaft und ihrer Sammlungen eine Förderung erfährt. Der Erlös aus Gegenständen der früheren Gail'schen Sammlungen ist von dem Vermögen der Stadt getrennt zu halten und mündelsicher anzulegen. Ein Viertel der Nutzungen dieser Anlagen ist zum Kapital zu schlagen. Das Gleiche gilt von dem Erlös aus Gegenständen, die später von Geh. Kommerzienrat Dr. Wilhelm Gail der Sammlung zugewendet werden.

Gegenstände der Sammlungen zu vorübergehenden Zwecken aus der Sammlung zu entfernen, ist nur unter einstimmiger Genehmigung des Aufsichtsrats gestattet. Dem Geh. Kommerzienrat Dr. Wilhelm Gail und seinem Sohn bleibt es aber unbenommen, einzelne Gegenstände der früheren Gail'schen Sammlungen vorübergehend in ihrer Wohnung aufzustellen.

§ 12

Die Gesellschaft wird aufgelöst mit dem 1. Juli 1936. Mit diesem Tag werden die genannten Bestände der Sammlungen Eigentum der Stadt Giessen und gelten die von der Stadt gestundeten Beträge gegen den Wert der Sammlungen als ausgeglichen und aufgerechnet.

Nachtrag

Die Gesellschafter sind sich darüber einig, dass die nach § 9 Absatz 1 von der Gesellschaft an die Stadt zu entrichteten Zinsen und Mietbeiträge ebenfalls bis zum 1. Juli 1936 gestundet werden.

Betrifft: Das Oberhessische Museum und die Gail'schen Sammlungen.

Auszug

aus dem Sitzungsprotokoll der Stadtverordneten-Versammlung vom 21. November 1912.

Die im Entwurf vorliegende Satzung wird genehmigt.
z. Bevl. gez. Mecum, Oberbürgermeister

Auszug

aus dem Sitzungsprotokoll der Stadtverordneten-Versammlung vom 9. Januar 1913

Die an dem Vertrag vorgenommenen Änderungen werden genehmigt.
z. Bevl. gez. Mecum, Oberbürgermeister

Großherzogliches Kreisamt
G i e s s e n

Giessen, den 24. Januar 1913

Betreffend Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen.
Auf Bericht vom 31. Dezember 1912.

Wir haben den Vertrag vom 30. Dezember 1912 zwischen dem Oberhessischen Geschichtsverein, dem Geh. Kommerzienrat Dr. Wilhelm Gail und der Stadt Giessen, auf Grund des Artikels 95 Ziffer 2 der Städte-Ordnung, für die Stadt Giessen genehmigt.

gez. Dr. Usener

An den Herrn Oberbürgermeister Giessen

Anhang 2*

Oberhessischer Geschichtsverein

Gießen, d. 9.1.1968

An den
Magistrat der Universitätsstadt Gießen
und die Fraktionen der in der Stadtverordnetenversammlung
vertretenen Parteien

Der Oberhessische Geschichtsverein als Gründer des Oberhessischen Museums wendet sich in ernster Sorge um den Fortbestand des „Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen“ unserer Stadt an die obengenannten Gremien. Unsere Berechtigung zu diesem Schreiben leiten wir aus der vertraglich fixierten Tatsache ab, daß der Verein neben der Stadt Gießen und dem Geh.Komm.Rat Gail zu den gleichberechtigten Gesellschaftern der 1912 gegründeten G.m.b.H.

* Das Dokument liegt dem Vorstand des OHG in Kopie vor und ist Teil der Vereinsakten.

„Oberhessisches Museum und Gailsche Sammlungen“ gehörte. Die genannte G.m.b.H. hatte den Zweck, die Bereits seit Jahrzehnten bestehenden Sammlungen zu erhalten und weiter zu entwickeln und sie, wie bisher, der Öffentlichkeit zugänglich zu halten.

Mit der vertragsgemäß am 1. Juli 1936 erfolgten Übereignung der Sammlungen der G.m.b.H. an die Stadt Gießen und der Auflösung der Gesellschaft gingen naturgemäß deren Verpflichtungen auf die Stadt Gießen als ihre Rechtsnachfolgerin über. Die für diesen Zeitpunkt vertraglich vorgesehene Bildung eines paritätischen Kuratoriums, in dem der Verein mit Sitz und Stimme hatte vertreten sein sollen, ist 1936 im Zeitalter des „Führerprinzips“ widerrechtlich unterblieben.

Wenn wirklich, was wir bedauern müßten, die Stadt es für erforderlich halten sollte, ihr Eigentum an den genannten Sammlungen einem Dritten zu übertragen, so gestatten wir uns den dringenden Hinweis, daß eine Übereignung erst dann stattfinden kann, wenn der Erwerber sich verpflichtet und in der Lage ist, die im Interesse der Sammlungen von der G.m.b.H. und ihrer Rechtsnachfolgerin, der Stadt Gießen, übernommenen Verpflichtungen vollinhaltlich einzuhalten. Diese Verpflichtungen sehen wir im wesentlichen in folgenden Positionen:

- 1.) Der Untrennbarkeit der Gesamtsammlungen in ihrem gegenwärtigen Umfang;
- 2.) der fachgerechten Pflege und Erhaltung der Bestände;
- 3.) der weiteren Entwicklung und Förderung des bereits vorhandenen Museums-gutes durch Bereitstellung ausreichender Mittel;
- 4.) der Unterstellung der Sammlungen einem erfahrenen, fachkundigen Museums-leiter
- 5.) und nicht zuletzt der ständigen Offenhaltung des Museums für ein interessier-tes Publikum, insbesondere für unsere Mitbürger und die Jugend in Stadt und Land.

Wir und mit uns, wie wir überzeugt sind, ungezählte Mitbürger vermögen es nicht einzusehen, daß in einer Zeit, in der Dörfer und Kleinstädte in Gesamtdeutschland wie in unserer unmittelbaren Umgebung sich unter erheblichen finanziellen Opfern bemühen, eigene Museen zu unterhalten oder sogar neue einzurichten, als einzige die Universitätsstadt Gießen, kultureller Mittelpunkt und Schulzentrum Mittelhessens, auf ein Museum verzichten zu können glaubt, das als erstes in Oberhessen fast ein Jahrhundert lang Anziehungspunkt und Zierde unserer Stadt ge-wesen ist.

Es zeichnen im Namen des erweiterten Vorstandes:

Dr. Herbert Krüger,	Museumsdirektor i.R.;
Bernbeck, Gerhard,	Dekan;
Geissler, Heinrich,	Ob.Reg.Vermessungsrat;
Dr. Grund, Heinrich,	Oberstudienrat im Hochschuldienst;
Dr. Hülsenberg, Heinrich,	Oberlandwirtschaftsrat;
Dr. Kahl, Hans-Dietrich,	Privatdozent;
Dr. Knauß, Erwin,	Stadtarchivar;
Frau Kalbfleisch, Therese,	Direktorin i. R.;
Dr. Lade, Bernhard,	Oberstudienrat i. R.;
Küther, Wolfgang,	Pfarrer i. R.;

Neuenhagen, Kurt,
Rau, Georg,
Risse, Hans,
Röhr, Carl,
Dr. Schawe, Josef,
Dr. Schmidt, Erwin,
Schmidt, Heinrich,
Szczech, Hans,
Dr. Vaubel, Hermann-Otto,
Wahl, Heinrich,
Weckemann, Karl,
Zschietzschmann, Willy,

Landgerichtspräsident i. R.;
Bankangestellter i. R.;
Schulrat;
Kaufmann;
Bibliotheksdirektor i. R.;
Bibliotheksoberrat i. R.;
Vermessungsrat;
Oberstudienrat;
Oberstudienrat i. R.;
Pfarrer i. R.;
Verwaltungsobersekretär i. R.;
Universitätsprofessor.

Anhang 3*

Schreiben Dr. Herbert Krüger, Museumsdirektor i.R., vom 18.2.1968 an Prof. Dr. Schwabedissen, Köln, Institut für Vor- u. Frühgeschichte Weyertal

Sehr geehrter Herr Professor Schwabedissen!

Sie fragten in Ihrem letzten Brief vom 8. Februar nach dem sich aus meiner Pensionierung ergebenden Stand der musealen Dinge in Gießen.

Alle Gießener Geschichtsfreunde teilen Ihre Auffassung, daß ohne die Betreuung durch eine hauptamtliche Fachkraft ein so vielgestaltiges Museum wie das unsrige, dem seit nunmehr 90 Jahren mit besten Erfolgen für die Sammlung auch die Bodendenkmalpflege inkorporiert ist, erfahrungsgemäß verfallen würde. Seit Jahresanfang hat es deshalb hier verschiedenen lebhaft (sic!) Besprechungen und eine Reihe von Resolutionen gegeben, an denen sich auch, um Ihre spezielle Frage zu beantworten, Herr Professor v. Brunn als Direktor des hiesigen Instituts für Vor- und Frühgeschichte sehr aktiv beteiligt hat.

Ich muß daran erinnern, daß seit einem Jahrzehnt die Absicht bestand, das bisher städtische Museum an die Universität abzutreten, bei der es, wie seit 1927 in Marburg, von einem Oberkustos geleitet, als selbständiges Institut weitergeführt werden sollte. Den jahrelang gehegten Plänen entsprechend wäre mein ärmlich dotiertes Museum goldenen Zeiten entgegen gegangen. Im Hinblick auf diese Universitätsübergabe war die Stelle des Museumsdirektors (faktisch A 13a) mit Wirkung vom 1.1.68 im städtischen Etat gestrichen worden.

In Anbetracht der gegenwärtig schwierigen Finanzlage der Universitäten wäre es den gewiß ernstlich interessierten Kreisen der Gießener Universität im Augenblick nur möglich gewesen, das Museum unter unzureichenden Bedingungen zu übernehmen (ohne Anstellung eines Fachmanns meiner Position, ohne die Möglichkeit der Offenhaltung des ihr gratis zur Verfügung gestellten gegenwärtigen Museumsgebäudes für das Publikum und bei der Gefahr späterer Zersplitterung des Gesamtbestandes). Angesichts dieser unbefriedigenden Situation hat sich die Stadt

* Das Dokument liegt dem Vorstand des OHG in Kopie vor und ist Teil der Vereinsakten.

genötigt gesehen – und dafür sagen wir ihr gewiß Dank – das Museum weiterhin zu betreuen, mit der Einschränkung freilich, die gleichfalls vakante Stelle des Kulturreferenten neu zu besetzen und diesem – zusätzlich gegenüber früher – auch die Betreuung des Museums zu übertragen, obwohl die bisher in die engere Wahl gezogenen Anwärter eine spezielle oder auch nur allgemeine Museumspraxis nicht besitzen.

Im Notariatsprotokoll von 1912 war für den Zeitpunkt des Übergangs der Bestände aus dem Besitz des Kommerzienrats Gail und des Geschichtsvereins in den Alleinbesitz der Stadt zum Jahre 1936 die Bildung eines Kuratoriums vorgesehen, in dem Geschichtsverein und Universität je Sitz und Stimme bei allen Entscheidungen haben sollten. Wenn zwar während der Geltungsphase des „Führerprinzips“ dieses Kuratorium 1936 nicht eingerichtet wurde, so glauben der Geschichtsverein und die Erben Gail dennoch, in der entscheidendsten aller Museumsfragen, der Neubesetzung der Museumsleitung, ein kuratoriales Mitbestimmungsrecht herleiten zu dürfen. Und unsere Forderung geht dahin, daß, wenn aus finanziellen Gründen die beiden bisherigen A13 Stellen zusammengelegt werden müßten, die Besetzung des Kulturreferenten vordringlich nach der Museumseignung, speziell der hier 90 Jahre lang geübten Betätigung in der Bodendenkmalpflege auszuwählen sei.

Oberbürgermeister und Kulturdezernent haben uns jüngst grundsätzlich die Gültigkeit der 1912 abgeschlossenen Verträge, insonderheit das Mitbestimmungsrecht eines Kuratoriums in Anstellungsfragen, bestritten. Auf meine spezielle Frage, wie ein museal nicht vorgebildeter Museumsbetreuer denn den in Gießens Umgebung ständig dringlicher werdenden Bodendenkmalpflegedienst wahrnehmen solle, wurde mir, trotz des Hinweises auf 90jährige Tradition, geantwortet, daß die Ausgrabungs-, Fundbergungs- und Fundbetreuungsarbeiten nicht Aufgaben des Gießener Museums, sondern solche der Universität seien, der Kulturreferent nach dieser Eignungsseite also nicht ausgewählt zu werden brauche.

Herr Professor v. Brunn hat dem Herrn Oberbürgermeister daraufhin seine Stellung zu diesem Fragenkomplex zwar sofort klargelegt, der Kulturdezernent hat die sich daraus ergebende Konsequenz, die Bestallung eines Prähistorikers, dennoch nicht anerkannt und danach bleibe es bei einem nicht musealen Referenten.

Nur als vage Möglichkeit ist angedeutet worden daß bei einer wesentlichen Besserung der finanziellen Situation der Stadt (das Gießener Stadttheater allein erfordert einen Zuschuß von 1.800 000 – 2.000.000 DM) oder nach einer sinnvollen Regionalgliederung und dem Abbau gegenwärtiger musealer Zersplitterung an die Wiedereinrichtung eines hauptamtlichen Museumsleiters gedacht werden könne. „Das kann vielleicht schon für 1969 geschehen.“

Demnach wird es die Aufgabe der Fachkollegen und der an den Museumsbelangen interessierten Kreise sein, den Fortbestand des Gießener Museums unablässig zu fordern, zumal die Opposition im Stadtparlament sich unserer Forderung bereits angeschlossen hat. Dabei wären die besonders verheerenden Kriegsschicksale der beiden Gießener Museen hervorzuheben, die trotz bescheidenster Mittel erfolgversprechend durchgesetzten Wiederaufbauarbeiten zu betonen und nicht zuletzt

die in mancher Beziehung unerwartet wichtigen Ergebnisse einer zwanzigjährigen Nachkriegs-Bodendenkmalpflege herauszustellen, die dem Oberhessischen Museum internationale Beachtung eingebracht haben.

Es erscheint mir erwähnenswert, daß die derzeit so ausgrabungsfremde Einstellung des Magistrats lediglich auf dem Wunsch der Einsparung einer A13-Position basiert, nicht etwa auf einer Verärgerung, daß der bisherige Amtsinhaber über der Bodendenkmalpflege seine vielen anderen Aufgabengebiete verabsäumt hätte. Selbst auf die Gefahr, daß es hier nach Selbstbeweihräucherung riechen könnte, darf ich darauf hinweisen, daß ich während rund $\frac{3}{4}$ meiner 29 Gießener Nachkriegsjahre das Stadtarchiv und die Stadtbücherei mit zu betreuen hatte, rund 100 Kunstaustellungen erfolgreich durchführte, aus den nur in Scherben und Trümmern den Krieg überstandenen Altbeständen zweier Museen eine passable Neuaufstellung durchführte und mich um die Erforschung von Leben und Werk des bedeutendsten oberhessischen Künstler, des „französischen“ Kupferstechers Jean Georges Wille, jahrelang bemüht habe.

Die oben genannte Mannigfaltigkeit der musealen Belange in Gießen glaubte ich Ihnen gegenüber besonders betonen zu müssen, denn aufgrund meiner eigenen Vorbildung bin auch ich durchaus der Meinung, daß das Gießener Museum keineswegs nur eine Dependance der hessischen Bodendenkmalpflege und sein Leiter nicht nur ein ausschließlicher Prähistoriker sein sollte. Doch glaube ich, daß auch die heute geschulten jungen Leute entsprechend breit basierte Vorkenntnisse mitbringen, die sie befähigen, sich in den größeren Teil der vorliegenden Aufgaben einzuarbeiten. (Archiv, Bücherei und Kunstaustellungen gehören heute freilich nicht mehr zum Aufgabenbereich des Museumsleiters.)

Mit diesem nicht gerade kurzen Antwortschreiben bin ich
Ihr sehr ergebener
gez. Krüger
(Dr. H. Krüger)

Anhang 4*

Niederschrift

über die 12. Sitzung des Museumsbeirates am 26.10.1977 im Sitzungszimmer 123 des Stadthauses Berliner Platz 1

Beginn: 15.00 Uhr

Ende: 17.40 Uhr

Anwesende:

Oberbürgermeister Görnert
Stadtrat Thomas
Museumsleiter Blechschmidt
Professor Dr. Fiensch
Dr. Otto Gärtner

* Das Dokument liegt dem Vorstand des OHG in Kopie vor und ist Teil der Vereinsakten.

Redakteur Kurt Kühnemann
Dr. Peter Petersen
Dr. Ruckelshausen
H. Winterhoff

Zugezogen:

Museumsleiter Ebertz
Museumsdirektor i.R. Dr. Krüger
Baudirektor Riebel
Kulturamtsleiter Schmidt

Zur Protokollführung zugezogen: Frau Volk

Tagesordnung:

1. ...
- 2 Stand der Bauarbeiten und Planungen bezüglich des Alten Schlosses
3. Übergabe des Burgmannenhauses
4. ...

1. ...

2. Stand der Bauarbeiten und Planungen bezüglich des Alten Schlosses

Baudirektor Riebel berichtet, dass erfreulicherweise die Bauarbeiten am Alten Schloss sehr zügig vorangehen. Das 2. Obergeschoss ist fertiggestellt, so dass die letzte Decke eingeschalt werden kann, auf die das Dach aufgesetzt wird. In diesem Jahr wird noch der Dachstuhl geschlossen, um den Rohbau vor Witterungseinflüssen zu schützen und im Winter mit den Ausbauarbeiten fortfahren zu können.

Nutzung der Räumlichkeiten:

Kellergeschoss: Keine Räume für das Museum, nur technische Räume.
Der linke Trakt, der die Gaststätte mit den entsprechenden Nebenräumen aufnimmt, ist zum Botanischen Garten hin geöffnet.

Erdgeschoss: Eingangshalle mit den beiden Mehrzweckräumen. Der linke Raum umfasst 220 qm und ist als Repräsentationsraum des Magistrats, für Ausstellungen, Konzerte u. ä. gedacht. Dieser Raum steht auch den Vereinen zur Verfügung. Auf der rechten Seite befindet sich ein Raum von etwa 100 qm mit grossem Nebenraum (für Vorführgeräte Regale usw.). Auch dieser Raum soll den Vereinen, insbesondere auch den 50er-Vereinigungen zur Verfügung stehen. Der Mehrzweckraum öffnet sich zum Innenhof, um ihn bei Veranstaltungen usw. miteinzubeziehen.

Der Innenhof ist relativ klein - 11 x 12 m. Er kann im Sommer besonders bei kulturellen Veranstaltungen mitgenutzt werden.

1. Obergeschoss: Ausstellungsräume:
Vor- und Frühgeschichte,
Münzkabinett.
Die Treppenhalle wird so ausgestattet, dass sie auch einige Ausstellungsgegenstände aufnehmen kann.
2. Obergeschoss: Rechte Seite: Museumsverwaltung,
linke Seite: Kunstsammlung, Grafik, evtl. Ausweichmöglichkeit mit der Grafik in das Dachgeschoss
- Dachgeschoss: Grafische Sammlung,
Werkstatt,
Labor mit Dunkelkammer.

Das Magazin sollte im Burgmannenhaus untergebracht werden. Die ethnologische Sammlung sollte im Oberhessischen Museum, Asterweg 9, verbleiben.

Terminplan:

Übergabe des Alten Schlosses im Frühjahr 1979.

Baudirektor Riebel würde es sehr begrüßen, wenn baldmöglichst der neue Museumsdirektor als Gesprächspartner in die Ausgestaltung einbezogen werden könnte.

Stadtrat Thomas wies darauf hin, dass der Antrag der 50er-Vereinigungen, einen Pavillon zu errichten, in der letzten Sitzung der Bezirksvertretung dahingehend abgeändert und dann angenommen worden sei, dass die beiden Mehrzweckräume ausser für Veranstaltungen des Magistrats sämtlichen Vereinen, Gruppen und auch den 50er-Vereinigungen zur Verfügung stehen und dass der Magistrat prüfen möge, ob im Schlossgarten oder im Botanischen Garten die Möglichkeit zur Errichtung eines Pavillons gegeben sei.

Der Schlossgarten steht im Eigentum des Landes Hessen, und die Universität ist nicht bereit, einem Verkauf an die Stadt zuzustimmen, damit dann dort ein Bauwerk errichtet werden könnte.

Der Museumsbeirat ist einstimmig der Meinung, dass der Pavillon dort nicht hingestellt werden sollte.

Auf die Frage von Kulturamtsleiter Schmidt, ob eine Hausmeisterwohnung eingeplant sei, erwiderte Baudirektor Riebel, dies sei nicht der Fall, es wäre aber erforderlich, dass der Hausmeister in unmittelbarer Nähe wohne.

Stadtrat Thomas wies auf eine entsprechende Frage von Dr. Gärtner darauf hin, dass die Mehrzweckräume für Stammtische nicht gedacht seien. Dafür sei das Lokal eine Etage tiefer geeignet.

3. Übergabe des Burgmannenhauses

Baudirektor Riebel teilt mit, dass das Burgmannenhaus bis Ende November fertiggestellt ist. Der Auftrag für die Renovierung der Möbel des Oberhessischen

Museums ist erteilt. Die Übergabe des Hauses könnte in der zweiten Dezemberwoche erfolgen.

Der Museumsbeirat schliesst sich dem Vorschlag von Baudirektor Riebel an, dass bei der Eröffnungsfeierlichkeit ein baugeschichtlicher Vortrag über das oberhessische Fachwerkhaus, und zwar speziell über das Burgmannenhaus, gehalten werden sollte. Baudirektor Riebel wird deshalb mit Dipl.-Ing. Reuter, Technische Hochschule Darmstadt, Verbindung aufnehmen.

Herr Blechschmidt schlägt für die beiden oberen Stockwerke des Burgmannenhauses eine andere Nutzung vor. Nachdem das Gebäude so eindrucksvoll geworden ist, sollten diese Räume für Ausstellungszwecke eingerichtet werden. Man könnte dabei eine gute Synthese finden zwischen Ausstellungsgegenständen volkskundlicher Art und Gemälden von Alt-Giessen sowie jenen Exponaten, die besonders mit der Stadtgeschichte zusammenhängen, zumal die Ausstellung „Alt-Giessen“ bei der Bevölkerung einen grossen Anklang fand (4 500 Besucher). An volkskundlichen Gegenständen könnten z. B. landwirtschaftliche Geräte aus früherer Zeit ausgestellt werden.

Ausserdem könnte man frühere Stadtsiegel sowie die Amtskette des Oberbürgermeisters zeigen.

Dies würde allerdings bedeuten, dass das ganze Haus durch eine Alarmanlage und durch einen ständig anwesenden Museumsdiener gesichert werden müsste. Zur Ausstellung der volkskundlichen Gegenstände wären Vitrinen erforderlich.

Herr Blechschmidt ist der Ansicht, dass bei den hohen Kosten der Gesamtrenewierung auch die Innenausstattung in einer gewissen Relation dazu gesehen werden muss.

Baudirektor Riebel ist auch der Meinung, dass man dort kein Magazin unterbringen, sondern die Räume als Ausstellungsräume nutzen und der Öffentlichkeit zugänglich machen sollte.

Der Museumsbeirat stimmt diesen Empfehlungen einstimmig zu.

Stadtrat Thomas schlägt für die Übergabe des Burgmannenhauses einen Sonntagvormittag im Dezember (etwa 11 Uhr) vor.

4. ...

gez. Thomas
Der Vorsitzende:
(Thomas)
Stadtrat

gez. Blechschmidt
Museumsleiter:
(Blechschmidt)

gez. Volk
Protokoll:
(Volk)

Anhang 5*

A b s c h r i f t

Memorandum zur Übergabe des Oberhessischen Museums an die Justus Liebig-Universität

Der Magistrat der Stadt Gießen hat mit dem Herrn Kanzler der Justus Liebig-Universität Verhandlungen über eine Übergabe des Oberhess. Museums und der Räume des Alten Schlosses an das Land Hessen aufgenommen. Diesen Verhandlungen liegt der in Abschrift beigefügte Magistratsbeschluß zugrunde

Die Naturwissenschaftlich-Philosophische Fakultät würde eine Übernahme des genannten Museums im Besitz der Universität außerordentlich begrüßen, da seine Sammlungen für die Fächer Vor- und Frühgeschichte, Völkerkunde, Geographie, Archäologie, Kunstgeschichte und Volkskunde von großem Wert sind und Voraussetzungen für wesentliche Teile des Unterrichtes bieten. Die Fakultät hält es daher für erforderlich, daß nunmehr Verhandlungen zwischen dem Rektor der Justus Liebig-Universität und dem Herrn Hessischen Kultusminister aufgenommen werden, um den von der Stadt Gießen angebotenen Tausch voranzutreiben.

Hierzu legt sie folgende Unterlagen vor:

Das Oberhessische Museum enthält folgende Sammlungen:

1. Vor- und Frühgeschichte vom Paläolithikum bis zur fränkischen Zeit
Inhalt ca. 40 Schauschränke und 40 Vitrinen von je einem lfd. Meter
2. Volkkundliche Sammlungen Oberhessens (bäuerliches Gerät, Trachten, Mobiliar und bürgerliches Mobiliar aus dem 18. und 19. Jahrhundert)
Umfang: 3 Räume von mittlerer Zimmergröße
3. Gläser und Porzellan Oberhessens vom späten Mittelalter bis zur Neuzeit
Umfang: 10 verpackte Kisten
4. Völkerkundliche Sammlung der Stiftung Gail:
Umfang z. Zt. unbekannt, da verpackt. Die alte Sammlung enthielt etwa 5000 Nummern. Der Umfang dürfte heute etwa 1/3 des Gesamt-Museums umfassen.
5. Die frühere städtische Kunstsammlung mit ca. 250 Gemälden und Graphiken älterer Zeit und ca.

* Das Dokument liegt dem Vorstand des OHG in Kopie vor und ist Teil der Vereinsakten.

250 zeitgenössischen Gemälde, die in Räumen der Stadt verteilt sind.

6. Sammlung Wille (vollständigste vorhandene Wille-Sammlung mit ca. 150 Stichen)
7. Als Leihgabe der Universität: Umfang: 5 Schauschränke und 5 Antiken-Sammlung des Archäologischen Instituts Vitrinen von je einem lfd.Meter

Unterbringung des Oberhessischen Museums:

Das Oberhessische Museum ist z. Zt. im Haus Asterweg 9 untergebracht, wo in 3 Stockwerken je 8 miteinander verbundene Ausstellungsräume vorhanden sind; für Werkstattzwecke steht ein Gartenhaus mit 4 Räumen zur Verfügung, ferner ist ein Magazin-Gebäude vorhanden. Die verfügbaren Flächen sind:

Ausstellungsräume 450 qm, Flure 75 qm, Magazin und Büroräume 250 qm = 675 qm. Die derzeitige Unterbringung ist wesentlich günstiger als im Dachgeschoß des Liebig-Gymnasiums und kann als ein brauchbares Provisorium bis zum Wiederaufbau des Alten Schlosses betrachtet werden. Auf dem Grundstück Asterweg 9 wäre sogar Möglichkeit für bauliche Erweiterungen gegeben.

Das Alte Schloß enthielt in seiner früheren Form 1 Erdgeschoß sowie 2 Obergeschosse, die um einen Lichthof herum angeordnet waren. Einschließlich des Lichthofes beträgt die Grundfläche der einzelnen Geschosse rund 450 qm, die Außenmauern nicht mitgerechnet.

Nach mündlicher Auskunft durch das Staatsbauamt ist das Mauerwerk des Alten Schlosses soweit verwittert, daß eine Restauration nicht möglich sein wird, jedoch seien Teile der Grundmauern und der Hexenturm zu erhalten. Bei einem Wiederaufbau im Gelände des Alten Schlosses würde man somit eine völlig neue Raumgestaltung vornehmen können, Pläne hierüber liegen noch nicht vor.

Bei einem Wiederaufbau des Alten Schlosses ist daran zu denken, daß das Erdgeschoß dem Institut für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung zur Erweiterung seiner Bibliothek zur Verfügung gestellt wird. Eine Begründung hierüber liegt von Seiten des Direktors dieses Instituts in Anlage bei.

Sach-Etat des Oberhessischen Museums

Der derzeitige Sachetat des Oberhessischen Museums beträgt etwas über 7 000,-- DM, er ist im einzelnen in der Anlage aufgeführt. Im Falle einer Übernahme dieses Museums durch das Institut müßte eine gründliche Erhöhung des Sachetats erfolgen, um die Sammlungen Universitätszwecken zugänglich zu machen und ausstellen zu können. Jährlich 30 000,-- DM erscheinen hierfür erforderlich.

Personal-Etat des Oberhessischen Museums

Nach dem Stand vom 1. 1. 1963 faßt der Personaletat folgende Kräfte:

1 Museumsdirektor (Kustos = A 13)	Monatsbrutto:	DM	1.627,24
1 Präparatorin (BAT VII), Halbtagskraft	„	DM	411,25
1 Präparatorin (BAT VIII), Halbtagskraft	„	DM	351,50
1 Schreibkraft (BAT IX), Halbtagskraft	„	DM	304,00
1 Putzfrau, 20 Wochenstunden	„	DM	208,80
1 Aufseher, maximal 115 Monatsstunden pauschal	DM		115,00

Bei Übergabe an die Universität sind hier Anforderungen und insbesondere Höhergruppierungen der zum Teil hochqualifizierten Fachkräfte dringend erforderlich, wenn diese im Dienst des Museums gehalten werden sollen.

Es werden notwendig sein:

- 1 Museums-Direktor A 14
- 1 Oberpräparator BAT VIb
- 1 Technische Assistentin BAT VII
- 1 Büroangestellte BAT VII
- 1 ½ Putzfrau (insgesamt 60 Wochenstunden)
- 1 Aufseher etwa 160 Monatsstunden

Zu den genannten Stellen ist zu bemerken, daß durch eine Übergabe des Oberhessischen Museums und des Alten Schlosses im Besitz der Universität für diese folgenden Gewinn erzielt werden kann:

1. Ausnutzung der Sammlungen für Unterrichtszwecke in der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
2. Ausbau des Oberhessischen Museums zu einem Kulturzentrum der Stadt Gießen.
3. Abrundung des Universitäts-eigenen Geländes im Gebiet des Botanischen Gartens und Brandplatzes.
4. Ausdehnungsmöglichkeiten für die Bibliothek des Institutes für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung.

Da der anzustrebende Wiederaufbau des Alten Schlosses sicherlich erst in einigen Jahren vollendet sein wird, müßte bei den Verhandlungen mit der Stadt Gießen darauf geachtet werden, daß das Grundstück und Gebäude Asterweg 9 ebenfalls, zumindest zunächst durch Pacht, der Universität unbefristet zur Verfügung bleibt, um später auch noch dem Museum oder Universitäts-Instituten als Arbeitsräume zur Verfügung zu stehen.

(Redaktionelle Anmerkung: Ohne namentliche Zeichnung)

MUSEUMSFRAGEN - Überlegungen zur Grammatik der Kultur

Der Beginn des Diskurses zur Gießener Museumsentwicklung

MATTHIAS HENKEL

1. Um was geht es uns heute?¹

Was wollen wir von Ihnen – oder besser: Was wollen wir mit Ihnen? Eigentlich wollen wir nur Ihre Aufmerksamkeit. Nicht für uns. Wir wollen Ihre Aufmerksamkeit entfachen für die Stadt, in der Sie leben. Was wir gemeinsam mit Ihnen in den nächsten Tagen erarbeiten möchten, bezeichne ich gerne als die Schule des Sehens, als die Grammatik der Kultur.²

Wenn wir also gemeinsam das Sehen neu lernen und spüren, was es mit dieser Grammatik auf sich hat, dann verwandeln sich faktische Kenntnisse in vernetztes Wissen. Dies ist eine wichtige Grundlage für eine kritische Auseinandersetzung mit dem eignen Standpunkt.

Machen wir die folgende Gleichung auf:

Aufmerksamkeit + Interesse = Kenntnisse + Methoden (= Sehen + Grammatik)
= Wissen = die „eigene Mitte“³

Natürlich entspricht diese Gleichung nicht den mathematischen Gepflogenheiten – für den heutigen Abend erlauben Sie mir aber bitte diese Ausnahme.

Worum also geht es uns?

Es geht um Gießen.

Es geht um Heimat.

Es geht um Liebe.

Es geht um Emotionen.

Wie erreichen wir das? Durch vertiefte Kenntnisse. Denn nur durch ein Kennenlernen kann Liebe grundiert werden, kann aus Schwärmerei wirklich eine feste Beziehung werden. Wir wollen also in den kommenden Tagen Ihr Interesse, Ihre Leidenschaft wecken. Was bieten wir Ihnen dafür an? Erstens Freiraum und zweitens das passende Vokabular.

Sie haben sich vielleicht schon beim Hereinkommen gedacht: „Oh, Gott – soll so unser neues Oberhessisches Museum aussehen?“ Mitnichten! Um aber ein System – und ein Museum ist ein System – vollständig zu verstehen und transparent zu machen, muss man es dekonstruieren, es konzeptionell auseinandernehmen. Das machen die Geisteswissenschaftler genauso wie die Ingenieure.

1 Vortrag, gehalten anlässlich der Eröffnung der Veranstaltung Denk.Raum.Museum am 17. August 2017.

2 Vgl. dazu auch: http://www.kunstgeschichte.uni-muenchen.de/forschung/digitalekg/internet.lehre/schule_sehen/index.html sowie <http://www.online.uni-marburg.de/sds/>

3 An dieser Stelle könnte jetzt der – in diesen Tagen oft fallende – Begriff der Identität zum Einsatz kommen. Wir könnten aber auch einfach nur sagen, es geht darum, die eigene Mitte zu finden.

In der Tat: Kultur und Kunst sind einerseits alltäglich. Aber – analytisch betrachtet – handelt es sich bei Kunst und Kultur zugleich um komplexe Zeichensysteme. Wer diesbezüglich nachdenken will, benötigt Kenntnis. Ansonsten lassen sich nur Meinungen oder Ansichten austauschen, nicht aber Argumente.

Wenn man so will, haben wir aus der großen Maschine Oberhessisches Museum ein paar Teile ausgebaut und sie hier in der Kunsthalle ästhetisch vereinzelt: Fünf Objekte stehen hier im Raum, die Sie – sofern Sie in den vergangenen Jahren im Museum waren – dort auch hätten sehen können; vielleicht aber aufgrund der vorhandenen Fülle gar nicht entdecken konnten.

Wir haben die Exponate also ihrem bislang angestammten Kontext entrissen. Insofern sind sie im doppelten Sinne entwurzelt:

- a) entfernt aus ihrem ursprünglichen, historischen Alltags-Zusammenhang
- b) entfernt aus ihrem angestammten Museums-Zusammenhang

Wir haben sie herausgehoben aus der Menge. Allein dadurch geben wir den Objekten eine neue Wichtigkeit und Bedeutung. Allerdings: Die inhaltliche Ebene erschließt sich für den Besucher nicht unbedingt auf Anhieb. Deshalb haben wir – Schritt für Schritt für Sie – in den kommenden Tagen ganz unterschiedliche Wege der Annäherung an diese Objekte erarbeitet. Um dies fachlich zu ermöglichen, sind wir auf die Suche nach Objekt-Paten gegangen: Dr. Nadia Ismail, Prof. Dr. Holger Thomas Gräf und Dr. Ludwig Brake sind hier gemeinsam mit mir tätig gewesen. Wer also diesen Exponaten wirklich inhaltlich nahekommen will, dem empfehlen wir ganz eindeutig unsere Diskussionsveranstaltung am Samstag. Aber, keine Sorge, erste Anmerkungen zu den Exponaten werde ich auch am heutigen Abend schon machen.

1923 hat es Paul Valéry so formuliert: „Das Museum hat etwas von einem Tempel, einem Salon, einem Friedhof und einer Schule an sich.“⁴ All das wollen wir hier in Gießen aus dem Oberhessischen Museum nicht machen. Wir wollen: keinen Tempel, keinen Salon, keinen Friedhof, keine Schule ... Was wir wollen, ist ein Labor.

Ein Labor ist ein Ort, in dem experimentell gearbeitet wird, in dem aus vorhandenen Substanzen mit Hilfe von Energie neue Verbindungen entstehen. Dafür braucht es einen geschützten und zugleich freien Raum. Aus diesem Grund sind wird hier in der Gießener Kunsthalle zu Gast.

Das finde ich großartig und ist einen besonderen Dank an Frau Grabe-Bolz wert, die uns durch Ihre Erlaubnis dazu konzeptionell den Rücken stärkt. Immer wieder auf Zeit werden wir heute und in den kommenden Tagen hier in der Kunsthalle zu Gast sein. Das ist das Prinzip des Stadt[LABOR]Gießen.

Beginnen wir also von vorne.

4 Paul Valéry Werke. Frankfurter Ausgabe in 7 Bänden, hrsgg. Jürgen Schmidt-Radefeldt, Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig. Band 6, Zur Ästhetik und Philosophie der Künste. Erste Auflage 1995, 445f.

2. Annäherung an die Stadt

Städte sind ...

- ... für uns heute eine Selbstverständlichkeit;
- ... zivilisatorische Erfolgsmodelle – seit Jahrtausenden;
- ... soziale Ballungsgebiete;
- ... interkulturelle Bühnen der Gesellschaften;
- ... multidimensionale Ansammlungen von Schichten und Geschichten. Diese Geschichten werden dann zur Geschichte, wenn sie im Verlauf der Zeit eine Bedeutung erlangen, die über das einzelne Individuum hinausgeht.

In Städten wird ...

... geboren, gegessen, geliebt, gebaut, geheiratet, gearbeitet, gestorben, gefahren, verarbeitet, studiert, gedient, gelernt, gelehrt, geforscht, gedacht, gelacht, geweint, gefeiert, vergessen ... und erinnert.

Bei dieser Aufzählung geht es mir nicht um Vollständigkeit. Jeder von Ihnen könnte ohne Zweifel weitere Tätigkeiten hinzufügen. Es geht vielmehr um eine Bewusstseinerweiterung. Denn bei dem gesamten Prozess, den wir mit dieser Abendveranstaltung heute hier öffentlich beginnen, geht es um Aufmerksamkeit; es geht um die Selbstachtung der Stadt; es geht damit letztlich um – jetzt fällt das Wort im Plural – die Identität(en) Gießens.

Das Phänomen Stadt ...

... hat als Siedlungsform Konjunktur.

Wikipedia benennt derzeit 315 Millionenstädte auf der Welt. Mexico City und Peking rangieren – mit jeweils über 20 Millionen Einwohnern – auf Platz eins und zwei. Insgesamt lebt heute mehr als die Hälfte der gesamten Weltbevölkerung in städtischen Ansiedlungen.

... bildet im wahrsten Sinne einen sozialen Raum.

Materiell strukturiert ist dieser Raum durch Straßen, Plätze, Bauten. Ermöglicht wird diese Struktur durch eine unsichtbare Infrastruktur im Untergrund. All das wird später mal für Archäologen interessant sein. Denn, was wir hinterlassen – wenn man so will unseren Restmüll, diese Reste unserer Kultur, unseren Raubbau an der Natur – der wird einst zur archäologischen Quelle über unser Leben mutieren.

Aber Städte zeichnen sich nicht nur durch ihre baulichen Eigenschaften aus, sondern auch durch einen einheitlichen Rechtsraum – früher war dieser gekennzeichnet durch eine Stadtmauer – heutzutage schlicht durch gelbe Ortsschilder.

Städte sind im Verlauf der Geschichte zu regelrechten Ikonen geworden:

- heilig – wie Jerusalem;
- ewig – wie Rom;
- unheilige – wie Sodom und Gomorrha;

- zu Orten der Sehnsucht – denken wir nur an New York, Athen, Paris oder Berlin.⁵

Schon in der frühen Neuzeit wurden Städte zum Metapher des Utopischen. 1516 schrieb Thomas Morus über Utopia – und hat als Grundlage seiner Staatstheorie eine ideale Stadt entworfen. Damit wird eines deutlich: Es geht nicht nur um die materielle Struktur, nicht nur um äußere Bilder, sondern es geht auch um unsere inneren Vorstellungsbilder. Es geht um das Bild von der Stadt in unseren Köpfen. Letztlich entscheiden unsere Gefühle darüber, ob eine Stadt nicht nur Wohnort, sondern auch Heimat ist.

Städte werden konstruiert – nicht nur von Architekten, sondern auch durch Erfahrungen, durch Vorstellungen, durch Wünsche, durch Sehnsüchte, mitunter auch durch Ängste. Der Stadtraum wird damit zu einem Vorstellungraum, zu einem rhetorisch-diskursiven Ort. Der Stadtraum ist mithin narrativer Raum, dem durch den Verlauf der Geschichte gleichzeitig völlig ungleichzeitige Assoziationen anhaften. Womit wir an der Schnittstelle zwischen Stadt und Museum angelangt sind.

3. Annäherung an die Institution Museum

Das Museum als narrativer Ort

Ein Stadtmuseum ist eben nicht nur ein Archiv dinglicher Erinnerungsgegenstände, sondern es versucht, durch die Zur-Schau-Stellung mehr oder minder aussagekräftigen Objekte Geschichten zu erzählen. Gottfried Korff hat es einmal so formuliert: Das Stadtmuseum ist ein Ort, an dem Identität regelrecht produziert wird, es ist gleichsam eine Identitätsfabrik.⁶

Stadtmuseen entstehen in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts; aus Bürgersinn und zum Gemeinwohl. Das ist in Gießen nicht anders: Im Jahr 1878 wird in Gießen der Oberhessische Verein für Lokalgeschichte gegründet. Schon ein Jahr später, im darauffolgenden Frühjahr 1879, wird ein erstes Museum feierlich eröffnet.⁷ Trotz erheblicher Verluste, die durch Kriegseinwirkungen und Wirren der Nachkriegszeit entstanden sind, besitzt das Oberhessische Museum

5 Gießen selbst war und ist auch Sehnsuchtsort – als zentrale Erstaufnahmeeinrichtung für Ausreisende aus der DDR, Spätaussiedler und Flüchtlinge. Ein indirekter Beleg dafür ist auch der DDR-Witz: „Warum verdorren alle Blumen im Hause Honecker? Antwort: Weil das Wort „Gießen“ verpönt war.“ Vgl. dazu auch das Forschungsprojekt „Das Notaufnahmelaager Gießen. Eine deutsche Institutionen- und Beziehungsgeschichte zwischen 1946 und 1990“ von Jeannette van Laak (<http://www.uni-giessen.de/fbz/fb04/institute/geschichte/didaktik/personen/vanlaak-jeannette>). Vgl. auch: Sehnsuchtsort Gießen? Erinnerungen an die DDR-Ausreise und den Neubeginn in Hessen, hrsgg. v. Jeannette van Laak/ Florentin Mück, Gießen 2016.

6 Gottfried Korff / Martin Roth: Das historische Museum. Schaubühne, Labor, Identitätsfabrik. Campus Verlag Frankfurt am Main / New York, 1990.

7 Vgl. dazu die ausführliche Dokumentation im Redetexte von Michael Breitbach.

noch heute eine umfangreiche Sammlung von Archäologika, Ethnologika sowie Kunst- und kulturgeschichtlichen Objekten.

Vielleicht sind Sie bis jetzt davon ausgegangen, dass man im Museum Antworten bekommt – mitunter sogar Antworten auf ungestellte Fragen. Auch hier hat unser Konzept der Dekonstruktion des Oberhessischen Museums gewirkt: Denn während Antworten oft das Ende einer Unterhaltung darstellen, beginnt mit einer Frage – zumal mit einer guten Frage – in der Regel ein anregender Dialog. Und genau darum geht es der Steuerungsgruppe: Es geht um den Beginn eines Dialoges; eines Dialoges der Stadt – mit sich selbst – über sich.



Abb. 1: Wie soll der narrative Raum des Oberhessischen Museums künftig gestaltet sein?

Dies führt uns zur Museumsfrage No 1:⁸ „Wie soll der narrative Raum des Oberhessischen Museums künftig gestaltet sein?“ Das Museum besteht nicht nur aus Objekten. Die Gewichtung und Anordnung in Themen und Ausstellungen ist vielmehr eine bewusste kuratorische Entscheidung. Dabei werden – bewusst oder unbewusst - Prioritäten gesetzt: Was ist wichtig? Welches Objekt, welche Quellen lassen welche Schlussfolgerungen zu? Welche Medien sollen zum Einsatz kommen? Wie viel Interaktion soll für den Besucher möglich sein?

Das Museum als Seh-Schule

Man könnte das Museum auch als Seh-Schule definieren, in der es – ganz allgemein – um die (Wieder-)Erkennung kultureller, künstlerischer, sozialer, wirtschaftlicher oder allgemein historischer Phänomene geht. Enzyklopädische – d.h. ganzheitlich umfassende – Ansätze haben die Museen stets begleitet:

- Das British Museum – als begehbarer Commonwealth
- Der Louvre als Zentralmuseum napoleonischer Raubkunst

8 In der Tat sollen mit diesem Impulsvortrag zunächst Fragen gestellt werden, ohne vorschnell zugleich Antworten zu formulieren.

- Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg – als zentrales Museum deutscher Kulturen – noch bevor es eine politisch geeinte deutsche Nation überhaupt gab.

Daran wird eines sehr deutlich: Museen sind schon immer auch politische Orte gewesen, Orte der Präsentation und Orte der Repräsentation.



Abb. 2: Das Museum als Bibliothek unseres kollektiven Gedächtnisses

Das Museum als Bibliothek unseres kollektiven Gedächtnisses

Gerne würde ich das Museum als eine Bibliothek unseres kollektiven Gedächtnisses bezeichnen. Wenn, ja wenn es denn ein einheitliches, kollektives Gedächtnis gäbe. Denn schließlich leben wir in einer Zeit disruptiver Diversifizierung - d.h. in einer Zeit beschleunigter, mobilisierter und fragmentierter Biographien.

Ein ganz persönliches Beispiel zur Veranschaulichung: Mein Vater hat in Kassel kontinuierlich 45 Jahre bei der Deutschen Bahn gearbeitet. Ich selbst bin seit dem Ende meines Studiums sieben Mal in eine andere Stadt gezogen, um eine neue berufliche Herausforderung anzunehmen. Wohl gemerkt, hier geht es nicht um besser oder schlecht – sondern es geht schlicht um die sich wandelnden Verhältnisse unserer heutigen Lebenswirklichkeiten.

Das Museum als sozialer Ort

Das Oberhessische Museum von morgen soll ein sozialer Ort sein: d.h. ein Ort,

- der gemeinsam gestaltet wird
- der gemeinsam besucht werden kann
- der Raum schafft für einen stadtweiten Diskurs, für Diskussion
- an dem Standortbestimmungen vorgenommen werden können
- an dem die Vergangenheiten in den Blick genommen werden können.

Ich habe es eben schon gesagt: Unsere Lebenswirklichkeiten haben sich in vielerlei Hinsicht stark beschleunigt; sind zu einem mehrdimensionalen Raum geworden. Um sich in unserer Lebenswelt zu Recht zu finden, benötigen wir im wahrsten Sinne des Wortes Orientierungswissen:

- Es geht um Mensch-Mensch-Beziehungen⁹ (= Gesellschaften)
- Es geht um Mensch-Umwelt-Beziehungen (= Ökologie)

Das Oberhessische Museum könnte also ein Ort werden, an dem Erfahrungswissen (aus der Geschichte) mit dem für den eigenen Lebensvollzug in der Gegenwart notwendigen Orientierungswissen kombiniert werden kann. Damit wäre eine gute Basis geschaffen, um sich gedanklich auch mit der eigenen Zukunft zu befassen. Auf diese Weise könnten Brücken geschlagen werden - zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.



Abb. 3: *Frei nach Goethe: Wie hältst Du's mit der Vergegenwärtigung?*

Das führt uns direkt zur Museumsfrage No 2: „Wie werden künftig Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Museum gewichtet?“ Frei nach Goethe könnten wir fragen: „Wie hältst Du's mit der Vergegenwärtigung?“

Das bedeutet auch, dass die künftige Sammlungsstrategie des Oberhessischen Museums darauf ausgerichtet sein muss, möglichst viele Bevölkerungsgruppen Gießens exemplarisch zu repräsentieren. Gerade in diesem Feld ist das Museum auf Ihre aktive Mithilfe angewiesen.

Es kann jedoch nicht darum gehen, nur die Dinge im Museum zu deponieren, die man selbst nicht mehr benötigt. Denn: einen kulturgeschichtlichen Wert erlangen die Sammlungsobjekte erst dadurch, dass zugleich dokumentiert wird,

- wem sie einst gehörten
- welche Geschichten oder Schicksale damit verbunden sind

9 Vgl. Ina Maria Greverus: Menschen und Räume. Vom interpretativen Umgang mit einem kulturökologischen Raumorientierungsmodell. In: Dieter Steiner: Mensch und Lebensraum. Fragen zu Identität und Wissen. <https://link.springer.com/book/10.1007/978-3-663-10779-8>

- wie sie genutzt wurden
- oder unter welchen Bedingungen sie produziert
- oder erworben wurden.

Sie bemerken auch hier: Fragen über Fragen. Aber genau diese Fragen bringen uns weiter in der Erkenntnis um Zusammenhänge, um Erkenntnisse, die für ein tieferes Verständnis der Stadt und ihrer Geschichte von Interesse sind.

Das Museum als Ort kultureller Bildung

Eine solche Aufgabe, Vergangenheit mit Gegenwart und Gegenwart mit Zukunft zu verknüpfen, dies wird das Oberhessische Museum nur dann leisten können, wenn es zur Stärkung der eigenen Kräfte zusätzlich neue strategische Partnerschaften mit anderen Kulturträgern in der Stadt eingeht. Dies ist ganz im Sinne eines Ortes, der sich als Werkstatt einer umfassenden Kulturellen Bildung versteht. Auch die angestammten Sparten Grenzen zur Bildenden und Darstellenden Kunst und zur universitären Forschung sollten künftig nicht als unüberwindliches Hindernis aufgefasst werden.

Von Geschichte(n) zur Geschichte

Landläufig wurde dem Museum abverlangt, Geschichte so darzustellen, wie sie gelaufen ist. Bei genauerer Betrachtung wird jedoch deutlich, dass keine noch so gut recherchierte Geschichte, kein noch so dicht mit Quellen belegtes Ereignis wirklich genauso passiert ist – vom aktuellen, medialisierten Zeitgeschehen mal ganz abgesehen. Schließlich ergeben sich aus unterschiedlichen Perspektiven eben auch jeweils völlig andere Betrachtungsweisen und damit andere Schlussfolgerungen. Geschichte ist also kein 12 Gänge-Menü, kein linear verlaufender Prozess mit einem definierten Anfang und Ende. Geschichte kann man sich eher vorstellen wie ein Flying Büffet – wie viel man davon mitbekommt, hängt davon ab, wo man steht.

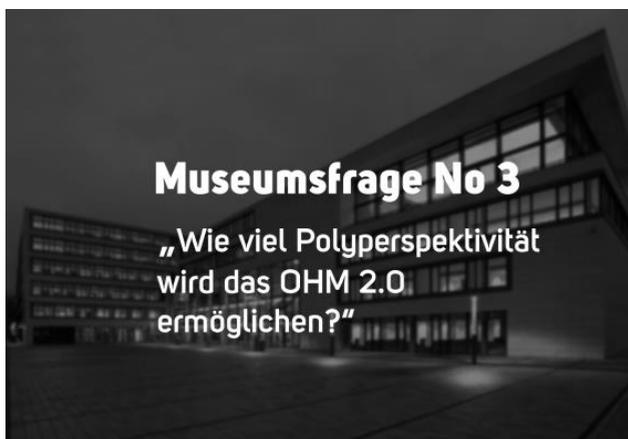


Abb. 4: Wie viel Polyperspektivität wird das OHM 2.0 ermöglichen?

Ergo lautet unsere Museumsfrage No 3: „Wie viel Polyperspektivität wird das OHM 2.0 ermöglichen?“

4. Das OHM 2.0

Die Prioritäten

Bis heute prägen umfangreiche Sammlungen aus privater Hand das materielle Bild des Oberhessischen Museums. Dieser Bürgersinn aus vergangenen Tagen besitzt ein deutliches Übergewicht gegenüber dem heute wünschenswerten Gemeinsinn. Denn die historischen Sammlungsbestände sind nach anderen Kriterien gesammelt worden, als dies heute der Fall wäre. Die Sammlung ist durchaus repräsentativ (d.h. ansehnlich) – aber sie repräsentiert eher die Sammlerpersönlichkeiten, als generell die Stadt- und Regionalgeschichte¹⁰.

Um das Oberhessische Museum zukunftstauglich und im wahrsten Sinne zu einem sinnvollen und sinnstiftenden Ort zu machen, muss gleichzeitig in drei Richtungen gearbeitet werden:

- a) Priorität 1
hat die wissenschaftliche Erschließung des bestehenden Sammlungsbestandes. Die Arbeiten dazu haben bereits begonnen;
- b) Priorität 2
besitzt die Erarbeitung einer Vision für das Oberhessische Museum der Zukunft. Wir alle stehen heute sozusagen mitten in der Baustelle, im Labor, im Stadtlabor;
- c) Priorität 3
betrifft die Entwicklung eines Sammlungs- und Betriebskonzeptes, um den Fundus des Oberhessischen Museums sukzessive an die Gegenwart anzuschließen.

Das ist zugleich eine Chance für Sie alle, sich aktiv in die Arbeit des Oberhessischen Museums einzubringen, damit das Museum sukzessive Ihr Museum wird. Denn: wie soll ein Stadtmuseum neues Interesse wecken, beziehungsweise bestehende Neugier befriedigen, wenn die Sammlung den Kontakt zur aktuellen Lebenswelt der Bevölkerung verloren hat?

Das OHM 2.0 und die Kunst des Fragestellens

Um die Welt verstehen zu können, müssen wir viele unterschiedliche Sprachen sprechen – denken Sie nur an das historische Babylon – und ebenso viele Grammatiken beherrschen. Das tun wir alle – tagtäglich, auch ohne viel darüber bewusst nachzudenken:

- wir sprechen innerhalb der Familie, um den Tagesablauf zu klären;

10 Hans-Joachim Weimann: Sechs Fragen zum Oberhessischen Museum und den Gail'schen Sammlungen. In: MOHG 93 (2008) S. 5 ff. sowie Eva-Marie Felschow/Manfred Blechschmidt: Ein Kuratorium für das Museum? MOHG 93 (2008) S. 29 f.

- wir lesen Fahrpläne, Verkehrszeichen und Zeitungen, um uns zu orientieren;
- wir bedienen unser Mobiltelefon zur Kommunikation oder Unterhaltung;
- wir recherchieren im Internet nach Urlaubsreisen oder buchen Fahrkarten;
- wir fühlen uns von Werbung angesprochen oder abgestoßen.

Wenn es jedoch um ein institutionalisiertes Verstehen geht – d.h. um die Arbeit im Museum – müssen wir strukturierter an die Sache und an die Sachen (d.h. die Objekte) herangehen. Denn all die Dinge, die im Museum über Jahrzehnte gesammelt und aufgehoben wurden, haben eines gemeinsam:

- sie sind aus ihrem ursprünglichen Funktionszusammenhang herausgelöst;
- das heißt: Sie haben ihren Kontext verloren; sie haben damit auch einen großen Teil ihrer ursprünglichen Information eingebüßt.

Ungefähr so wie ein Verkehrsschild, an dem zwar noch die Richtungspfeile zu sehen sind – nicht jedoch die Ortsangaben. Dieses Szenario entspricht in etwa der derzeitigen Ausgangssituation im Oberhessischen Museum.

Das OHM 2.0 und seine Themenfelder

Wie vielfältig die Themenfelder eines Museums sind, macht diese kurze Aufstellung deutlich:

- Arbeit: Arbeitsbedingungen / Landwirtschaft / Handwerk / Handel / Industrie / Dienstleistung / Freizeit / Ruhestand
- Identität / Werte: Das Ei(ge)ne / das Andere
- Leben / Kultur: Lebenserwartung / Lebensplanung / Familienkonstellation / Geschlechterrollen / Alter / Geburt / Tod
- Kunst: Kreativität / Poesie / Sinnlichkeit
- Material: natürliche Rohstoffe / Kunststoffe
- Raum: Ausdehnung / Mobilität / Migration / Handel
- Recht: rechtliche Strukturen / Normen
- Spiritualität: Glauben / das Unfassbare / das Immaterielle
- Wirtschaft: Geldwirtschaft / Reichtum / Armut / Soziales
- Zeit: Vergangenheit / Gegenwart / Zukunft
Erinnerung / Vergessen / Gedenken / kollektives Gedächtnis

Diese keineswegs abschließende Aufzählung macht deutlich, wie epochenübergreifend ein Museum sammeln, denken, forschen, handeln, vermitteln und moderieren muss, um eine wirklich sinnvolle Einrichtung zu werden; sinnvoll für die gesamte Stadtbevölkerung.

Das Museum als Vermittler

Ein wesentlicher Teil der Museumsarbeit – gerade in einem regionalen Museum wie dem Oberhessischen Museum – wird künftig auch in der Vermittlungsarbeit liegen. Das bedeutet, dass neben den klassischen Museumsräumen: Ausstellung, Depot und Werkstatt eben auch Flächen für vielfältige Programmarbeit vorzuhalten sind. Auch das haben wir bei der Konzeption des Stadt[LABOR]Gießen mitbedacht.

Die Aufgabe des Museums besteht nun darin, die Objekte so aufzubereiten, dass eine Rekonstruktion des ursprünglichen Kontextes für den Besucher zumindest in Ansätzen möglich wird. Nicht ohne Grund habe ich meinen Vortrag mit dem Titel Museumsfragen überschrieben. Denn das Spannende ist, dass man für ein und dasselbe Objekt sehr unterschiedliche Fragestellungen entwickeln muss, um es ganzheitlich einordnen zu können. Nehmen wir uns zwei anschauliche Beispiele:

4. Die Objektebene

Das Beispiel URBS GIESA

Das Oberhessische Museum bewahrt in seinem Bestand eine zunächst unscheinbar wirkende Federzeichnung auf. In mehr oder weniger stark schematisierter Form findet sich die Skizze einer Stadt. Bei genauerer Betrachtung fällt einerseits die Überschrift „URBS GIESA“ ins Auge – andererseits die wie nachträglich angebrachte Legende zu einzelnen herausgehobenen Gebäuden. Natürlich stellt sich hier die Frage nach der Authentizität der Darstellung – d.h. ihrem Wirklichkeitsgehalt: Auch die Frage der Datierung ist zu klären. Oder die Frage nach der eigentlichen Funktion der Darstellung. D.h. wer hat die Zeichnung zu welchem Zweck angefertigt?

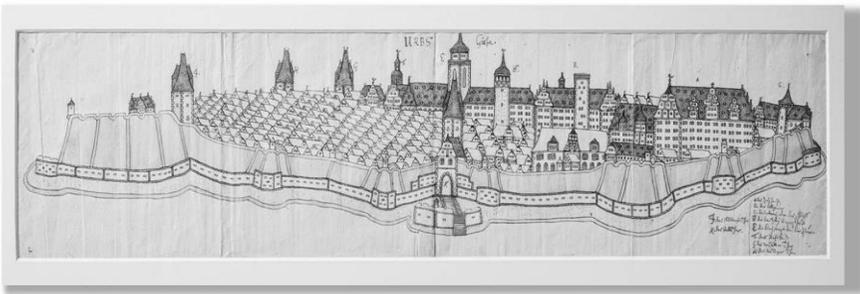


Abb. 5: URBS GIESA (Foto: Jörg Wagner)

Dies sind jetzt zunächst nur die objektzentrierten Fragen. Es ließe sich auch trefflich darüber sinnieren, in welchem Verhältnis diese Zeichnung etwa zu anderen Abbildungen dieser Art aus der gleichen Zeit steht? Wer dazu mehr wissen möchte, sollte sich nachher beim Umtrunk in der Nähe von Prof. Dr. Gräf aufhalten – oder eben am Samstag wieder hier sein.

Das Beispiel Ofenkachel

Für Sie ist dieser grüne Topf dort drüben vielleicht zunächst nur ein Gefäß unbekannter Funktion. Für einen Kulturhistoriker hingegen entstehen schon beim Anblick dieses archäologischen Fundes ganze Lebenswelten – ja Stadt- und Landschaftsansichten – vor dem eigenen geistigen Auge... beim bloßen Blick auf diese eigentlich kümmerlichen, keramischen Reste.



Abb. 6: Ofenkachel (Foto: Jörg Wagner)

Zur Kontextzentrierung

Im Prinzip steht die Kachelofen-Technologie für eine echte Revolution in der mitteleuropäischen Wohnkultur, denn mit der Einführung der Kachelöfen im 12./13. Jahrhundert war es erstmals möglich, wirklich rauchfrei einen Wohnraum zu heizen.¹¹ Das hatte Auswirkungen auf die gesamte Struktur des mittelalterlichen Hauses – und damit auf das Erscheinungsbild der mittelalterlichen Städte: Durch den Kachelofen und die Schornsteine wurde es möglich, Wohnhäuser in mehreren Geschossen zu bewohnen.

Sie fragen warum?

- Bei offenen Feuerstellen war keine geregelte Rauchgasabführung erforderlich; der Rauch zog also einfach durch den Dachstuhl ab;
- der Rauch der Kachelöfen wurde jedoch durch Schornsteine kanalisiert; damit konnte die Beeinträchtigung durch Rauch stark gemindert werden – zugleich aber musste dafür gesorgt werden, dass die Dachdeckung der Häuser, die seinerzeit oft noch aus Stroh oder Holzschindeln bestand,

11 Die bereits seit römischer Zeit bekannte Technologie der Hypokausten-Heizung hat nie Eingang in das städtische Wohnen gefunden, weil hierfür eine weitgehend steinerne Bauweise erforderlich ist. Nur vereinzelt finden sich solche aufwändigen Anlagen in mittelalterlichen Klöstern oder Rathäusern. Vgl. Gustav Fusch: Über Hypokausten - Heizungen und mittelalterliche Heizungsanlagen. Augustus Verlag, München 1989.

besser gegen die Brandgefahr geschützt wurde. So kamen sukzessive die Ziegel auf die Dächer. In Feuerschutzverordnungen – wie in Gießen von 1667 – wurden solche „feuerpolizeilichen“ Aspekte geregelt.

Auch die sozialen Aspekte des Wohnens veränderten sich: Gegenüber dem hochmittelalterlichen Einraum-Haus kam es sukzessive zu einer Verräumlichung einzelner Wohnfunktionen – Schlafen, Kochen, Essen, Arbeiten wurde künftig mehr und mehr in einzelne, spezialisierte Räume ausgelagert. Diese Entwicklung reicht bis hin zur sog. Kalten Pracht im 19. Jahrhundert, dem rein repräsentativen Wohnzimmer, das nur selten genutzt und geheizt wurde (daher auch der Name: Kalte Pracht). Eben die Möglichkeit, sich ein solches nutzloses Zimmer überhaupt leisten zu können, galt damals als gesellschaftliche Wunschvorstellung. Bei aller jetzt möglicherweise aufkommenden historischen Romantik sollte man sich jedoch bewusst machen, dass die Mehrheit der Menschen in den wachsenden Städten ganz anders – nämlich beengter - lebte.

Zur Objektzentrierung

Werfen wir einen genaueren Blick auf die Kacheln selbst: Die eigentliche Funktion dieser Kachel besteht darin – ähnlich wie Heizrippen an unseren heutigen Heizkörpern – die Oberfläche des Ofens zu vergrößern. So kann die Abstrahlungswärme schneller an die Räumlichkeit abgegeben werden. Mit der Zeit – wir reden hier von der Wende des 15./16. Jahrhunderts – legten die Städter immer mehr Wert auch auf das schmuckvolle Aussehen des Kachelofens. So wurden die Kacheln seit jener Zeit mit einer grünen Glasur versehen. Schließlich wurde – bedingt durch die aufkommende Renaissance – der Kachelofen wurde zusehends architektonisch gegliedert und ornamentiert. Woher wissen wir das? Einerseits durch entsprechende Funde von Kachelöfen, andererseits durch zeitgenössische – d.h. historische – Abbildungen.

Zum historischen Kontext

Die in der Installation gezeigte Ofenkachel wurde in Gießen bei Ausgrabungen in den 1970er Jahren, als das City-Center errichtet wurde, gefunden. Es handelt sich bei der Kachel um einen Fehlbrand – d.h. eigentlich ist es Produktionsabfall, der aber dennoch genutzt worden ist. Dieser Fund belegt damit zugleich, dass auch in Gießen Töpferhandwerk ansässig war. Dies lässt sich übrigens auch durch historische Schriftquellen nachweisen.

Noch heute weisen auch manche Straßennamen in Gießen auf Töpferhandwerksbezirke innerhalb der Stadtmauern hin: Am Brennofen, Aulweg, Eulenkopf, Auf der Weißerde. In einem Festungsplan von 1759 wird zum Beispiel von einer „Brennofen-Bastion“ gesprochen.

5. Das Projekt Stadt[LABOR]Gießen

Um bei der Klärung all dieser Fragen nicht eine Operation am offenen Herzen des Oberhessischen Museums vornehmen zu müssen, haben wir das Projekt Stadt[LABOR]Gießen entwickelt. Das Labor gibt uns die Möglichkeit, im über-

schaubaren Rahmen zu experimentieren; Dinge, Konzepte und deren Umsetzung auszuprobieren. Mit der jetzigen Veranstaltung Denk.Raum.Museum werden zugleich die drei unterschiedlichen Formate vorgestellt, mit denen das Projekt Stadt[Labor]Gießen in den kommenden beiden Jahren arbeiten wird.

[LABOR]Ausstellung

Es sind insgesamt drei Ausstellungen geplant, die über jeweils zwei Wochen in der Kunsthalle Gießen stattfinden werden.

[LABOR]Gespräch

Flankierend zu den Ausstellungen werden wir der Stadtgesellschaft immer wieder Gesprächsangebote machen. Das können Workshops, Vorträge, Diskussionen etc. sein. Gerade über dieses Segment soll ein reger Austausch über die Themen erfolgen, die die Stadt und das Museum betreffen.

Stadt[LAB]

Mit dem Stadt[LAB] soll eine kleine digitale Plattform für Kommunikation geschaffen werden, um auch abseits von Veranstaltungen und Ausstellungen den jeweils aktuellen Stand der Diskussionen dokumentieren zu können.

Das OHM 2.0 eines neuen, konzeptionellen Zuschnitts, das Bürgerbeteiligung und Diskursfähigkeit ermöglicht, könnte sich – in strategischer Kooperation mit anderen Institutionen – zu einem soziokulturell-künstlerischen Labor aller Bürgerinnen und Bürger entwickeln, indem:

- ein aufgeklärter Umgang mit Vergangenen möglich ist;
- eine eigenständige Bestimmung des Status Quo möglich ist;
- über Visionen für ein zukünftiges Miteinander gemeinsam verhandelt wird.

Gastspiel in der Kunsthalle

Nicht ohne Grund haben wir uns dafür entschieden, mit dem Stadt[LABOR]Gießen hier in der Kunsthalle zu Gast zu sein. Dieser Übergriff ist aus mehreren Gründen sinnvoll und von Bedeutung:

- Die Kunsthalle Gießen besitzt eine auch kulturpolitisch herausragende Bedeutung. Dies macht deutlich, dass das Projekt des Stadtlabors die volle Unterstützung der gesamten Stadtverwaltung genießt.
- Ganz gewusst besitzen die Aktivitäten im Rahmen des Stadt[LABOR]Gießen hier in der Kunsthalle Gießen einen zeitlich limitierten, vorübergehenden Charakter – es sind wirklich Gastspiele.
- Die großzügige Dimension der Kunsthalle Gießen sorgt auch psychologisch für genügend Freiraum
 - zum miteinander Nachdenken
 - zum miteinander Reden

- es ist ein Ort, an dem man über das Anschauen von Objekten zu einer Anschauung über Objekte kommen kann.



Abb. 7: Blick in den Denk.Raum.Museum (Foto: Verfasser)

Ausstellung, Aufstellung oder Installation

Bei der aktuellen Präsentation hier in der Kunsthalle handelt es sich nicht um eine konventionelle Ausstellung, sondern um eine künstlerische Installation. Die hier präsentierten Objekte werden zunächst nicht miteinander in einen Zusammenhang gestellt – sie stehen eher als einzelne Repräsentanten für die Sammlung des Oberhessischen Museums. Das schließt nicht aus, dass durch eine vergleichende Betrachtung dennoch völlig neue Zusammenhänge zwischen den einzelnen Objekten entdeckt werden können.

Uns geht es zunächst darum, Augen zu öffnen und Interesse zu wecken – im Idealfall Ihr Interesse. Das Oberhessische Museum von morgen, das OHM 2.0, soll eher ein Ort werden, an dem man lernt, Fragen zu stellen, statt vorgefertigte Antworten zu bekommen.

Ich komme zum Schluss:

Für Sie und gemeinsam mit Ihnen dekonstruieren wir also in den kommenden Tagen das Oberhessische Museum. Wir unternehmen diesen Versuch, um diese wahrhaft komplexe Einrichtung in ihrer Verwobenheit verständlich zu machen. Es geht darum, die einzelnen Komponenten im Anschluss daran auf eine neue und zeitgemäße Art – neu gewichtet – wieder zusammenzusetzen.

Das klingt sehr abstrakt, deshalb hier nochmals anschaulich:

- Wir vereinzeln zunächst fünf ausgewählte Objekte und entledigen sie ihres bisherigen musealen Kontextes. Sie werden zu visuellen Repräsentanten ihrer selbst.

- Die mitgelieferten 1000-Zeichen Texte dienen dazu, den Besucherinnen und Besuchern einen ersten Hinweis auf den vormaligen Funktions- und Sinnzusammenhang zu geben.
- Die uns umgebende Installation soll helfen, uns von angestammten Mustern und Konstruktionen zu befreien, soll den Werkstattcharakter unseres Handelns visuell verdeutlichen.
- Schließlich haben wir den Reader, d.h. die Textsammlung zu den vereinzelt Exponaten: Hier haben wir als Paten versucht, möglichst alles aus einem Stücke „herauszuholen, was in ihm steckt.“ So hätte es Otto Lauffer wohl einst formuliert.¹²
- Mein sich jetzt dem Ende zuneigender Museumsfragen-Vortrag sollte Ihnen die Hintergründe erläutern und auch Einblicke geben, in die gedankliche Arbeit, die in der Steuerungsgruppe im vergangenen Jahr gemeinsam geleistet wurde.

Kurz zum programmatischen Ausblick:

- Am Freitag werden wir mit ausgewählten Gruppen der Stadtgesellschaft in einen moderierten Dialog treten – um dort die vorhandenen Museumsansichten, die inneren Vorstellungsbilder zu erspüren.
- Am Samstag sehen wir Sie hoffentlich alle wieder, denn wir – d.h. die Patin und die Paten – üben uns in einem Talk-Format. Will sagen: die Fachleute versuchen sich gegenseitig Ihre Paten-Objekte zu erläutern. Damit möchten wir Ihnen verdeutlichen, dass auch wissenschaftliche Aussagen nicht immer eindeutig, sondern meist vielschichtig sind.
- Nachdem wir uns dann also Stück für Stück den einzelnen Komponenten der Institution Museum genähert haben, wird uns Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba mit seinem Vortrag auf eine erklärende Reise in die Lebenswelt der Stadt mitnehmen – mitreißen.

Überhaupt: Stadtextperten!

Die eigentlichen Expertinnen und Experten dieser Stadt sind höchstpersönlich Sie selbst. Denn:

- Wer lebt in dieser Stadt?
- Wer kennt die Stadt?
- Wer gestaltet diese Stadt?
- Es sind die Bewohnerinnen und Bewohner. Sie leben in der Stadt – mitunter auf Zeit, mitunter ein ganzes Leben lang; vielleicht sogar über Generationen hinweg.

12 Otto Lauffer: Das Historische Museum. Sein Wesen und Wirken und sein Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbe-Museen. In: Museumskunde Bd. 3 1907, 1-14, 78-99, 179-185, 222-245.

Um Ihnen allen die Beschäftigung mit dem Museum und die Mitwirkung bei der Restrukturierung zu ermöglichen, hat das Kulturrat das Projekt Stadt[LABOR]Gießen konzipiert. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen Entdeckergeist für die gemeinsame Arbeit im Laboratorium der städtischen Identitäten Gießens.



Abb. 8: Blick in den Denk.Raum.Museum (Foto: Verfasser).

Zwei Zitate zum Schluss, die für unsere konzeptionelle Arbeit richtungweisend sind:

Joseph Beuys: „Das Museum ist ein „Ort der permanenten Konferenz.“¹³

- D.h. mit sich ins Gespräch kommen – mit den Objekten ins Gespräch kommen – miteinander ins Gespräch kommen.

.Der große Hamburger Museumsmacher aus der vorherigen Jahrhundertwende, Alfred Lichtwark, hat es schlicht und zugleich treffend formuliert:

„Wir wollen nicht ein Museum, das dasteht und wartet, sondern ein Institut, das tätig in die künstlerische Erziehung unserer Bevölkerung eingreift. Und das ist ja keine lediglich sittlich-ästhetische, sondern eine ganz hervorragend volkswirtschaftliche Frage.“¹⁴

In diesem Sinne: LABOREMUS!¹⁵

13 Joseph Beuys: Das Museum – ein Ort der permanenten Konferenz, in: Notizbuch 3. Kunst. Gesellschaft. Museum, hg. v. Horst Kurnitzky, Berlin 1980, S. 47-74, hier S. 56

14 Alfred Lichtwark: Die Aufgaben der Kunsthalle. Antrittsrede, den 9. Dezember 1886. In: Alfred Lichtwark, Drei Programme. 2. Aufl. Berlin: Bruno Cassirer, 1902, S. 13 - 31. Vgl. auch http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/pdf/deu/310_Lichtwark_Antrittsrede_83_EDIT.pdf.

15 Natürlich handelt es sich um eine rhetorische Überspitzung, wenn ich im Vortrag davon gesprochen haben, dass das Museum förderhin nur noch dazu anleiten solle, Fragen zu

stellen und keine Antworten mehr gibt – oder zumindest versucht, Antworten zu geben. Es geht aber durchaus um einen Paradigmenwechsel, bei dem sich die Nutzer des Museums ihrer eigenen Urteilskraft bewusst werden – und in dieser Hinsicht vom Museum ermutigt werden. Das Museum kann sich zu einer Art Sparringspartner entwickeln und stellt damit ganz bewusst ein Stück seiner Deutungshoheit selbst in Frage – zumindest aber zur Diskussion. Auf diese Weise würde Stück für Stück eine „permanente Konferenz“ (Beuys) – d.h. ein gesamtgesellschaftlicher Diskurs – entstehen, der eine der Grundlagen für eine offene und demokratische Gesellschaft darstellt.

2. Tag: Freitag, 18. August 2017: Öffentlicher Dialog mit Bürgern aus der Stadtgesellschaft

Grußwort der Kulturamtsleiterin der Stadt Gießen

SIMONE MAIWALD

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, liebe Kooperationspartner und -partnerinnen, sehr geehrte Gäste,

Seien Sie herzlich willkommen im DenkRaumMuseum!

Wir haben Sie heute hierher zum Auftakt des Stadtlabors eingeladen, sich mit uns gemeinsam auf den Weg zu machen und unser Oberhessisches Museums neu zu gestalten, denn wir stellen uns ein Museum vor, das zukünftig so offen wie möglich ist, offen für die gesamte Stadtgesellschaft. Unser Museum soll ein Ort der Information, des Gesprächs, der gemeinsamen Ideen und Projekte, ein spannender Ort sein, der auch Spaß macht und nicht nur ein Pflichtprogramm für Gießener Schulen. Es soll aber genauso ein Ort sein, der zum Nachdenken über Geschichte, Gegenwart und Zukunft anregt, ein Ort an dem sich die Gießener und Gießenerinnen begegnen, ihre Geschichten und die Geschichten ihrer Stadt entdecken. Denn wer die Stadt Gießen in einem Museum zeigen und verstehen möchte, der muss auch die Geschichten aller Bürgerinnen und Bürger erzählen. Und dies sind vielfach eben auch Geschichten, die nicht in Gießen beginnen, sondern im Nachbarort, in einem anderen Bundesland, in Europa oder außerhalb Europas. Ihre Geschichten!

Diese Ziele können wir nicht allein erreichen. Wir brauchen Sie, Ihre jeweiligen Kompetenzen, Ihre Ideen und Impulse, Ihre Bereitschaft sich an einem Museum zu beteiligen, das unsere Stadt in ihrer Geschichte, Gegenwart und Zukunft spiegelt. Wir brauchen Sie als aktive Partner mit Ihrem jeweils besonderen Blick auf die Stadt, damit Sie sich in unserem zukünftigen Museum auch wiederentdecken können. Wir brauchen Ihre Geschichten als Zeitzeugen, denn die bisherige stadtschichtliche Sammlung weist für die letzten Jahrzehnte große Lücken auf.

Mit Ihnen gemeinsam wollen wir versuchen, zu klären, welche Erwartungen wir an unser Museum haben; wie wir unsere stadt- und regionalgeschichtliche Sammlung gestalten; wie wir Sie, die Bürgerinnen und Bürger unserer Stadt mit Ihren unterschiedlichen Interessen, Ihrer Herkunft und Ihrem Alter als aktive Besucher ansprechen. Und welche Voraussetzungen wir dafür schaffen müssen.

Es gibt also gute Gründe, warum wir raus aus dem Museum gehen, um einen Freiraum zum Denken zu schaffen, wie wir ihn heute mit der Gestaltung der von uns auch im Gesamtprojekt erwünschten Transparenz und baustellenähnlichen Installation in der Kunsthalle, im Rathaus der Stadt, vorfinden. Bestens dazu geeignet, die fünf ausgewählten Objekte des Museums zu auratisieren, zur Geltung zu bringen und unsere Laborsituation sichtbar und erlebbar zu machen.

Wir haben uns als Arbeitsform das StadtLabor mit dem inhaltlichen Schwerpunkt der stadthistorischen Sammlung ausgedacht, in dem wir gemeinsam mit Ihnen experimentieren, in dem wir Versuch genauso wie auch Irrtum zulassen, indem wir mit Ihnen ins Gespräch kommen, Ihre Geschichten hören, Ereignisse durchspielen und neue Quellen zur Stadtgeschichte erschließen. Die Idee zum Stadtlabor wurde in einem von der Oberbürgermeisterin eingesetzten Steuerungsgremium gemeinsam unter der Leitung des Kulturamtes und mit einem versierten Museumsberater entwickelt.

Das Stadtlabor besteht aus drei unterschiedlichen Komponenten: Stadtlabor-Ausstellungen, Stadtlabor-Gespräche und Laborwebsite.

Für die drei Labor-Ausstellungen hier in der Kunsthalle, im KiZ und abschließend im Oberhessischen Museum haben wir zentrale Themen ausgewählt, mit denen sich bereits einige von Ihnen in eigenen Projekten, Veranstaltungen, Diskussionen beschäftigen (darüber werden wir nachfolgend noch mehr erfahren). Es wird zunächst eine Ausstellung in der Kunsthalle zur Gießener Stadtgeschichte in 12 Objekten entwickelt, anschließend geplant sind eine Ausstellung zum Thema Stadt-Ansichten und schließlich das große Thema der Stadtidentität. In diesen Ausstellungen können künftige Konzepte einen Probelauf erfahren und auf Machbarkeit und Relevanz überprüft werden. Großen Wert legen wir dabei auf mögliche Bezüge zu unserer Gegenwart, um auch wirklich mit unseren Partnern an aktuellen Themen arbeiten zu können.

Die Labor-Ausstellungen werden wiederum vor- oder auch nachbereitet, begleitet und dokumentiert von Laborgesprächen, in denen wir von Ihnen bereits erarbeitete Projekte aufgreifen oder durch Vorträge, Diskussionen, ergänzen wollen. Es geht uns insbesondere darum, die gesellschaftliche Realität unserer Stadt umfassender abzubilden, indem wir Ihr Wissen und Ihre Kompetenz abfragen und indem wir in Gesprächen, Workshops, kleinen Ausstellungen und Projekten oder durch Objekte und Materialien Ihre Geschichten aufgreifen, präsentieren, abbilden und dokumentieren. Denn am Ende sollen die hieraus gezogenen Erfahrungen, Geschichten, Wünsche, Ideen, vielleicht sogar Objekte und Dokumente in der zukünftigen Museumskonzeption berücksichtigt und eingearbeitet werden.

Demnächst eingerichtet wird die dritte Komponente des Stadtlabors, eine Website, die für den gesamten Zeitraum die Projekte sichtbar macht, die Ergebnisse dokumentiert und schließlich als weitere Kommunikationsplattform für interessierte Bürgerinnen und Bürger dienen soll.

Die meisten anderen vergleichbaren städtischen Museen verfügen über ein großes Museumsteam, das uns hier in Gießen nicht zur Verfügung steht. Aber wir machen aus der Not eine gute und vielversprechende Tugend und öffnen die Entwicklung der Museumskonzeption in vielen Bereichen ebenso unseren fachwissenschaftlichen Institutionen und Hochschulen, mit dem Wunsch hier viele unverzichtbare Einschätzungen, Hinweise, Beratungen zu erhalten oder gar einzelne Museumsprojekte umzusetzen.

Die wichtigsten Partner beim Stadtlabor sind aber Sie, die engagierten Bürgerinnen und Bürgern. Bereits bei unserem Auftakt zu den StadtLaborGesprächen heute und morgen erhalten wir alle einen ersten Eindruck, in welcher Form Sie

sich als aktive Stadtgesellschaft bei der Konzeptentwicklung bereits beteiligen, welche Projekte geplant sind, welche Ideen Sie haben. Sicher sind längst noch nicht alle potentiellen und wichtigen Partner angesprochen und eingebunden. Dies wird erst nach und nach geschehen können.

Ich lade Sie alle herzlich ein, sich bei dem vor uns liegenden Prozessen und Dialogen aktiv zu beteiligen, mit uns zu diskutieren, uns Ihre Ideen und Geschichten vorzustellen, damit am Ende aus aller Vielfalt der Auffassungen und Entwürfe ein spannendes, ein anregendes, authentisches und erkenntnisreiches Konzept unseres Oberhessischen Museums entstehen kann. Das Museum, das uns dann in seiner stadthistorischen Sammlung zeigt, was das Besondere unserer Stadt Gießen, woher ihre Ursprünge kommen, wie sie sich entwickelte, warum sie so ist, wie sie sich heute darstellt.

Wie sieht das Konzept der heutigen Veranstaltung aus? Zunächst werden sich einzelne, von uns geladene Gruppen anhand eines potentiellen Museumsobjektes vorstellen. Wir erfahren von ihnen, wer sie sind, was sie machen und warum sie ein wichtiger Teil der Stadt sind und somit auch Teil der Stadtgeschichte. Wir sind gespannt, welche Objekte ausgesucht wurden, die nach ihrer Meinung möglicherweise auch in unser Museum gehören.

Anschließend versuchen wir in einem Gespräch zu klären, welche Bedeutung Dinge für uns haben? Was gehört in ein Museum? Was macht ein Alltagsobjekt zu einem Museumsobjekt? Was bedeutet der jeweilige Gegenstand für mich?

Danach pausieren wir erst einmal und haben so auch noch die Gelegenheit dieses Gespräch ganz ungezwungen bei einem Glas Wasser oder Wein fortzusetzen.

Schließlich nach der Pause werden uns drei Projekte vorgestellt, die sich bereits mit den Stadtlaborthemen beschäftigen. Auch hier sind jederzeit Nachfragen oder eigene Anregungen möglich.

Ganz wichtig ist uns als Ausklang eine Aktion im Fotostudio, das eine unverzichtbare Rolle bei der Dokumentation der Laborgespräche spielt. Wir wollen keine Geschichte, kein Objekt keine Idee auf dem Weg zur Museumskonzeption verlieren.

Machen wir uns gemeinsam auf den Weg zu einem neuen Oberhessischen Museum!

Dialog mit Bürgern aus der Stadtgesellschaft, Objektgeschichten

ZIBB (Zentrum und Verein für interkulturelle Bildung & Begegnung)

Sadullah Güleç (Gründer und Vorstandsmitglied)

Balalaika

Zum zehnjährigen Bestehen des ZIBB wurde das Instrument an den Verein als Geschenk überreicht. Geschenkt hat es Herr Röpe, ein Musiker, der es selbst im Rahmen des Projekts „Brücken bauen“ als Geschenk erhalten hatte. Wie er selbst zu der Balalaika kam, erzählte er den Akteuren des ZIBB wie folgt: „Das Rock-

mobil Gießen, eine rollende Musikinitiative der LAG Soziale Brennpunkte Hessen hatte zur Zeit der Wende 1990 von der Hessischen Regierung die Einladung bekommen, mit einer Musikgruppe Russland zu besuchen. Das haben wir damals gemacht und wie das dann so geht, viele russische Musiker, Gruppen und Kulturinitiativen in St. Petersburg, Twer und Moskau kennengelernt. Unter Freunden haben wir uns gegenseitig beschenkt. Daher kommt die Balalaika.“



Der Objektvorschlag von Herrn Güleç gilt mit Einschränkungen für die Ausstellung des Oberhessischen Museums. In der Dauerausstellung hinter einer Vitrine kann er sich das Objekt nicht gut vorstellen. Er sieht es eher im Rahmen von Sonderausstellungen bzw. Sonderaktionen, in denen das Instrument auch benutzt werden darf. Hierzu äußert er beispielhaft die Idee, in Anlehnung an das Mathematikum, eine Art „Musikum“ durchzuführen, bei dem in und um Gießen lebende Profi- und Hobby-Musiker aus aller Welt eingeladen werden könnten, ihre Instrumente und dazu gehörige Musiken zu präsentieren, und den Besuchern das Ausprobieren ihrer Instrumente zu erlauben.

Galerie 23

Andrea Lührig (Atelierleitung), Mirko Westermann (Mitarbeiter)

Grafik des Künstlers Matias Völksch

Künstler mit Handicap aus unterschiedlichen Einrichtungen der Lebenshilfe Gießen können im Atelier23 arbeiten und ihre Werke in der Galerie ausstellen. Der Künstler Matias Völksch ist im Jahr 2014 verstorben. Er war ca. 10 Jahre im Atelier23 tätig. Das Bild, das Andrea Lührig und Mirko Westermann mitgebracht haben, ist ein Spätwerk aus dem Repertoire des Künstlers, der vorwiegend grafisch gearbeitet hat. In fast allen seinen Werken lassen sich Tages- und Datumsangaben ausmachen. Oftmals lassen sich auch Worte auf seinen Bildern entziffern, die sich auf immer wiederkehrende Ereignisse (wie Geburtstage, Ostern, Weihnachten ...) und ihm nahestehenden Personen beziehen. Und auch die verdichteten Symbole wie Sterne, Blumen und Kreise lassen sich bestimmten Ereignissen zuordnen. Seine grafischen Arbeiten dokumentieren damit in besonderer Weise das Leben des Künstlers Matias Völksch.



flux-stadtimpulse

Nils Seipel, Johannes Schmid (Gründer)

Volvic Wasserflasche

Dieses Objekt ist nicht als musealer Gegenstand gedacht, sondern versinnbildlicht die Idee hinter der Arbeit von flux-stadtimpulse. Wie der Name schon sagt, geht es darum, im Stadtraum Impulse zu setzen, um vorhandene Potentiale hervorzuheben und die Menschen dazu zu motivieren, ihren Handlungsspielraum zu erkennen und auszuschöpfen. Die Wasserflasche steht symbolisch für eine Entwicklung, die flux angeregt haben: Nachdem Nils Seipel und Johannes Schmid wahrgenommen hatten, dass die Fläche der Brache Samen-Hahn von Menschen zum Verweilen aus unterschiedlichen Anlässen genutzt wurde, haben sie sich entschieden, das Potential dieses Areals als Begegnungsort zu nutzen, indem sie anfangen, kleine Bänke anzufertigen und dort aufzustellen. Dies wurde von den Menschen erkannt und ergänzt. So wurden weitere Bänke platziert, die Grünflächen gepflegt und kleine Gärten angelegt sowie Mülltonnen aufgestellt. Als einer der beiden eines Tages im Sommer einen Mann im Anzug in dem Areal sah, hielt er ihn anfänglich für einen Mitarbeiter des Ordnungsamtes, der diesen Selbstläufer kritisch prüft. Bei näherem Hinsehen stellte sich jedoch heraus, dass der Mann mit einer Volvic-Wasserflasche die Pflanzen goss, die seit ein paar Tagen schon ohne Regen auskommen mussten.

Für flux ein schönes Beispiel, welches ihre Ausgangsidee widerspiegelt: Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen wurden durch den Impuls angeregt gemeinsam ihren geteilten Stadtraum zu verschönern.



An.ge.kommen

Sinem Özkan (Vorstand)

UNO-Kartenspiel

Der Verein an.ge.kommen versucht Menschen, die neu in Gießen sind, mit oder ohne Migrationshintergrund, einander und auch der Stadt näher zu bringen. Dazu bieten sie mittlerweile unterschiedliche Freizeitangebote an, damit das gemeinsame Kennlernen der Stadt und der neuen Menschen untereinander besser gelingen kann.

Der Objektvorschlag des Vereins verweist auf die ersten Tage der Arbeit und die Bemühungen, Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenzubringen. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter hatten für das erste Treffen Kuchen gebacken, Tee gekocht und eine gemütliche Atmosphäre erzeugt. Als man dann beisammen war, wurde allen bewusst, dass es recht schwierig ist, ins Gespräch zu kommen, wenn man keine gemeinsamen sprachlichen Wurzeln hat. Das Kartenspiel UNO war dann die Lösung: das einfache Kartenspiel ermöglichte den Einstieg in eine erste spielerische Kommunikation mit Händen und Füßen und nahm die Anspannung von allen Beteiligten. Noch heute findet es in der Gruppe seinen Einsatz, wenn es darum geht, das Eis zu brechen.

OHG

Dr. Hans-Jobst Krautheim (Mitglied des Vereins und dessen AG Museum)

Jahresbericht des Oberhessischen Vereins für Localgeschichte (1879) und der Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Band 101 MOHG (2016)

Die beiden Exponate dokumentieren das weit über ein Jahrhundert währende wissenschaftliche Interesse des Oberhessischen Geschichtsvereins (OHG) an der Geschichte der Provinz Oberhessen in ihrer bedeutenden Vielfalt. Der OHG ist

eng mit der Gründung des Oberhessischen Museums verwoben. Gegründet wurde der Verein 1878. Bereits ein Jahr später erfolgte die Museumsgründung: Erste Stücke fanden ihren Platz im damaligen Rathaus. Auch für den Erhalt des Alten Schlosses hatte sich der Verein erfolgreich eingesetzt, so konnte 1905 das Alte Schloss als Museum genutzt werden, das er bis 1912 in Eigenregie betrieb. Auch bei der Neuordnung des Museums mit seinem bis in die Gegenwart tragenden „Dreihäuserkonzept“ in den 1970er Jahren war der OHG maßgeblich beteiligt.

Der Vertreter des OHG, Dr. Hans-Jobst Krauthem, präsentierte den ersten Jahresbericht von 1879 des Oberhessischen Vereins für Localgeschichte, so der Ursprungsname des OHG, sowie die letzte Ausgabe der Reihe ‚Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins‘ von 2016. Sie sollten keine gängigen Museumsobjekte darstellen, sondern könnten eher Platz in einer Fachbibliothek des Museums finden. Die beiden Bände gäben einen augenfälligen Hinweis für die inzwischen in über 100 Mitteilungsbänden gesammelte Fülle von Informationen und Anregungen aus den unterschiedlichsten historischen Sachgebieten Oberhessens her; sie könnten, so Krauthem, für eine Neugestaltung des Oberhessischen Museums sinnvoll genutzt werden. Ziel dabei sei es, dass sich das OHM den Bürgerinnen und Bürgern in seinen Ausstellungen und Aktionsformen so präsentiere, dass diese sich selbst in ihren Lebenszusammenhängen als Teil der oberhessischen, speziell aber der Gießener Geschichte wiederfinden könnten.

Werkstattkirche, Nordstadt

Cornelia Mim, Bärbel Weigand, Renate Binder (Werkstattkirche)

„Hoinkrührer“

Cornelia Mim, Bärbel Weigand und Renate Binder von der Werkstattkirche der Jugendwerkstatt gehen engagiert der Gemeinwesenarbeit in der Nordstadt nach. Für ihren Vorschlag eines musealen Objekts fanden sie mit dem Hoinkrührer eine Mischung aus historischem Werkzeug sowie Sinnbild für diese Arbeit. Hoinkrührer wurden zum Zubereiten von Pflaumenmus in einem großen Kupferbottich genutzt. Diese Tätigkeit konnte man nicht allein verrichten, sondern nur in der Gemeinschaft bzw. in kleinen Teams. Die große Menge machte es möglich, den süßen Honig anschließend mit vielen zu teilen. Auch die Gemeinwesenarbeit der Werkstattkirche funktioniert nur, wenn viele sich füreinander einsetzen und miteinander teilen.

Diese Art der Pflaumenmusherstellung wird heute nicht mehr praktiziert, der Hoinkrührer ist mittlerweile ein Erinnerungsstück. Die Leute von der Werkstattkirche „rühren“ stattdessen im Gemeinwesen der Nordstadt.

MTV 1846 Gießen

Mehmet Tanriverdi (Vorstand), Thomas Webler (Vorstand)

Sieger-Urkunde und Siegerkranz

Mehmet Tanriverdi und Thomas Webler sprachen als Vorsitzende des mitgliederstärksten Vereins in Gießen. Ihre vorgeschlagenen Objekte beziehen sich auf die Vereinsgeschichte. Das erste Objekt ist eine Siegerurkunde aus dem Mannschaftssportbereich. Sie dokumentiert die erste Deutsche Meisterschaft für die Basketballer des MTV Gießen im Jahr 1965. Das zweite Objekt ist ein Siegerkranz des Deutschen Turnfests von 1948 in Frankfurt am Main. Wer diesen Siegerkranz gewonnen hat, lässt sich nicht mehr nachvollziehen. Für die beiden Vorsitzenden soll er stellvertretend für die Leistungen des Sportlers Karl Reuter stehen, ein Vorzeigeturner aus Gießen, der 1928 den ersten Platz im olympischen Zwölfkampf beim Deutschen Turnfest in Köln belegte.

Gruppe „Rettet die Alte Post in der Bahnhofstr.“

Peter Eschke (stellv. Vorstandsvorsitzende)

Stadtplan

Peter Eschke stellte spontan die noch recht junge Gruppierung zur Rettung der Alten Post vor. Sie hat mittlerweile ca. 1000 Mitglieder. Eine Umfrage unter den Teilnehmern ergab, dass sich viele eine Weiternutzung des Gebäudes als Museum vorstellen können. In Anlehnung an das Mathematikum könnte es ein ‚Historikum‘ werden. Als ein Objekt, das es ja mitzubringen galt, schlug Herr Eschke einen Stadtplan vor. Und verwies darauf, dass Teile der Stadtgeschichte noch der musealen Aufbereitung bedürfen, beispielsweise die Geschichte der Wasserversorgung in Gießen. Laut seiner Aussage denken die Mittelhessische Wasserbetriebe Gießen schon länger über ein Abwassermuseum nach. Herr Eschke empfahl, zu der Institution Kontakt aufzunehmen. Auch die Industriegeschichte sei, nach Meinung von Herrn Eschke, noch nicht ausreichend dargestellt.

Mit Objekten im Zwiegespräch - eine vielschichtige Annäherung

MATTHIAS HENKEL

Können Objekte sprechen? Joseph Beuys hat einst das Museum als „Ort der permanenten Konferenz“ bezeichnet.¹ Man könnte die verschiedenen Ebenen eines solchen, anhaltenden Dialogs folgendermaßen beschreiben: Der Besucher kommt mit den Objekten ins Gespräch; darüber kommt er mit sich selbst ins Gespräch; und schließlich - weil ein Museumsbesuch oft ein soziales Ereignis ist und in Begleitung von Familie und Freunden erfolgt - miteinander ins Gespräch. Damit eine solche „permanente Konferenz“ wirklich in Gang kommen kann, bedarf es verschiedener Voraussetzungen: Der Offenheit des Besuchers, sich auf die Dinge einzulassen; einer im wahrsten Sinne des Wortes ansprechenden Inszenierung, die die Wahrnehmung des Besuchers zu einer ganzheitlichen Betrachtung anregt und schließlich eine szenographische Einbettung des Objektes, die es dem Besucher ermöglicht, sich mit Hilfe beigefügter Kontext-Informationen über den sinnlichen Eindruck hinaus die inhaltliche Ebene oder die Bedeutung des Exponats zu erschließen.

Im Jahr 1907 hat Otto Lauffer es so formuliert: „Die Tatsache bleibt doch bestehen, dass der Beschauer im Durchschnitt noch nicht in der Lage ist, mit sicherem, geschultem Blick aus einem Stücke das herauszuholen, was es wirklich zu geben hat, und dass er in der Regel erst dadurch zum sorgfältigen Betrachten angeregt werden kann, dass das Interesse zunächst in ihm geweckt wird.“²

Auch wenn die Formulierung für unsere heutigen Ohren etwas antiquiert klingt, der faktische Kern ist nicht von der Hand zu weisen: Woher auch sollten Museumsbesucher und -besucherinnen mit all den Detailkenntnissen vertraut sein, die für ein „Lesen“ der ausgestellten Exponate erforderlich sind? Mit voller Berechtigung fordert daher der Internationale Museumsrat (ICOM), dass neben dem Sammeln, Bewahren, Erforschen und Präsentieren eben auch das Vermitteln zu den Kernaufgaben des Museums gehört.³

Gerade dann, wenn sich ein Museum neu erfinden will, bestehen einzigartige Möglichkeiten, neue Wege zu gehen – oder zumindest bekannte Wege neu zu entdecken. Ein erster wichtiger Schritt in diese Richtung gelang mit der Veranstaltung

-
- 1 Joseph Beuys: Das Museum – ein Ort der permanenten Konferenz, in: Notizbuch 3. Kunst. Gesellschaft. Museum, hg. v. Horst Kurnitzky, Berlin 1980, S. 47-74, hier S. 56.
 - 2 Otto Lauffer: Das Historische Museum. Sein Wesen und Wirken und sein Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbe-Museen. In: Museumskunde Bd. 3 1907,1-14,78-99,179-185,222-245. Hier Seite 241.
 - 3 Ethische Richtlinien für Museen von ICOM. Seoul 2004. Vgl. http://www.icom-deutschland.de/client/media/364/icom_ethische_richtlinien_d_2010.pdf

DENK.RAUM.MUSEUM in Zusammenhang mit der Restrukturierung des Oberhessischen Museums in Gießen.

Fünf ausgewählte Objekte aus der öffentlich zugänglichen Ausstellung wurden ausgewählt, um sie einer besonderen Prozedur zu unterziehen:

Auratisierung durch Vereinzlung

Durch die Präsentation innerhalb der Installation DENK.RAUM.MUSEUM erhielten die Objekte eine besondere Bedeutung, sie wurden zu Repräsentanten ihrer selbst. Das Publikum wurde durch diese Art der Präsentation dazu angeregt, genauer jedes einzelne Objekt in den Blick zu nehmen. Auch ohne Fachkenntnisse wurde es möglich, die materielle oder ästhetische Qualität der einzelnen Exponate zumindest zu erspüren. So gesehen entstand ein Dialog auf Augenhöhe zwischen den Betrachtern und den Objekten (vgl. die Aussage von Joseph Beuys).

Basisinformation

Ganz bewusst wurde in unmittelbarer Nähe der ausgestellten Objekte nur eine 1000 Zeichen umfassende Basisinformation gegeben – damit im Zentrum der Installation wirklich das genaue Schauen stehen konnte.

Interdisziplinarität

In unseren komplex gewordenen Lebenswelten kann nicht mehr nur eine Sicht- und Betrachtungsweise zu den entscheidenden Erkenntnissen führen. Es hat sich daher auch im Museumswesen eingebürgert, gleichzeitig mit unterschiedlichen Sichtweisen und Methoden ein und dasselbe Objekt zu analysieren. Auch das Hinzuziehen anderer Quellengattungen – z.B. historischer Schrift- und Bildquellen - oder naturwissenschaftlicher Untersuchungsverfahren tragen maßgeblich dazu bei, unser Wissen um (historische) Sachverhalte zu mehren.

So entstanden zu jedem Objekt jeweils Texte von Expertinnen und Experten, die im Rahmen der Installation auch zur Lektüre ausgelegt worden sind. Da das gesamte Projekt des Stadt[LABOR]Gießen zugleich darauf ausgelegt ist, für die Rekonzeption des Oberhessischen Museums auch nachhaltig neue Quellen zu erschließen, entstanden auf diese Weise kleine wissenschaftliche Abhandlungen, die – nach dem Abbau der temporären Installation DENK.RAUM.MUSEUM - nun auch für zukünftige Überlegungen dauerhaft zur Verfügung stehen.

Polyperspektivität

Um dem Publikum anschaulich zu vermitteln, dass auch im wissenschaftlichen Diskurs durchaus unterschiedliche Meinungen und Sichtweisen nebeneinander bestehen können, fand zu jedem der ausgestellten Objekte ein öffentliches [LABOR]Gespräch statt: In den Dialogen entspann sich eine vielschichtige und angeregte Diskussion über einzelne Aspekte des jeweiligen Objekts. Ganz bewusst wurde in diesen Dialog auch das Publikum einbezogen. Auf diese Weise kam gewissermaßen die Stadt mit sich selbst ins Gespräch. Beabsichtigt war es, durch die Art und Weise der Objektpräsentation innerhalb der Installation die materielle

Qualität der einzelnen Exponate für das Publikum erlebbar zu machen. Die zahlreichen spontanen Wortmeldungen aus dem Publikum machten deutlich, dass eine solche neue Wertschätzung der eigentlich längst bekannten Objekte durchaus gelang.

Dekonstruktion

Wenn man so will, wurden mit diesem Experiment die einzelnen Vermittlungsebenen - die üblicherweise in einer bestehenden Ausstellung aufeinander abgestimmt sind und miteinander fungieren - dekonstruiert. Hierdurch wurde zugleich offensichtlich, wie vielschichtig die Möglichkeiten für eine neue Konzeption des Oberhessischen Museums sind.

Es wurde deutlich, dass noch eine lange Wegstrecke zu gehen ist; und das auch eine spannende und herausfordernde Aufgabe darin besteht, den ganz eigenen und authentischen Weg für die Konzeption des OHM 2.0 zu entwickeln; für die Bürgerinnen und Bürger der Stadt Gießen – aber eben auch mit den Bürgerinnen und Bürgern.

Relevanz und Resonanz

In der weltweit geführten Museumsdebatte, wird derzeit der Begriff der Relevanz thematisiert. Nina Simon formuliert in ihrem Buch die These, dass es zweier sich gegenseitig ergänzender Aspekte bedarf, damit ein Umstand oder eine Information für uns relevant erscheint: Es ist die Mischung aus etwas, das uns vertraut ist, und etwas, was neu für uns ist.⁴ Dann, so Nina Simon, bestünde eine realistische Chance, einen solchen Aspekt als relevant anzusehen. Diese These auf die klassische Museumsarbeit zu übertragen, heißt, auch in einem historisch orientierten Museum ein starkes Plädoyer für den Anschluss an die Gegenwart zu versuchen. Denn, wie soll ein Museum neues Interesse wecken beziehungsweise bestehende Neugier befriedigen, wenn die Sammlung den Kontakt zur aktuellen Lebenswelt der Bevölkerung verloren hat?

Dieser Gedanken hat uns geleitet, als es um die Auswahl der im Rahmen der Veranstaltung gezeigten Objekte ging. Der große und überaus positive Publikumszuspruch an allen vier Veranstaltungstagen macht deutlich, dass ein großes Interesse auf der Seite der Stadtbevölkerung geweckt werden konnte. Die wichtigste Aufgabe der Steuerungsgruppen besteht nun darin, durch eine umsichtige Programmgestaltung aus dem bekundeten Bürgerinteresse echte Partizipation zu ermöglichen.

Statt Ausstellung Installation

Einen wesentlichen Beitrag für die wirklich kreative Stimmung im gesamten Veranstaltungsablauf leistete die von dem Künstler-Trio Stern.Morgenstein.Wildegans geschaffene Installation, die die KUNSTHALLE im wahrsten Sinne des Wortes zu einem freien DENK.RAUM.MUSEUM werden ließ. So entwickelte sich aus

4 Nina Simon: The Art of Relevance. Published by Museum 2.0. Santa Cruz 2016, 36 ff.

der Relevanz der zur Diskussion stehenden Sachverhalte zugleich eine Resonanz, ein sich wechselseitig beeinflussendes Verhältnis von Museum und Stadtgesellschaft.

Wenn es gelingt, diesen Weg bei der konzeptionellen Entwicklung zum OHM 2.0 auch weiterhin zu beschreiten, wird sich das neue Oberhessische Museum zu einem wirklich sinnvollen Ort für die gesamte Stadtgesellschaft entwickeln. Otto Lauffer und Joseph Beuys (s.o.) hätten ihre Freude daran.

1. Objekt: Gefäß (Urne oder Beigefäß)

MATTHIAS HENKEL

Das vorliegende Gefäß wurde in den 1920er Jahren beim Sandabbau in Gießen-Kleinlinden gefunden. Genauere Fundumstände sind leider nicht bekannt. Aufgrund seiner Form und Verzierung ist es in die Zeit 500-400 v. Chr. zu datieren. Der gute Erhaltungszustand legt es nahe, dass es sich um eine Urne oder ein Gefäß handelt, das als Beigabe in ein Grab gegeben wurde – während bei archäologischen Funden aus Siedlungen hingegen meist nur stark beschädigte Gefäße oder einzelne Fragmente gefunden werden.

Das Gefäß steht stellvertretend für eine große Anzahl archäologischer Funde, die seit der Gründung des ersten Museums in Gießen in den 1870er Jahren in die Sammlung aufgenommen wurden. Leben und Tod sind untrennbar miteinander verbunden. In unserer heutigen Welt wird dies meist ausgeblendet oder an Spezialisten ausgelagert (Krankenhaus, Pflegeheim, Hospiz, Bestattungsunternehmen etc.). Das Gefäß macht deutlich, dass die Bevölkerung, die vor 2500 Jahren im Gießener Raum ansässig war, eine wie auch immer geartete Vorstellung von einem Leben nach dem Tod gehabt haben muss.

Waren unsere Vorfahren als frühe Jäger und Sammler darauf angewiesen, ihren Haushalt mit leichtem, mobilem und unkaputtbarem Inventar zu bestücken, konnten sich die sesshaften Ackerbauern mit Hilfe der in jener Zeit aufkommenden Kenntnis der Keramikherstellung – wenn man so will dem ersten Kunststoff der Welt – aufwändigere Haushaltsausstattungen leisten. Damit begann ein Siegeszug der Keramik, der letztlich bis heute anhält: Als Markenporzellan auf dem Esstisch, als Sanitärkeramik, als Hightech-Material in der Prothetik, als hitzebeständige Beschichtung im Automobilbau – oder auch als handgetöpferte Urne mit Ewigkeitsversprechen.

1. Die Archäologie als eine der Wurzeln des Oberhessischen Museums

Seit der Gründung des Deutschen Kaiserreiches im Jahr 1871 nahm durch die national gestimmte Begeisterung auch das Interesse für die Geschichte im Allgemeinen und die Archäologie im Besonderen zu. In diesem Zusammenhang ist auch die Gründung des Oberhessischen Vereins für Lokalgeschichte im Jahr 1878 und damit die Gründung des Heimatmuseums in 1879 zu sehen.¹ In den 1920er Jahren machte sich insbesondere Otto Kunkel um die Erforschung von Oberhessens vorgeschichtlicher Altertümer verdient. In diesem Zusammenhang ist auch die Gründung des Lehrstuhls für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Gießen zu sehen.

1 Zu Details der institutionellen Geschichte des Oberhessischen Museums vgl. den Beitrag von Michael Breitbach in diesem Band.



*Abb. 1: Der erste Kunststoff der Welt als ewige Ruhestätte? Urne oder Beigefäß?
(Foto: Verfasser)*

Erhebliche Schäden und nachhaltig große Verluste erlitt die Sammlung jedoch durch die Aus- und Nachwirkungen des 2. Weltkriegs. Erst ab Mai 1948 konnte Herbert Krüger, der seit 1938 mit der Leitung betraut war, seine Museumstätigkeit und damit die Restrukturierung und Rekonstruktion wiederaufnehmen. Dieser kurze museumshistorische Einblick diente nur dazu, den Gesamtbestand der Sammlungen des Oberhessischen Museums in seiner heutigen Form besser gewichten zu können.²

2. Die Archäologie als Methode

Aus der Sicht der Quellenlage gliedert sich die Methode der Archäologie in zwei große Felder: Die Gräberarchäologie und die Siedlungsarchäologie. Nach derzeitigem Wissensstand sind die frühesten Belege für intentionelle Bestattungen bereits bei den Neandertalern aus dem heutigen Israel mit einem Alter von 100.000 Jahren belegt.³ In Europa finden sich Bestattungen seit etwa 30.000 Jahren. Erst als den Toten – neben der reinen Schutzfunktion vor Tierfraß durch ein Vergraben des Leichnams – auch Beigaben beigegeben wurden, kann davon ausgegangen werden, dass auch eine geistige Vorstellung vom Jenseits vorlag. Diese Sitte der Beigaben macht Gräber für die Archäologen so wertvoll und interessant, weil durch die absichtsvolle Grablegung auch die Beigaben in der Regel vor Zerstörung geschützt sind.

Im Wesentlichen ist zwischen Körper- und Brandbestattungen zu unterscheiden. Beide Bestattungssitten erleben – abhängig von Datierung und geographi-

2 Vgl. dazu: Herbert Krüger: Vom Schicksal der Städtischen Sammlungen. In: MOHG 39 (1953) 5. 12.

3 <https://www.welt.de/wissenschaft/article123994995/Neandertaler-bestatteten-ihre-Toten-doch-warum.html>

scher Lage – im Verlauf der Jahrtausende unterschiedlichste Konjunkturen. Auch die Art und Weise der Beigaben-Sitte ist regionaltypischen Schwankungen, ja regelrechten Moden, unterworfen. Aus diesem Grund fußt ein wesentlicher Teil der Datierung auf der stilistischen Analyse der Beigaben.



*Abb. 2: Die historische Zeichnung zeigt den Befund einer Körperbestattung aus der Lindener Mark, die aufwändig durch eine Steinkiste geschützt ist. Historische Abbildung.
Entnommen der Publikation von Otto Kunkel 1926*

Meist werden den Toten Gegenstände in das Grab mitgegeben, die aus dem Alltagsleben entstammen: Haushaltsgefäße, die auch auf die Beigaben von Nahrungsmitteln hindeuten; auch Schmuck oder Waffen sind übliche Beigaben. Bei hochgestellten Persönlichkeiten werden zum Teil ganze Gefolgschaften oder aufwändige Architekturen dem Toten als Begleitung beigegeben.

Gegenüber der Gräberarchäologie kann die Siedlungsarchäologie seltener mit spektakulären Funden aufwarten. Hier sind eher die Fundumstände, die sogenannten Befunde, von Aussagekraft. Aufgrund der Untersuchungen können interessante Rückschlüsse auf die historischen Lebens-, Arbeitsbedingungen und Umweltverhältnisse gezogen werden.

Durch Ausgrabungen lassen sich so zum Beispiel die Lage und Größe ehemaliger Siedlungen bestimmen; auch Rückschlüsse auf Gebäudekonstruktionen oder Wirtschaftsweise sind möglich. Heute ist die Archäologie wirklich interdisziplinär orientiert und eng mit naturwissenschaftlichen Fachdisziplinen verzahnt.

Das Gefäß

Aus dem Vorgenannten wird deutlich, dass es sich bei dem fast vollständig erhaltenen Gefäß aller Wahrscheinlichkeit nach um ein Gefäß handelt, das im Rahmen einer Bestattung seine letzte Funktion erhalten hat. Da es sich um einen

Zufallsfund beim Sandabbau aus Gießen Kleinlinden aus den 1920er Jahren handelt, bei dem keine weiteren Beobachtungen dokumentiert sind, lässt sich dies jedoch nicht mit letzter Sicherheit sagen.

Aufgrund der formalen Kriterien des Gefäßes und der Form der Verzierung wurde schon von den frühen Bearbeitern der Funde eine Datierung in die spätere Hallstatt-Zeit vorgenommen;⁴ das heißt etwa den Zeitraum von 620 v. Chr. – 450 v. Chr. In dieser Zeit war im Raum Gießen die Brandbestattung die gängige Sitte der Grablegung. Da neben diesem Gefäß auch schlichte, flache Schalen gefunden wurden, könnte es sich bei dem aufwändig verzierten Gefäß um eine Urne handeln, in der die Aschereste des verbrannten Leichnams gesammelt wurden. Möglicherweise wurde diese Bestattung in einem eigens aufgehäuften Grabhügel vorgenommen.



Abb. 145
In der Nekropole im Vorderwald bei Muschenheim.
Veröff. I 1919 (Helmke).

Abb. 3: Historische Abbildung. Entnommen der Publikation von Otto Kunkel 1926

Solche Grabanlagen wurden in der Regel im räumlichen Bezug zu den Siedlungen angelegt. Die Abbildung 3 macht deutlich, wie sich diese Grabhügel einst in der Landschaft abgezeichnet haben. Solche Bodendenkmale sind – insbesondere durch die Intensivierung der Landwirtschaft und die Technologie des Tiefpflügens seit den 1950er Jahren – inzwischen stark gefährdet bzw. gänzlich zerstört.

Bei dem Gefäß kann es sich aber auch um die Beigabe zu einem Körpergrab handeln. Diese Bestattungssitte gewinnt am Ende der Hallstatt-Zeit im Gießener Raum zunehmend an Bedeutung.

4 Otto Kunkel: Oberhessens vorgeschichtliche Altertümer. Herausgegeben von der Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. N. G. Eilwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg 1926. Gustaf Kossinna: In *Mannus – Zeitschrift für Vorgeschichte*. Begründet und herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna. 14. Bd. 1922, Seite 140. Sowie Otto Kunkel, ebd. *Mannus* 16. Bd. 1924, Seite 367.

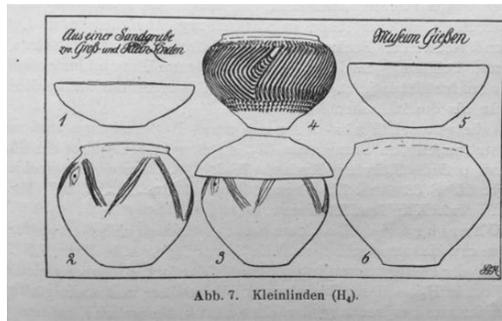


Abb. 4: Historische Abbildung. Entnommen der Publikation von Carl Schuchard 1919

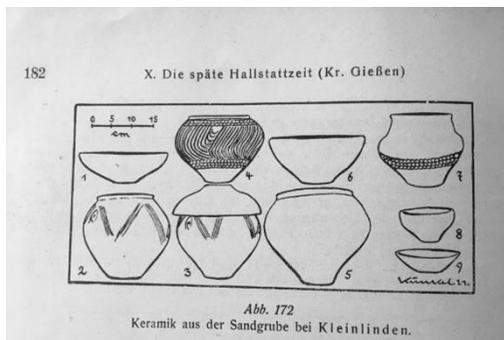


Abb. 5: Historische Abbildung. Entnommen der Publikation von Otto Kunkel 1926

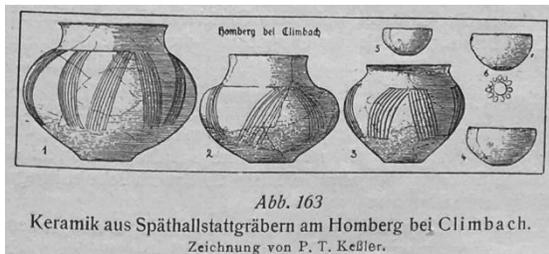


Abb. 6: Vergleichsfunde zeigen ähnliche Gefäßformen und auch Riefenverzierung. Historische Abbildung. Entnommen der Publikation von Otto Kunkel 1926

Aufgrund der Verzierungstechnik mit den starken Kanneluren wird das Gefäß auch von heute tätigen Archäologen der sog. „Kalenderberg-Gruppe“ zugeordnet.⁵

5 Für die Möglichkeit zur mündlichen Rücksprache möchte ich zwei Kollegen herzlich danken: Alexander Weide, M.Sc., Eberhard Karls Universität Tübingen, Institut für Naturwissenschaftliche Archäologie Arbeitsbereich Archäobotanik sowie Dr. Frank Verse, Direktor des Vonderau Museums Fulda. In der Archäologie ist es üblich, Objektgruppen nach

Leben und Tod

Auch wenn wir heute durch die Apparatedizin, durch die verbesserten Lebensbedingungen und nicht zuletzt durch die ausgewogene Nahrungszusammensetzung eine noch nie dagewesene hohe Lebenserwartung besitzen, besteht in der Sterblichkeit eine elementare Grundkonstante des menschlichen Lebens. In der Zeit des Barock war es geradezu eine Mode, sich des eigenen Todes gegenwärtig zu machen. Beim Memento Mori ging es insbesondere darum, durch gute Taten im eigenen Leben die befürchteten Qualen der Hölle und des Fegefeuers abzumildern.

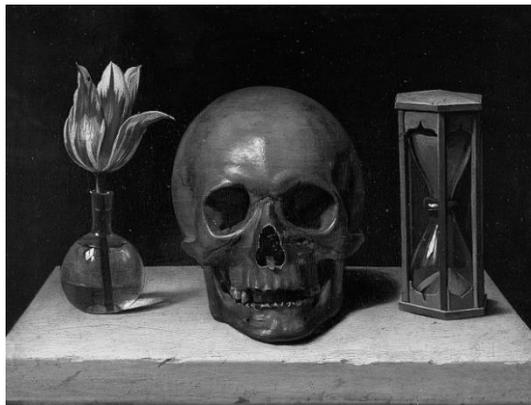


Abb. 7: Bildnachweis: Verbildlichung des Memento Mori: «Stilleben mit Schädel», Gemälde des französischen Barockmalers Philippe de Champaigne (1602-1674) ... Wikimedia/ Austriacus

Heute sind die Feuer- bzw. Körperbestattung die beiden gängigsten Formen der Bestattung. Seebestattungen oder neue Techniken wie die Promession⁶ und die

bestimmten Fundorten zu benennen. Der Kalenderberg ist ein Berg am Ostrand des Wienerwaldes in Niederösterreich und hat eine Höhe von 332 m ü. A. Der Berg befindet sich auf den Gemeindegebieten der Stadt Mödling und der Marktgemeinde Maria Enzersdorf. Er liegt im Naturpark Föhrenberge. Die ersten Streufunde wurden im Jahr 1892 durch Franz Skribany gemacht. Auch der Schriftsteller und Historiker Gustav Calliano erwähnt 1894 Funde von Feuersteinen, Tonscherben und Spinnwirteln. Im Jahr 1901 wurde der Kalenderberg durch Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft anlässlich der Eröffnung des Mödlinger Museums untersucht. Von 1902 stammen die ersten Berichte über Grabungstätigkeiten. Systematisch wurde ab 1908 durch Skribany gegraben. Seine Funde wurden auch von ihm publiziert.

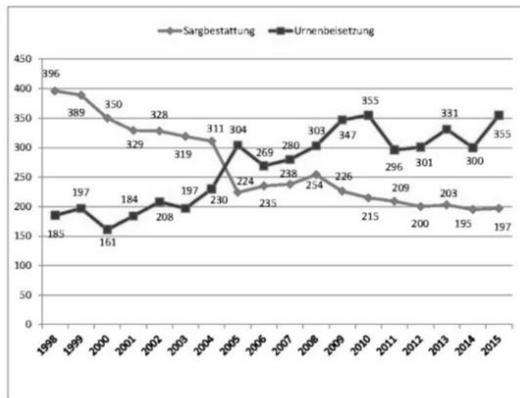
- 6 Bei diesem Verfahren wird mit Hilfe von Gefriertrocknung die Umwandlung organischer in anorganische Substanzen stark beschleunigt. Innerhalb von 12 Monaten sind die solchermaßen behandelten sterblichen Überreste zu Humus umgewandelt <https://de.wikipedia.org/wiki/Promession>

Resomation⁷ bilden demgegenüber die Ausnahmen. Auch die in Tibet traditionelle Himmelsbestattung⁸ oder die in Indien übliche Brandbestattung mit dem anschließenden Verstreuen der Asche im Fluss bilden – global gesehen – eher Randerscheinungen.

In Deutschland besteht bislang ein gesetzlich geregelter Friedhofszwang. Das bedeutet, dass nur in eigens ausgewiesenen Arealen Bestattungen – welcher Art auch immer – vorgenommen werden können. Das Verwahren von Totenasche in Privatbesitz wird als Ordnungswidrigkeit geahndet. Bei einer Zuwiderhandlung erfolgen die Beschlagnahme der Asche und eine Zwangsbestattung auf Kosten der Hinterbliebenen.

Tod und Gesellschaft

Der gesellschaftlichen Wandel – d.h. die sich ändernden Familienverhältnisse und insbesondere die Alterung der Gesellschaft – haben einen nachhaltigen Einfluss auch auf unsere Bestattungssitten: Seit 2005 gewinnt in Deutschland die Urnenbestattung an Bedeutung gegenüber der Sargbestattung. Dies ist ein Trend, der seit der deutschen Wiedervereinigung bemerkbar ist, denn im Gebiet der vormaligen DDR war die Feuerbestattung bereits seit der Mitte des 20. Jahrhunderts gängige Praxis.



Bestattungen nach Sargbestattungen und Urnenbeisetzungen

Abb. 8: Quelle: [http:// www.Stadtbetriebe-unna.de/friedhoefe/bestattungstatistik](http://www.Stadtbetriebe-unna.de/friedhoefe/bestattungstatistik)

7 Bei diesem Verfahren werden durch den Einsatz von Chemikalien die sterblichen Überreste verflüssigt. Die entstehenden Substanzen sind biologisch abbaubar. https://de.wikipedia.org/wiki/Alkalische_Hydrolyse_%28Bestattungsart_%29

8 Dabei wird der Leichnam unter freiem Himmel bewusst den Raubvögeln zum Fraß angeboten.

Dieser Wandel in der Grablegung ist nicht ohne Einfluss auch auf den Raumbedarf, den die öffentlich getragenen Friedhöfe vorhalten müssen: War es bis ins Hochmittelalter üblich, inmitten der Stadt und im unmittelbaren Umfeld der jeweiligen Kirche die Toten zu bestatten, ging man nach den großen Pestkatastrophen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts dazu über, die Toten am Rande der Stadt zu beerdigen. Die im Verlauf der Zeit zunehmenden wissenschaftlichen Kenntnisse zur Hygiene und insbesondere die anwachsende Anzahl der Stadtbevölkerung verstärkten diesen Trend.

Die mentale Verdrängung von Krankheit, Alterung und Tod aus unserem engeren Lebensumfeld durch die Schaffung spezialisierter Institutionen – Krankenhaus, Altersheim, Hospiz – einerseits und die Ökonomisierung aller Lebenswelten andererseits führen zum Teil zu völlig gegenläufigen Entwicklungen: Das Spektrum reicht dabei von der repräsentativen und kostspieligen Prunkbestattung, über die Transformation der Asche zu memorial im Alltag nutzbaren Trauerdiamanten (vgl. Abb. 12), bis hin zur Urnenbestattung in einer kompostierfähigen Bio-Urne (vgl. Abb. 10).

Im Zweifelsfall lässt die Form der Bestattung heute keinen sicheren Hinweis mehr auf die vormalige gesellschaftliche Stellung des Verstorbenen zu. Positiv gedeutet könnte man dies als eine besondere Form der Demokratisierung der Bestattungskultur werten.

Moderne Formen der Urnen



Abb. 9: Aufmändig gestaltete Urne im „Nachthimmel-Look“. (Foto des Verfassers)



Abb. 10: Urne aus kompostierbarem Material (Foto des Verfassers)

Der gesellschaftliche Mega-Trend der Ökologie macht auch vor dem Bestattungswesen nicht Halt. Diese Urne ist aus einem kompostierbaren Material und mit einem Ginkgo-Motiv verziert.



Abb. 11: Keramische Urne (Foto des Verfassers)

Diese keramische Urne steht gewissermaßen in historischer Tradition der Urnenbestattung. Für die Bestattung in vorgeschichtlichen Epochen wurden entweder eigens gefertigte Gefäße verwandt oder hochwertige Gefäße aus dem alltäglichen Geschirrsortiment sekundär verwendet.



Abb. 12: Zu Diamanten verschmolzene Asche von Verstorbenen (Foto des Verfassers)



Abb. 13: <http://www.angsbuenger-allgemeine.de/panorama/Kuriose-Bestattungen-id2557441.html>

Eine neuere Form der Memorialkultur ist das Brennen der Asche zu künstlichen Diamanten, die dann – in Schmuckstücken gefasst – von den Angehörigen getragen werden können (vgl. Abb. 12 + 13).⁹

Abschließend ein kleiner Tipp: Einen vorzüglichen Überblick zur Bestattungskultur einst und jetzt erhält man im Museum für Sepulkralkultur in Kassel.¹⁰

⁹ <https://www.bestattungen.de/ratgeber/bestattungsarten/diamantbestattung.html>
#diamantbestattung

¹⁰ <http://www.sepukralmuseum.de/>

2. Objekt: „Ich würde Dir Ohne Bedenken, eine Kachel aus meinem Ofen schenken“¹ Oder: Ofenkacheln als Indikator für den Wandel der historischen Wohnkultur Ofenkachel, Mitte 16. Jahrhundert

MATTHIAS HENKEL



Abb. 1: Blattnapf-Kachel, 16. Jb. Aus dem Bestand des Oberbessischen Museums – hier in der Installation DENK.RAUM.MUSEUM (Foto: Verfasser).

Ich habe dich so lieb (Joachim Ringelnatz)

Ich habe dich so lieb!
Ich würde dir ohne Bedenken
eine Kachel aus meinem Ofen schenken.
Ich habe dir nichts getan.
Nun ist mir traurig zu Mut.
An den Hängen der Eisenbahn
leuchtet der Ginster so gut.
Vorbei - verjährt--
doch nimmer vergessen.
Ich reise.
Alles, was lange währt,

1 Joachim Ringelnatz: Nie bist Du ohne Nebendir. Karl H. Henssel Verlag, Berlin 1976.
<http://gutenberg.spiegel.de/buch/joachim-ringelnatz-gedichte-2724/22>

ist leise.
Die Zeit entstellt alle Lebewesen.
Ein Hund bellt.
Er kann nicht lesen.
Er kann nicht schreiben.
Wir können nicht bleiben.
Ich lache.
Die Löcher sind die Hauptsache in einem Sieb.
Ich habe dich so lieb.

Deutung und Bedeutung²

Wie groß muss die Zuneigung sein, wenn jemand in der Tat eine „Kachel aus seinem Ofen“ verschenken würde? Was würde passieren? Mit der wohligen Wärme wäre es auf einen Schlag vorbei, denn die beißenden Rauchgase des Feuers würden in den Augen brennen. Letztlich würde der Zug, den der Ofen braucht, damit die Abgase durch den Schornstein entweichen, versiegen. Überspitzt gesagt würde man sich fühlen, als säße man zur Winterszeit in Peking auf der Straße: Die Rauch- und Staubbelastung wäre unerträglich.



Abb. 2: Peking im Winter. Quelle: <http://www.n-tv.de/panorama/Dichter-Smog-nimmt-Menschen-die-Luft-article17453866.html>

2 Die Ausführungen des Artikels basieren auf den grundlegenden Forschungen für die folgende Publikation: Matthias Henkel (1996): Der Kachelofen. Ein Gegenstand der Wohnkultur im Wandel, eine volkscundlich-archäologische Studie auf der Basis der Hildesheimer Quellen. Dissertation im Fach Volkskunde an der Universität Göttingen. <https://ediss.uni-goettingen.de/handle/11858/00-1735-0000-0022-5D37-E>

Der Wandel von Bedürfnissen und die Innovation der Wohnkultur

Man kann die Erfindung der Kachelofen-Technologie in gewisser Weise mit der Erfindung des iPhones vergleichen: Der Kachelofen und die damit einhergehenden Entwicklungen haben die mitteleuropäische Wohnkultur, die Struktur und Bauweise der Städte seit dem Mittelalter und damit unsere Lebensweise tiefgreifend und nachhaltig verändert.

Die eigentliche Innovation der Kacheltechnologie bestand in einer wärmetechnischen Verfeinerung der zunächst mit einer Lehmkuppel überwölbten, offenen Feuerstelle. Das kann man sich ungefähr so vorstellen wie den Steinofen in der örtlichen Pizzeria: Solche Öfen muss man lange vorheizen. Das ist jedoch für Wohnzwecke nicht ideal. Der Einbau von Kacheln in die Lehmwandung eines Ofens führt dazu, dass die Oberfläche vergrößert wird – die Abstrahlung der Wärme an die umgebende Raumluft erfolgt also wesentlich schneller. Letztlich haben heute die Rippen an unseren Heizkörpern noch genau die gleiche Funktion, nämlich die Oberflächenvergrößerung (vgl. Abb. 3).



Abb. 3: Quelle: <https://deavita.com/wohnen/beizkoerper-reinigen-tipps-staub.html>

Für die Erzielung dieser primären Funktion reicht es völlig aus, wenn Töpfe in die Lehmwandung des Ofens eingesetzt werden. Insofern verwundert es nicht, dass die ältesten Ofenkacheln der normalen Gebrauchskeramik in der Form sehr ähnlich sind. Die Form der Kacheln orientiert sich dabei an drei Anforderungen:

- a. Oberflächenvergrößerung: Zunächst wurden eher tiefe, schlanke Gefäßformen bevorzugt (vgl. Abb. 4).



Abb. 4: Frühe Topfkacheln, 13./14. Jahrhundert (Foto: Verfasser)

- b. Eine gute Verankerung der Töpfe in der Ofenwandung
Deshalb wurden Gefäße genutzt, die eine starke Profilierung der Wandung aufweisen.
- c. Um zu verhindern, dass Rauchgase aus dem Brennraum in den Wohnraum ziehen, weisen viele der frühen Ofenkacheln einen einschnürenden Schulterbereich und eine prägnante Gefäßmündung auf.

Form follows Function

Wie kommt es aber nun im Laufe der Zeit zu Kachelformen, die uns heute noch geläufig sind? Nach der Befriedigung des primären Bedürfnisses – der rauchfreien Beheizung von Räumen und der Vergrößerung der Abstrahlungsoberfläche – entwickelte sich schnell das sekundäre Bedürfnis, auch die ästhetische Gesamtwirkung des Ofens zu verbessern.

Die Verwendung farbiger Glasuren führte nicht nur zu mehr Farbe im Raum, sondern bot zugleich den Vorteil, dass sich Öfen mit glasierten Kacheln besser reinigen ließen: Anhaftender Staub oder Verschmutzung lassen sich leichter von glasierten Oberflächen entfernen als von den tiefen Kacheln mit einer unglasierten, rauen Oberfläche.

Schritt für Schritt wurde der Kachelofen so zu einer regelrechten architektonisch gegliederten Raumschulptur entwickelt. Dafür war es erforderlich, eine ganze Reihe von speziell geformten Kacheltypen zu entwickeln: Sockel-, Gesims-, Bekrönungs- und Eckkacheln.

Häusliche Bildwelten

Wurden die frühen Gefäßkacheln ausschließlich von den örtlichen Töpfern produziert, etablierten sich an manchen Orten Spezialwerkstätten. Insbesondere in der Renaissance wurden die Kachelöfen zu regelrechten Bild- und Architekturkunst-

werken entwickelt. Mit dieser formalen, typologischen, aber auch ornamentalen Entwicklung setzte die zunehmende Spezialisierung des Töpferhandwerks ein.



*Abb. 5: Topfkacheln und Bettnapfkachel aus der Schausammlung des Oberbessischen Museums
(Foto: Verfasser)*

Die Model für die aufwändig gestalteten und auf graphischen Vorlagen basierenden bildlichen Darstellungen der Blattkacheln des 17. Jahrhunderts wurden von spezialisierten Werkstätten produziert und dann auf Märkten und Messen – wie zum Beispiel in Frankfurt – überregional vertrieben.

Die Motive für die Gestaltung entlehnten die Handwerker eigens angefertigten graphischen Ornamentsammlungen. Szenen aus dem Alten und Neuen Testament finden sich ebenso wie Darstellungen aus der griechischen Mythologie, zeitgenössische bzw. antike Herrscher-Portraits.



*Abb. 6: Graphisch aufwändig gestaltete Darstellung eines Herrschers.
Quelle: <http://antiquariat-siegle.de/sonderkat/kat2a.html>*

Damit entwickelte sich der Kachelofen zu einem repräsentativen Objekt der Wohnkultur, das zugleich die Gelehrsamkeit seines Besitzers optisch wahrnehmbar für die Gäste des Hauses unter Beweis stellen sollte.

Der durch den Humanismus beflügelte Rückgriff auf die Antike hatte eine tiefere Bedeutung: Das in jener Zeit in den Städten durch Handel und Wandel zu Geld gekommene Bürgertum konnte sich durch diese plakativ zur Schau gestellte

Bildung ihre symbolische Verankerung mit der Geschichte regelrecht konstruieren: Es entstand damit eine erkaufte, historisierte Identität.³

Im Verlauf des 17. Jahrhunderts wurde dann die keramische Kacheltechnologie vermehrt durch das seit dem 30-jährigen Krieg geläufige Gusseisen verdrängt.⁴ Wer sich die teuren Eisenplatten jedoch nicht leisten konnte, der ließ sich zumindest die Kacheln in schwarz glasieren. Das harmonierte auch mit dem dunkle Farben bevorzugenden Empfinden im Barock.



Abb. 7: Blattkacheln mit schwarzer Glasur

Von rauchenden Schloten – Historische Bildquellen und ihre Aussagekraft

Für Fragen der Wohnkultur sind historische Bildquellen von besonders anschaulicher Aussagekraft. Selbst stark schematische Stadtansichten geben Hinweise auf die seinerzeit üblichen – oder zumindest für üblich gehaltenen – Heiztechnologien.

Die Gießener Stadtansicht aus dem 17. Jahrhundert zeigt deutlich *rauchende Schlote* und damit einen Hinweis auf die zur gleichen Zeit in der Gießener Feuerordnung erwähnten Schornsteine.

In einiger Zahl sind auch historische Darstellungen von Innenräumen überliefert. Deren Aussagewert muss jedoch mit einem gehörigen Maß an Quellenkritik bewertet werden, weil in jener Zeit oft abgekupfert – d.h. mehr oder minder absichtsvoll kopiert – wurde. Auch entwickelten sich regelrechte Bildtraditionen – d.h. in den Bildern wurden zum Teil längst vergangene Zeiten festgeschrieben.

3 In ganz ähnlicher Weise lässt sich so auch die Gründungskonjunktur der kultur- und kunsthistorischen Museen in der Mitte des 19. Jahrhunderts erklären – auch hier ging es um eine symbolische Anknüpfung an die Geschichte.

4 Oft wurden auch keramische Oberöfen mit gusseisernen Feuerungskästen versehen.

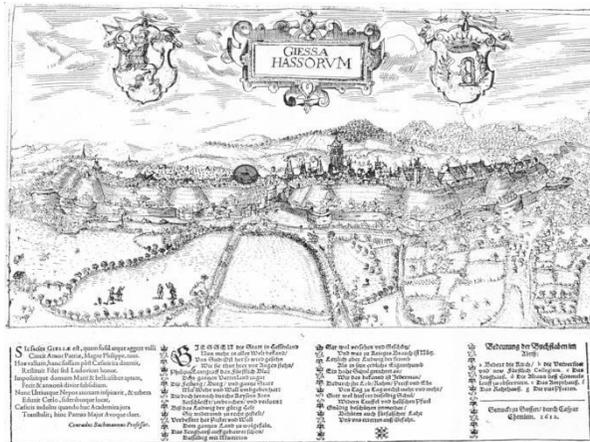


Abb. 8: Quelle: Stadtarchiv Gießen (Hervorhebung vom Verfasser)

Ein zeitgenössisches Beispiel für dieses Phänomen bietet das Verkehrszeichen „Unbeschränkter Bahnübergang“, das noch bis 1993 gültig war.



Abb. 9: Verkehrsschild unbeschränkter Bahnübergang. Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Bahn%C3%BCbergang_\(Deutschland\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Bahn%C3%BCbergang_(Deutschland))

Dieses Verkehrsschild „Unbeschränkter Bahnübergang“ wurde beispielsweise noch bis 1993 verwandt, obwohl zu jener Zeit die Dampflok schon völlig aus dem Alltag der Eisenbahn verschwunden war. Im kulturellen Gedächtnis der Bevölkerung war jedoch die Dampflok noch verankert und wurde daher erkannt.

Durch einen sorgfältigen Vergleich der historischen Darstellungen mit anderen Quellen erhalten wir einzigartige Hinweise auf die Raumstruktur und die Ausstattung der Räumlichkeiten von einst. Diese Informationen kann man dann mit zeitgleichen Testamenten und sog. Verlassenschaftsprotokollen abgleichen, in denen nach dem Tod des Besitzers der gesamte Hausrat inventarisiert wurde.

Die hier gezeigten Abbildungen vermitteln einen Eindruck von der Möblierung der mit Kachelöfen beheizten Stuben (vgl. Abb. 10+11): Zu erkennen sind aufwändig gestaltete Kachelöfen, verglaste Fenster, Dielenböden, wandfeste Bänke und Betten.



Abb. 10: Quelle: <https://ediss.uni-goettingen.de/handle/11858/00-1735-0000-0022-5D37-E> Abb. 57

Die aufwändig gekleideten Personen legen es nahe, dass wir uns in einem gehobenen bürgerlichen Milieu bewegen. Die ursprüngliche Intention der Abbildung bestand jedoch nicht in einer wirklichkeitsgetreuen Darstellung einer Alltagssituation, sondern vermutlich eher in einer moralisierenden Intention oder der Darstellung einer idealisierten Hausgemeinschaft.



Abb. 11: Quelle: <https://ediss.uni-goettingen.de/handle/11858/00-1735-0000-0022-5D37-E> Abb. 58

Stadtluft macht frei – ist aber auch gefährlich

Die technisch und ästhetisch getriebene Entwicklung der Ofenkacheln war zugleich eingebettet in einen rechtlichen Rahmen. Schließlich stellte ein sich ungezügelt ausbreitendes Feuer die größte Gefahr innerhalb der Stadtmauern dar. Fast alle Bürgerhäuser – mit Ausnahme der Kirchen, Schlösser und Rathäuser – wurden im Mittelalter, abgesehen vom steinernen Sockel, vornehmlich aus Lehm, Stroh und Holz gebaut.

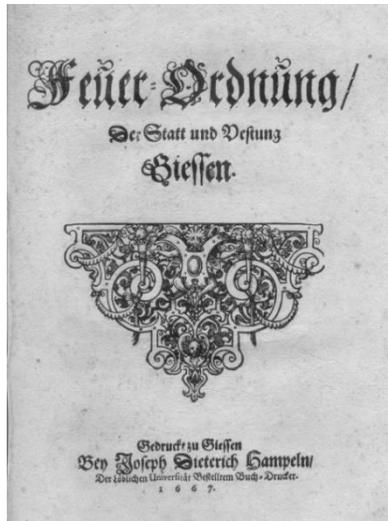


Abb. 12: Feuerordnung von 1667. Quelle: Stadtarchiv Giessen

In der Gießener Feuerschutzverordnungen von 1667 wurden folgende feuerpolizeilichen Aspekte geregelt⁵:

- [Erläuterung = Alarmsystem]
Für die Auslösung des Feueralarms „soll der Thurmman so bald uff die großen Glocken schlagen ...“
- [Erläuterung = Hier wird für das nötige Löschwasser gesorgt]
„Wann der Müller in der Stadt-Mühl genabr wird, daß ein Feuer in der Stadt auffgebe, soll er so bald die Mühlen still stehen lassen ... und alles Wasser zum Einzeren (damit desto mehr Wasser in der Stadt in der Gisen möge) ... verweisen.“
- [Erläuterung = Hier sind wohl die Dachdecker gemeint, die die Dächer besteigen sollten und durch das Einreißen brennender Dächer eine weitere Ausbreitung des Feuers verhindern sollen.]
„8. Die Steindecker sollen am ersten bey dem Feuer sein, die Tächer ersteigen und dem Brand so viel möglich steuern.“
- [Erläuterung = Eine wichtige Vorsorgemaßnahme bestand offensichtlich darin, die Schornsteine sauber zu halten, damit der geregelte Abzug der heißen Rauchgase ungehindert erfolgen konnte.]
27. „Als auch oftmahls durch die Schornsteine/ die nicht fleißig ausgefegt, Schaden entstehen/ so sollen die selbige nechses Tages besichtigt/ und die so gefährlich abgeschafft/ und nach Vermögen geändert werden.“
- [Erläuterung = Hier wird das Gesinde angewiesen, beim Umgang mit Brennmaterialien besonders sorgfältig zu verfahren.]

5 Feuerschutzordnung der Stadt und Vestung Giessen. Gedruckt zu Giessen. Bey Joseph Dieterich Hampeln. Der löblichen Universität Besteltem Buch-Drucker. 1667. Ich danke Herrn Dr. Ludwig Brake für den Hinweis auf diese Quelle.

„28. Dergleichen soll auch kein Holtz/Fütterung noch Strobe an den Ort/ da Schornstein stehn/ gelegt auch zumahl kein Holtz in Oeffen gedörret werden/ innmassen derjenige/ in dessen Hauß/ durch dergleichen Fabrlässigkeit/ ein Brand entstehen sollte/ mit willfübriger Straffe belegt werden soll.“

- [Erläuterung: Eine solche Besichtigung der Feuerstätten diente nicht nur der präventiven Schadensabwehr sondern wurde auch genutzt, um die Steuerschuld für die Feuerstellen zu protokollieren.]

„29. Die Beamten sambt Bürgermeister und etzliche deß Raths und Sechszehner/ sollen alle viertel Jahr in der Statt umbbergeben/ die Backöffen/ Brauhäuser/ Schmitten und andere dergleichen Häuser/ ja alle Feuerstätte zum treulichsten besichtigen/ was mangelhafft und gefährlich abzuschaffen befehlen/ Verbesserung in einer bestimmbten Zeit bey gewisser Straff gebiethen/ und wer demselben also nicht nachlebet/ obn einig übersetzen/ die Straff gegen die ungehorsame zu Werck setzen und nichts so weniger uff Abschaffung der befundenen Gefahr ernstlich bringen.“

Die Verräumlichung der Häuser

Auch die sozialen Aspekte des Wohnens d.h. die Raum- und Nutzungsstruktur der Häuser veränderten sich im Verlauf der Zeit: Gegenüber dem mittelalterlichen Einraum-Haus kam es sukzessive zu einer Verräumlichung einzelner Wohnfunktionen – das Schlafen, Kochen, Essen, Arbeiten wurde mehr und mehr in einzelne, sich spezialisierende Räume ausgelagert. Ein Bewohnen oberer Stockwerke in den Fachwerkhäusern war erst durch den Einbau von Schornsteinen möglich, im vormaligen Einraum-Haus war der Rauch der offenen Feuerstelle zunächst noch frei in den Dachstuhl abgezogen. Diese Entwicklung der Wohnkultur reicht bis hin zur sog. *Kalten Pracht* im 19. Jahrhundert, dem rein repräsentativen Wohnzimmer, dass nur selten genutzt und geheizt wurde (daher auch der Name). Aber eben die Möglichkeit, sich ein solches nutzloses Zimmer überhaupt leisten zu können, galt seinerzeit als gesellschaftliche Norm und war somit erstrebenswert.

Kachelfunde aus Gießen

Die Ofenkachel, die wir in der Installation zeigen, wurde bei Ausgrabungen in Gießen gefunden. Dieser Fund belegt zugleich, dass auch vor Ort in Gießen Töpferhandwerk ansässig war. Dies lässt sich auch archivalisch – d.h. durch historische Schriftquellen – nachweisen. Die Funde stammen aus den Ausgrabungen in den 1970er Jahren, als das City-Center errichtet wurde. In der Frühen Neuzeit war dort offensichtlich eine Töpferei tätig.

Noch heute weisen Straßennamen in Gießen auf solche Handwerksbezirke hin: Am Brennofen, Aulweg, Eulenkopf, Auf der Weißerde. In einem Festungsplan von 1759 wird zum Beispiel von einer „Brennofen-Bastion“ gesprochen.



*Abb. 13: Der Kachelofen im 18./19. Jahrhundert – zugleich als ein romantisierendes Sinnbild für Gemütlichkeit.
(Publikation aus dem Bestand des Oberhessischen Museums, Foto des Verfassers)*

Heute halten wir das Thema Mobilität und Migration für ausgesprochen zeitgenössisch. Der Blick in die Geschichte verdeutlicht jedoch, dass Mobilität geradezu konstituierend für die Gesellschaften auch des Mittelalters und der frühen Neuzeit war: Den in Zünften organisierten Handwerksgesellen war innerhalb ihrer Ausbildung eine Wanderschaft vorgeschrieben. Auch ein Blick in die Kirchenbücher macht deutlich, dass die Bürger Gießens aus allen Himmelsrichtungen kamen.

Über die Grammatik der Kultur(en)

Diese kurze und letztlich immer noch cursorische Analyse der Ofenkachelfunde aus dem Oberhessischen Museum macht deutlich, welche vielfältigen Aussagen möglich sind, wenn unterschiedliche Quellengattungen zur gleichen Thematik befragt werden. Um im Museum ausgestellte oder im Depot verwahrte Objekte umfassend analysieren zu können, bedarf es einer regelrechten Übersetzung der den einzelnen Objektgattungen eigenen Grammatik und des jeweiligen Vokabulars.

Otto Lauffer formulierte es 1907 folgendermaßen: „Die Museumsbesucher sind in der Regel nicht in der Lage, „mit sicherem geschulten Blicke aus einem Stücke das herauszuholen, was es wirklich zu geben hat.“⁶ Daraus leitet sich eine große und umfassende Aufgabe ab, die auch für die moderne Museumsarbeit nach

6 Lauffer, Otto (1907): Das historische Museum. Sein Wesen und Wirken und sein Unterschied von den Kunst- und Gewerbe-Museen. In: *Museumskunde* Bd. 3, 1-14, 78-99, 179-185, 222-245.

wie vor Bedeutung hat: Den Besucherinnen und Besuchern Quellen, Mittel und Kenntnisse aber auch Methoden zur Verfügung zu stellen, damit sie sich auf dieser Basis selbständig orientieren und informieren, sich ihre eigene Meinung bilden können. Das Museum in einem solchen konzeptionellen Sinne verstanden, stellt einen offenen, demokratischen, vielschichtigen, diskursiven und polyperspektivischen Ort der „permanenten Konferenz“ (Joseph Beuys) dar.⁷

7 Beuys, Joseph (1980): Das Museum – ein Ort der permanenten Konferenz, in: Notizbuch 3. Kunst. Gesellschaft. Museum. (Hrsg.) v. Horst Kurnitzky. Berlin S. 47-74, hier S. 56.

3. Objekt: „Urbs Giesa“ – eine anonyme und undatierte Stadtansicht Gießens

HOLGER TH. GRÄF

Vorbemerkung¹

Das Oberhessische Museum in Gießen hat diese Federzeichnung auf Papier im Jahre 1980 aus Privatbesitz erworben.² Die Zeichnung ist weder signiert noch datiert. Sie zeigt die Stadt von Osten und folgt damit einer Darstellungsstradition, die mit der ältesten erhaltenen Stadtansicht – Dilichs Zeichnung aus dem Jahre 1591 (Abb. 1) – begründet wird und die, abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts beibehalten werden sollte.

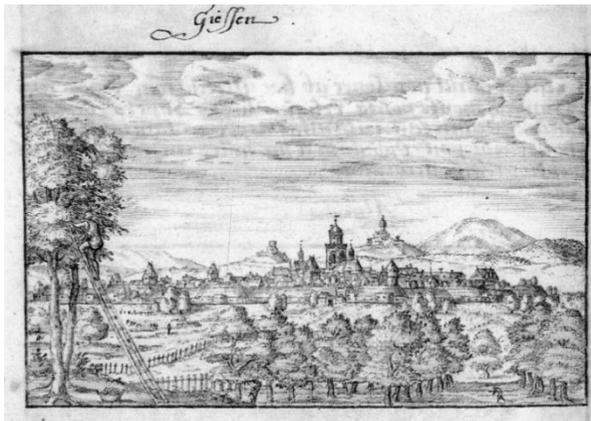


Abb. 1: Wilhelm DILICH: *Giessen*, Federzeichnung, 1591, Hessisches Staatsarchiv Marburg (74 x 115 mm)

Da weder die Entstehungszeit noch der –zusammenhang noch der Urheber bekannt sind, können nach einer Beschreibung des Stückes dazu im Folgenden nur Mutmaßungen angestellt werden. Der Vergleich mit den wenigen anderen Stadtansichten aus dem 17. Jahrhundert sollte zumindest eine relative Einordnung möglich machen.³

- 1 Ich danke der Direktorin des Oberhessischen Museums, Frau Sabine Philipp M.A. und dem Leiter des Stadtarchivs Giessen, Herrn Dr. Ludwig Brake, für das anregende und kollegiale Gespräch bei der Autopsie der Zeichnung am 20. Juni 2017.
- 2 Erstmals publiziert und beschrieben von E. MÖLLER: *Urbs Giesa*, in: 375 Jahre Universität Gießen 1607–1982. Geschichte und Gegenwart. Ausstellung im Oberhessischen Museum und Gail'schen Sammlungen, 11. Mai bis 25. Juli 1982, Gießen 1982, S. 47 Nr. 87. Über die Provenienz kann die damalige Verkäuferin keine Angaben mehr machen (Telefonat mit dem Verfasser am 22. Juni 2017).
- 3 Zu Stadtansichten allgemein vgl. Wolfgang BEHRINGER/Bernd ROECK (Hg.): *Das Bild der Stadt in der Neuzeit, 1400–1800*, München 1999; zu den anderen druckgraphischen bzw.

Beschreibung

Die Stadtansicht misst ca. 770 x 160 mm. Sie ist mit brauner Tinte ausgeführt, der Wallgraben im Vordergrund sowie die Wallflanken selbst sind grünlich laviert. Als Beschreibstoff dient Hadernpapier. Die beiden schmalen Seiten und die Oberkanten sind von Hand beschnitten und zwei Blätter wurden in der Mitte überlappend zusammengeklebt, bevor die Zeichnung angefertigt wurde. Bei dem Ausgangsmaterial dürfte es sich um ein Blatt im Kanzlei- bzw. Doppelfolioformat gehandelt haben (ca. 330 x 420 mm). Die Abdrücke des Schöpfsiebes bzw. der Stegdrähte sind deutlich erkennbar, ein Wasserzeichen fehlt allerdings. Der Erhaltungszustand lässt Schlüsse zu mehreren unterschiedlichen Aufbewahrungsformen zu. Zunächst scheint die Zeichnung eingerollt und dann zusammengedrückt worden zu sein, allerdings nicht so stark, dass das Papier dabei regelrecht geknickt worden wäre. An allen vier Ecken finden sich kleine mit metallischen Korrosionsrückständen umrandete Löcher. Die Zeichnung scheint also längere Zeit aufgespannt gewesen zu sein. Die deutliche Falz an der mittleren Verklebung sowie die Vergilbung von den äußeren Rändern, und dabei vom oberen Rand am stärksten, rühren vermutlich daher, dass die Zeichnung ebenfalls längere Zeit in ein Konvolut eingebunden war, wobei die jeweils linke und rechte Hälfte wohl nach innen geklappt worden waren. Die Reste von Leim bzw. zwei kleine leichte Schäden an der Oberfläche an den beiden oberen Ecken auf der Rückseite des Papiers rühren wohl von einer danach vorgenommenen Rahmung. Ob die vier geschilderten Aufbewahrungsmodi auch in dieser zeitlichen Reihenfolge stattgefunden haben ist nicht mit Sicherheit zu sagen, scheint aber durchaus plausibel.

Die Darstellung beschränkt sich strikt auf den Baukörper der Stadt, der durch die Festungswälle und den davor befindlichen Graben begrenzt wird. Anders als in den übrigen Darstellungen des 17. Jahrhunderts (Dilich, 1591/1605; Chemlein, 1612; Wagner, 1631 und Merian, 1646; vgl. Abb. 2-5) verzichtete der Zeichner der „Urbs Giesa“ gänzlich auf die Darstellung des Vorder- und Hintergrunds sowie auf die weit verbreiteten Staffagefiguren oder die Kulissenbäume, so dass die Stadt fast wie eine freischwebende Insel wirkt. (Abb. 9)



Abb. 2: Wilhelm DILICH: *Giessen*, in: *Hessische Chronica*, Kassel 1605, ND Kassel 1961, S. 104 (68 x 212 mm)

zeichnerischen Stadtansichten von Gießen des 17. Jahrhunderts und deren Abhängigkeiten vgl. Holger Th. GRÄF: Valentin Wagner, Wenzel Hollar und die Gießener Ansicht in der *Topographia Hassiae* von Matthaeus Merian d.Ä., in: MOHG 84 (1999), S. 111–123.



Abb. 3: Caspar CHEMLEIN: „Giessa Hassorum“ 1612, aus: Gustav SCHENK ZU SCHWEINSBERG: *Alt-Gießen*, in: *Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde*, NF 5 (1907), S. 253 (Staatsarchiv Darmstadt Best. P 1, Nr. 857) (ca. 320 × 180 mm)

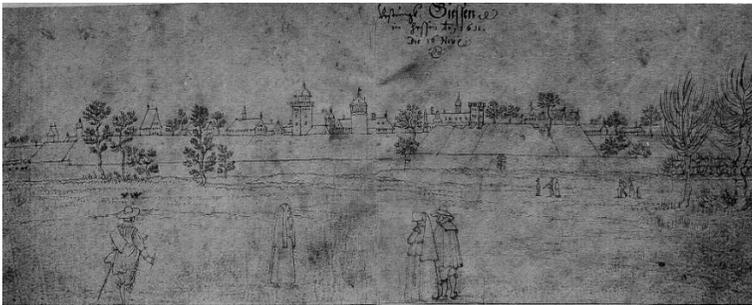


Abb. 4: Valentin WAGNER: „Vestung Giessen ... Ao 1631“, *Graphische Sammlung Albertina*, Wien D 526 (100 × 277 mm)

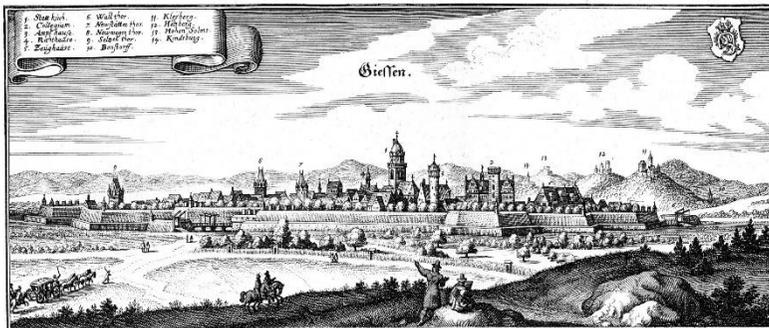
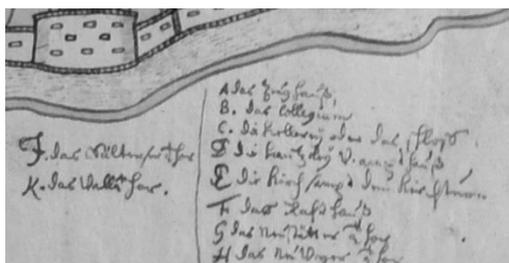


Abb. 5: Matthäus MERIAN: *Giessen* (1646), in: *Topographia Hassiae et Regionum Vicinarum*, 2. Auflage 1655, ND Kassel 1959, S. 74 (124 × 325 mm)

In der rechten unteren Ecke werden die dargestellten Gebäude, die in der Zeichnung jeweils mit Buchstaben gekennzeichnet sind, aufgelistet:



- A. Das Zeughaus
- B. Das Collegium
- C. Die Kellerey oder das Schloß
- D. Die Kantzley v. Amphauß
- E. Die Kirch sampt dem Kirchturm
- F. Das Rathhaus
- G. Das Neustätter Thor
- H. Das NeuWeger Thor
- J. Das Sälterser Thor
- K. Das Wallthor

Diese Auflistung ist aus zweierlei Gründen bemerkenswert: Zum einen geht sie von rechts nach links vor (außer bei Punkt „C.“, worauf noch zurückzukommen ist) und nicht von der Höhe bzw. Bedeutung der Gebäude aus, wie etwa bei Merian üblich, der seine Bezeichnungen meist mit der Kirche oder dem Schloss beginnen ließ, wie etwa bei seiner Gießen-Ansicht, oder aber in der gewohnten Leserichtung von links nach rechts, wie beispielsweise bei seinen Ansichten von Mainz oder Rotenburg/Fulda.⁴ Zum anderen sind dem Zeichner mindestens zwei gravierende Fehler unterlaufen. So hat er das Neue Schloss zwischen Collegiengebäude und Zeughaus unbezeichnet gelassen und stattdessen das Gebäude ganz rechts als solches benannt. Zudem hat er das Walltor im Norden mit dem Neuweger Tor im Osten der Stadt verwechselt. Dies kann wiederum mehrere Ursachen haben. Der Zeichner war möglicherweise mit der Örtlichkeit nicht besonders vertraut, was auf einen auswärtigen Urheber verweisen würde. Allerdings kann ebenso wenig ausgeschlossen werden, dass die Beschriftung erst später und/oder nicht vom Zeichner selbst angebracht wurde. Zudem ist die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass der Zeichner während der Aufnahme seine Position verändert hat, um möglichst viele Details, insbesondere bei den wichtigen „öffentlichen“ also letztlich landgräflichen Gebäuden, zu erfassen.⁵ Dafür spräche nicht nur der Umstand, dass all diese Gebäude deutlich überhöht und unter Verzicht der – allerdings ohnehin nur mangelhaft beherrschten – Perspektivregeln nebeneinander gereiht quasi abgewickelt werden, sondern auch die Tatsache, dass die links von der von den Türmen des Neuweger Tors (also fälschlich Walltor) und der Stadtkirche gebildeten Mittelachse liegende „Bürgerstadt“ nur mit einer signaturhaften Dachlandschaft wiedergegeben wird. Lediglich das Rathaus und links davon möglicherweise das 1619 errichtete Haus Marktplatz 11 sind hier wiedererkennbar. Offenbar interessierte sich der Urheber also nur zweitrangig für die nach den verheerenden Bevölkerungsverlusten des Dreißigjährigen Krieges vielleicht noch um die 3.000 Einwohner zäh-

4 Matthäus MERIAN: *Topographia Hassiae*, Frankfurt 1646, hier 2. Auflage 1655, für Mainz: Anhang, zweiter Stich nach [S. 156], für Rotenburg/Fulda, vor S. 119.

5 Dass bei einem solchen Positionswechsel zwar mehr Details einzelner Gebäude gezeigt werden können, aber letztlich die Authentizität verloren geht, ist bekannt. Vgl. z.B. Holger Th. GRAF: Schwierigkeiten der Architekturzeichnung: Osnabrück 1632/33, in: *Historische Ortsansichten*, hrsg. von Brage BEI DER WIEDEN, Hannover 2002, S. 33–36.

lende Bürgerstadt und vorrangig für die Festungsanlage und die landgräflichen Bauten, vor allem die nach dem verheerenden Stadtbrand von 1560 im Stil der Renaissance errichteten Gebäude.⁶ Es liegt also nahe, dass es dem Zeichner darum ging, in erster Linie das nach der Gründung der Universität entstandene „Residenz- und Universitätsbauensemble“⁷ ins Bild zu setzen. Immerhin diente Gießen während des Dreißigjährigen Krieges der Darmstädter Landgrafenfamilie, aber auch den Nebenlinien aus Butzbach und Homburg v.d.H. jahrelang als Zufluchtsort. Damit wird eine Nähe des Autors zur landesherrlichen Amtsträgerschaft bzw. dem universitären Milieu zumindest wahrscheinlich.

Die naheliegende Vermutung, dass es sich vielleicht um ein studentisches Stammbuchblatt gehandelt haben könnte, ist angesichts des Formats allerdings höchst unwahrscheinlich.⁸ Wahrscheinlicher scheint die Annahme, dass die festlich begangene Wiedereröffnung der Universität im Jahre 1650 dem Zeichner Anlass für seine Arbeit gab, über deren Verlauf Johann Tacke (1617–1676), Professor für Medizin, Physik und Rhetorik, in seiner zwei Jahre später erschienen Gelegenheitschrift ausführlich berichtet.⁹



Abb. 6: Johann TACKE: *Academia Gissena Restaurata* [...], *tertio Nonas Maii, Ann. 1650, Gießen* (Hampelius) 1652

-
- 6 Fritz BEYHOFF: Stadt und Festung Gießen im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. 1. Die Stadt Gießen, in: MOHG NF 22 (1915), S. 1–128, hier S. 95 f.; Wilhelm BINGSOHN: Stadt im Territorium Studien zur Wirtschafts-, Sozial- und Verfassungsgeschichte der Stadt Gießen 1630–1730, Darmstadt 1996, S. 269 ff.
 - 7 Stephanie HAHN: „Die befestigte Universitätsresidenz“: Überlegungen zum Phänomen der Multifunktionalität eines Bauensembles am Beispiel der Gießener „Residenz-Architektur“, in: Herrschaft – Architektur – Raum: Festschrift für Ulrich Schütte zum 60. Geburtstag, Berlin 2008, S. 103–123, Zitat S. 122.
 - 8 So brieflich die Auskunft von Prof. Dr. W.W. Schnabel, Universität Erlangen, vom 25. Juni 2017, dem besten Kenner der frühneuzeitlichen Stammbücher.
 - 9 Johann TACKE: *Academia Gissena Restaurata* [...], *tertio Nonas Maii, Ann. 1650, Gießen* (Hampelius) 1652.

Einen Hinweis in diese Richtung liefert zum einen die überproportionierte Darstellung des universitären Ballhauses vor dem Collegiengebäude („B.“).¹⁰ Zum anderen sind links vom Ballhaus rund ein Dutzend Gebäude mit repräsentativen Volutengiebeln im Stil der Renaissance erkennbar.

Bei diesen Häusern kann es sich eigentlich nur um die nach der Gründung der Universität im Jahre 1607 sukzessive errichteten Häuser der Professoren handeln, wie durch einen Plan der „Neuen Bäu“ aus dem Jahre 1618 dokumentiert wird.

Einordnung

Da eine Datierung fehlt, muss die zeitliche Einordnung der Zeichnung im Ungefähren bleiben. Als sichere Termini post quem können die Jahre 1607/11 bzw. 1609 gelten. In diesen beiden Jahren wurden nämlich das Collegiengebäude („B.“) am Brandplatz sowie das davor dargestellte, südwestlich davon gelegene Ballhaus (unbezeichnet) errichtet, das zudem ab 1645 für Militärgottesdienste der wachsenden Garnison diente.¹¹ Dieses Gebäude wird bei Merian und auch bei Wagner nicht dargestellt.

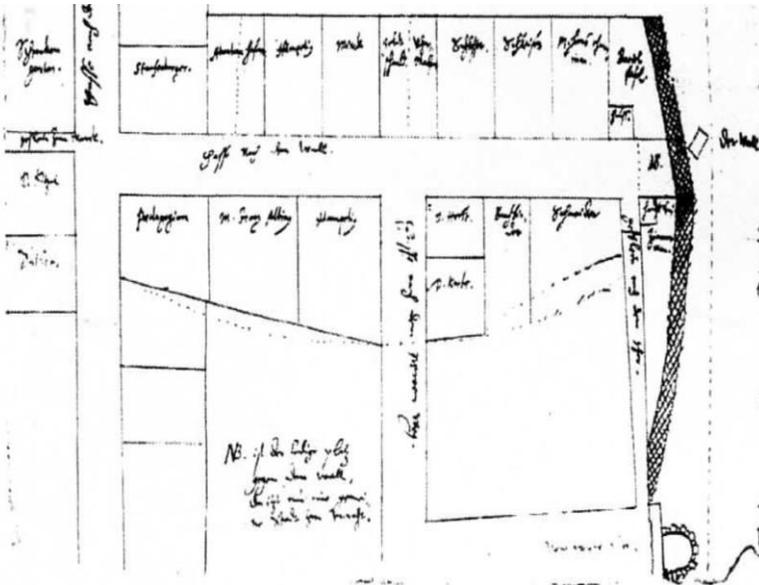


Abb. 7: Darmstadt. Best. E 10, Nr. 198.

In der rechten unteren Ecke ist das „New weg thor“ eingetragen.

10 Zum Ballhaus vgl. H.-G. PFEIFER: Art. „Ballhaus“, in: 375 Jahre Universität Gießen (wie Anm. 1), S. 46 f.

11 Vgl. Peter W. SATTLER/Hermann KLEHN: Vom Ballhaus zur Burgkirche, in: MOHG 78 (1993), S. 193–208.

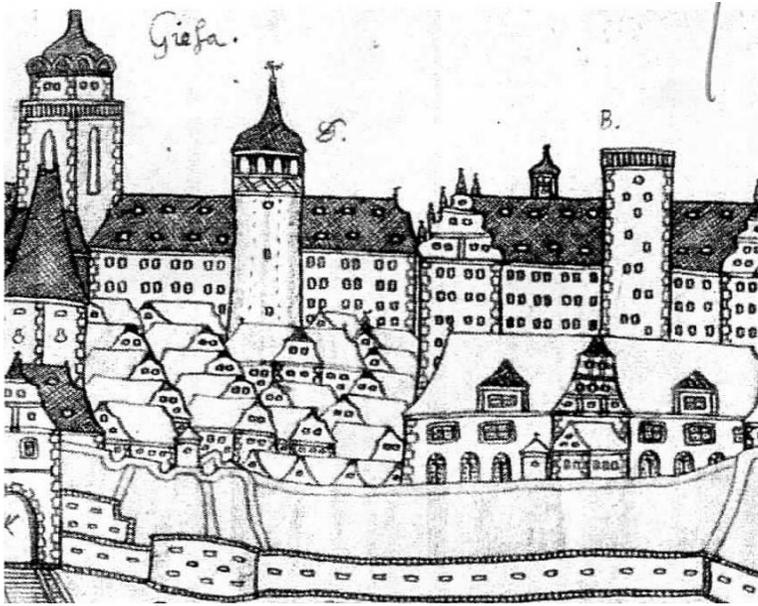


Abb.: 8: Die „Professorenhäuser“ in der „Neuen Bäu“

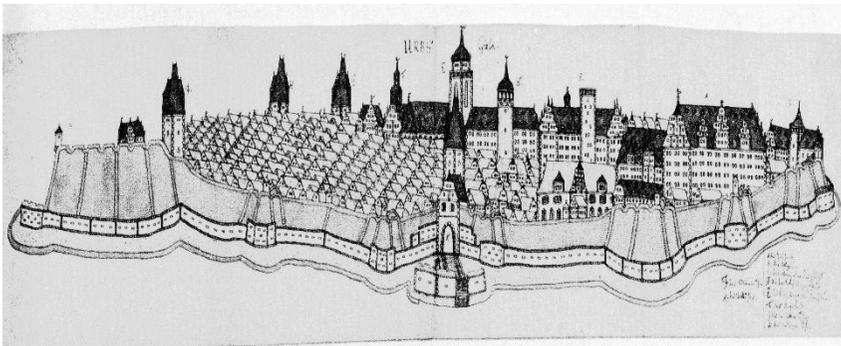


Abb. 9: ANONYMUS: *Urbs Giesā*, undatiert. Oberhess. Museum Gießen, Inv.Nr. OHM 225 (ca. 770 x 160 mm)

Ein Terminus ante quem scheint mit 1644/45 gegeben. Damals entstand die 1646 publizierte Ansicht von Merian. Sie zeigt die erheblichen Erweiterungen und Erhöhungen der Wallanlagen, wie sie der neu ernannte Festungskommandant Ernst Albrecht von Eberlein ab 1643 sukzessive ausführen ließ.¹² In diesem Zusammenhang dürften auch zwei im Staatsarchiv Marburg überlieferte Pläne ent-

12 Zur Baugeschichte im Dreißigjährigen Krieg vgl. Fritz BEYHOFF: *Stadt und Festung Gießen im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges*. 2. Die Festung Gießen, in: MOHG NF 23 (1920), S. 1–61, hier S. 39–41.

standen sein, die den Ist-Zustand und die geplante Bastionierung der Festungsanlagen zeigen, wie sie nach und nach auch umgesetzt worden ist (Abb. 10 und 11; ich danke Frau Dr. Ulrike Hanschke für den Hinweis auf diese beiden Grundrisse. Zu diesen Plänen dürfte auch die *Umrisslinie ... der Befestigung von Gießen* im HStAD Best P 1, Nr. 855 gehören; Abb. 12). Zu diesen Maßnahmen gehörte auch die Errichtung, bzw. Verstärkung von Ravelins und vorgelagerten Schanzen, so 1643 vor dem Marburger (Wall-) Tor und dem Neustädter Tor, wie sie der Zeichner der „Urbs Giesæ“ etwa prominent in der Bildmitte mit dem fälschlicherweise als Walltor („K.“) gekennzeichneten Neuweger Tor dargestellt hat.¹³

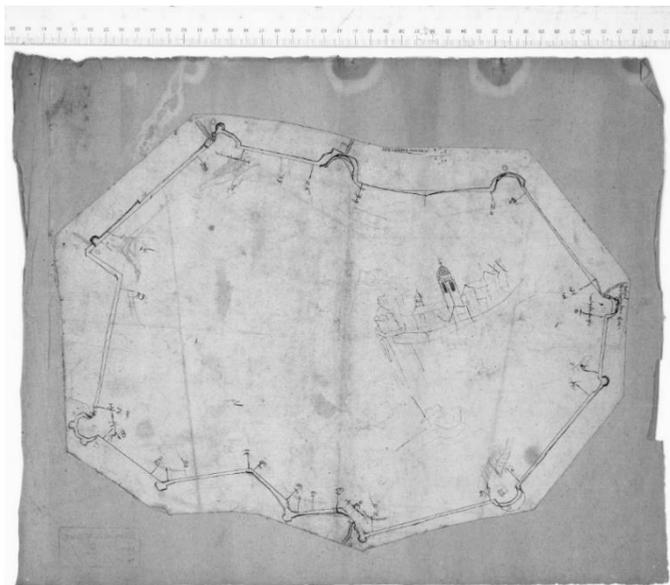


Abb. 10: Beschriftung: oben: Neustädter Thor; links: Frankfurter Thor; unten: Neuweger Thor; rechts: Weg nach Marburg (Walltor). HStAM, Best. P II, Nr. 11489, 1

13 Die Hoffnung, über diese zeitliche Stellung einen Zusammenhang mit den zahlreichen handgezeichneten Karten und Ansichten herstellen zu können, die von schwedischen Offizieren in diesen Jahren im Alten Reich angefertigt wurden und die im Riksarkivet in Stockholm lagern, blieb unerfüllt. Gesichtet wurden im „Handritade Kartverk“ die Bände 21: Ut- och inländska städer, slott, fästen m.m. und 22: Utländska städer, slott, fästen m.m. samt bataljplaner. Einen zeitnahen Eindruck von der anlage der Stadttor vermittelt der Lageplan von Grundstücken 'Am kalten Loch' mit dem Neustädtertor; HStAD, P 1, 836 (vgl. Abbildung 13).

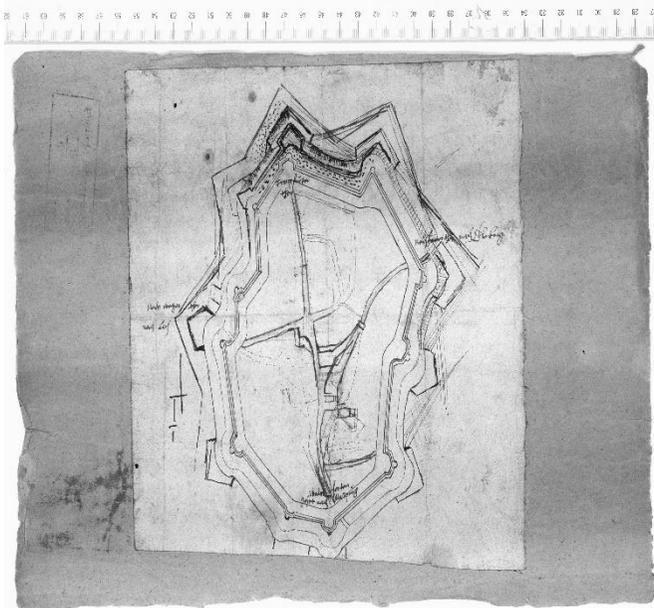


Abb. 11: Beschriftung: rechts: Neustädter Thor nach Gleiberg; oben: Frankfurter Thor, links: Neu Weger Thor nach Lich; unten: Waler Pforten gebet nach Marburg. HStAM, Best. P II, Nr. 11489, 2

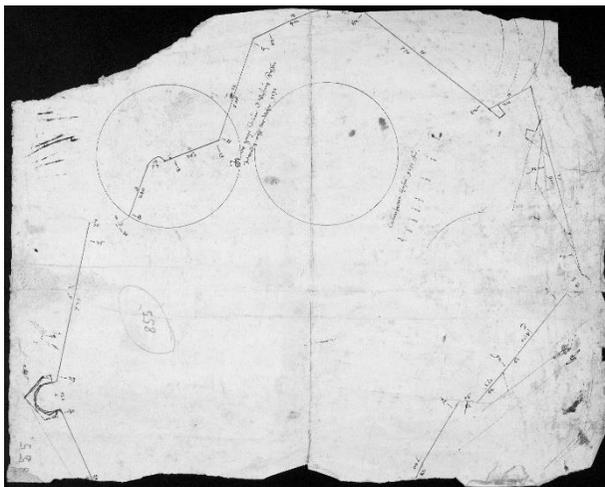


Abb. 12: Umrisslinie ... der Befestigung von Gießen. HStAD Best P 1, Nr. 855

Bemerkenswert ist die inhaltliche Nähe zwischen den dargestellten Gebäuden in der „Urbs Giesa“ und dem Merian-Stich. Bzgl. der Befestigungswerke folgt die „Urbs Giesa“ zwar den mit Erdwällen überdeckten Kasematten, wie sie bereits

Dilich und Chemlein zeichneten. Die Wallanlagen bei Merian wirken dagegen geradezu idealisierend.

Vor allem fehlen die Vertiefungen in den Brüstungen der Bastionen für die Geschützrohre, die sogar bei Wagners Zeichnung zumindest bei der Zeughausbastei notiert sind. Allerdings werden sehr genau die Scharwachtürme (Pfefferbüchsen), also die kleinen Erkertürmchen auf den Bastionsspitzen, von Merian und dem Zeichner der „Urbs Giesa“ dargestellt, bis hin zu jenem kleinen links von der Brücke des Ravelins vor dem Neuweger Tor. Zudem sind die dargestellten Tortürme mit ihren steilen Walmdächern äußerst ähnlich, wenngleich die Eckerker bzw. Tourellen bei Merian in der „Urbs Giesa“ durch Zwerchhäuser ersetzt sind. Noch deutlicher ist die Abhängigkeit bezüglich des in beiden Ansichten falsch positionierten Neuweger Tores, bei Merian mit der „8“, in der „Urbs Giesa“ mit „H.“ gekennzeichnet.

Schlussbemerkung

In der künstlerischen Qualität fällt die Zeichnung „Urbs Giesa“ gegenüber den Arbeiten Dilichs oder Merians deutlich ab. Sie zeugen, wie – trotz aller Mängel – auch der Stich von Chemlein, von dem kompositorischen Willen des Künstlers, die Stadt in die sie umgebende Landschaft einzubinden und damit eine jeweils spezifische, harmonische Stimmung zu evozieren. Auch die wenig detaillierte und mit raschen Strichen ausgeführte Zeichnung Wagners vermittelt durch ihre Perspektive „in Augenhöhe“ sehr gut die monumentale Wirkung der Festungswälle, hinter denen die Bebauung weitgehend verschwindet. Der Wert der „Urbs Giesa“ liegt dann auch in den architektonischen Details einiger Gebäude. Die aufgezeigte Nähe zu dem Merian-Stich lässt die Vermutung zu, dass letzterer dem Zeichner vielleicht als Vorlage diente und um Gebäude, die bei Merian fehlen, vor allem das Ballhaus und das Neue Schloss mit der Kellerei, ergänzt wurde.

Zum Schluss muss allerdings die Frage nach dem Verwendungszweck der Zeichnung offenbleiben. Das ungewöhnliche Format von rund 770 x 160 mm, also ein Verhältnis von Breite x Höhe von fast 5 : 1 weist in Richtung Vorlage für eine großformatige Stadtansicht, wie wir sie aus den Merian-Topographien kennen, wozu allerdings die dürftige künstlerische Qualität nicht reichte.¹⁴ Vielleicht kommt aber auch die geplante Verwendung als Kopftitel oder Fußzeile für eine Karte des Territoriums Oberhessen in Frage. Eine entsprechende Karte ist allerdings nicht bekannt. So bleibt die „Urbs Giesa“ letztlich ein eigenwilliger Solitär in der Vedutenkunst um die Mitte des 17. Jahrhunderts, vielleicht von der Hand eines dilettierenden Angehörigen aus dem Umfeld der wiedereröffneten Universität im Jahre 1650.¹⁵

14 Vgl. etwa die Beispiele zu Erfurt erfasst bei Alois FAUSER: Repertorium älterer Topographie. Druckgraphik 1486–1750, Wiesbaden 1978, S. 203, der Vergleichbares für Gießen freilich nicht ausweisen kann.

15 Anfragen bezüglich vergleichbarer Zeichnungen an die Graphischen Sammlungen des Landesmuseums in Darmstadt und der MHK Kassel sowie an die Plansammlung der StUB Darmstadt wurden allesamt negativ beantwortet. Ich danke namentlich Frau Dr. Mechthild Haas, Frau Dr. Christiane Lukatis und Frau Silvia Uhlemann.



*Abb. 13: Lageplan von Grundstücken „Am kalten Loch“ mit dem Neustädtertor.
HStAD, P 1, Nr. 836*

4. Objekt: Die Säulenatterie aus dem Gießener Volksbad

LUDWIG BRAKE



Säulenatterie, Rotguss poliert, der Gießener Firma Schaffstaedt aus dem Volksbad. Kalt- und Warmwasserventil zum Aufsetzen auf den Wannenrand mit gemeinsamem Auslauf. Oberhessisches Museum. Die Mischbatterie wurde dem Oberhessischen Museum von einem Gießener Bürger geschenkt. Vor den Abrucharbeiten des Volksbades hatte er die Armatur gerettet und über lange Jahre gelagert. Aus Anlass des Stadtjubiläums 1997 wurde die Armatur zunächst für eine Ausstellung zur Verfügung gestellt. Von da aus gelangte sie anschließend in das Oberhessische Museum. (Foto: Jörg Wagner)

Im Gießener Volksbad wurden die Gießener Winterschwimmträume wahr

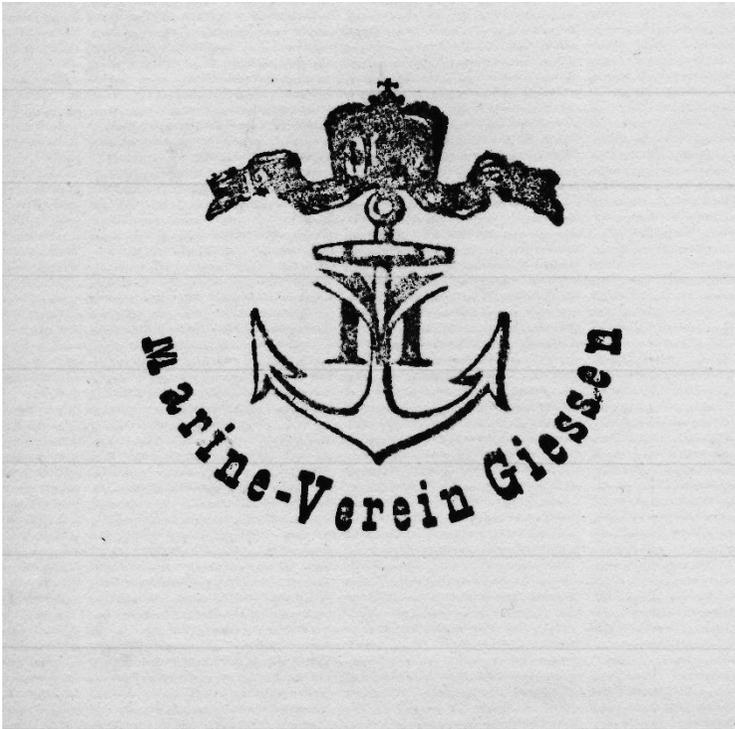
Wollte man in Gießen Schwimmen oder Baden, dann musste, man in die Lahn springen. Dort, am Fluss hatten sich einige Flussbäder angesiedelt, die im Sommer gerne genutzt wurden. Als sich die Stadt ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts rasant zu entwickeln begann, stiegen die Ansprüche. Die Bevölkerungszahl wuchs, die Universität hatte sich stabilisiert und war ausgebaut worden, die Industrialisierung begann Fahrt aufzunehmen und die Stadtverwaltung versuchte, durch die Schaffung moderner Ver- und Entsorgungseinrichtungen den Bedürfnissen der Bürgerschaft zu entsprechen. Gleichzeitig entwickelte sich ein vielfältiges Vereinswesen, in dem Gießener Bürger einerseits privat ihren Neigungen nachgehen konnten, andererseits kamen aus den Vereinen wesentliche Impulse für die Sozial- und Kulturpolitik der Stadt.



Müllersche Badeanstalt an der Lahn, Stdt.AG.



Kolonialverein Gießen 1912, Stdt.AG.



Marineverein Gießen, StdtAG L 1379-II.



Gießener Schwimmverein, StdtAG 83/936.

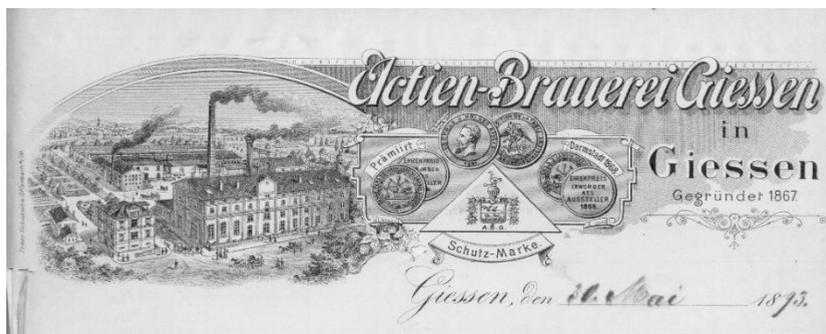
Die Gießener Schwimmvereine suchten in den 1890er Jahren eine Bademöglichkeit für die kalte Jahreszeit. Gleichzeitig diskutierte die Stadtgesellschaft in dieser Zeit die Verbesserung der Volksgesundheit. Vor diesem Hintergrund entstand der Wunsch, auch in Gießen eine Winterbadeanstalt zu bauen.

Einer der entschiedensten Vertreter der Gießener ‚Volksbadbewegung‘ war der Gießener Historiker Prof. Dr. Wilhelm Oncken.



Wilhelm Oncken, Bilddatenbank der Universität-Gießen, HR A 98c.

Er war parteipolitisch engagiert, über die Mitgliedschaft in zahlreichen Gießener Vereinen gesellschaftlich vernetzt und konnte so, zusammen mit anderen Vertretern aus dem Bildungsbürgertum, wichtige Impulse für die Errichtung eines Schwimmbades geben.



Briefkopf der Gießener Aktienbrauerei, Leihgesterner Weg, StdtAG L 1624 II.

Daneben hatten einzelne Gießener Industrielle das Hygienethema für ihre Betriebe bereits aufgegriffen. So hatte die Actienbrauerei von der Gießener Firma Schaffstaedt für ihre Arbeiter 1895 eine „Brausebadeeinrichtung“ herstellen lassen.



*Reklameseite der Firma H. Schaffstaedt im Anzeigenteil hinten:
Hans Meyer, Das Gießener Volksbad, siehe Anm. 11.*

Mit der Firma Schaffstaedt gab es in Gießen ein Unternehmen, das sich auf die Entwicklung und Herstellung von Bade- und Wascheinrichtungen spezialisiert hatte.

Vor diesem Hintergrund konstituierte sich 1896 im Hotel Einhorn aus einer allgemeinen Volksversammlung heraus, „zu der Vertreter aller politischen Richtungen erschienen waren“, ein Ausschuss, zur Errichtung eines Volksbades in Gießen. Wichtigstes Ziel war die Errichtung eines zu allen Jahreszeiten für alle Stadtbewohner zugänglichen Winter- und Volksbades. Über die Einrichtung eines Schwimmbades hinaus, sollten auch Brause- und Wannenbäder entstehen.

Der Kreisarzt, Medizinalrat Dr. Julius Haberkorn hob die Bedeutung der geplanten Einrichtung für die Hautpflege hervor. Er hielt ein Volksbad für notwendig angesichts des Umstandes, dass die Stadt Marburg ihre Abfälle in die Lahn einleite und somit während niedrigeren Wasserstandes ein „Lahnbad nicht immer die wünschenswerthe erfrischende und stärkende Wirkung haben werde.“¹

1 GA 1896, 7.1.



Das Hotel Einhorn am Lindenplatz war das erste Haus am Platz, Stdt.AG.



Kreismedizinalrat, Dr. Julius Haberkorn, Stdt.AG.

Bei den Bauplanungen zum Volksbad hatte man in Gießen stets das Beispiel der Stadt Offenbach vor Augen. Das Offenbacher Stadtbad war zwar kein bürgerlicher Repräsentativbau, doch es entstand auch kein rein zweckorientierter Schlichtbau. Neben den Wannen- und Duschbädern erhielt es eine Schwimmhalle und ebenso ein römisch-irisches Dampfbad. Die Innenausstattung wurde durch Dekoration und Wandgemälde so gestaltet, dass sie das Auge anregte und auch die Anhänger des Schwimmens und der „verfeinerten Badekultur“ auf ihre Kosten kamen.²

In der Stadtverordnetenversammlung vom 21. Mai 1896 wurde das Projekt des Vereins Volksbad diskutiert und Dank der rückhaltlosen Unterstützung des Oberbürgermeisters fast einstimmig angenommen.³



Volksbadaktie zu 200 Mark. Um die Beteiligung der Gießener Bürgerschaft an der Finanzierung des Volksbades zu fördern, wurden neben den Aktien im Nennwert von 1000 Mark auch Aktien im Nennwert von 200 Mark aufgelegt, StdtAG N 6800.

- 2 Amborn-Morgenstern, Angelika: Wasser, Luft und Licht. In: Offenbacher Geschichtsblätter, 1995, Nr. 41, S. 24-31.
- 3 Meyer, Hans (Gießen 1898): Das Gießener Volksbad erbaut von Stein & Meyer, Architekten und H. Schaffstaedt, Fabrik für Bade-Einrichtungen. Ein Beitrag zur Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Baues und der Einrichtung desselben nebst den Badevorschriften, S. 26.

Um die Baukosten von geschätzt 160.000 Mark aufzubringen, wurden größte Anstrengungen unternommen, einen Betrag von 60.000 Mk. aus den Reihen der Bürger zu erhalten. In Aktienzeichnungen zu je 1.000 und zu je 200 Mark, gelang es in mühevoller Arbeit bis zum Jahresende 1896 den Betrag von 57.800 Mark aus der Stadtgesellschaft zu sichern. Allein der Gießener Hygieniker und Bakteriologe Prof. Dr. Georg Gaffky beschaffte aus seinem Kollegenkreis der Universität über 11.000 Mark.⁴



Georg Gaffky, Bakteriologe und Hygieniker an der Gießener Ludwigs-Universität, war einer der wesentlichen Gutachter bei vielen Projekten der kommunalen Infrastruktur. Er war vielfach in Vereinen engagiert, Mitglied des Stadtparlaments und erhielt 1904 für seine Verdienste die Ehrenbürgerwürde der Stadt Gießen, Stdt.AG.

Nun schrieb die Volksbad-Aktiengesellschaft einen beschränkten Architektenwettbewerb aus, den das Gießener Büro Stein & Meyer gewann.

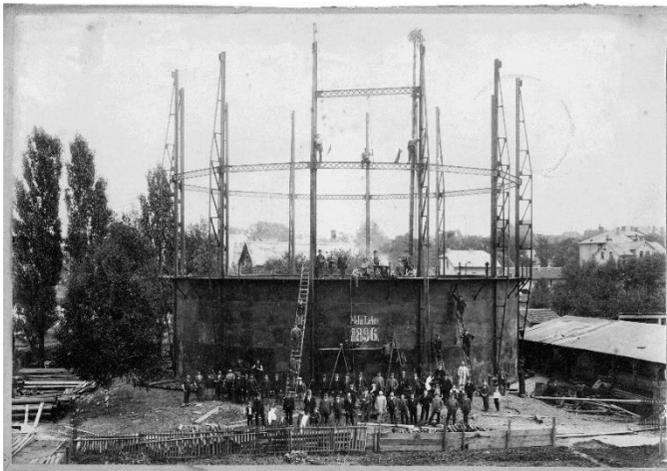
Die Firma Schaffstaedt war bei der Einrichtung der Sanitäreanlagen und Leitungssysteme wesentlich beteiligt. Als Gürtlermeister hatte Georg Karl Heinrich Schaffstaedt 1840 in Gießen mit einem Handwerksbetrieb begonnen. Zunächst wurden Gürtel und Saumzeug beschlagen, doch entwickelte sich der Be-

⁴ Meyer, Volksbad, S. 27.

trieb allmählich zur Schlosserei und Dreherei. Einen entscheidenden Wachstumsimpuls erhielt die Firma, als ab 1856 in Zusammenhang mit der Errichtung des Gaswerkes, sie den Auftrag zur Verlegung der Gasrohre in Gießen erhielt.



Annonce des Gießener Architektenbüros Stein & Meyer, im Anzeigenteil hinten: Hans Meyer, Das Gießener Volksbad, siehe Anm. 11. Stein & Meyer entwarfen einige repräsentative Bauten, unter anderem entstammen die Entwürfe zum Merkelschen Bad in Esslingen und zum Friedberger Hallenbad von Ihnen. In Gießen sind sie zudem als ausführende Architekten des Stadttheaters bekannt.



Städtisches Gaswerk 1896, Stdt.AG. Eine der wesentlichsten Gießener Infrastrukturmaßnahmen des 19. Jahrhunderts war ab 1856 die Einführung von Kohlegas als Energieträger. Das zunächst privat betriebene, seit 1886 kommunalisierte Gaswerk bildete über lange Zeit das Rückgrat der städtischen Energieversorgung.

Einen weiteren rasanten Aufstieg erfuhr die Firma Schaffstaedt nach Kriegsende 1871, durch den Aufbau einer Gelbgießerei und Modellschreinerei. Hier wurden erste Spezialarmaturen hergestellt. Da konnte Schaffstaedt bei dem in den achtziger Jahren beginnenden Aufbau der Gießener Wasserleitung, wesentliche Aufträge erhalten.

Aufgrund der stetigen Expansion verlegte die Firma ihr Betriebsgelände an die Schanzenstraße. Damit wurde das Fertigungsprogramm fast vollständig auf die Einrichtung von Heil- und Hallenschwimmbädern umgestellt.

So wurde auch 1898 das Gießener Volksbad komplett eingerichtet. Bis zum Jahr 1903 wurden 55 weitere Heil- und Schwimmbäder im In- und Ausland eingerichtet.⁵

Die Firma war sehr erfolgreich, denn unter anderem erhielt sie außerdem Aufträge aus dem deutschen Flottenbauprogramm. Und so kam es, dass sie die Bade- und Wascheinrichtungen auf den meisten Schiffen der kaiserlichen Marine nicht nur geliefert, sondern auch eingebaut hat.

Deutscher Flotten-Berein.
Provinzial-Ausschuß für die Provinz Oberhessen.

Die verehrlichen Einwohner von Gießen werden ergebenst darauf aufmerksam gemacht, daß eine Liste zum Einzeichnen als Mitglied des Deutschen Flotten-Bereins in Umlauf gesetzt ist. Der Liste sind Drucksachen beigelegt, aus welchen der Zweck und die Aufgaben des Deutschen Flotten-Bereins ersichtlich sind.

Mitglied des Deutschen Flotten-Bereins kann jeder zu Kaiser und Reich stehende, großjährige, deutsche Reichsangehörige werden, welcher sich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindet und dispositionsfähig ist. Der Jahresbeitrag ist dem Belieben der Mitglieder anheimgestellt, muß jedoch mindestens 50 Pfg. betragen.

Die Mitglieder des Deutschen Flotten-Bereins erhalten allmonatlich unentgeltlich die reichillustrierten Mitteilungen des Vereins zugesandt, wie solche zur Ansicht der Liste beigelegt sind.

Zur Förderung dieses patriotischen und nationalen Unternehmens wird um recht rege Beteiligung ergebenst gebeten.

Der Provinzial-Ausschuß.
Dr. W. Onden.

6195

Der Gießener Zweig des „Deutschen Flottenvereins“ setzte sich durch Propaganda und Sammlungstätigkeit über einen längeren Zeitraum ab der Mitte des 19. Jahrhunderts für die deutschen Pläne zu einer eigenen Kriegsflotte ein. Wilhelm Ondken war nicht nur einer der Befürworter des Volksbades, sondern auch ein vehementer Vertreter der nationalliberalen Politik und der Aufrüstungspläne im Kaiserreich (GA 1895 03. Oktober).

Texteinschub/Textillustration = Zitat

„Bade- und Wascheinrichtungen für Arbeiter. Anschließend an unsere vorgestrige Notiz über die Wasch- und Badeeinrichtungen der Actienbrauerei hier, fügen wir noch hinzu, daß dieselbe von der hiesigen Firma Schaffstaedt und nach deren System ausgeführt wurde. Es dürfte vielleicht für manchen unserer Leser von Interesse sein zu erfahren, daß vorgenannte Firma auch die Bade- und

⁵ Zur Firmengeschichte Schaffstaedt: 1840-1965 Schaffstaedt, StdtAG 87/186.

Wascheinrichtungen auf den meisten Schiffen der Kaiserl. deutschen Marine geliefert und eingerichtet hat. Es befinden sich auf einem Kriegsschiffe ca. 6 bis 8 Bäder für die Offiziere und Maschinisten, darunter stets einige, für die höheren Chargen, in feinsten Ausstattung, für die Mannschaften sind 10, 12 und mehr Brausebäder je nach Größe des Schiffes vorgesehen. Alle Einrichtungen sind mit dem Firmeninhaber patentirten Apparaten ausgerüstet. Auch die Schiffe des Norddeutschen Lloyd und vieler anderen Schiffahrtsgesellschaften sind mit Schaffstaedt'schen Apparaten versehen und wurden neuerdings für die sechs neuen Dampfer, welche der Lloyd bauen läßt, wieder 90 Apparate für Wannen und Brausen in Auftrag gegeben. Aber auch zu Land hat die Firma gute Erfolge zu verzeichnen. Die Volksbäder der Städte Breslau, Posen, Duisburg mit zwei Anlagen, die Umänderung des Hobenstaufenbades in Köln, theilweise Umänderung und Lieferung für die Schwimmbäder in Hamburg, Wiesbaden, Erfurt und Homburg v. d. H. und anderer mehr, über 100 größere und kleinere Arbeiterbrausebäder (Krupp in Essen 400 Brausebäder), und ca. 4000 Einzelapparate sind in den letzten Jahren aus der Werkstätte genannter Firma hervorgegangen. Wir freuen uns, daß unsere heimische Industrie auch nach außen hin die entsprechende Bedeutung erlangt und wünschen der Firma H. Schaffstaedt, die aus kleinem Betrieb sich so emporgearbeitet hat, auch für die Zukunft beste Erfolge“.⁶



*Heinrich Schaffstaedt, Unternehmer und Stadtverordneter
(5.5.1956 bis 20.4.1932), Stdt. AG.*

Der Firmenleiter Heinrich Schaffstaedt war als Stadtverordneter in Gießen aktiv und auch als Mitglied in zahlreichen Vereinen engagiert und nimmt so intensiv an

6 GA 1895, 22. 11.

der Entwicklung Gießens teil. In den Jahren nach der Jahrhundertwende entstehen Zweigniederlassungen und Vertretungen in Berlin, Leipzig, Breslau, Wiesbaden, Königsberg i. Pr., Aussig, Hamburg, Düsseldorf, Wien und München.⁷

Nach Baubeginn, Mitte 1897, gelang die Fertigstellung des Gießener Volksbades vor Termin schon frühzeitig am 18. September 1898.⁸



Frontansicht des Volksbades vom Seltersweg aus, 1907, StdtAG.

Die Eröffnung erfolgte durch denjenigen, von dem der erste Gedanke zur Errichtung eines Volksbades ausgegangen war, vom Professor der neueren Geschichte der Ludwigs Universität, dem geheimen Hofrat Dr. Wilhelm Oncken. Die Presse berichtete am 22.09.1898: „Heute Morgen mit dem Glockenschlag acht Uhr hat der Dienst in unserem herrlichen Volksbad begonnen. Die beiden ersten Gießener, die sich in die blaue Fluth stürzten, waren Herr Geh. Hofrath Oncken und Herr Weinhändler Schwan jun.“⁹

Was hier geschaffen worden war, war nicht nur ein einfaches Volksbad, dessen erstrangige Funktion darin bestand, der Volksgesundheit durch das Angebot preisgünstiger Wannen- und Duschbäder zu dienen.

7 1840-1965 Schaffstaedt, StdtAG 87/186.

8 Stadtarchiv Gießen (künftig StdtAG) N 5288, 1897, 03.08., Grundsteinlegung und StdtAG L 1356/3, Eröffnung.

9 GA 1898, 22. 9.



Eingangsbereich des Volksbads, 1907, StdtAG.



Schwimmbad des Volksbades, 1907, StdtAG.

Im architektonischen Entwurf äußerlich eher zurückhaltend, offenbarte es im Inneren eine Prachtentfaltung, die dem Selbstbewusstsein des Gießener Bürgertums am Ende des 19. Jahrhunderts entsprach. Dies äußerte sich vor allem in der aufwändigen Gestaltung des Eingangsbereichs, setzte sich aber auch im Inneren der Schwimmhalle fort.

Allerdings diente dies nicht einer ästhetischen Überhöhung und Distanzierung zum Publikum, sondern lediglich dazu, den Nutzern der Einrichtung, Gießener Bürgern, eine angenehme Atmosphäre zu schaffen. An verschiedenen Stellen waren überdies Schrifttafeln mit Versen angebracht, die für eine ironische Brechung sorgten.

„Matt herein, doch munter heraus,
So ist es üblich im Badehaus.
Für wenig Münze, kurze Zeit
Erkauf Dir hier Behaglichkeit.“¹⁰

Das Gießener Volksbad, durch die Finanzierungsbeteiligung der Stadtgesellschaft ebenso ein Denkmal bürgerlichen Gemeinsinns wie das später errichtete Stadttheater, war ein voller Erfolg. Und so ist es nicht verwunderlich, dass es im Adressbuch des Jahres 1910 zu den Sehenswürdigkeiten zählte, die für Gießen genannt wurden.



Stadttheater Gießen, errichtet 1907, StdtAG. Auf Initiative von Vereinen und finanzieller Mithilfe der Bürgerschaft wurde das Stadttheater 1907 eröffnet. Ein „Denkmal bürgerlichen Gemeinsinns“.

„Das Gießener Volksbad A.-G. (Seltersweg 58 A) ist in den Jahren 1897-98 für 200.000 Mk. errichtet. Die Bausumme ist inzwischen durch Neuanlage von 9 Brausebädern, mechanische Einrichtung der Wäscherei und elektrischen Anlage auf 210.000 Mk. gestiegen. Der in deutscher Renaissance gehaltene Blendsteinbau ist von den Architekten Stein & Meyer errichtet und die maschinellen und Badeeinrichtungen sind nach modernsten hygienischen

10 Meyer, Volksbad, S. 34.

Gesichtspunkten von der Firma H. Schaffsteadt hergestellt. Das allen Anforderungen entsprechende Badehaus enthält in der Schwimmhalle mit 32 Einzelankleidezellen ein Schwimmbecken von 9,8 m Breite und 19,5 m Länge bei einer Tiefe von 0,8-2,8 m, ferner 18 Wannenbadezellen und 8 Zellen für römisch-irische Bäder, Brausebäder und Massagen. [...] Das städtische Freibad an der Lahn wurde im Sommer 1909 zu 14.597 Bädern benutzt. Ferner sind an der Lahn noch zu erwähnen das Männerbad des Männerbadevereins, die früher Rübsamsche Badeanstalt von Philipp Müller und das Licht-, Luft- und Sonnenbad.“¹¹

Nach einer längeren Zeit der Stabilität brachte die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg neue Orientierungen in vielen Bereichen. Das Volksbad hatte die Kriegszeit, trotz Bombenangriffen fast unbeschadet überstanden und viele der älteren Gießener erinnern sich noch heute an ihre ersten Schwimmübungen in der mittlerweile etwas in die Jahre gekommenen Schwimmhalle. Das Volksbad zeigte Zeichen von Altersschwäche. Als Gießen die erste Wiederaufbauzeit hinter sich hatte, in der vornehmlich Wohnraum geschaffen und das Gewerbe- und Dienstleistungszentrum vom Seltersweg bis zum Marktplatz wieder hergestellt wurde, begannen neue Planungen, die unter anderem auch die städtischen Bäder betrafen.



Das Freibad in der Ringallee (StdtAG) wurde 1956 eröffnet. Auf Dauer entzog das moderne Freibad den Badeanstalten an der Lahn die Existenzgrundlage.

11 Adressbuch der Stadt und des Kreises Gießen 1910 (Gießen 1910), S. XIII.

An der Ringallee entstand zunächst das Freibad und gegen Ende der sechziger Jahre errichteten die Stadtwerke das neue städtische Hallenbad direkt neben dem Freibad.



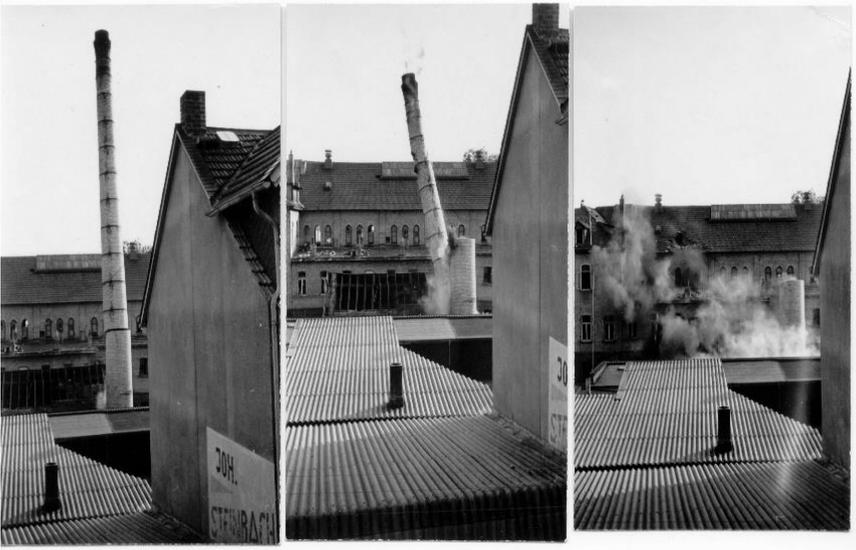
Frei- und Hallenbad an der Ringallee (StdtAG). Das Hallenbad wurde im Sommer 1968 eingeweiht. Damit war das alte Volksbade in den Augen der Planer überflüssig.

Damit war die Notwendigkeit zur Erhaltung des alten Volksbades entfallen. Die Planungen dieser Zeit sahen für den gesamten Bereich zwischen Katharinen-gasse/Bahnhofstraße und Seltersweg eine Neuordnung vor. ‚Ungesunde‘ Bausubstanz wurde beseitigt, neue Strukturen geschaffen. Diesem Prozess fielen auch die letzten Relikte der alten innerstädtischen Bausubstanz zum Opfer, unter anderen auch das Volksbad. Neu entstanden auf dem Gelände des ehemaligen Volksbades das Karstadt-Parkhaus und daran anschließend das City-Center und ein Kaufhausgebäude.

Umstrukturierungen ergaben sich auch für die Gießener Industriebetriebe, die die Stadt bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts mitprägten. Viele Standorte mussten schließen und bis heute sind nur Reste der ehemals bedeutenden Produktion geblieben. So löste sich der Rinn-Konzern mit Minox (Heuchelheim) Rinn & Cloos (Tabakverarbeitung, Heuchelheim) und Heyligenstaedt (Werkzeugmaschinenfabrik Gießen) bis zum Ende des Jahrhunderts auf. Ebenso verschwanden die Bänninger und die Gail’schen Tonwerke. Zu einem relativ frühen Zeitpunkt hatte bereits die Firma H. Schaffstaedt den Betrieb einstellen müssen. Auf dem ehemaligen Betriebsgelände wurden ein Parkhaus und Wohngebäude errichtet.



Bei der feierlichen Eröffnung des Parkhauses an der Schanzenstraße auf dem ehemaligen Schaffstädtgelände gab es Bürgerproteste. Stdt.AG.



Als das Volksbad abgebrochen wurde regte sich kaum Protest. Sprengung des Schornsteins des Volksbades 1969 (Stdt.AG).

Das Gießener Volksbad verschwand 1969 sang und klanglos.

Damit beseitigte die Stadt einen vollständig erhaltenen Bau reinsten Jugendstils und löschte damit ein wichtiges Erinnerungszeichen bürgerlicher Kultur aus. Widerstand regte sich damals anscheinend nicht.

Andere Kommunen haben andere Entscheidungen getroffen. So blieb das Merkelsche Bad in Esslingen, ebenfalls vom Gießener Büro Stein & Meyer,¹² erhalten und ist bis heute in Gebrauch und auch das von Hans Meyer gebaute Friedberger Hallenbad konnte durch die Initiativen aus der Bürgerschaft erhalten werden und wird heute zu kulturellen Veranstaltungen genutzt.¹³

12 Berchtold, Maïke (1982): Das Merkelsche Schwimmbad in Esslingen. Seine Stellung im Schwimmbadbau des 19. und frühen 20. Jahrhunderts; In: Esslinger Studien 21/1982, S. 139-224.

13 Meyer, Hans (1909): Schwimmbad Friedberg i. H. Festschrift zur Eröffnung des Städtischen Schwimmbades Friedberg (Hessen), Pfingsten 1909. Nachdruck im Auftrag der Gesellschaft der Freunde Theater Altes Hallenbad Friedberg/Wetterau e.V. Wetterauer Druckerei Friedberg. Dazu auch: Bauhistorisches Gutachten Altes Schwimmbad Friedberg. Historische Bauforschung Frank-Michael Saltenberger M.A., Juni/Sept. 2010.

5. Objekt: Hans Steinbrenner, *Komposition*, 1982

MARCEL BAUMGARTNER*



Abb. 1: Hans Steinbrenner, Komposition, 1982, Acryl auf Leinwand, 98 x 67,8 cm, Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. OHM 227

Konsequent (und, wie man vermuten darf: durchaus in programmatischer Absicht) hat Hans Steinbrenner (Frankfurt 1928 bis 2008 ebenda) seit Mitte der 1980er Jahre in der Hälfte seiner Ausstellungen Skulpturen und Bilder in gleichzeitigem Mit- und Nebeneinander gezeigt.¹ Dies konnte allerdings nicht verhindern, dass er weithin – wenn nicht ausschließlich, so doch primär – als Bildhauer wahrgenommen wurde und wird.

Bildhauer war Steinbrenner aufgrund seiner Ausbildung als Meisterschüler zuerst, von 1949 bis 1952, von Hans Mettel² an der Städelschule in Frankfurt am

* Als Mitglied der ‚Steuerungsgruppe‘ hatte ich das Bild von Hans Steinbrenner vorgeschlagen für die Präsentation im Rahmen der Auftaktveranstaltung für die Neukonzeption des Oberhessischen Museums. Ich danke Dr. Nadia Ismail, die es nach meinem Weggang aus Gießen im Juli 2017 übernommen hatte, ‚mein‘ Werk bei den ‚Labor[Gesprächen] zu fünf Museumsobjekten‘ am 19.08.2017 vorzustellen.

1 Die ausführlichste Liste von Steinbrenners Ausstellungen findet sich auf der von seinem Sohn Jakob Steinbrenner betreuten Website: http://www.hans-steinbrenner.de/Hans_Steinbrenner/Hans_Steinbrenner_Bildhauer.html.

2 Hans Mettel (1903-1966) war seit 1947 als Nachfolger von Toni Stadler Professor und Leiter der Bildhauerklasse, 1950 bis 1956 zudem Direktor der Städelschule. Ein Schlaglicht auf seinen Rang wirft die Tatsache, dass er an den ersten drei documenta-Ausstellungen (1955,

Main und dann, von 1952 bis 1954, an der Akademie der Bildenden Künste in München, wiederum als Meisterschüler, diesmal von Toni Stadler.³ Als Bildhauer präsent ist Hans Steinbrenner aber auch und vor allem durch eine große Anzahl von Werken im öffentlichen Raum:⁴ von Bremen im Norden bis Ulm im Süden und, mittendrin, auch in Gießen, wo 1986 eine Steinskulptur von Steinbrenner für den ‚Kunstweg‘ der Justus-Liebig-Universität erworben wurde (Abb. 3).⁵

Wenn aber diese Skulpturen im öffentlichen Raum ausschließlich aus der Zeit nach 1960 stammen, und wenn dadurch dieser ‚öffentliche Steinbrenner‘ zum ‚Steinbrenner schlechthin‘ geworden ist, dann muss daran erinnert werden, dass es auch einen ‚Steinbrenner vor Steinbrenner‘ gibt. In dieser ersten, die Jahre bis 1960 umfassenden Periode seines Schaffens kann unterschieden werden zwischen zwei Phasen: einer Phase der „lyrischen Figuration“ (1952-1955), in der, in zunehmend eigenständiger Nachfolge seiner beiden Lehrer, „menschliche Figuren, Männer, Frauen, stehend oder sitzend, Gruppen, Köpfe, in Holz, Bronze, Ton“ entstehen;⁶ und einer Phase der „biomorphen Abstraktion“ (1955-1960), in der „das Schwin-

1959 und 1964) vertreten war. Im öffentlichen Raum Frankfurts ist Mettel prominent präsent mit seinem Bartholomäus-Relief am Dom (Außenseite des Kreuzgangs zum Domplatz hin). Zur Bedeutung Hans Mettels für Hans Steinbrenner siehe: Beate Kemfert, „Die Bildhauerei der Städelschule: Kontinuität im Frankfurter Stadtbild“, in: Hubert Salden (Hrsg.), *Die Städelschule Frankfurt am Main von 1817 bis 1995*, Mainz: Schmidt, 1995, S. 129-135.

- 3 Toni Stadler (1888-1982), seit 1940 Leiter der Bildhauerklasse und von 1942 bis 1945 Professor an der Frankfurter Städelschule, 1946 bis 1958 Professor an der Akademie der Bildenden Künste München. Wie Mettel war auch Stadler an den ersten drei documenta-Ausstellungen vertreten.
- 4 Die von Thomas Emden-Weinert erstellte und betreute Website zur Kunst im öffentlichen Raum (‚Welt der Form‘; <http://welt-der-form.net/index.html>; mit interaktiver Karte) verzeichnet für Steinbrenner dreißig Werke (http://welt-der-form.net/Hans_Steinbrenner/index.html; Stand 03.02.2018).
- 5 Zum Gießener ‚Kunstweg‘ siehe: Norbert Werner (Hrsg.), *Der Gießener ‚Kunstweg‘ (Gießener Beiträge zur Kunstgeschichte 9)*, Gießen 1994; darin: Norbert Werner, „Hans Steinbrenner: ‚Figur‘, 1986“ (S. 72-77). Zum ‚Kunstweg‘ in der nach 1994 mit drei ‚Stationen‘ weitergeführten Form siehe den Flyer *Der Kunstweg*, hrsg. vom Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen/Pressestelle, mit Texten von Dagmar Klein, Gießen 2007. Die Datierung 1986 bezieht sich auf das Jahr des Erwerbs und der Aufstellung. Ob 1986 auch das Jahr der Entstehung sei – die Skulptur gar für den ‚Kunstweg‘ eigens geschaffen wurde – geht aus der Literatur und aus den im Hessischen Baumanagement aufbewahrten Akten von Gerd Römer, dem Geschäftsführer des Sonderaufwands zur künstlerischen Ausgestaltung von Bauten des Landes Hessen von 1980 bis 1988, nicht hervor. Laut Auskunft von Frau Anne Steinbrenner, Frankfurt am Main, ist 1986 aber auch das Jahr der Entstehung.
- 6 Siehe dazu die instruktive Gegenüberstellung von Hans Mettels *Sitzender* von 1953/54 mit Steinbrenners *Sitzender* von 1955, in: Kemfert 1995 (wie Anm. 2), S. 132/133. – „Die Anregungen von Hans Mettel und das Vorbild von Toni Stadler werden kritisch durchdrungen und mit Eigenem aufgefüllt. Dieses Eigene wächst ihm insbesondere durch das fortgesetzte Studium der Formensprache Lehmbucks und der Anschauung von dessen ‚Gliederarchitekturen‘ zu.“ (Christa Lichtenstern, „Betrachtungen eines Unzeitgemäßen. Mit Mut und Maß: Dem Bildhauer und Maler Hans Steinbrenner zum siebzigsten Geburtstag“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25. März 1998).

gen, Kreisen, Sich-Durchdringen kurviger Bahnen [...] Ströme des Lebens sichtbar“ macht.⁷ Zwar hat Steinbrenner schon in dieser ersten Schaffensperiode auch gemalt, doch spielt die Malerei eine untergeordnete Rolle. Lediglich in einem kurzen Zeitraum zwischen 1958 und 1960 entstehen, als direktester Niederschlag von Steinbrenners seit der Münchner Studienzeit bestehendem Interesse an fernöstlicher Philosophie, Tuschemalereien in Anlehnung an die japanische Kalligraphie.⁸

Mit der 1960 einsetzenden „Verdichtung [der Formen] zum Block und zum rechten Winkel“ findet Steinbrenner schließlich zu der seine Rezeption dominierenden Formensprache, die er bis zum Ende seines Schaffens beibehalten wird. Dabei wird eine erste Phase, in der die Blöcke in „anorganische[r] Addition“ lediglich „geschichtet, rhythmisch zueinander gefügt“ sind, abgelöst von einer „organischen Unterteilung eines Ganzen, von innen her Einheitlichen“⁹ – ganz im Sinn von Steinbrenners zentraler, 1973 formulierter Devise: „Mein Problem ist das Problem des Ganzen und seiner Teile. Es gibt kein Ganzes ohne Teile und keine Teile ohne ein Ganzes. [...] Ein Bild, eine Plastik entsteht nur durch Konfiguration einzelner Teile, durch Satz und Gegensatz im Kompositionsgefüge.“¹⁰

Dieser zweiten Phase der zweiten Periode seines Schaffens, in der nun Skulptur und Bild nicht nur gleichwertig und gleichberechtigt nebeneinander stehen, sondern als „wurzelhaft verbunden“¹¹ gedacht werden, gehören nicht nur die *Figur* des Gießener ‚Kunstwegs‘ und eine weitere, undatierte *Figur* im Besitz des Oberhessischen Museums an (Abb. 2), sondern auch die hier im Zentrum des Interesses stehende, 1982 gemalte *Komposition* (Abb. 1).¹²

-
- 7 Die Bezeichnung der beiden Phasen nach: Claire Hellweg, *Hans Steinbrenner: Die Entwicklung der Formensprache im plastischen Werk*, Frankfurt am Main (Diss. Univ. Frankfurt am Main 1990), 1991, S. 13-14 (mit einer noch feineren Binnen-Differenzierung); die Zitate nach: Lorenz Dittmann, „Hans Steinbrenner. Skulpturen“, in: *Hans Steinbrenner – Skulpturen*, Bremen: Galerie Katrin Rabus, 1993, o. S.
 - 8 Siehe dazu: Hellweg 1991 (wie Anm. 7), S. 28-29, 62-65; Abb. XLV, S. 388. Mit diesem Interesse steht Steinbrenner in der deutschen Nachkriegskunst keineswegs allein. Im Sommer 1949 kommt es in München zur Bildung einer „Gruppe der ‚gegenstandslosen‘ süddeutschen Maler“, die sich in der Folge ‚ZEN 49‘ nennt. Für Steinbrenner wird diese nicht zuletzt durch Eugen Herrigels *Zen in der Kunst des Bogenschießens* (Konstanz: Weller, 1948) angeregte Beschäftigung mit Zen zu einer Grundierung für sein ganzes Schaffen.
 - 9 Dittmann 1993 (wie Anm. 7).
 - 10 Hans Steinbrenner, „Gedanken und Reflexionen 1973“, zuerst als Vorwort in: Kat. Ausst. *Hans Steinbrenner*, Frankfurt am Main: Galerie Ostertag, 1974; hier zitiert nach: Hellweg 1991 (wie Anm. 7), S. 441; hier, S. 435-447, sind alle in den vergriffenen Originalpublikationen teilweise schwer zugänglichen „Gedanken und Reflexionen“ Steinbrenners abgedruckt.
 - 11 Lorenz Dittmann, „Hans Steinbrenner. Malerei“, in: *Hans Steinbrenner. Bilder und Zeichnungen 1965–1994*, München: Galerie und Edition Gudrun Spielvogel, 1997, S. 8. Diese Publikation mit einem Text zur Werkentwicklung und mit zahlreichen Farbabbildungen von Bildern Steinbrenners aus den Jahren 1966 bis 1994 ist das eigentliche Referenzwerk zu seinem gemalten Werk.
 - 12 In den höchst lückenhaften und oft wenig vertrauenswürdigen Inventaren des Oberhessischen Museums wird das Bild ‚ohne Titel‘ geführt – gleich wie die ebenfalls im Besitz des Oberhessischen Museums befindliche Skulptur. Da Steinbrenner seine Bilder dieser Zeit durchweg als ‚Komposition‘ und seine Skulpturen ebenso konsequent als ‚Figur‘ bezeichnet



Abb. 1



Abb. 2

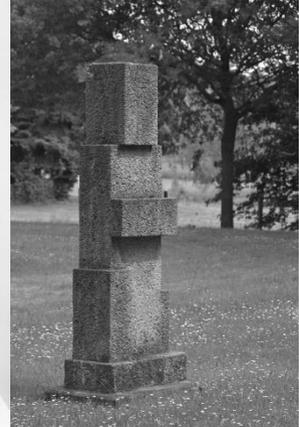


Abb. 3

Das „Ganze“ dieser hochformatigen *Komposition* ist eine „Konfiguration“ von fünf Teilen. Auf das linke Ende eines in die rechte untere Bildecke gerückten, horizontal gelagerten Rechtecks (1) ist die nur um ein wenig vom Quadrat abweichende kleinste und – einem allgemeinen Prinzip bei Steinbrenner entsprechend¹³ – hellste Fläche (2) aufgesetzt. Über ihr steigt senkrecht, zuerst in gleicher Breite, die komplexeste der fünf Farbformen empor (3), bei der zuerst die rechte und dann, etwas weiter oben und weniger ausgeprägt, die linke Begrenzung im Winkel von neunzig Grad nach rechts umbricht, bevor beide wieder, nun eine breitere Bahn bildend, senkrecht bis zum oberen Bildrand weitergeführt werden. Die dadurch bewirkte Bewegung nach oben rechts schafft einen Ausgleich zu der durch das Gewicht der kleinen hellen Fläche bewirkten Tendenz nach unten links. Als ‚Reststücke‘ verbleiben, als die beiden größten (und dunkelsten) Teile des Bildes, eine vertikal gespiegelte L-Form links (4) und eine horizontal gespiegelte L-Form rechts (5). Die

hat, werden diese Titel hier übernommen. Über den Zeitpunkt und die Art des Erwerbs (Ankauf? Schenkung des Künstlers?) geben die Bücher des Museums keine Auskunft; für die *Figur*, die laut Frau Anne Steinbrenner in die Zeit um 1970 bis 1974 zu datieren ist, gibt es noch nicht einmal eine Inventarnummer. Der Vermutung, dass die beiden Werke anlässlich der Steinbrenner-Ausstellung von 1984 in die Sammlung gelangten (Kat. Ausst. *Hans Steinbrenner, Skulpturen 1960-1982*, Kunstverein Bremerhaven, 13.2.-11.3.1983/Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlung Gießen, 10.3.-29.4.1984, mit einem Text von Heinrich Hahne, Bremen/Gießen 1983), widerspricht Dr. Friedhelm Häring (telefonische Auskunft vom 9.2.2018 an Frau Anne Steinbrenner). Seiner Aussage zufolge wurde die Skulptur zuerst, das Bild unbestimmte Zeit später, jedoch erst „einige Zeit nach der Ausstellung“, erworben. Ich danke Frau Anne Steinbrenner, Frankfurt am Main (Nachlass Hans Steinbrenner), für ihre Bemühungen zur Klärung dieser Fragen.

- 13 „Die ‚Faustregel‘ für die farbige Versöhnung der einzelnen Teile zum Bildganzen lautet bei vielen Bildern Steinbrenners: die hellste Fläche ist die kleinste, die dunkelste die größte. In seiner höheren Strahlkraft behauptet sich ein helleres kleines Rechteck gegen ein dunkleres großes“ (Dittmann 1997 [wie Anm. 11], S. 11; im gleichen Sinn auch: ders., in: Kat. Ausst. *Hans Steinbrenner. Skulpturen*, Berlin: Neuer Berliner Kunstverein, 1988, o. S.).

Differenzierung dieser beiden zuletzt genannten Elemente in Bezug auf die beiden Parameter Helligkeitswert und Buntwert – ein rötliches Braun links und ein Schwarzbraun rechts – verhindert, dass die drei helleren Formen 1 bis 3 als helle Figur auf einem dunklen Grund gesehen werden. An die Stelle einer durch den Dualismus von Figur und Grund bedingten Hierarchie tritt vielmehr die Gleichwertigkeit aller Teile als Elemente eines Bildgefüges: „Es gibt keine privilegierte Qualität mehr, allein durch richtige Setzung von Quantität entsteht Qualität!“¹⁴

Hans Steinbrenners Rückkehr – und das bedeutet zugleich: sein eigentlicher Durchbruch – zur Malerei, die er vorübergehend ganz aufgegeben hatte, war in der ersten Hälfte der 1960er Jahre auf dem Weg über die Zeichnung erfolgt. Federzeichnungen mit schwarzer Tusche, in denen das Weiß des Blattgrundes durch das Schwarz von unterschiedlich ausgerichteten Strichlagen hindurchdringt, begleiten seit 1961 seine blockhaft verdichteten, dem rechten Winkel verpflichteten Skulpturen.¹⁵ Aus der Umsetzung dieser Zeichnungen mit Acrylfarbe auf Leinwand resultieren im Herbst 1966 schwarze Bilder, die Freunde, welche sie sahen, an Ad Reinhardt denken ließen, der von 1954 bis zu seinem Tod 1967 ausschließlich schwarze Bilder gemalt hatte.¹⁶ Steinbrenner selbst sollte, seiner eigenen Aussage zufolge, dessen Werk erstmals auf der documenta 4 1968 im Original zu Gesicht bekommen.¹⁷

Was Hans Steinbrenner tatsächlich mit Ad Reinhardt verbinden mag, ist das unbedingte Insistieren auf der Bedeutung der bildnerischen Mittel als dem Eigentlichen der Kunst. So kann Steinbrenners Credo: „Malerei ist die farbige Gestaltung und Inszenierung der Fläche, Bildhauerei ist die raumkörperliche Gestaltung des Blocks. Alles andere kann alles sein, nur nicht Skulptur und Malerei [...]“¹⁸ verstanden werden als eine in die Gattungen Malerei und Bildhauerei ausdifferenzierte Paraphrase von Ad Reinhardts radikalerem Diktum über Kunst schlechthin: „Das eine, was sich über Kunst sagen lässt, ist, dass sie *eines* ist. Kunst ist Kunst-als-Kunst, und alles andere ist alles andere. Kunst-als-Kunst ist nichts als Kunst. Kunst ist nicht, was nicht Kunst ist.“¹⁹ Entscheidender sind aber wohl doch die Unterschiede. Diese Unterschiede hat Christa Lichtenstern auf den Punkt gebracht, wenn sie in den Skulpturen des amerikanischen ‚Minimal-Art‘-Künstlers Donald

14 Hans Steinbrenner, „Gedanken und Reflexionen 1973“ (wie Anm. 10), S. 442.

15 Dittmann 1997 (wie Anm. 11), S. 10. In der Folge entstehen solche Zeichnungen auch parallel zum gemalten Werk; siehe dazu die Abbildungen, ebd., S. 79-103. Für eine weitere Zeichnung ‚auf dem Weg zum Bild‘ siehe den *Bildentwurf* (violette Kreidezeichnung, 17 x 24 cm) von 1964 bei Hellweg 1991 (wie Anm. 7), S. 399 und Text, S. 77.

16 Lorenz Dittmann, in: Kat. Ausst. *Hans Steinbrenner. Bronze-Plastiken 1961-1970*, Köln: Galerie Dreiseitel, 1999, o. S.

17 Hellweg 1991 (wie Anm. 7), S. 76.

18 Hans Steinbrenner, „Gedanken und Reflektionen 1967/68“, in: *Hans Steinbrenner: Skulpturen 1964-68*, Frankfurt: Galerie Appel und Fertsch, 1968; hier zit. nach: Hellweg 1991 (wie Anm. 7), S. 440.

19 Ad Reinhardt, „Kunst-als-Kunst“ [zuerst englisch unter dem Titel „Art-as-Art“, in: *Art International*, Dezember 1962], zit. nach: Thomas Kellein (Hrsg.), *Ad Reinhardt. Schriften und Gespräche*, München: Schreiber, 1998 (2. verbesserte Auflage), S. 136.

Judd „quantitative Egalisierung“, bei Steinbrenner dagegen „qualitativen Elementarismus“ am Werk sieht. Jener bestehe „auf der absoluten Gleichheit der Teile in Proportion, Masse, und Material“, Steinbrenner dagegen „auf ihrer qualitativen Unterscheidbarkeit und Integrationsfähigkeit in ein übergeordnetes, ‚komponiertes‘ Ganzes.“²⁰ Das ist es, was auch die Bilder Hans Steinbrenners von denen Ad Reinhardts fundamental unterscheidet.

Bildlegenden:

Abb. 1: Hans Steinbrenner, *Komposition*, 1982, Acryl auf Leinwand, 98 x 67,8 cm, Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, Inv. Nr. OHM 227

Abb. 2: Hans Steinbrenner, *Figur*, nicht datiert, Lindenholz, schwarz gebeizt, 87 x 35,5 x 8,4 cm, auf Metallplatte, 39 x 12 cm, Gießen, Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen, keine Inv. Nr.

Abb. 3: Hans Steinbrenner, *Figur*, 1986, Kalkstein, 210 x 77 x 40 cm, auf Sockelplatte, Justus-Liebig-Universität Gießen, Kunstweg

Fotonachweis:

Abb. 1 und 2: Oberhessisches Museum und Gail'sche Sammlungen/Joachim Knossalla

Abb. 3: Karl-Heinz Brunk, Gießen

20 Christa Lichtenstern, „Identifikation – Individuation – Ordnung als geistiges Korrektiv. Beobachtungen zur Arbeitsweise und zur Ästhetik Hans Steinbrenners“, in: *Hans Steinbrenner – Skulpturen im Stadelgarten*, mit Texten von Ursula Grzechca-Mohr, Christa Lichtenstern, Irmtraud Schaarschmidt-Richter und Heinz Vogel, Frankfurt am Main: Adolf und Luisa Haeuser-Stiftung für Kunst und Kulturpflege/Städelsches Kunstinstitut und Städtische Galerie, 1996.

4. Tag: Sonntag, 20. August 2017

Die Stadt als Lebenswelt

WOLFGANG KASCHUBA*

Museen dokumentieren, thematisieren und moderieren vor allem unseren Umgang mit der Geschichte. Und das ist eine ungeheuer verantwortungsvolle Aufgabe in einer Gesellschaft, die in vieler Hinsicht an ethischer Sinnsuche und an wachsender historischer Amnesie leidet.

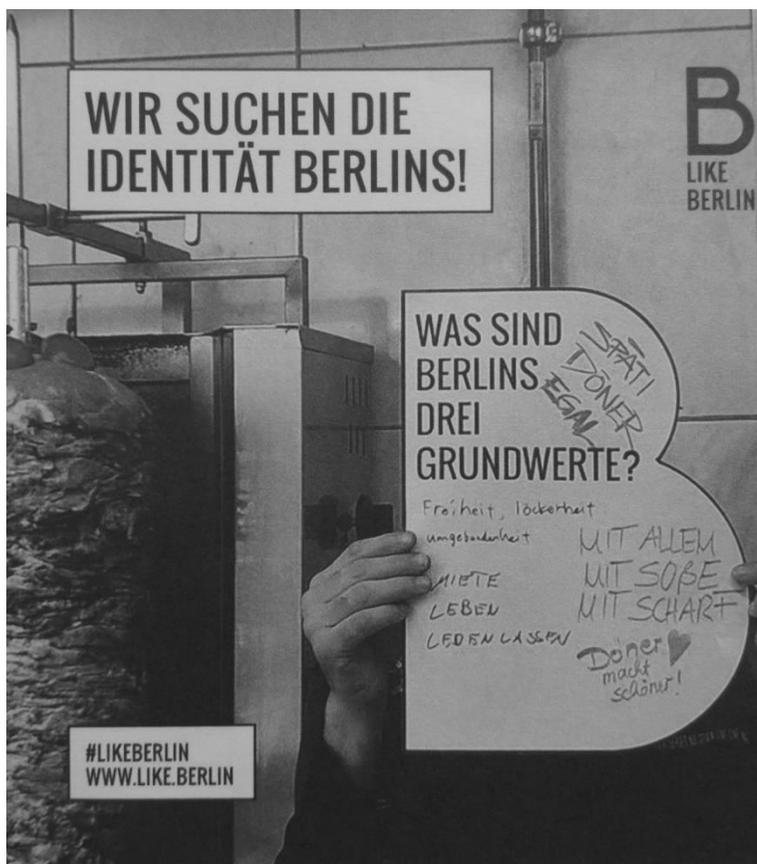


Foto 1: Identität Berlins

* Vortrag, gehalten am 20. August 2017.

Die Museen erfüllen diese Aufgabe freilich nur dann sinnvoll und kreativ, wenn sie ihre Arbeit am „kollektiven Gedächtnis“ in einer doppelten Perspektive betreiben: Wenn sie sich nämlich zum einen und gewissermaßen nach innen gerichtet als einen Wissensspeicher begreifen, dessen Sammlungen, Ausstellungen und Programme uns empirische Aufschlüsse darüber geben, wie wir geworden sind, was wir sind. Und wenn sie sich zum andern und zugleich auch ihrer Außenhaut hin zur Stadtgesellschaft bewusst sind, also ihrer Rolle als politische Membran und soziales Transfer-Organ in urbanen Orten und Räumen, in Narrativen und Bildern, in denen sich erinnernde Geschichte und erlebte Gegenwart ganz unmittelbar betreiben.

Museum und Geschichte müssen also in einem geradezu osmotischen Austauschverhältnis zur lokalen Gesellschaft und zu ihrer Gegenwart stehen, wenn sie nicht nur „Objekt-Bunker“ sein wollen, sondern uns als „kultureller Navi“ tatsächlich öffentliche Orientierung und soziale Verortung verschaffen wollen. Und das sollen und müssen die Museen heute mehr denn je: uns bei unserer Navigation in sich dramatisch wandelnden Gegenwarten und unübersichtlichen Stadtwelten aktiv helfen.

Nun sind unsere Städte - historisch betrachtet - schon immer Laboratorien gewesen. - Labore, in denen die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung der sie umgebenden Gesellschaft empirisch wie experimentell vorangetrieben wurde. Das hängt mit der historischen Genetik und Dynamik unserer europäischen Stadtgesellschaften zusammen: Denn sie alle entstanden durch die Zuwanderung von Menschen, Ideen und Waren. Sie alle wuchsen dann durch die Ausweitung von Handwerk, Markt und später der Industrie. Sie alle vernetzten sich dabei immer weiter nach außen, stellten also durch Mobilität und Handel feste Außenbezüge her. Sie alle inszenierten sich dabei vor allem als Orte einer spezifisch urbanen Kultur: in Gestalt von sozialer Atmosphäre und kultureller Vielfalt, von imposanten Kirchen und Stadtmauern, von beeindruckenden Bürgerhäusern und Plätzen. Und dies auch in der Geschichte bereits oft durch ein gnadenloses gegenseitiges Kopieren kultureller wie architektonischer Errungenschaften, um im Konkurrenzkampf um Macht und Eitelkeit, um Märkte und Kapitalien zu bestehen - um vor allem aber auch einen besonderen urbanen Habitus zu dokumentieren: einen Hauch von großer Stadt und großer Welt.

Diese Idee einer „inneren“ Urbanisierung, also einer spezifisch städtischen Mentalität, nahm vor allem der große Soziologe Max Weber um 1900 auf. Er sprach dabei von jenem „Duft der Freiheit“, der nun aus den modernen Städten weit hinaus aufs Land wehe und der den Zuwanderern eine verführerische neue Freiheit der Lebensweisen und der Lebensstile verspreche. Und diese urbane Freiheit bedeutete viel in einer Welt noch überwiegend feudaler Verhältnisse, wo das Wachsein wie das Schlafen, das Arbeiten wie das Feiern, das Lieben wie das Essen einer strikten lokalen und sozialen Kontrolle unterworfen waren. Da meinte Urbanisierung dann eben auch den Sprung von der „Nachtwächterstadt“ des 19. Jahrhunderts zur „Nachtstadt“ des 20. Jahrhunderts. Also zu einer Stadt, die nun rund um die Uhr von Unruhe und Dynamik geprägt war, von Industriearbeit und Massenkultur, von öffentlichen Räumen und neuen sozialen Milieus. Die nun aber

eben auch zum Schauplatz von planerischen wie architektonischen wie lebensreformerischen Experimenten wurde: Stadtparks und Gartenstädte, Fabrikkathedralen und Mietskasernen, Stadttheater und Straßenbahn. Und all dies war eben wiederum auch darauf ausgerichtet, Urbanität als ein enges Zusammenspiel von „äußerer“ und „innerer“ Urbanisierung und zugleich als *den* neuen Lebens- und Kulturstil der Moderne zu inszenieren.

In dieser Idee und Geschichte der Urbanität ist somit also bereits all das angelegt, was unsere heutigen Städte in den letzten 20 Jahren schließlich zur Vollendung gebracht haben: sich als die große Bühne einer urbanen Kultur zu präsentieren, die ihnen, den Städten, wie uns, ihren Bewohnern, tatsächlich „Identität“ verleiht. Denn die Städte und ihre Bewohner treten heute als kollektive wie individuelle Akteure in einem gemeinsamen Spiel auf. Sie spiegeln sich ganz bewusst gegenseitig in ihren jeweiligen Bildern wieder. Und sie inszenieren sich dabei in wechselseitigen Bezügen und Identifikationen.

Städte sind heute damit gleichsam große „Selfies“, weil sie sich und uns ermöglichen, uns in einen sinnhaften Bezug zueinander zu setzen: in ein verbindendes Motiv von Ich und Hier, von Persönlichkeit und Stadt, also in eine Art von identitärer Symbiose. Und dies geschieht heute buchstäblich und täglich millionenfach: eben in der Gestalt jener fotografischen Selfies.



Foto 2: Eiffelturm

Technisch vollzogen mit dem Smartphone und zugleich physisch inszeniert in Gestalt von ebenfalls millionenfach praktizierten sozialen Posen und Gruppenforma-

tionen im städtischen Raum. Also von menschlichen Verkehrshindernissen, die uns Einheimische nerven, weil wir über sie beim Einkaufen dauernd stolpern und sie uns die Fahrradwege zustellen. Denn es sind zunächst ja immer die Anderen, die Fremden, die Touris, die zu solch nervigem und uncoolem Verhalten neigen. - Bilden wir uns jedenfalls so lange ein, bis wir unser eigenes Smartphone eben auch mal schnell zücken: nur ein Selfie, ausnahmsweise...

Diese Bildpraxis gilt also für die großen fremden Städte und für ihre touristische Aneignung: ich allein vor dem Eiffelturm oder mit meiner Freundin vor dem Brandenburger Tor. Sie gilt mittlerweile aber ebenso für die eigene kleinere Stadt im Sinne der Repräsentation von Einheimisch-Sein: ich vor meiner ehemaligen Schule oder mit Freunden vor unserer Stammkneipe. Denn inszeniert wird in beiden Fällen eine bildliche Aneignung städtischer Räume, die wir durch unseren Eintritt in das Szenario auch ganz bewusst markieren und besetzen. Unsere Eierköpfe im Vordergrund geben dem Hintergrund der fremden wie der eigenen Stadt jedenfalls eine andere und neue Bedeutung: kosmopolitische Identität dort, lokale Authentizität hier. Die Botschaft: Wir können beides!

Mit „Selfie“ meine ich also eine Strategie der symbolischen Produktion von Identität, die wir aus unserer alltäglichen Praxis als urbaner Akteure beziehen: zu Besuch in einer anderen Stadt wie Zuhause. Und mit dieser Bühnenfunktion der Stadt wie mit unserer Rolle auf dieser Bühne möchte mich nun ein wenig näher beschäftigen: zum einen, weil diese Bühnensituation vergleichsweise neu und jung ist, zum andern, weil dabei Kultur und Museum eine ganz zentrale Rolle spielen. Denn noch vor 30 Jahren war das alles ganz anders. Da ähnelten die meisten unserer Innenstädte eben nicht lebensweltlichen Bühnen, sondern eher arbeitsweltlichen Verkehrsflächen: Es herrschte noch eine tiefe Krise der Stadt.

Darauf – auf diese Krise - möchte ich nun zunächst kurz zurückblicken, um Ausgangspunkt und Richtung unserer heutigen Entwicklung zu veranschaulichen. Dann sollen – zweitens - die Stichworte Lebensstil und Zivilgesellschaft verdeutlichen, was Stadtkultur heute für viele von uns ausmacht. Um dann zum dritten nochmals danach zu fragen, welche Rolle Kultur und Museen dabei spielen können.

1. Rückblende: Krise und Kulturalisierung

Auch wenn diese pathetisch klingen mag: Die Zukunft hat in unseren Städten bereits begonnen – gestern und heute. Wir alle sind längst Teil eines großen urbanen Experiments: der Verwandlung nämlich unserer Städte von ehemals reinen Job-, Verkehrs- und Wohnmaschinen in attraktive, offene und auch zunehmend grüne Lebens- und Freizeitwelten. Denn wir befinden uns inmitten eines Prozesses der aktiven Rückeroberung der Stadträume durch die Stadtgesellschaft und die Stadtkultur.

Dabei handelt es sich um einen Wandlungsprozess, der ökonomisch und soziologisch betrachtet einen dramatischen Paradigmenwechsel signalisiert: weg von der „fordistischen“, hin zur „post-fordistischen“ Stadt. Weg also von der Stadt des 20. Jahrhunderts, die allein dem Takt von Industrie und Verkehr folgen sollte, hin zu jener des 21., in der es nun vor allem auch um Lebensqualität und

Hedonismus geht. Weg vom alten Ethos der Stadt als Arbeitswelt, hin zum neuen Ethos der Stadt als Lebenswelt.



Foto 3: Reclaim

Und dieser Paradigmenwechsel vollzieht sich so wirkmächtig und nachhaltig, dass gerade auch die Innenstädte in den letzten Jahren wieder für Familien und Kinder entdeckt wurden, als Orte für Erholung und Freizeit und als Bühnen für Lebensstile und Kulturexperimente. Es ist eine regelrechte urbane Kulturrevolution, die sich da in den letzten Jahren vollzogen hat und die vor allem für die jüngeren Stadtbewohner längst selbstverständlich ist. Welcher dramatische Wandel sich jedoch darin und dahinter verbirgt, mag eine kurze Rückblende zumindest andeuten.

Denn zunächst ist daran zu erinnern, wie bis 1945 Nationalsozialismus und Weltkrieg nicht nur die bauliche und architektonische Substanz vieler europäischer Städte zerstört hatten, sondern vor allem auch deren soziale Architektur und deren kulturelle Substanz: Urbanität als Lebensstil und Lebensgefühl einer vielfältigen Stadtwelt war durch Terror und Krieg von Paris bis Moskau weitgehend ausgelöscht. Und nach 1945 dann wirkten die neuen Stadtkonzepte oft kaum weniger zerstörerisch: vor allem die Idee einer sich aus den Ruinen phoenixhaft erhebenden modernen und dabei vor allem: autogerechten Stadt. Denn sie wurde nun in Gestalt von Straßenschneisen und Parkhäusern, von Shopping Malls und Fußgängerzonen, von Banken und Bürohäuser buchstäblich in den Raum hineinbetonierte - meist auf Kosten der alten Quartiere und der sozialen Milieus.



Foto 4: SPIEGEL 1970

Damit war zugleich der nun einsetzenden Privatisierung und Individualisierung der Lebensstile Vorschub geleistet. Die Freizeit verbrachte man lieber zwischen den eigenen, liebevoll eingerichteten und medial ausgestatteten vier Wänden: in der Sofaecke vor dem Fernseher, umgeben von Schrankwand, Gummibaum und

anderem modernem Konsumgut. Im Resultat entstand daraus das, was Alexander Mitscherlich 1965 in seiner anklagenden Schrift als neue „Unwirtlichkeit der Städte“ brandmarkte: anonyme und zerrissene Stadtwelten, die ihre Menschen vielleicht noch beherbergten, jedoch nicht mehr beheimateten. Bereits 1961 hatte die amerikanische Soziologin Jane Jacobs ähnlich dramatisch über „Tod und Leben der großen amerikanischen Städte“ geschrieben.

In dieser doppelten Krisensituation – der Zerstörung der Stadt durch Krieg und Terror wie danach durch Planung und Konsum – sollte nun plötzlich „Kultur“ antreten, um die Städte zu retten. „Kultur für alle!“ lautete damals der Schlachtruf des Frankfurter Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann. Er wollte damit auf die besonderen sozialen Bindungskräfte wie auf die kulturellen Bindungskräfte der Kultur aufmerksam machen. Und er verstand darunter vor allem auch neue Mischungen von Hochkultur und Soziokultur. So vollzog sich damals das, was wir heute rückblickend die „Kulturalisierung der Städte“ nennen. Kulturelle Programme, Aktivitäten, Organisationen und Institutionen wurden systematisch in den Stadtraum implementiert. Und zwar zunächst tatsächlich in der Gestalt einer „Kulturalisierung von oben“, also von staatlichen wie kommunalen Kulturprogrammen.



Foto 5: Jazz Berlin

Dies begann in den 1970er Jahren mit der „Festivalisierung“ der Stadtkultur. Jazz- und Folk-Festivals, Literatur- und Dialekttage, Theater- und Filmfestivals schufen neue Anlässe, um im Stadtraum zusammenzukommen und sich auszutauschen, um

kulturelle Bedürfnisse und Interessen zu formulieren. In den 1980er Jahren folgte darauf konsequent die „Institutionalisierung“ dieser Stadtkultur.



Foto 6: Neue Nationalgalerie, Mies v. d. Rohe



Foto 7: Reichstag Christo 95

Denn die neuen kulturellen Ideen und Formate benötigten auch neue haushaltliche Strukturen und feste Häuser. So entstanden in den Innenstädten etwa relativ rasch Tausende von neuen Stadtmuseen, Stadthallen und kulturellen Zentren. In den 1990er Jahren entwickelten sich dann die Tendenzen zur „Eventisierung“ der Stadtkultur: Größere und anspruchsvolle Kulturevents vom Konzert bis zur Ausstellung sollten die Attraktivität der Innenstädte erhöhen und dabei um die Einheimischen wie um internationale Touristen werben.

Und in den 2000er Jahren formierte sich schließlich mein Lieblingstrend: die „Mediterranisierung“ unserer mitteleuropäischen Innenstädte - also die systematische Verstrandung und Verpalmung der City, die wir gegenwärtig beobachten.



Foto 8: Be-Palmung

In Stadtstränden und Straßencafés, auf Marktplätzen wie Parkplätzen, an Uni- wie Uferlagen bietet sich uns heute eine urbane Outdoor-Landschaft an. Liebevoll ausgestattet mit Liegestühlen, Sonnenschirmen, Beach-Volley, Straßenbars, Latino-Pop und Caipirinha - eben vielfältig, urlaubshaft und damit „mediterran“. Motto: „Wir tun mal so, als lägen wir am südlichen Strand“. Auch wenn sich die klimatischen Umstände manchmal leicht fröstelig anfühlen und unser nördliches Strandleben daher oft auch nicht ohne Selbstironie und einen gewissen Masochismus zelebriert werden kann.



pictaram.club

Strandbar Gießen 774864545



Foto 9: Mediterranes Gießen



Foto 10: Bundeskanzler Strand



Foto 11: Strand Bad Kissingen

Bei diesem dramatischen Wandel von Stadtkultur und Stadtraum spielten zwei neue Bedürfnisse eine ganz wesentliche Rolle: zum einen der Wunsch nach mehr öffentlichem Leben in den Städten und zum andern die Suche nach neuen Formen sozialer Vergemeinschaftung. Diese Bedürfnisse wiederum waren Ausdruck eines Prozesses auch der „Kulturalisierung von unten“. Und die wurde nun vorgetragen von städtischen Bewegungen, die ihrerseits die Kulturprogramme von oben aufnahmen, sie anwandten und veränderten.



Foto 12: I love New York

Es begann in New York. 1971 nannte der Automobilkönig Henry Ford II. die Metropole eine „Drop City“, also eine fallende Stadt. Im selben Jahr noch entwarf eine Kulturagentur zusammen mit der dortigen Stadtverwaltung jenes berühmte T-Shirt mit dem Herzen „I love New York“: Das war der Hilferuf einer sterbenden Stadt, die in Verkehr und Schmutz, in Spekulation und Kriminalität unterzugehen drohte, weil die Einwohner sie verzweifelt zu verlassen begannen. Dagegen nun trug das T-Shirt die Botschaft hinaus: „Lasst uns und die Stadt nicht allein!“ Und es stieß damit letztlich auch die Bewegung des „New Urbanism“ mit an, die in den USA wie in Europa wieder die Geschichte der Städte gewürdigt und ihre Atmosphäre gefördert sehen wollte.

Ebenfalls in diesem Jahr 1971 appellierte auch der Deutsche Städtetag in ähnlich dramatischer Weise: „Rettet unsere Städte – jetzt!“ Denn auch unsere Städte sollten nun nicht mehr „unwirtlich“ sein, sondern wieder „wirtlich“ werden: offen, gemischt, heimelig. Sie sollten wieder ebenso enge Beziehungen unter den Bewohnern ermöglichen wie deren Beziehungen zu ihrer Stadt enger gestalten. Und dies geschah nun auch, weil sich seit diesen 1970er Jahren in der lokalen Gestalt von Sozial- und Geschichtsvereinen, von Musik- und Kunstinitiativen, von Ökologie- und Frauengruppen die Neuen Sozialen Bewegungen auf ihren Weg machten. Sie alle nahmen diese Kultur-Vorlage auf, spielten sie nach eigenen Regeln weiter und entwickelten daraus vor allem auch neue kommunale Öffentlichkeiten und lokale Identitäten. Auf denen wiederum setzt nun unsere heutige Zivilgesellschaft vielfach auf: räumlich wie institutionell, sozial wie symbolisch - und in einem weiten Spektrum von der Urban-Gardening-Initiative bis zur Flüchtlingshilfe.



Foto 13: Kanal: Lieber die Welt ...

Entscheidend mitverantwortlich für diese neue Vielfalt und Öffnung in der Stadtkultur in den letzten Jahrzehnten waren im Übrigen aber vor allem auch „Fremde“: Migranten, Geflüchtete und Touristen. Alle drei Gruppen trugen ganz wesentlich dazu bei, dass die öffentlichen Räume in der Stadtlandschaft wiederentdeckt und neu belebt wurden. Weil die Neuen und Fremden in unseren Städten einerseits eben auf Kommunikation und Kontakt angewiesen waren und dafür auch eigene Modelle und Erfahrungen mitbrachten: vom italienischen Eiscafé bis zum englischen Picknick, von der türkischen Teestube bis zur Shisha-Bar, von der Falafel bis zum Döner. Und weil andererseits wir einheimische Städter selbst ebenfalls „touristisch“ unterwegs waren und Ideen aus anderen Städten mitbrachten: vom Stadtstrand aus Paris bis zum Vegan-Imbiss aus New York, vom Museumsquartier aus Wien bis zum Flussbaden in Basel. – Und der Basketball, ja eine der Gießener „Marken“, kam hier übrigens auch erst mit frühen Gastarbeitern in den 1950ern zu seiner Blüte: damals GI's genannt.



Foto 14: M-Quartier Wien

Dies ist natürlich nur ein recht grobes Zeit- und Prozess-Schema: diese von mir skizzierten vier Etappen der Kulturalisierung unserer Städte in den letzten 40 Jahren. Doch es stellt sich national wie international in der Tat ungefähr so dar, weil es sich aus einem gemeinsamen historischen Handlungsbedarf heraus ergab: eben aus dem dramatischen Krisenbefund der 1960er Jahre. Und es betraf und betrifft Großstädte wie Mittelstädte gleichermaßen. Denn die Idee der städtischen Nachkriegsmoderne im Sinne sowohl der planerischen Konzepte von der autogerechten Stadt und ihren funktional ausgerichteten Vierteln als auch der architektonischen Pläne schnörkelloser Funktionsbauten und Betonwände, in denen nur die Maserung der Schalbretter für zeitlose Schönheit sorgen soll: Sie prägte auch die Mittel- und die Kleinstädte. Als Devise galt damals eben: nur nicht alt und provin-

ziell bleiben! Also druckten bald auch deutsche Kleinstädte tapfer ihr T-Shirt: „I love Wanne-Eickel“...

Und diese Devise – nur nicht provinziell sein! - galt damals vermutlich auch für die alte Universitätsstadt Gießen: Ampelkreuzungen und Parkhäuser, Bankenbunker und Fußgängerzonen gliederten auch hier den Stadtraum um und neu. Denn auch hier herrschte natürlich die Ambition, sich neu zu erfinden, voranzukommen als Stadt, um allmählich die düstere Nachkriegszeit zu verlassen. Und auch hier waren die Einheimischen damals gewiss nicht alle unglücklich über den schönen Schein der neuen Konsum- und Betonwelt. Selbst wenn man daran vielleicht nur insofern teilhaben konnte, als man seine alte Haustür aus Holz durch eine moderne Verbundglastür ersetzte.

Doch zugleich wurde - auch hier in Gießen - die Gegenbewegung deutlich sichtbar, also jene Kulturalisierung des Stadtraumes. Sie kennen sich da natürlich bedeutend besser aus. Deshalb erinnere ich nur in Stichworten daran: etwa an den frühen Bau der Gießener Kongresshalle im Jahr 1966, in der dann auch die Kunsthalle untergebracht war; an die Restaurierung des Leib'schen Hauses 1978, in dem seitdem Stadtgeschichte und Volkskunde untergebracht sind; oder eben an die Umwidmung und Umbau des Alten Schlosses, das 1905 – also schon in der Kaiserreichszeit - zunächst zum Museum wurde, um 1980 dann die Gemäldegalerie und das Kunsthandwerk aufzunehmen wie zum städtischen Veranstaltungsort zu werden.

Und auch die Szene der Stadt- und Bürgerinitiativen begann sich vielfach seit den 1970er Jahren in Gießen zu entwickeln. Darauf werde ich gleich nochmals zurückkommen.

2. Neue Urbanität: Lebensstile und Zivilgesellschaft

Soweit das Ausgangsszenario. Im zweiten Teil mag nun in einem kurzen historischen Vergleich nochmals deutlich werden, was unsere heutige Stadtsituation von früheren unterscheidet. Denn eine ähnliche kompakte „Kulturalisierung von oben“, wie ich sie eben für die Zeit ab den 1970er Jahren beschrieben habe, gab es in Deutschland bereits fast 100 Jahre früher schon einmal: im Kaiserreich nämlich und dort in Gestalt einer „Historisierung“ des Stadtraums.

Nach dem Sieg über Frankreich und der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 nämlich sollte der bunte deutsche Flickenteppich aus Klein- und Stadtstaaten sich rasch in einer gemeinsamen nationalen Geschichte und Identität wieder finden - natürlich unter preußischer Führung. Deshalb wurde damals ein großes Programm der „Verdenkmalung“ der deutschen Städte ins Werk gesetzt, das dem bislang fehlenden kollektiven Gedächtnis der Nation auf die Sprünge helfen sollte. Auf fast jedem öffentlichen Platz standen so bald die Statuen deutscher Geistes- und Kriegshelden wie die Mahnmäler deutscher Siege und Jubiläen - nationale Heroen in Erz und Stein.



Foto 15: Goethe und Schiller, Weimar

Sie waren es nun, die im lokalen Alltag und im regionalen Raum die gemeinsame nationale Idee verkörpern sollten. Zu ihren Füßen traf man sich zu Gedenkreden, Feiern und Kundgebungen. Und ihre Namen prägten nun die Straßenschilder und die Stadtpläne. So wurde eine beispiellose Ästhetisierung und Mythisierung nationaler Geschichte „vor Ort“ betrieben, die nationale Geschichte buchstäblich ins lokale Pflaster einschrieb. Und dabei halfen ihnen nun die lokalen „nationalen“ Vereine - wie auch hier in Gießen etwa der 1878 gegründete Schützenverein.

Dieses Denkmalprogramm war deshalb so folgenreich, weil es in einer noch wenig „literaten“ Gesellschaft vor allem durch seine dramatische Bildersprache wirkte, also durch ästhetische und emotionale Effekte. Und weil es eine deutsche Nation als neu und jung und siegreich beschrieb, zu der nun jeder qua Geburt dazu gehören konnte - wenn er und sie nur „national“ dachten. So wurde Nationalismus zur legitimen Alltagspraxis. Und zu diesen Orten des nationalen Gedenkens in Denkmalform kamen nun auch verstärkt Museen hinzu, die diese Ideologie und Sichtweise auf Geschichte in ihren Sammlungen und Ausstellungen ebenfalls motivisch abbilden sollten. Historische Museum wie das Märkische Museum in Berlin, das Stadtmuseum in München oder eben auch das Alte Schloss in Gießen.



Foto 16: Siegessäule B

Auch diese kulturelle Durchdringung der Stadt mit eher hochkulturellen und kriegskulturellen Symbolen und Einrichtungen kam also „von oben“. Und auch sie wurde von kleineren konservativen Bürgerbewegungen durchaus begrüßt und begleitet, die sich in einer neuen Welle von Schützen- und Wandervereinen, von Museums- und Geschichtsvereinen organisierten. Doch eben eher bildungsbürgerlich exklusiv und nicht offen für die städtischen Mehrheiten, die sich daher auch in Arbeiter- und Sportvereinen oft in weltanschaulich anderer Richtung orientierten. Anders als heute bewirkte diese Kulturbewegung damals also keine Erweiterung und Verbesserung der lebensweltlichen Qualitäten im Stadtraum, sondern eher deren Verschlechterung und Einschränkung. Denn diese Denkmalräume waren damit nun auch markiert als symbolische Herrschafts- und Ordnungszonen,

aus denen lokale Traditionen und soziale Praktiken verdrängt wurden. Das nationale Programm besetzte, verengte und kontrollierte damit den lokalen Raum, anstatt ihn zu befreien, ihn zu weiten und zu öffnen.

Heute nun verkörpern die öffentlichen Räume unserer Stadtgesellschaft eben keine sterilen „Denkmalräume“ mehr. Vielmehr bilden sie längst einen in sich zusammenhängender „Raum der Lebensstile“. Denn sie wirken als Laufsteg, als die große Bühne einer urbanen Lebenswelt, auf der wir uns in unseren identitären Praktiken und Projekten erproben, ausleben, bestätigen lassen. Und auf der wir unsere sozialen und kulturellen Selbstbilder immer wieder neu verhandeln: von der Mode bis zu Musik, vom Körperstyling bis zu Esskultur, vom sozialen bis zum politischen Engagement. „Ich bin, was ich esse, welche Musik ich höre, welche Frisur, Mode, Tätowierung ich trage, was ich glaube, wessen Fan ich bin oder welche Fahne ich trage...“ - durchaus auch in schrägen Identitätswürfen.



Foto 17: ... am Kottbusser Damm in Berlin

Dies alles meint meine Formulierung von der „urbanen Kulturrevolution“: Stadt als Lebenswelt statt Arbeitswelt, als Sozialraum statt Massensilo, als Kulturlandschaft statt Verkehrsfläche, als Heimat statt Fremde. Und deshalb sind wir heute auch fast süchtig nach einem urbanen Leben, in dem eben nicht mehr nur unwilliger Sonntagskirchgang und Abo-Konzert in der Stadthalle im Angebot sind, nicht mehr nur alljährliches Schützenfest und abendliche Vereinsgeselligkeit. Sondern nach einem urbanen Leben, in dem nunmehr neue Vorstellungen von Individualität und Autonomie, von öffentlichen und gemeinsamen Stadträumen, von sozialer Mischung und kultureller Vielfalt, von Draußen-Sein und Naturnähe, von aufregenden Esskulturen und Events eine ganz zentrale Rolle spielen.

Nichts spiegelt diese Bedürfnisse deutlicher wider als der neue Riesenmarkt der Stadt-Apps, die uns die neuen Stadtlandschaften imaginieren und uns durch sie navigieren. Und dies zuhause wie unterwegs, als Einheimische wie als Touristen. Überall wollen wir heute das sichere Gefühl haben, dass dies tatsächlich unsere Stadt ist.

Dabei beobachten wir zwei durchaus ambivalente Entwicklungen: Einerseits fördert die neue Attraktivität der Städte ganz zwangsläufig die allgegenwärtigen Gentrifizierungsprozesse - im Kleinen wie im Großen. Bepflanzte Baumscheibe und gepflegte Nachbarschaft, aktive Bürgerinitiative und Straßencafé an der Ecke: All das wertet den Stadtraum kulturell auf. Doch macht ihn das eben auch noch attraktiver für Hippster wie für Spekulanten. Und diese beiden Gruppen neigen nun einmal bekanntlich dazu, die Stadt eher rasch zu konsumieren als sie nachhaltig zu pflegen.



Foto 18: ... und am Hermannplatz

Andererseits und zugleich macht diese permanente Bedrohung die offene städtische Lebenswelt noch wertvoller für die, die dort weiterhin leben, sie neu beleben und bürgerschaftlich pflegen wollen – also für uns. Denn da gilt vielfach: Wo der spekulative Zugriff auf die gemeinsame Ressource Stadt- und Wohnraum versucht wird, wächst auch der Widerstand, entwickeln sich neue kulturelle wie zivilgesellschaftliche Formen. Und auch dabei gehen Party und Politik immer häufiger zusammen und oft ineinander über: wenn Haus- oder Platzbesetzungen etwa als Konzert oder Event daherkommen.

In dieser Ambivalenz wird zugleich auch eine Dimension gesellschaftlicher Entwicklung wieder deutlicher sichtbar, die lange verschüttet schien: der besondere „biografische Modus“ in der Entwicklung urbaner Räume und Akteure. „Stadt“ ist eben auch eine besondere lebensgeschichtliche Erzählung, die heute wieder stärker zum Tragen kommt, weil die urbanen Räume und die sozialen Milieus nun anders erfahren und konzipiert werden: als buchstäblich subjektbezogene Kultur- und Lebenswelten in der Stadt. Insofern meint „biografischer Modus“ zweierlei: einerseits die Geschichten und Erzählungen, die in die Stadträume historisch eingeschrieben sind und die sie symbolisch kodieren und definieren: als Marktplatz, als Judenviertel, als Arbeiterkiez, als Flaniermeile. Wobei sich diese Einschreibungen immer wieder verändern, modifizieren und unter dem Einfluss neuer urbaner Lebensstile auch verschwinden können. Denn aus diesen historischen Stoffen wird kulturelles Kapital geschlagen, wenn das ehemals proletarische oder migrantische Viertel zur Touristen- und Partymeile wird oder eben zum Museums- und Ausstellungsquartier.

Andererseits betrifft dieser biografische Modus auch uns selbst, die Bewohner und Besucher städtischer Orte und Räume. Denn auch wir leben und altern eben in und mit diesen Räumen. Und wir wollen diese Räume heute gewissermaßen mit uns „altern“ sehen, wollen unsere biografischen Veränderungen in ihnen wieder gespiegelt finden, ihnen also den Stempel unserer jeweiligen Wünsche und Interessen aufdrücken.

In Berlin gibt es die stehende Redewendung: „vom Besetzer zum Besitzer“. Damit wird auf die Erfahrung nicht weniger Berliner angespielt, dass sie nach ihren jungen und wilden Jahren in besetzten Häusern und studentischen Wohngemeinschaften in Kreuzberg und Neukölln etwas später dann mit Familie und im genossenschaftlichen Verband plötzlich selbst zu Wohnungseigentümern geworden sind. Und vor allem: dass sie für dieses „Spießertum“ nun von der neuen autonomen Jugend als „Gentrifizierer“ attackiert werden. Das tut natürlich weh - weil man bisher doch immer zu den Guten gehört hat. Umgekehrt jedoch verspürt auch mancher dieser jugendlichen Barrikadenkämpfer oder Partygänger wenig später und angesichts der kleinen schlafenden Tochter plötzlich ebenfalls ein kaum zu stillendes Bedürfnis nach Ruhe und Sicherheit, das sich mit Musik, Club, Randalen und lauten Touris um die Ecke eben auch nicht mehr verträgt. - Und so manche Kunstliebhaber, die sich stets als begeisterte Anhänger der Urban Art fühlten, betrachten mit fortschreitendem Alter das Graffiti an der frisch geweißten eigenen

Hauswand auch nicht mehr wirklich als Kunst, sondern bloß noch als Schmiererei (sagen dies jedoch nicht laut, sondern nur flüsternd zu ihrem Hausmeister, damit der chemisch aktiv wird).

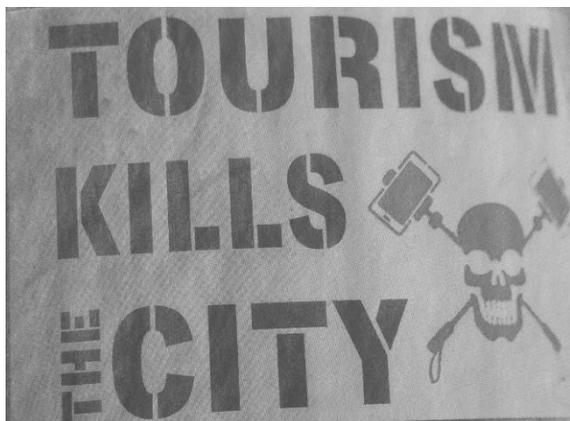


Foto 19: Graffiti in Kreuzberg

Die biografische Perspektive meint also, dass sich urbane Räume wie urbane Menschen stets bewegen, sich verändern, dass sie altern. Das war zwar schon immer so. Doch nie zuvor waren die Ansprüche von Stadtbewohnern so stark und massiv, dass ihre jeweilige biografische Situation im städtischen Raum gefälligst Berücksichtigung finden müsse - und zwar subito! Die Stadt soll sich gefälligst uns anpassen: den sich wandelnden Wünschen und Bedürfnissen in unseren Lebensabschnitten. Früher hätten wir dafür vier bis fünf Mal zwischen verschiedenen Stadtquartieren umziehen müssen. Heute soll sich gefälligst unser Kiez bewegen – je nachdem, ob wir in ihm mit Skateboard, Kinderwagen, Walking-Stöcken oder Rollator unterwegs sind.

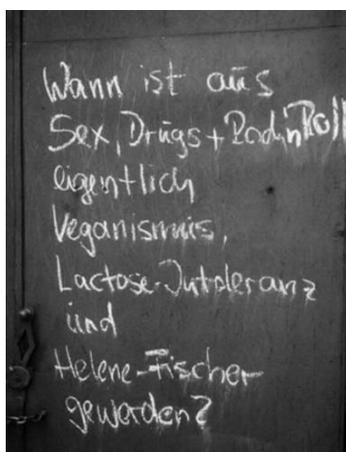


Foto 20: Stadtpoesie ...

Und diese Vorstellung, dass die Stadträume sich unseren biografisch wechselnden Bedürfnissen anzupassen haben, führt in der Konsequenz dann oft zur Haltung des NIMB: „Not in my backyard“ – „Nicht bei uns, bitte!“ Daher können wir uns in der übergreifenden Gentrifizierungsfrage auch nicht einfach nur als „die Guten“ fühlen. Denn wir alle „konsumieren“ insofern die Substanz der Stadt mit: mit unseren wachsenden Lebens- und Raumbedürfnissen. Nur zur Illustration: In Berlin belief sich der Wohnraumbedarf pro Einwohner im Jahr 1950 auf 15qm, heute liegt er bei 50qm – und das wird in Gießen nicht viel anders sein.

Auch insofern ist die heute so oft gestellte Frage danach, wem die Stadt denn nun gehört, zwar inzwischen vollmundig und politisch korrekt mit „Uns!“ zu beantworten. Was dies jedoch dann konkret bedeutet, vor allem im Blick auf das Spannungsverhältnis von Individualität und Autonomie einerseits und auf Gemeinwohl und Bürgergesellschaft andererseits, das ist noch längst nicht ausgemacht. Denn auch die Gruppen und Fronten werden immer unklarer. Einheimische oder Touristen, Bürger oder Partyvolk, Aktivist oder Egoist: Die Zuordnungen werden immer schwieriger – auch weil wir in immer unterschiedlicheren Rollen auftreten und sich die Grenzen zwischen ihnen verwischen.

Diese Tendenz hat sich in den letzten zwei, drei Jahren noch intensiv verstärkt durch das, was die Medien „Flüchtlingskrise“ und „Willkommenskultur“ nennen. Beides eher zu Unrecht, weil es ja die Flüchtlinge sind, die vor Krieg und Krise fliehen mussten. Wobei weder ihre Zahl noch ihr Auftreten uns in der reichen Bundesrepublik in wirkliche „Krisen“ stürzt. Und „Willkommenskultur“ klingt eher nach Fähnchen schwingen als nach dem, was sich da lokal organisiert hat: eine aktive und offene Zivilgesellschaft aus mindestens 6 -8 Mio. Helferinnen und Helfern.

So sind es gerade diese Vermischung und Verwischung der Ziele wie der Formen, die heute ein wesentliches Charakteristikum spätmoderne Stadtlandschaften wie spätmoderner sozialer Bewegungen ausmachen. Und anders als die herkömmlichen Parteien, Gewerkschaften und Vereine kommen diese Bewegungen heute unglaublich vielgestaltig daher. Da wird von Bürgerkomitees in Stadt- und Verkehrsplanungen eingegriffen mit historischen wie sozialen Argumenten, die von der Stadtverwaltung mehr lebensweltliche Qualitäten und soziale Mischungen einfordern. Ökoinitiativen wollen Naturnähe auch in der Stadt neu hergestellt sehen, wenn sie über Parks, Straßenbäume und Flussufer diskutieren. Nachbarschaftsinitiativen übernehmen Patenschaften für die Pflege von Baumscheiben, öffentlichen Plätzen und Urban-Gardening-Projekten. Kirchengemeinden organisieren Küchen für Geflüchtete wie Tafeln für Obdachlose. Und auch regionale und lokale Geschichte spielt eine neue Rolle, wenn sie von Bürgerinitiativen dazu benutzt wird, eigene Vorstellungen der Restaurierung wie der Modernisierung von einzelnen Häusern wie ganzen Straßenzügen zu entwickeln. Selbst das traditionelle Vereinswesen taucht nun zunehmend aus dem Dunst seiner Stammtische auf und beginnt sich öffentlich neu zu definieren und zivilgesellschaftlich zu engagieren: von den Fußball- bis zu den Gesangsvereinen, in der Stadtkultur wie in der Flüchtlingsarbeit. - Kurz: bürgerschaftliches Engagement kommt nicht mehr lokal-

patriotisch und provinziell daher. Vielmehr stellt es sich den Bedingungen wachsender Ökonomisierung und Globalisierung kritisch entgegen mit Verweis auf eigene Substanz und lokaler Identität.

Mir scheint, dass auch die zivilgesellschaftliche Landschaft Gießens da längst mehr als das heute übliche städtische Normalprofil erreicht hat: von „A“ wie AIDS-Hilfe und Affenkammer über „F“ wie Fairtrade-Town, über „J“ wie Jugendwerkstatt, über „K“ wie Kita Villa Kunterbunt bis hin zu „S“ wie Strandbar Gießen und Stadtgarten und „V“ wie Verein für interkulturelle Bildung und Begegnung. Den hier erstaunlich dicht belegten Buchstaben „B“ mit seinen vielen Burschenschaften überspringe ich einmal, weil die trotz ihres jugendliche Namens im Blick auf Gründungsdatum wie geistige Verfassung ja doch deutlich älter daherkommen

...

Diese Breite und Vielfalt der zivilgesellschaftlichen Bewegungen und Prozesse jedenfalls zeugt vor allem auch von einem: von gelungener und gelingender Integration der Stadtgesellschaft. - Wenn Integration eben nicht fälschlicherweise reduziert wird auf die Vorstellung, dass freiwillige wie unfreiwillige Neuankömmlinge in das lokale Ordnungsmuster eingepasst werden. Sondern wenn sich Integrationspolitik an der Gesamtperspektive einer Stadtgesellschaft orientiert, in der die zentrifugalen Kräfte heute immer stärker werden. Und in denen uns unsere Bedürfnisse und Interessen, unsere Lebensstile und Lebensentwürfe zwangsläufig immer weiter auseinandertreiben, weil sie immer differenzierter werden: in Gestalt von Werthaltungen und Glaubensfragen, von Wohnformen und Lebensstilen, von Musikgeschmack und Esskultur.

Denn wir neigen nun einmal dazu, unsere eigenen Vorstellungen und Stile zunehmend „moralisch“ zu begründen: als richtig, als gesund, als ökologisch, als fair, als wahrhaftig ... Und diese sich immer weiter ausbreitende Haltung der Moralisierung, die oft auch Beharrung auf dem Eigenen und Abgrenzung vom Anderen meint, bedarf einer umsichtigen und moderierenden Integrationspolitik für die Gesamtheit der Stadtgesellschaft - keineswegs nur für die gerade hierher Geflüchteten.

3. Kultur und Museum

Und da kommt nun – drittens und letztens - wiederum die Kultur nachhaltig ins Spiel und damit auch das Museum. Seit den 1980 Jahren sind in deutschen Städten neben vielen anderen Kultureinrichtungen wohl auch rund 3-4000 neue Museen entstanden, die ganz wesentlich Träger der urbanen Kulturalisierung der letzten Jahrzehnte waren und sind. Denn Museen verkörpern zum einen feste „kulturelle Orte“ im urbanen Raum, die seine Landkarten und seine Lesarten immer wieder verändern - abhängig von der Perspektive, die sie uns im Blick auf Bürger und Fremde, auf Geschlechter und Generationen, auf Erfolge wie Probleme der Stadtgeschichte jeweils vorschlagen. Zum zweiten sorgen sie für neue Kontinuitäten und neue Begründungen gesellschaftlicher Erfahrungen und Bilder, also für eine neue Konsistenz wie Aktualität des lokalen Wissens. Und zum dritten wirken sie permanent als ein nachhaltiges Element in der kulturellen Infrastruktur der Städte,

weil sie eben längst nicht mehr nur randständig und in Projektform daherkommt, sondern in Gestalt von zentralen Gebäuden wie festen Etatposten.

Dies alles jedoch nur, wenn sie weiterhin geschätzt und gepflegt werden. Am 27.7.2017 titelte der Berliner Tagesspiegel: „Berlins Kulturbauten verfallen“ und notierte besorgt, dass Konzerthäuser, Theater und Museen mittlerweile einen Sanierungsbedarf von 435 Mio. Euro verzeichnen. Eben auch deshalb, weil vieles davon in den 1970er und 80er Jahren neu gebaut oder damals zuletzt saniert worden war und weil es daher heute nun wieder neuer Sanierungen wie neuer Konzepte bedarf.

Gießen macht sich ja nun gerade auf den Weg, es gar nicht erst zum Sanierungsfall kommen zu lassen, sondern seine Museen strategisch neu aufzustellen. „Und das ist gut so“, sagt man ja inzwischen nicht nur in Berlin. Denn allmählich lernen wir, dass Kultur tatsächlich der wohl wichtigste Stoff ist, der Gesellschaft zusammenhält. - Und dies gilt in einer offenen und pluralen Gesellschaft in ganz besonderem Maße, weil nur gemeinsame Bilder und Erzählungen, nur gemeinsame Werte und Bezüge die Tendenz zum Fragmentarischen, zum Differenzdenken und zur Isolation vermeiden können. Da kann Kultur in all ihren Varianten und Anwendungen von der Hochkultur bis zur städtischen Alltagskultur immer wieder Brücken bauen, Synthesen ermöglichen, Mischungen herstellen – kurz: Gesellschaft sozial wie ästhetisch wie emotional in der Tat „vergemeinschaften“.

Es gibt Städte, die haben dieses Vorhaben in Form von teuren Großprojekten versucht umzusetzen. Also mit einer Strategie, die Kultur vor allem in Gestalt von exklusiven Leuchttürmen und Solitären inszeniert - quasi nach dem Motto: „Wir sind Kultur!“ und in der Hoffnung, dass damit Identifikation nach innen wie außen gelingt: eben über eine spektakuläre kulturelle Kapitalinvestition. So hat sich in den 1980er Jahren die damals wohl ärmste Stadt Europas, Neapel, den teuersten Fußballer geleistet: Diego Maradonna – vielleicht kein kulturelles Kunstwerk, aber jedenfalls ein Fußballer mit hoher Spielkultur. Und die symbolische Geste der Neapolitaner war klar: Wir können uns sonst ja nichts leisten – dann doch wenigstens den weltbesten Fußballer!

Heute gelten als solche Kulturinvestitionen aber vor allem exklusive Architekturen. Also nicht plumpen und egozentrische Spekulationsungetümen wie den Trump-Towers in New York, sondern eleganten und dem Gemeinschaftlichen und Kulturellen zugewandte Bauten wie das dortige MOMA oder die Louvre-Pyramide in Paris. – Oder eben auch wie jenes ungewöhnliche Projekt im früher so verträumt-vergessenen spanischen Bilbao. Denn längst ist es eine stehende Rede, von jenem „Bilbao-Effekt“ zu sprechen, der die spanische Stadt in den letzten 20 Jahren in einem dramatischen Fahrstuhleffekt nach oben in die Kunst- und Weltöffentlichkeit katapultierte. 1997 hatte Frank Gehry dort bekanntlich den Bau jenes Guggenheim-Museums abgeschlossen, das durch seine spektakuläre Architektur rasch weltweite Aufmerksamkeit erregte. Und das schon nach kurzer Zeit jährlich mehr als 1 Mio. Besucher in die Stadt zog und dort 9000 zusätzliche Arbeitsplätze schuf - wobei bis heute noch nicht so recht klar ist, ob das nun eher Segen oder eher Fluch für die Stadtgesellschaft selbst bedeutet, weil sich Bilbaos Charakter damit natürlich nachhaltig verändert.



Foto 21: Louvre in Paris



Foto 22: Guggenheim in Bilbao

Diesem teuren Beispiel wird Gießen vermutlich nicht folgen wollen und können, wenn es seine Museumsmeile umgestaltet. Zumindest geht es hier mehr um lokale und regionale Geschichte und Kultur als um große Kunst. Stadtmuseen tun vielmehr gut daran, Stadtgeschichte als einen vielgestaltigen Prozess mit unterschiedlichen Akteuren und diversen Themen zu reflektieren. Also nicht als eine statische

und hierarchische Formation, mit einem einheimischen Stadtbürgertum in der Mitte und mit den Migranten, den Mobilien und den Neuen am städtischen Rand. Denn Stadt war und ist vielmehr stets beides: eine Welt, in der das Einheimisch-Sein und ein Wir-Gefühl stets konfrontiert wird mit dem Zugewandert-Sein und einem Misch-Gefühl; in der Krach und Konflikt ebenso ihren alltäglichen Platz haben wie Kommunikation und Konsens; in der die Balance von Freiheit und Ordnung stets zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig hin und her schwankt – je nach sozialer Gruppe und Generationszugehörigkeit.

Unter den Bedingungen globaler Wanderung und aktueller Fluchtbewegungen wird diese gleichsam „genetische Desintegration“ der Stadtgesellschaft heute deutlicher spürbar. Die Diskussionen um Geflüchtete und Migranten, um Öffnung oder Schließung städtischer Räume und Wohnlagen, um mehr oder weniger Freiheit und Autonomie in den Lebensstilen: All dies wird gegenwärtig heftig thematisiert. Und so sehr gerade die Städte für offene soziale Räume und kosmopolitische Erfahrungen stehen, so wenig ist sich natürlich ihre gesamte Bevölkerung in entscheidenden Fragen wirklich einig.



Foto 23: Schweizer „Fremdenpolitik“

Denn auch in den Städten zeigen sich Tendenzen zur sozialen Spaltung, wenn es etwa um Flüchtlingsheime oder Sozialwohnungen, um Straßenneubauten oder Parkanlagen geht. Max Webers „Duft der städtischen Freiheit“ scheint heute nicht mehr für alle wirklich attraktiv. Denn manche verstehen darunter offenbar nicht

die eigene Freiheit, sondern nur mehr eine für sie nicht akzeptable Freiheit „der Anderen“: Jener Fremden, Neuen, Jungen, Frauen, Muslime, Kreativen, Hipster, die nun die Viertel und Nachbarschaften besetzen, die eigentlich doch ihnen gehören: den Einheimischen, den Ur-Giessenern. Ihnen ist dieses neue vielfältige und freie urbane Leben inzwischen zu viel, weil sie sich so viel Freiheit entweder ökonomisch nicht leisten können oder weil sie sich sozial nicht leisten wollen. Sie wünschen sich ihre Stadt eher „konventionell“, also geprägt von lebensweltlicher Vertrautheit und Homogenität, von Kontrolle und Sicherheit. Und sie ziehen diese eher rückwärtsgewandte Sichtweise ganz deutlich jener Vision einer wachsenden Offenheit und Freiheit vor, die aber eben auch verbunden ist mit Diversität, Unübersichtlichkeit und Risiko. Genau dies jedoch wünschen sich offenbar vielfach andere Gruppen und Generationen: die Stadt als Raum von Vielfalt und Erlebnis.



Foto 24: Restaurant in Berlin

Es ist insofern tatsächlich eine soziale Spaltung im Blick auf die Visionen von unserer Gesellschaft, die die sich in den Debatten um Urbanität als „Zukunft“ oder als „Zumutung“ äußern und die wir ernst nehmen müssen. Denn es geht dabei nicht von ungefähr vor allem um die neuen städtischen „Freiheiten“, die in den letzten Jahren durch das aktive Zusammenwirken von Stadtkultur und Zivilgesellschaft, von Kunst- und Kulturpolitik und eben auch von Flucht und Migration entstanden sind. Ständig neue Gesichter und neue Sprachen auf der Straße, laute Touristen und Musik-Events, überall disziplinelose Jugendliche und Fuß-Pils-Trinker, immer mehr Moscheen neben den Kirchen, immer mehr vegane Lokale und gleichgeschlechtliche Paare: Diese Vielfalt der Lebensstile und Alltagszumutungen scheint die kognitive wie die soziale Akzeptanz von vielen zu überfordern – insbesondere in der älteren Generation, auch in bildungsferneren wie in bildungsbürgerlichen konservativen Sozialmilieus und in eher ländlichen Wohngebieten. Also eben vor allem auch dort, wo die konkreten eigenen Erfahrungen im

Umgang mit unserer neuen Lebensstil- und Einwanderungsgesellschaft noch begrenzt sind.

Wenn diese gesellschaftliche Diagnose aber auch nur halbwegs richtig ist, dann hilft uns hier die übliche Ignoranz und Arroganz von uns selbst, den städtischen „Kosmopoliten“, nicht weiter. Denn dies sind wir ja vielfach: „kosmopolitische“ Akteure, also in der Welt unterwegs, wenn wir unsere oft weite berufliche, touristische und mediale Mobilität betrachten. - Und wenn wir dabei vielleicht auch selbstkritisch zugeben können, dass wir diese Weite des Horizonts auch gerne einmal der engen Weltanschauung dieser vermeintlichen „Hinterwäldler“ gegenüberstellen.

Deshalb: Statt um Arroganz geht es hier um Empathie! Wir müssen uns mit dem Anliegen derer, die unsere Erfahrungen und Wertehorizonte nicht teilen, in der Tat verständnisvoll auseinandersetzen. Denn statt unseren Erfahrungen mit exklusiven Wohnstilen und Weltreisen, mit Couchsurfen und Couscous, mit Erasmus-Kindern und E-Learning dominieren in anderen sozialen Gruppen unserer Städte eben die ganz anderen Erfahrungen mit Hartz 4-Einkommen und Wohnungsnot, mit schlechter Ernährung und fehlendem Geld für die Monatskarten der Kinder... – Diese existente soziale Spaltung im materiellen und kulturellen Leben unserer Städte übersehen wir immer noch zu häufig. Gerade in dem heute so quirligen und so gemeinschaftlichen urbanen Alltag – der eben fast un bemerkt auch so viele ausschließt: über Capuccino- oder Eintrittspreise, über Mode- oder Ernährungsfragen, über Religions- oder Generationszugehörigkeiten.

Denn eine lebendige Stadtgesellschaft kommt heute eben nicht als Kirchengemeinde oder als Ponyhof daher. Sie bildet vielmehr ein oft auch außerordentlich diverses und spannungsvolles Gebilde, dessen Strukturen und Regeln sich permanent verändern und neu verhandelt werden. Deshalb muss Stadtraum stets öffentlicher Raum sein. Und in diesem Raum müssen Respekt, Toleranz und Offenheit gelten – für mich wie für die Anderen. Nur dann werden städtische Räume auch tatsächlich zu den „öffentlichen Kontaktzonen“, die sie sein sollen: für alle nutzbar und begehbar, für unterschiedlichste Zwecke und unterschiedlichste Gruppen offen, möglichst schwellenfrei und kontrollfrei und sicher begehbar.

Und deshalb brauchen wir hier auch nicht mehr die üblichen „Bilder der Differenz“, die das Unterschiedliche in Sprache, Religion oder Aussehen in den Vordergrund rücken. Sondern wir brauchen hier mehr lokale „Bilder der Konvergenz“, die auch jenes Verbindende und Gemeinsame im Alltag sichtbar machen, das gerade die städtischen Kulturen immer hervorbringen: vom Umgang mit Handy bis Auto, von Musikgeschmack bis zu Esskultur, von der Mode bis zum Tattoo, vom Tanzen im Club bis zur Champions League.

Nur dann lässt sich auch das imaginäre Potential der Stadtkultur tatsächlich schöpfen und erschließen, wenn die Bilder, Erzählungen und Visionen lokaler Geschichte und Gesellschaft sich mit den anderen Bildern und Erfahrungen verknüpfen, die von außen und von heute hinzukommen. Wenn sie zu gemeinsamen Bildern verschmelzen. Und wenn diese Verschmelzung und Vermischung alltäglich erfolgt: am Imbiss wie im Restaurant, beim Konzert wie beim Spaziergang, bei der Abholung der Zwerge aus der Kita wie beim Trainingsabend im Sportverein.



Foto 25: Public View.

Wenn man sich also eben noch tatsächlich „trifft“ im lokalen Raum - und sich dort wahrnimmt und wertschätzt

Nur daraus entsteht dann auch eine neue Form von Stadtwissen, ein spezifisches „Civic Science“, das wir dringend brauchen. Also ein neuer und partizipativer Prozess des Wissenserwerbs, in dem sich Wissensfragmente über lokale Geschichte und Ökologie, über die Bedeutung von Gebäuden und Orten verbinden mit Informationen über Wohnsituationen und Nachbarschaften wie mit politischen Diskussionen und Debatten der Zivilgesellschaft. Und dieses Wissen will sich dann auch tatsächlich „anwenden“: Es erklärt sich nämlich damit kompetent und zuständig für urbane Umwelten wie Wohnwelten, für Mietspiegel wie Verkehrstarife, für den Umgang mit gemeinsamen Besitz und gemeinsamen Ressourcen vom Wasser bis zur Luft, von der Bildung bis zur Geschichte.

Dabei wiederum haben öffentliche Kultureinrichtungen wie die Museen oder die Bibliotheken eine ganz besondere und wichtige Aufgabe. Denn ihnen muss es gelingen, die lokale Gesellschaft informierend, moderierend und aktivierend zusammen zu halten. Also für eine Stadtgesellschaft, die sich über Herkunft wie Lebensstile zunehmend differenziert und weiter auseinanderdriftet, wieder verstärkt Themen, Fragen und Bilder zu entwerfen, die verbindende und vergemeinschaftende Wirkungen zeitigen. Die nicht Differenz und Ignoranz, sondern Konvergenz und Offenheit im städtischen Raum einfordern. Die gemeinsamen Schnittmengen der Geschichte für die Gegenwart fruchtbar machen. Und die neues Wissen auch wieder ins Museum „zurückspielen“ und ihm damit auch seine neue Agenda geben.

Und das bedeutet als vornehmste Aufgabe für Museen heute: Heterogene Bilder und multiple Perspektiven für die unterschiedlichen Gruppen und Strömun-

gen einer Stadtgesellschaft zu eröffnen. Also auch im lokalen Raum neue Selbstbilder und Fremdbilder zu entwerfen, in denen sich keineswegs alle einig sein, in denen sich jedoch alle wiederfinden, vertreten sehen, mitgenommen fühlen müssen. Damit muss die aktive Suche nach lokalen Gemeinschaftsformen unterstützt werden, die sich in dem ganzen Kanon der Schlagworte von städtischem „Together“, von „Shared Economy“, von urbaner „Architektur der Gemeinschaft“ eben auch ausdrückt: die Sehnsucht offenbar nach einer gemeinsamen „Lebenswelt Stadt“. Und vor allem ist gelungene Stadtgeschichte als ein Prozess zunehmender und allseitiger Respektierung „der Anderen“ zu beschreiben – samt all den Erfahrungen zwischenzeitlichen Scheiterns.

Dies alles könnte dann eine neue Integration durch Geschichte und Kultur meinen. Und damit komme ich am Ende nochmals zurück auf meine Metapher vom Anfang: „die Stadt als Selfie“. Stadtmuseen können im Prozess der Selbstverständigung und der Identitätsarbeit der Städte eine ganz wichtige Rolle übernehmen, weil sie – wie mit dem längeren Stück am Handy - unsere städtischen Selbstbilder mit mehr Tiefenschärfe ausstatten und sie in ihrer Perspektive neu justieren können. Weil sie als öffentliche Orte und Bühnen eben nicht mehr nur die „Objekte der Geschichte“ sammeln und vorführen, sondern weil sie heute vor allem auch die „Subjekte der Gegenwart“ versammeln und aktivieren: uns und unsere Themen!



Foto 26: Ausstellungsgelände in Berlin

Museen werden insofern und buchstäblich zu „öffentlichen Räumen“, in denen Geschichte und Gegenwart, Museum und Stadt ineinander übergehen, weil die musealen wie sozialen Akteure auch das Drinnen zum Draußen machen und das Draußen nach drinnen holen.

Also nicht mehr nur: Selfie im Stadtmuseum, sondern: „Museum als Selfie“, als Bühne und Szenario der Stadtgesellschaft – das fände ich ein lohnendes Ziel!

Waldgirmes, Germanicus und der Dünsberg

ARMIN BECKER

Einleitung

In der Erforschung der römischen Vorstöße östlich des Rheins stand der nordwestdeutsche Raum lange im Vordergrund. Nicht nur in den Schriftquellen schien der Schwerpunkt der römischen Aktivitäten auf diesen Raum konzentriert, sondern auch die archäologischen Überreste, insbesondere die ursprünglich in Holz erbauten Truppenlager an der Lippe wurden bereits seit dem Ende des 19. oder dem Beginn des 20. Jahrhunderts untersucht. Konsequenterweise wurde das Fundmaterial aus Oberaden und Haltern zur Definition entsprechender überregionaler Fundhorizonte genutzt.¹

Die archäologischen Forschungen zur frühen römischen Präsenz im heutigen Bundesland Hessen begannen dagegen zunächst weniger spektakulär. Dies lag zum Teil sicherlich daran, dass die älteren Hinweise überwiegend aus heute überbautem Gelände stammten und ein Zusammenhang zwischen frühen römischen Funden und dazu gehörenden Befunden nicht immer nachweisbar war. Diese Situation änderte sich grundlegend mit der Entdeckung der Nachschubbasis Bad Nauheim-Rödgen. Die zentrale Rolle der Wetterau für die von Mainz ausgehenden Feldzüge des älteren Drusus war damit auch archäologisch untermauert. Mit der Entdeckung der Lager Marktbreit und Lahnau-Dorlar rückten dann die Flüsse Main und Lahn stärker ins Blickfeld. Für Marktbreit wird derzeit erwogen, das Lager nicht mehr nur im Zusammenhang mit dem Feldzug gegen Marbod 6 n. Chr. zu sehen, sondern es als geplanten Ersatz für den Standort Mainz zu bewerten. Dies würde ein auf den schiffbaren Main gestütztes Vorrücken nach Unterfranken bedeuten, das Rom einen deutlich engeren Kontakt zur Bevölkerung des Thüringer Beckens ermöglicht hätte als zuvor. Obwohl bisher zwischen Marktbreit und Frankfurt - Höchst noch keine weiteren augusteischen Stützpunkte bekannt geworden sind, wäre dem Rhein - Main Gebiet bei einer solchen Planung eine zentrale Rolle in den Bereichen Logistik und Kommunikation zugefallen. Das unmittelbar nördlich einer Lahnfurt gelegene Lager von Lahnau-Dorlar ist derzeit mit 21 ha das größte augusteische Truppenlager im heutigen Hessen. Die wenigen Funde sind halternzeitlich, der Befund einiger Grabenprofile legt eine mehrmalige Nutzung des Platzes nahe. Nachdem 2009 eine augusteische Befestigung in Koblenz² nachgewiesen wurde und 2012 zwei weitere Lager bei Limburg³ entdeckt wurden,

1 Zum aktuellen Forschungsstand: Becker 2015b; Lehmann/Wiegels 2015; Rudnick 2017; Wolters 2017. Für die Germanicusfeldzüge Burmeister/Rottmann 2015; Kehne 2017.

2 Wegner 2013.

3 Schallmayer/Schade-Lindig/Meyer 2012.

erscheint auch die Funktion der Lahn als Kommunikationslinie und zumindest als militärische Nachschubroute gesichert.

Von großer Bedeutung erwiesen sich jedoch die Befunde und Funde der zwischen 1993 und 2009 von der Römisch Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts und dem hessischen Landesamt für Denkmalpflege untersuchten römischen Siedlung bei Lahnau-Waldgirmes. Das dort nachgewiesene Forum sowie die Bruchstücke mehrerer, lebensgroßer und zumindest in einem Fall auch vergoldeter Reiterstatuen bezeugen den Versuch des Augustus⁴, in Germanien eine römische Provinz zu errichten.

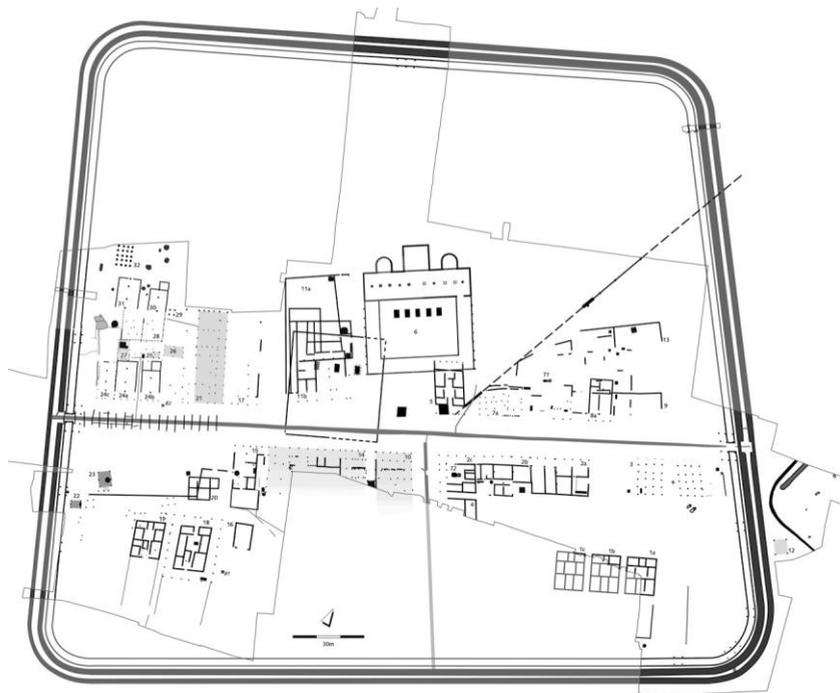


Abb. 1: Vereinfachter Gesamtplan der spätaugusteischen Siedlung von Lahnau-Waldgirmes

Ausgrabung und Datierung

Die römische Siedlung⁴ lag etwas über 1 km nördlich der Lahn zwischen den heutigen Städten Gießen und Wetzlar. Vor ihrem Osttor und in Lahnau-Dorlar wurden zwei unterschiedlich große (2,9 und 21 ha) Militärlager entdeckt, die nicht dauerhaft besetzt waren. Mit Ausnahme der steinernen Fundamentmauern des Forums wurden in Waldgirmes bisher lediglich Holz- bzw. Holz-Lehm Fachwerkbauten nachgewiesen.

4 Zur Ausgrabung jetzt die Gesamtpublikation Becker/Rasbach 2015.

Die Befestigung bestand aus einer Mauerkonstruktion aus Holz und Erde und zwei vorgelagerten Spitzgräben und besaß mindestens drei Tore. Ost- und Westtor hatten einfache Durchfahrten und je zwei hinter die Holz-Erde Mauer zurückspringende Seitentürme. Ein sicher anzunehmendes Tor im Süden ist heute überbaut. Türme hatten entweder vier oder an besonders gefährdeten Stellen sechs Pfosten. Die Holz-Erde Mauer selbst bestand aus zwei Pfostenreihen an deren Innenseiten Bohlen angesetzt waren. Der Raum zwischen den so entstandenen Schalungen wurde mit dem Aushub aus den Spitzgräben aufgefüllt und an der Oberseite eine Brüstung aufgesetzt.

Unter den Gebäuden ließen sich ganz verschiedenen Bautypen identifizieren. Mindestens sechs Häuser sind als anspruchsvolle Wohnbauten anzusprechen. Vom Grundriss her erinnern diese Bauten stark an das italische Atriumhaus. Dieser Gebäudetyp wurde nicht über Korridore erschlossen, sondern über einen zentralen Raum (Atrium), vom dem aus alle übrigen Räume zugänglich waren. Über dem Atrium befand sich eine Lichtöffnung im Dach, der ebenfalls durch die Öffnung einfallende Regen wurde durch ein Wasserbecken im Fußboden aufgefangen. Für Waldgirmes ist jedoch abweichende, geschlossene Dachkonstruktion anzunehmen, die den Klimabedingungen besser entspricht.

Eine weitere Gruppe von Bauten wird durch Laubengänge und zu den Straßen offene, an Verkaufslöcher (Tabernae) erinnernde Räume charakterisiert. In diesen Bauen wurde produziert, verkauft und vielleicht auch gewohnt. Zumindest ist für einen Teil der Gebäude ein Wohnzwecken dienendes Obergeschoß durchaus denkbar. Dieser Gebäudetyp fand sich vor allem entlang der Straßen. Als Gewerbe, die in solchen Bauten ausgeübt wurden, sind unter anderem Töpferei und Eisenverarbeitung belegt.

Daneben gab es reine Wirtschaftsgebäude. Bei den bisher nachgewiesenen Speichern ruhte der eigentliche Boden des Gebäudes auf Pfostenreihen etwas erhöht über der Oberfläche. Diese Bauweise diente dem Schutz vor Ungeziefer und Schädlingen und der besseren Belüftung der gelagerten Vorräte, überwiegend wohl Getreide. Zusätzlich kamen noch Schuppen- oder Hallenbauten vor, bei denen größere Gebäudeteile nach außen geöffnet waren.

Bauten, die sicher religiösen Zwecken dienten wurden bisher nicht entdeckt. Bei zwei Gebäuden im Westen der Anlage könnte es sich um eine Soldatenunterkunft aus der Gründungsphase der Anlage handeln

Bei den bisher ältesten römischen Baumaßnahmen in Waldgirmes handelt es sich um ein durch flache Gräbchen markiertes, etwa 1700 m² großes Areal im Zentrum. In der Nordhälfte dieses Areals war mit der Anlage massiver Steinfundamente begonnen worden. Ein Vergleich mit den Dimensionen des später errichteten Forums zeigt eine so deutliche Symmetrie beider Anlagen, dass ein Zusammenhang beider Planungen anzunehmen ist. Die begonnenen, jedoch nicht vollendeten Steinfundamente und die frühe Datierung lassen einen Zusammenhang mit Feldzügen der Jahre 9 bis 7 vor Christus nicht mehr ausgeschlossen erscheinen.

Im Zentrum der römischen Siedlung von Waldgirmes wurde einige Jahre nach ihrer Gründung ein monumentales Gebäude errichtet. Die Fundamente des in dieser Form im augusteischen Germanien bisher einzigartigen Bauwerks bestan-

den aus steinernen Sockelmauern, die einen Fachwerkbau trugen. Drei Gebäudeflügel umgaben einen Innenhof, der im Norden durch eine zweischiffige Querhalle abgeschlossen wurde. Die Halle besaß an ihrer nördlichen Längsseite drei Anbauten, wobei zwei Apsiden einen zentralen, quadratischen Saal flankierten. Diese Anbauten sind für die Interpretation des gesamten Baukomplexes als Forum von zentraler Bedeutung.

Die Aufstellung von wohl fünf lebensgroßen Reiterstandbildern, von denen mindestens eines vergoldet war, demonstrierte ebenso wie die gesamte im Vergleich zur Siedlungsgröße völlig überdimensionierte Forumsanlage, den Machtanspruch des imperium Romanum.

Die Datierung der Siedlung ruht vor allem auf den dendrochronologischen Daten, die aus den Hölzern zweier Brunnenkästen gewonnen wurden. Diese Daten belegen die Fällung der Hölzer zwischen Herbst 4 und spätestens Frühjahr 3 v. Chr. Die Gründung eigentlichen Siedlung ist wohl kaum vom Bau der Brunnen zu trennen. Da die unvollendete Platzanlage vom Forum überbaut wird, muss deren Errichtung noch früher begonnen worden sein.

Die jüngsten Hölzer aus der Verfüllung von Brunnen 2 gehören in den Zeitraum zwischen Herbst/Winter 9 und Frühjahr 10 n. Chr., ein Holz muss sogar noch später geschlagen worden sein. Geht man davon aus, dass die Bruchstücke der Statuen zeitnah nach ihrer Zerschlagung auch deponiert wurden, so kann dies somit allerfrühestens im Herbst 9 n. Chr. geschehen sein. Bei einer Leitersprosse aus Buche gehört der letzte erhaltene Jahrring in das Jahr 10 n. Chr., die Waldkante fehlt.⁵ Dies ist als deutliches Indiz für eine etwas spätere Verfüllung des Brunnens zu werten. Die Überdeckung von Statuenbruchstücken durch die Straßenerneuerung im Nordwesten der Anlage und die Überschneidungen bei Gebäude 10 belegen, dass es auch nach Zerschlagung der Statuen noch römische Baumaßnahmen in Waldgirmes gab. Archäologisch stehen dafür die Jahre zwischen 9/10 und 15/16 n. Chr. zur Verfügung. Ein Zusammenhang mit dem 15 n. Chr. gegen die Chatten geführten Feldzug des Germanicus ist wahrscheinlicher als mit tiberischen Maßnahmen zwischen 10 und 12 n. Chr. Endgültig aufgegeben wurde die Anlage wohl erst mit dem auf Befehl des Tiberius 16 n. Chr. erfolgten Abbruch der Rückeroberung Germaniens.

Der Feldzug des Germanicus 15 n. Chr.

Germanicus war seit 13 n. Chr. Oberbefehlshaber über ein auf acht Legionen verstärktes Heer in Germanien. Die Übernahme der Herrschaft durch Tiberius nach dem Tode des Augustus 14 n. Chr. führte in Niedergermanien zu einer Revolte der dort stationierten vier Legionen, die in einem Angebot an Germanicus gipfelte, selbst die Herrschaft über das römische Reich zu übernehmen.⁶ Die Unterdrückung der Unruhen gelang nur mit Mühe und Germanicus führte noch im Herbst 14 n. Chr. einen Feldzug in die östlich des Rheins gelegenen Gebiete durch, der in der modernen Forschung überwiegend als Beschäftigungsaktion für das

5 Becker 2015a, 70, Anm. 284.

6 Becker 1992, 187-218; Jahn 2001; Kehne 2017.

gerade erst notdürftig beruhigte Heer gewertet wird. Im Frühjahr 15 n. Chr. unternahm der Feldherr dann einen nicht geplanten Überraschungsangriff gegen die Chatten, den Tacitus wie folgt schildert: ... *er (sc. Germanicus) rüstete sich zwar für diesen (sc. den Krieg) erst zum Sommer mit aller Macht, nahm ihn aber schon zu Beginn des Frühlings, und zwar durch einen plötzlichen Streifzug gegen die Chatten, vorweg. Denn die Hoffnung war aufgetaucht, der Feind sei gespalten in die Anhänger des Arminius und des Segestes. ... und nach Errichtung eines Kastells am Standort einer von seinem Vater angelegten Befestigung in monte Tauno führte er das Heer ohne Tross eiligst ins Chattenland; L. Apronius blieb zurück um feste Wege zu schaffen und die Flußläufe nutzbar / schiffbar zu machen. Denn da – was selten ist in jenem Himmelsstrich – infolge einer Dürre die Flüsse wenig Wasser führten, war er unbehindert in Eilmärschen vorgerückt; für den Rückmarsch befürchtete man Regengüsse und ein Anschwellen der Flüsse. Jedenfalls kam den Chatten sein Anmarsch derart unerwartet, dass alle, die sich wegen ihres Alters und Geschlechts nicht wehren konnten, sogleich gefangen oder niedergemacht wurden. Die junge Mannschaft hatte die Eder schwimmend überquert und versuchte die Römer, die den Bau einer Brücke begannen, daran zu hindern; dann durch Wurfmaschinen und Pfeile zurückgetrieben, versuchten sie es vergeblich mit Friedensverhandlungen, und als einige zu Germanicus übergelaufen waren, ließen die übrigen ihre Dörfer und Gehöfte im Stich und zerstreuten sich in die Wälder. Der Caesar ließ Mattium – das ist der Hauptort des Stammes – in Brand stecken und das offene Land verwüsten und wandte sich dann zum Rhein ... Die Cherusker hatten beabsichtigt, den Chatten beizustehen, doch schreckte sie Caecina, der hier und dort seine Waffen zeigte; ... Wenig später trafen Gesandte von Segestes ein mit der Bitte um Hilfe gegen die Übermacht seiner Landsleute, von denen er eingeschlossen wurde; ... Dem Germanicus war es die Mühe wert umzukehren; es kam zu einem Kampf mit den Belagerern und zur Befreiung des Segestes samt einer großen Schar von Verwandten und Gefolgsleuten.*⁷

Die Übersetzung wurde an drei Stellen gegenüber der Übersetzung von Heller geändert: für *expeditus exercitus* wurde *Heer ohne Troß* gesetzt,⁸ für *vestigia* wird die Interpretation *Standort* statt *Überreste* gewählt⁹ und für *ad munitiones ... fluminum* wurde die Interpretation *Flussläufe schiffbar* oder zumindest *nutzbar* zu machen gewählt. In den Kommentaren wird diese Textpassage in der Regel als Zeugma gedeutet. Überträgt man daher die sowohl in literarischen Quellen wie auch in Inschriften erkennbare Bedeutung von *munitio viarum* als Bau und/oder Reparatur von Wegen konsequenterweise auf *munitio fluminum* so erscheint eine wasserbautechnische Interpretation sinnvoller als die meist bevorzugte Deutung als Brückenbau.¹⁰

7 Tac. ann. 1,55-57 in Auszügen. Die Übersetzung nach Heller 2005 mit eigenen Änderungen (s.u.).

8 Becker 2014, 2.

9 John in Gerber/Greef 1962, 1759, s.v. *vestigium* ordnet die Stelle unter der Interpretation *standort* und nicht unter *spuren, überreste* ein. Vgl. Gerber/Greef 1962, 1595, s.v. *super*, 2) c, insbesondere Germ. 28,4 u. ann. 14,34,2.

10 In der Regel wird *ad munitiones viarum et fluminum* als *um feste Wege zu schaffen und die Flußläufe zu überbrücken* interpretiert (Koestermann 1963, 198 sowie Georges 1995, s. v. *munitio*; vgl. jedoch Tac., ann. 1, 20,1, wo Brücken gesondert genannt werden). Bereits Koestermann 1963, 198 („*munitiones* zeugmatisch eigentlich nur zu *viarum* passend“) und vor allem Goodyear 1981, 76 f. (unter Bezug auf Nipperdey/Andresen 1915, 117) weisen auf die

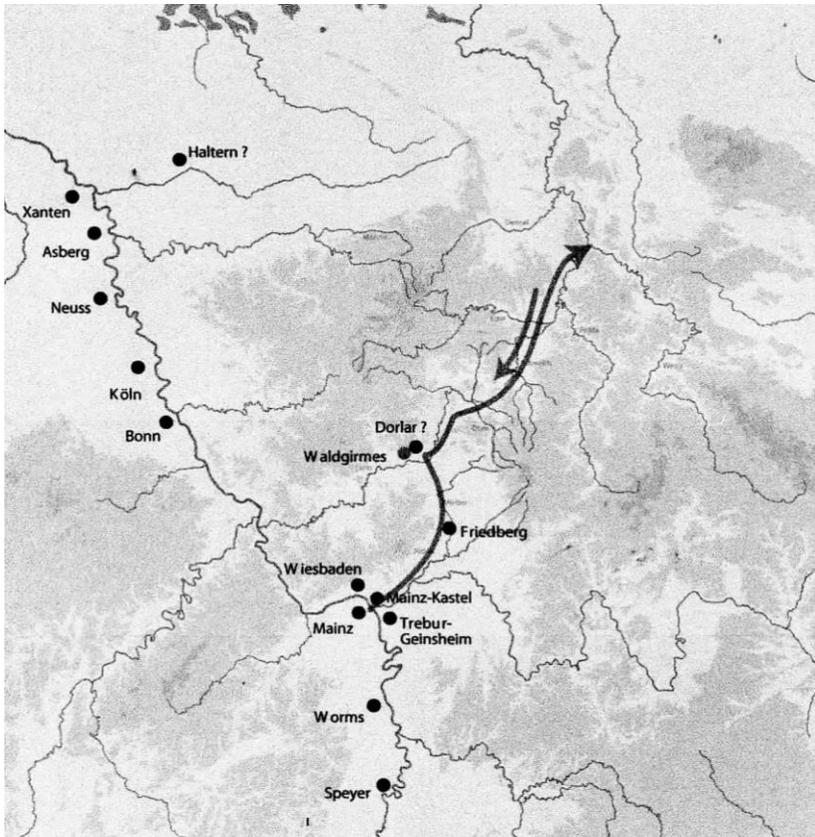


Abb. 2: Der Feldzug des Germanicus 15. n. Chr.

Bei der Interpretation des Textes ist zunächst darauf hinzuweisen, dass als Begründung für den überraschend gegen die Chatten angesetzten Angriff nicht „Rache für Varus“ genannt wird, sondern Streitigkeiten innerhalb des Cheruskerstammes. Da die Adligen der Cherusker und der Chatten untereinander in einem Verwandtschaftsverhältnis standen, könnte der Angriff gegen Verwandte oder Verbündete des Arminius bei den Chatten gerichtet haben.¹¹ Aus Gründen der Geschwindigkeit lässt Germanicus den Heerestross zurück und unternimmt den Vorstoß mit einem *exercitus expeditus*. Den Unterfeldherrn Apronius läßt er mit dem oben genannten Auftrag zurück. Der römische Vorstoß ist äußerst erfolgreich, die Chatten werden völlig überrascht und sind gezwungen sich zu ergeben oder in die

Schwierigkeiten dieser Interpretation hin. Goodyear betont zunächst, dass *munitio viarum* eine gängige Bezeichnung ist. Dies wird durch den epigraphischen Befund bestätigt: Vgl. etwa CIL 3, 600; 3198 a u. b; CIL 5, 8002; CIL 8, 10326; 10335; CIL 9, 5973. Die Errichtung von Brücken wird in CIL 3, 600 und CIL 9, 5873 gesondert erwähnt. Goodyear selbst favorisiert Eindämmen bzw. „reinforcement of river-banks“ (Goodyear 1981, 76 f.).

11 Becker 1992, 196-202.

umliegenden Wälder zu flüchten. Germanicus läßt das nördlich der Eder¹² gelegene Mattium, verbrennen und das umliegende Land verwüsten. Anschließend begibt er sich auf den Rückmarsch zu seiner Ausgangsposition. Auf Bitten von Abgesandte des Segestes, der von Arminius in cheruskischem Gebiet belagert wird wendet er das Heer erneut und befreit diesen.

Es ist unmöglich, dass sämtliche dieser Aktionen mit einem *exercitus expeditus*, d. h. mit einem Heer ohne Tross und somit stark eingeschränkter Verpflegungsbasis, durchgeführt wurden. Zentraler Auftrag des Apronius muss daher m. E. die Nachführung dieses Verpflegungstrosses gewesen sein, wobei die Anlage von Wegen und die Nutzbarmachung von Lahn und Ohm (?) für flache Prähme integraler Bestandteil dieses Auftrags waren. Vor diesem Hintergrund ist die Frage, wo Germanicus Apronius zurückließ von zentraler Bedeutung. Genannt wird lediglich die Errichtung eines Kastells am Standort eines väterlichen Präsidiums *in monte Tauno*. Der Gebirgszug wird von Tacitus nochmals zum Jahr 49/50 erwähnt, als der Legat des obergermanischen Heeres seine Legionen am *mons Taunus* in eine Reservestellung bringt, während seine Hilfstruppen die nach Obergermanien eingefallenen Chatten bekämpfen.¹³ Die eine Abteilung nimmt den linken Weg und überraschte die zurückgekehrten Chatten und befreite dabei auch noch Gefangene aus der Varusschlacht. Die zweite Abteilung nahm den näheren und kürzeren Weg und besiegte den Feind in einer Schlacht. Eine Ausgangsstellung des Pomponius Secundus am Nordrand der Wetterau passt zu dieser Beschreibung. Die germanischen Siedlungsgebiete im Amöneburger Becken sind für den linken Truppenteil schnell erreichbar, während der rechte Truppenteil bereits in die Wetterau vorge-drungene Gegner abfing und ihnen den Rückweg abschnitt.

Die Identifikation des Gebirgszugs „Die Höhe“ mit dem antiken *mons Taunus* ist neuzeitlich. Seine Lage in der Antike ist unbekannt. Gleiches gilt auch für die bei Claudios Ptolemaios genannte *polis Artaunon*. Die Identifikation der bei Ptolemaios genannten Städte anhand der Längen- und Breitenangaben ist problematisch, ein Zusammenhang von Artaunon und *mons Taunus* wird jedoch meist angenommen.¹⁴

Die Unsicherheiten in der Lokalisierung der bei Tacitus und Ptolemaios genannten Orte lassen eine sichere Identifizierung mit einem archäologischen Befund nicht zu. Der Feldzug des Germanicus 15 n. Chr. und der Vorstoß der Chatten 49/50 n. Chr. machen jedoch eine Lage des *mons Taunus* am Nordrand der Wetterau durchaus wahrscheinlich. Der Dünsberg ist dabei m. E. der wahrscheinlichste Kandidat.

12 Förstemann 1913, 9 s.v. Adrana; Rasch 1950, 10; Sperber 1966, 18 f. (mit Nennungen von 778 bis 1718, davon 35 vor dem 16. Jh.); Scheungraber/Grünzweig 2014, 38 f. s.v. ADRAN.

13 Dazu ausführlich Becker 2009.

14 Becker 2010, 8; Becker 2015a, 311.

Mons Taunus und der Dünsberg

H. Roth hat 1942 die Übertragung des Namens Taunus¹⁵ auf den bis dahin „die Höhe“ und „Einrich“¹⁶ genannten Gebirgszug ausführlich dargestellt. Im Rahmen der zunächst ratenden Identifikationsversuche des antiken Namens Taunus hat gerade im 17. und 18. Jahrhundert auch der Dünsberg bei Biebental-Fellingshausen eine wichtige Rolle gespielt. Der sächsische Historiograph Christian Juncker argumentierte in seiner 1712 erschienenen „Anleitung zu der Geographie der mittleren Zeiten“ für die Identifikation mit dem Dünsberg weil er den Namen Taunus als latinisierte Version von „Dys- oder Dünsberg“ ansah.¹⁷ Der Gießener Professor Christoph Friedrich Ayrmann griff Junkers Identifikation 1723 auf und begründete sie in der Schrift „... Disquisitionem historico-criticam de montis Tauni vero in Hassia situ“ auf der Basis einer historisch-philologischen Textanalyse der damals bekannten Quellen.¹⁸ Zentrale Argumente Ayrmanns waren die Lage des mons Taunus in der *Germania-Trans-Rhenana*¹⁹, die Verbindung des Feldzugs mit der bereits als Eder identifizierten Adrana²⁰ sowie der Vorstoß mit einem *exercitus expeditus, id est impedimentis in propinquo relictis vacuum*²¹. Auch der Feldzug des Pomponius Secundus wurde in die Argumentation mit einbezogen. Dazu stellt Ayrmann bezogen auf den linken Hilfstruppenteil fest: *Manifestum exinde sit Pomponium in finibus Cattorum constitisse*²². Nach einer Betrachtung der bisherigen Lokalisierungsversuche kommt Ayrmann zu dem Schluss: *Mihi videtur, non alium fuisse veterem illum montem Taunum, quam qui hodie appellatur mons Dyni, der dynsperg, qui in Hassia spueriori situs ...*²³ Im Anschluss an den Versuch, den Namen des Berges etymologisch zu deuten, verweist Ayrmann noch auf die Wallanlagen des Berges, die er als Überreste römischer Befestigungen deutete.²⁴ An dieser Stelle setzte auch die Gegenargumentation gegen den Identifizierungsvorschlag Ayrmanns ein.²⁵ Insbesondere der Graf Johann Ernst von Glauburg²⁶ argumentierte unter Verweis auf vermeintliche und tatsächliche römische Befestigungen, darunter die Reste des „Pohlgraben“²⁷ ge-

15 Zur etymologischen Deutung des Namens Scheungraber/Grünzweig 2014, 332 f., s.v. TAUN.

16 Der niedrigere Nordwestteil des heutigen Taunus.

17 Roth 1942, 60 f.; Juncker 1712, 150.

18 Darunter neben Tacitus auch Pomponius Mela, Cassius Dio und Claudios Ptolemaios. (Ayrmann 1723, 1-13). Die Adrana wird bereits mit der Eder identifiziert (Ayrmann 1723, 18).

19 Ayrmann 1723, 6.

20 Ayrmann 1723, 3, 7-9.

21 Ayrmann 1723, 9.

22 Ayrmann 1723, 13.

23 Ayrmann 1723, 16.

24 Ayrmann 1723, 21 f.

25 Roth 1942, 62 f.

26 Der entsprechende Briefwechsel ist in Auszügen und mit einer Einleitung versehen abgedruckt in Johann Georg Schelhorns, Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhistorie und Literatur in welchen Nachrichten von seltenen Büchern, wichtige Urkunden, merkwürdige Briefe und verschiedene Anmerkungen enthalten sind, Bd. 1, Leipzig 1761, 459-474.

27 Schelhorn 1762, 466

nannten Limes sowie des Kleinkastells „Altes Jagdhaus“²⁸, Immerhin gibt Glauburgs Polemik aus dem 18. Jahrhundert: „als ein Gelehrter, so das Commando und Militair-Wesen nicht versteht, und oft über Berg und Thal mit seinem Pegaso hinflieget, wo einer Armee durchzumarschiren nicht möglich ist“²⁹ einen interessanten Kommentar zu den von Kehne 2017 abgebildeten Karten mit unterschiedlichen Rekonstruktionsversuchen zu den Germanicusfeldzügen.³⁰ Erst das bekannt werden römischer Fundstücke aus den Limeskastellen im heutigen Taunus sowie die inschriftlichen Belege der *civitas Taunensium*³¹ führten dann zur Übertragung des Namens Taunus auf das zuvor lediglich die Höhe genannte Gebirge. Für Roth selbst war das Auftreten frühromischen Fundmaterials in Friedberg die Begründung für eine Identifikation mit dem Friedberger Burgberg, was sich in der Forschung jedoch nicht durchgesetzt hat.³²

Die vergleichsweise eng datierten Befunde und Funde von Lahнау-Waldgirmes bieten somit ausreichend Anlass, die bisherigen Lokalisierungsversuche des *mons Taunus* erneut zu überdenken. Eine eindeutige Identifikation und Lokalisierung des antiken Berges wird ohne neues Fundmaterial mit eindeutiger Beweiskraft³³ wohl kaum möglich sein, der Dünsberg sollte jedoch wieder in die Reihe der wahrscheinlichen Kandidaten aufgenommen werden.

28 Schelhorn 1762, 467; vgl. Baatz 2000, 133.

29 Schelhorn 1762, 466.

30 Kehne 2017, 98 Abb. 3 a und b. Vgl. auch den Kommentar von Kehne ebd.

31 Etwa CIL 13, 6705, 6985, 7064, 7222, 7265, 7335, 7336, 7352, 7360, 7386.

32 Becker 2010, 9.

33 Notwendig sind damit schriftliche bzw. inschriftliche Funde.

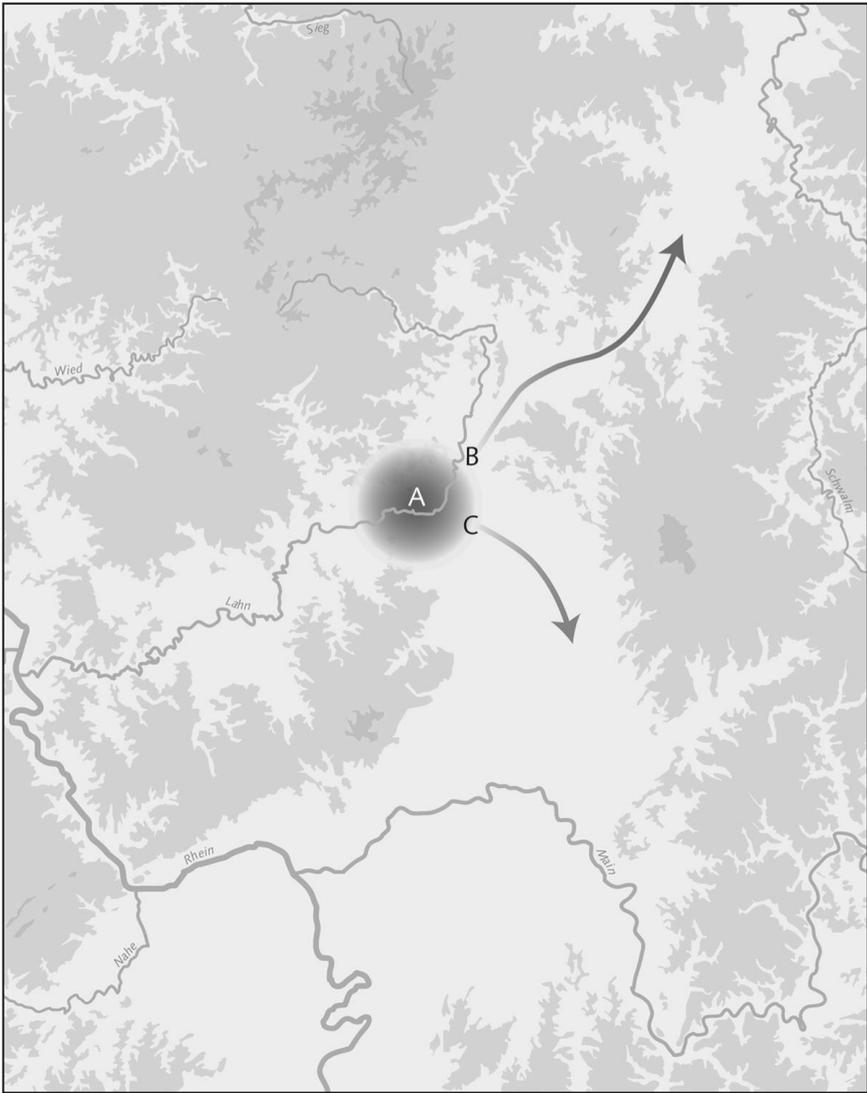


Abb. 3: Der Feldzug des Pomponius Secundus 49/50 n. Chr.: A: Bereitstellungsraum der Legionen, B und C Marschrichtung des linken und rechten Hilfstruppenverbandes.

Literatur

ABkamp/Jansen 2017: Triumph ohne Sieg. Roms Ende in Germanien, hrsg. v. R. ABkamp/K. Jansen, Darmstadt 2017.

Ayrmann 1712: 'Chr. Fr. Ayrmann, ... Disquisitionem historico-criticam de montis Tauni vero in Hassia situ..., Gissae 1723 (Bayerische Staatsbibliothek, Münchner Digitalisierungszentrum, Digitale Bibliothek).

Baatz 2000: D. Baatz, Der römische Limes. Archäologische Ausflüge zwischen Rhein und Donau, Berlin 2000.

Becker 1992: A. Becker, Rom und die Chatten. Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 88, Darmstadt u. Marburg 1992.

Becker 2009: A. Becker, Adventus Chatterum: Zum Feldzug des P. Pomponius Secundus 49/50 n. Chr., MBAH 27, 2009, 1-10.

Becker 2010: A. Becker, Waldgirmes. Praesidium, oppidum, colonia? In: K. Ruffing/A. Becker/G. Rasbach (Hrsg.), Kontaktzone Lahn. Studien zum Kulturkontakt zwischen Römern und germanischen Stämmen, Philippika 38, Wiesbaden 2010, 5-19.

Becker 2014: A. Becker, Cohortes equitatae und die Struktur des römischen Heeres, in: Lege Artis. Festschrift für Hans-Markus von Kaenel, hrsg. v. F. Kemmers/Th. Maurer/B. Rabe, Bonn 2014, 1-8.

Becker 2015a: A. Becker, Die Archäologische Ausgrabung, in: Becker/Rasbach 2015, 29-107.

Becker 2015b: A. Becker, Die römische Okkupation des Rhein-Main Gebietes und der Wetterau unter Augustus, in: Lehmann/Wiegels 2015, 225-234.

Becker/Rasbach 2015: A. Becker/G. Rasbach, Waldgirmes. Die Ausgrabungen in der spätaugusteischen Siedlung von Lahnu-Waldgirmes (1993-2009). 1. Befunde und Funde. Mit Beiträgen von D. Baatz u. a. Römisch-Germanische Forschungen 71, Darmstadt 2015.

Burmeister/Rottmann 2015: St. Burmeister/J. Rottmann (Hrsg.), Ich Germanicus. Feldherr Priester Superstar, AiD Sonderheft 8/2015.

Förstemann 1913: E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, 2. Bd., Bönn³1913.

Georges 1995: Ausführliches Lateinisch-deutsches Handwörterbuch, Darmstadt 1995.

Gerber/Greef 1962: A. Gerber/A. Greef (Hrsg.), Lexicon Taciteum, Hildesheim 1962; Nachdruck der 1. Auflage Leipzig 1891-1903.

Goodyear 1972. F.R.D. Goodyear (ed.), The annals of Tacitus: Vol. 1: annals 1.1-54. Edited with a commentary, Cambridge 1972.

Heller 2005: P. Cornelius Tacitus, Annalen. Lateinisch-deutsch, hrsg. v. E. Heller, mit einer Einführung von M. Fuhrmann, Düsseldorf 2005.

Jahn 2001: R.G. Jahn, Der römisch-germanische Krieg (9-16 n.Chr.), Bonn 2001.

Juncker 1712: Chr. Juncker, Anleitung zu der Geographie der mittleren Zeiten..., Jena 1712 (Bayerische Staatsbibliothek, Münchner Digitalisierungszentrum, Digitale Bibliothek).

Kehne 2017: P. Kehne, Germanicus und die Germanienfeldzüge 10-16 n. Chr., in: Aßkamp/Jansen 2017, 93-101.

Koestermann 1962: E. Koestermann, Cornelius Tacitus, Annalen I Buch 1-3, Heidelberg 1963.

Lehmann/Wiegels 2015: „Über die Alpen und über den Rhein ...“. Beiträge zu den Anfängen und zum Verlauf der römischen Expansion nach Mitteleuropa, Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. NF 37, Berlin/Boston 2015.

Nipperdey/Andresen 1915: P. Cornelius Tacitus erklärt von Karl Nipperdey. 1. Ab excessu divi Augusti I-VI. Besorgt von Georg Andresen, Berlin ¹¹1915.

Rasch 1950: G. Rasch, Antike geographische Namen nördlich der Alpen, hrsg. v. St. Zimmer, RGA ErgBd. 47, Berlin/New York 2005.

Roth 1942: H. Roth, Taunus – der germanische Name Friedbergs. Geschichte und Deutung des Namens, Friedberger Geschichtsblätter 14, 1939-42, 49- 85

Rudnick 2017: Die Germanenkriege des Augustus 12 v. bis 10 n.Chr. in der archäologischen Überlieferung, in: Aßkamp/Jansen 2017, 81-92.

Schallmayer/Schade-Lindig/Meyer 2012: E. Schallmayer/S. Schade-Lindig/J. Meyer, Mit den Kelten kommen die Römer - Militäranlagen an der Lahn bei Limburg-Eschhofen, hessenArchäologie 2012, 95-101.

Schelhorn 1762: Johann Georg Schelhorns Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhistorie und Literatur in welchen Nachrichten von seltenen Büchern, wichtige Urkunden, merkwürdige Briefe und verschiedene Anmerkungen enthalten sind, Bd. 1, Ulm/Leipzig 1762 (Bayerische Staatsbibliothek, Münchner Digitalisierungszentrum, Digitale Bibliothek).

Scheungraber/Grünzweig 2014: C. Scheungraber/F. E. Grünzweig, Die altgermanischen Toponyme sowie ungermanische Toponyme Germaniens. Ein Handbuch zu ihrer Etymologie, Philologica Germanica 34, Wien 2014

Sperber 1966: R. Sperber, Die Nebenflüsse von Werra und Fulda bis zum Zusammenfluss, Hydronymia Germania, Reihe A, Lieferung 5, Wiesbaden 1966.

Wegner 2013: H.–H. Wegner, Frühe römische Befunde zu beiden Seiten des Rheins in Koblenz und Ehrenbreitstein und die Bedeutung der mittelrheinischen Senke für die römische Landnahme im rechtsrheinischen Schiefergebirge. In: A. Zeeb–Lanz/R. Stupperich (Hrsg.), Palatinatus Illustrandus. Festschrift H. Bernhard (Wiesbaden 2013), 116–122.

Nur Bruchstücke? Ernst Dieffenbach (1811-1855): Eine kommentierte Personalbibliographie

PETER MESENHÖLLER

„Nicht jeder, der nach der neuen Welt schiffte, kann über dieselbe schreiben, was ein *Alexander von Humboldt* [sic] schrieb, entweder, weil es ihm an den Vorkenntnissen, oder an dem Fleiße, oder an der Beobachtungsgabe, oder an der Darstellungsgabe fehlt. [...] So müssen wir's denn als besonderes Glück ansehen, wenn sich Alles vereint findet, wie es bei Männern wie *Cook*, *Humboldt*, *Niebuhr* u. A. der Fall war.“ Indem der hessische Landeshistoriker Johann Philipp Dieffenbach (1786-1860)¹ am 7. November 1840 im *Friedberger Intelligenzblatt für die Provinz Oberhessen* drei „Briefe eines jungen Deutschen von der andern Seite der Erdkugel“ mitteilt, sieht er sich zwar „weit entfernt, [diese] Nachrichten mit denen jener anderer berühmter Reisender vergleichen zu wollen [...]. Wer sich aber die Mühe machen will, mit etwas mehr Aufmerksamkeit diese wenigen Bruchstücke zu lesen, dem wird wenigstens nicht entgehen, daß der Verfasser derselben kein gewöhnlicher Reisender ist, sondern Talente verräth, welche in der That an einen jener genannten großen Reisenden gemahnen.“ (Nr. 13, S. 310)

Die Rede ist von Johann Karl *Ernst* Dieffenbach (1811-1855), dem Dirk van Laak im vorletzten Jahrgang der *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* eine kritische biographische Skizze widmete² und die nachfolgend ihre Ergänzung in Form einer kommentierten Personalbibliographie finden soll. Diese scheint umso gebotener, als die bislang vorliegenden Lebensabrisse in Journalen, Zeitschriften und biographischen Lexika sowie auch die einzige monographische Würdigung Dieffenbachs (im Folgenden: ED) von Gerda Bell aus dem Jahre 1976³ eben nur „Bruchstücke“ und keine auch nur annähernd systematische bibliographische Erfassung seines Werks bieten. Zitiert bzw. benannt werden hier neben seinen zweibändigen *Travels in New Zealand* (1843, Nr. 17) vor allem die Übersetzungen und Bearbeitungen der Werke Charles Darwins (Nr. 30), Charles Lyells (Nr. 69) und Henry Thomas de la Bèches (Nr. 71) sowie einige Titel der periodisch erschienenen Literatur,⁴ die historische Bedeutung suggerieren sollen. Tatsächlich leisteten sie

1 Beatrice Scherzer u. Ulrich Welcker, *Johann Philipp Dieffenbach. Des Dietzenbacher Pfarrers sohnnes Leben und Werk*. Geschichtsblätter des Heimatvereins Dietzenbach, 1. Dietzenbach 1986.

2 Ein Gießener Gegenfüßler: Johann Karl Ernst Dieffenbach (1811-1855), in: *MOHG* 100 (2015), S. 115-129.

3 *Ernst Dieffenbach. Rebell and Humanist*. Palmerston North 1976.

4 Darunter auch falsche Angaben: So hält sich etwa seit Ferdinand Dieffenbach, Ein deutsches Gelehrtenleben, in: *Das Ausland* 47 (1874), S. 84-87, hartnäckig der Hinweis, ED sei Autor der renommierten *Edinburgh Review* gewesen; tatsächlich erschien hier jedoch nur eine

damit seiner „Verschattung“⁵ nur Vorschub, ließ sich *Wissenstransfer* doch auch als Epigonentum deuten – „Übersetzungen von fremdsprachigen Originalwerken bilden [hingegen] einen Grundpfeiler des internationalen Wissenstransfers und haben eine strategische Bedeutung für die Verbreitung wissenschaftlicher Theorien.“⁶



Unbekannter Fotograf, Portrait Ernst Dieffenbach. Kopie des Fragments einer Ambrotypie, vmtl. Gießen, nach 1852. © Privatbesitz

Über die bibliographisch leicht erfassbaren Monographien hinaus wurden vereinzelt bekannt gewordene Beiträge EDs in Journalen und Zeitungen von der biographischen Geschichtsschreibung gerne als journalistisches Tagesgeschäft gewertet – betrieben aus Gründen der Existenzsicherung jenseits eines sicheren Beamtenverhältnisses. Für Deutschland sind hier vor allem die Cotta-Journale *Das Ausland* und die Augsburger *Allgemeine Zeitung* zu nennen.⁷ Wenn sich in diesen Beiträgen auch nicht immer ‚Originalität‘ konstituiert, so muss ihnen doch ein hohes Maß an wissenschaftlich fundierter Information konzidiert werden wie sie in der deutschen Presse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht zwangsläufig anzutreffen

Sammelrezension „The Polynesians and New Zealand“ (91 [1850], S. 443-471), in der aus *Travels in New Zealand* zitiert wird.

- 5 Dirk van Laak, Im Schatten von Riesen: Johann Karl Ernst Dieffenbach (1811-1855), in: Stefan Gerber et al. (Hrsg.), *Zwischen Stadt, Staat und Nation. Bürgertum in Deutschland*. Göttingen 2014, S. 225-238.
- 6 Thomas Junker u. Dirk Backenköhler, „... Vermittler dieses allgemeinen geistigen Handels.“ Darwins deutsche Verleger und Übersetzer bis 1882, in: Armin Geus (Hrsg.), *Repräsentationsformen in den biologischen Wissenschaften [...]. Verhandlungen zur Geschichte und Theorie der Biologie*, 3. Berlin 1999, S. 249-279, hier: S. 249.
- 7 Vgl. Dorothea Kuhn, *Cotta und das 19. Jahrhundert. Aus der literarischen Arbeit eines Verlags*. Marbacher Kataloge, 35. Marbach am Neckar 1980. Über die *Allgemeine Zeitung* Günter Mächler, „Wie ein treuer Spiegel“. *Die Geschichte der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung*. Darmstadt 1998.

ist. *Wissenschaftspopularisierung*⁸ ist daher ein weiteres Kriterium, unter dem in Zukunft EDs Werk zu beurteilen sein wird.

Für die Eruiierung einer Autorschaft EDs stellte sich eben die Kategorie der Journale und Zeitungen als problematisch heraus, wurden doch aus Zensurgründen Beiträge in diesen Medien im 19. Jahrhundert meist nur anonym oder unter Pseudonymen publiziert.⁹ Während für deren Identifizierung in der britischen periodischen Literatur der *Wellesley* bzw. *Curran Index* herangezogen werden konnte,¹⁰ ermöglichten die in den Redaktionsexemplaren der Cotta-Journale *Das Ausland* und *Allgemeine Zeitung* zu Honorierungszwecken namentlich gezeichneten Artikel eine eindeutige Zuschreibung.¹¹

Die nachfolgende Personalbibliographie ist analog zur eingangs genannten Publikation von Dirk van Laak zu lesen, ergänzt diese jedoch wo möglich in Detailfragen. Die erneute Wiedergabe eines Lebensabrisses von ED ist hier aus Platzgründen nicht möglich.

[1]

Quaestiones anatomico-physiologicae de corporibus Wolffianis. Dissertatio inauguralis quam ad summos in medicina, chirurgia et arte obstetricia honores adipiscendos defensusus est Ernestus Dieffenbach Giessensis. Zürich: [Johann Jakob] Ulrich 1836. 8°; 27, 1 S. (Thesen).

EDs Zürcher Dissertation über die Mesonephroi (Urnieren oder „Wolffsche Körper“), die zweite Nierengeneration in der Entwicklung der Wirbeltiere. Der Physiologe Christoph Friedrich von Pommer (1787-1841), 1836 Dekan der Medizinischen Fakultät an der Universität Zürich und maßgeblich beteiligt an der Promovierung EDs auch ohne öffentliche Disputation,¹² veröffentlichte 1840 eine ausführliche deutsche Zusammenfassung der Arbeit.¹³

8 Andreas Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848-1914*. München 2002.

9 Vgl. Stephan Pabst (Hrsg.), *Anonymität und Autorschaft. Über Literatur- und Rechtsgeschichte der Namenlosigkeit*. Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 126. Berlin u. Boston 2011.

10 *The Wellesley Index to Victorian Periodicals 1824-1900*, 5 Bde. Toronto 1965-1988, fortgeführt im *Curran Index to Wellesley Revisions* (<http://victorianresearch.org/curranindex.html>; letzter Aufruf: 12.08.2017). Zum Problem der anonymen Autorschaft in englischen Journalen vgl. M. R. Hill, *The Identification of Authors. The Great Victorian Enigma*, in: J. Don Vann et al. (Hrsg.), *Victorian Periodicals. A Guide to Research*. New York 1978, S. 123-148.

11 Ich danke Herrn Dr. Bernhard Fischer vom Cotta-Archiv, Stiftung „Stuttgarter Zeitung“, am Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar für freundliche Unterstützung bei der Identifizierung der Autorschaft EDs.

12 Vgl. Nr. 87b, S. 732f.

13 Anzeige der an der Hochschule in Zürich erschienenen medicinischen Dissertationen. [...] 16. *Quaestiones anatomico-physiologicae de corporibus Wolffianis. Diss.[ertatio] in.[auguralis] auct.[oris] Ernest.[us] Dieffenbach, Giessensis [...]*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Natur- und Heilkunde* 5 [= NF 2] (1840), S. 270-282.

[2]

Nature and Treatment of Influenza, in: *British Annals of Medicine, Pharmacy, Vital Statistics, and General Science* 1 (1837), S. 263-265.

Beitrag über die – nach damaligem Wissensstand – möglichen Ursachen einer seit 1836 (erneut) in England grassierenden Influenza-Epidemie, die v. a. in den Metropolen einherging mit der Verbreitung von Typhus und Cholera,¹⁴ sowie Maßnahmen zu ihrer Behandlung. Ziel der kurzlebigen *British Annals of Medicine* war es nach der von Lorenz Oken hrsg. Zeitschrift *Isis*, „die auswärtigen Entdeckungen und Ideen [in der Medizin] so schnell als möglich zu verbreiten und besonders dem Schlendrian im Medicinalwesen Englands entgegen zu arbeiten.“¹⁵ Einer der Herausgeber der Zeitschrift, der Pathologe Thomas Hodgkin (1798-1866),¹⁶ wurde neben dem Anatomen Richard Owen (vgl. Nr. 45) EDs entscheidender Förderer im Londoner Exil und vermittelte 1839 dessen Anstellung als Naturforscher bei der New Zealand Company.

[3]

German School of Medicine, in: *British Annals of Medicine, Pharmacy, Vital Statistics, and General Science* 1 (1837), S. 463-466, 493-496, 525-530, 620-624, 654-656, 717-719 u. 748-750.

Vorgestellt wird einem englischen Fachpublikum das im Hinblick auf universitäre Ausbildung, Prüfungsbestimmungen und Approbation als Vorbild geltende deutsche Medizinalwesen.

[4]

New Methods for the Cure of Preternatural Apertures at the Anterior Part of the Urethra of Man, in: *British Annals of Medicine, Pharmacy, Vital Statistics, and General Science* 2 (1837/38), S. 75-79.

Zusammenfassung einer Mitteilung Johann Friedrich Dieffenbachs (1792-1847)¹⁷ „Ueber die Heilung widernatürlicher Oeffnungen in dem vorderen Theil der männlichen Harnröhre“, in: *Zeitschrift für die gesammte Medicin, mit besonderer Berücksichtigung auf Hospitalpraxis und ausländische Literatur* 2 (1836), S. 1-50.

[5]

On the Cure of Hypospadias and Epispadias, in: *British Annals of Medicine, Pharmacy, Vital Statics, and General Science* 2 (1837/38), S. 270f.

Nach Johann Friedrich Dieffenbach, Ueber die Heilung der angeborenen Spaltungen der männlichen Harnröhre, in: *Zeitschrift für die gesammte Medicin, mit besonderer Berücksichtigung auf Hospitalpraxis und ausländische Literatur* 4 (1837), S. 27-30.

14 Flurin Condrau u. Michael Worboys, Epidemics and Infections in Nineteenth-Century Britain, in: *Social History of Medicine* 20 (2007), S. 147-158.

15 Heft 1 (1838), Sp. 77f.

16 Louis Rosenfeld, *Thomas Hodgkin. Morbid Anatomist and Social Activist*. Lanham usw. 1993.

17 Michael Sachs, *Geschichte der operativen Chirurgie. Ein biographisch-bibliographisches Handbuch bedeutender Chirurgen und Wundärzte*, Bd. III. Heidelberg 2002, S. 84-97.

[6]

On the Cure of the Wry Neck by Dividing the Sterno-cleidomastoid Muscle Beneath the Skin, with Cases; by Professor Dieffenbach, of Berlin. Communicated by Ernest Dieffenbach, M.D., Hendon, in: *The Lancet* 31 (1838), S. 30f. u. 47-49.

Übersetzung von Johann Friedrich Dieffenbachs Abhandlung „Durchschneidung des Musculus sternocleidomastoideus zur Heilung des schiefen Halses“, in: *Medicinische Zeitung* 7 (1838), S. [135]-138. Angeregt durch die Arbeit des Chirurgen Louis Stromeyer (1804-1876),¹⁸ führte J. F. Dieffenbach in den 1830er Jahren erfolgreich die operative Behandlung des Schiefhalses durch subkutane Durchschneidung des Halsmuskelsansatzes durch.

[7]

Dr. Marshall Hall's Darstellung der Verrichtungen des Nervensystems, insbesondere des eigentlichen Rückenmarksystems. Hamburg: Hoffmann & Campe 1839. 8°; XXIV, 128 S. m. 3 Kupfertafeln.

Übersetzung von Marshall Halls *Memoirs on the Nervous System* (London: Sherwood, Gilbert & Piper 1837), enthaltend die Abhandlungen „Ueber die Reflexfunction des verlängerten Markes und Rückenmarkes“ (S. [3]-46) u. „Ueber das wahre Rückenmark und das excitomotorische Nervensystem“ (S. [49]-126). Der englische Physiologe Hall (1790-1857)¹⁹ erkannte in seinen Untersuchungen das Rückenmark als Ort der Reflexbildung; aus EDs Vorrede: „Keine Entdeckung in der Physiologie scheint seit langer Zeit gemacht worden zu sein, die so sehr geeignet wäre, zu mannigfaltigen und vielbedeutenden Anwendungen zu führen, die im Stande wären, soviel dunkle Punkte in der Physiologie, Pathologie und Therapie des Nervensystems aufzuklären, als die Entdeckung des Bestehens einer eigenthümlichen Thätigkeit, der Reflexthätigkeit und ihrer Verknüpfung mit einem besonderen Theile von ihm, dem eigentlichen Rückenmarke, das von dem Gehirn zu trennen ist und einen Theil des verlängerten Markes in sich begreift.“ (S. [VI]) – Die Vermittlung der Übersetzung dürfte durch Thomas Hodgkin (s. Nr. 2) zustande gekommen sein, zu dessen professionellem und v. a. religiösem Netzwerk Hall als Quäker gehörte.

[8a]

First Report to the New Zealand Company, on the Physical Condition and Natural History of Queen Charlotte's Sound, Cloudy Bay, Tory Channel, Port Nicholson, and the Surrounding Country, in: John Ward (Hrsg.), *Supplementary Information Relative to New Zealand; Comprising Despatches and Journals of the Company's Officers of the First Expedition, and the First Report of the Directors.* London: John W. Parker 1840, S. 72-110.

Nach nur 96-tätiger Fahrt ging die Bark „Tory“, das Expeditionsschiff der New Zealand Company, am 17. August 1839 in Ship Cove, einer Bucht im Queen Charlotte Sound, vor Anker. Unter Leitung von Colonel William Hayward Wakefield (1810-1848), einem Bruder des Kompaniegründers Edward Gibbon Wakefield (1796-1862),²⁰ sollte ihre Besatzung – darunter ED als ‚Naturforscher‘ – die vorgefundenen Örtlichkeiten auf mögliche Siedlungs-

18 Vgl. *Dieffenbach an Stromeyer. Briefe aus den Jahren 1836-1846*, hrsg. v. Bruno Valentin. Leipzig 1934.

19 Diana E. Manuel, *Marshall Hall (1790-1857). Science and Medicine in Early Victorian Society.* Clio Medica, 37. Amsterdam, Atlanta 1996.

20 Vgl. Philip Temple, *A Sort of Conscience. The Wakefields.* Auckland 2002.

gebiete für Auswanderer prüfen, diese von der lokalen Bevölkerung erwerben und in Port Nicholson (heute: Wellington) einen Verwaltungssitz errichten. Der erste Bericht EDs an die Gesellschaft umfasst die Monate August bis Oktober 1839 und schildert besonders die natürlichen Gegebenheiten der Marlborough Sounds sowie ihre Bewohner, die bereits seit mehreren Jahren mit europäischen und amerikanischen Walfängern Kontakt hatten.

[8b]

Extract from a „Report to the New Zealand Company, Respecting the Physical Condition and Natural History of Queen Charlotte’s Sound, Cloudy Bay, Tory’s Channel, Port Nicholson, and the Surrounding Country”, in: *The New Zealand Journal* 1 (1840), Nr. 1 (Extra) v. 05.05., S. 6f. u. Nr. 9 v. 23.05., S. 121f.

Auszug aus 8a, gez. „D.[octor] Dieffenbach“ (S. 122). Das in London von 1840 bis 1850 erschienene *New Zealand Journal* war das offizielle Organ der New Zealand Company,²¹ für die ED bis 1841 als Naturforscher tätig war.

[8c]

Auszug aus 8a, in: *The South Australian Colonist and Settlers’ Weekly Record of British, Foreign and Colonial Intelligence* 1 (1840), Nr. 18 v. 07.07., S. 278.

[8d]

Report to the New Zealand Company, in: *The Twelfth Report of the Directors of the New Zealand Company, Presented to an Adjourned Special Court of Proprietors, Held on the 26th April, 1844*. London: Palmer & Clayton 1844, Appendix F: No. 6, S. 66F-98F.

[9a]

Description of the Chatham Islands, in: *The New Zealand Gazette and Wellington Spectator* 1 (1840), Nr. 16 v. 25.07., S. 3f., Nr. 24 v. 19.09., S. 3f. u. Nr. 25 v. 03.10., S. 3f. (mehr nicht erschienen).

Von Mai bis Juli 1840 bereiste ED in Begleitung von Richard Davies Hanson (1805-1876), einem Agenten der New Zealand Company,²² und des Malers Charles Heaphy (1820-1889)²³ die etwa 650 Kilometer südöstlich der Nordinsel von Neuseeland gelegene Gruppe der Chatham Inseln (Moriori: Rekohu, Māori: Wharekauri),²⁴ um diese für Kolonisationszwecke zu erschließen.

[9b]

dass., in: *The New Zealand Journal* 2 (1841), Nr. 35 v. 22.05., S. 125f. u. Nr. 38 v. 03.07., S. 158-160.

21 Thomas Morland Hocken, *A Bibliography of the Literature Relating to New Zealand*. Wellington 1909, S. 84f.

22 *Australian Dictionary of Biography*, Bd. IV (1972), S. 336-340.

23 Ian Sharp, *Heaphy. Explorer, Artist, Settler*. Auckland 2008.

24 Die Schreibweise der indigenen Ortsnamen folgt im vorl. Beitrag den Empfehlungen der Māori Language Commission – Te Taura Whiri i te Reo Māori (<http://www.tetaurawhiri.govt.nz/>; letzter Aufruf: 29.10.2017).

[9c]

dass., in: *The Sydney Monitor and Commercial Advertiser* 15 (1840), Nr. 1692 v. 13.10., S. [4], Nr. 1740 v. 09.12., S. [4] u. Nr. 1744 v. 12.12., S. [4].

[9d]

An Account of the Chatham Islands. Communicated by Dr. Ernest Dieffenbach, M.D., Naturalist to the New Zealand Company, and Printed with its Concurrence, in: *Journal of the Royal Geographical Society* 11 (1841), S. 195-215 (m. 1 Karte).

[9e]

Beschreibung der Chatham Inseln, in: [Carl Sieveking.] *Warrekauri*. [Hamburg: Privatdruck 1841], S. 17-37.

1841 erwarb eine Gruppe Hamburger Kaufleute unter Leitung des Senatssyndikus Karl Sieveking²⁵ von der New Zealand Company die Chatham Inseln zur Errichtung einer deutschen Kolonie („Warrekauri“). EDs Beitrag in der vorliegenden Werbeschrift sollte die Seriosität des letztlich am Widerspruch der britischen Regierung gescheiterten Unternehmens unterstreichen.²⁶ Vgl. hierzu auch den Artikel „Großbritannien. Neuseeland. Dr. Dieffenbach über die Chathaminseln“, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 52 v. 21.02.1842, S. [409]f.

[10a]

To the Editor of the „New Zealand Gazette“, in: *The New Zealand Gazette and Wellington Spectator* 1 (1840), Nr. 17 v. 01.08., S. 2f.

Nach ausgedehnten Reisen durch (die spätere Provinz) Taranaki und entlang des Flusses Mokau von November 1839 bis Februar 1840 empfiehlt ED das Gebiet um den Mount Taranaki (früher: Mt. Egmont) als günstigstes Siedlungsgebiet für auswanderungswillige Kleinbauern, da hier, im Gegensatz zur Ostküste der Nordinsel Neuseelands, genügend urbares Land zur Verfügung stehe. Im Hinblick auf spätere landwirtschaftliche Exporte in die Kolonien Neusüdwaales (Australien) und Van-Diemens-Land (Tasmanien) werden zudem die Flüsse und natürlichen Häfen der Insel beschrieben.

[10b]

Auszug aus 10a, in: *Australasian Chronicle* 2 (1840), Nr. 137 v. 24.09., S. [1].

[11a]

To the Editor of the „New Zealand Gazette“, in: *The New Zealand Gazette and Wellington Spectator* 1 (1840), Nr. 23 v. 12.09., S. 3f.

Leserbrief über eine im August 1840 mit William Deans (1817-1851)²⁷ durchgeführte Erkundung des nördlich von Port Nicholson (heute: Wellington) gelegenen Tals des Hutt

25 Heinrich Sieveking, *Karl Sieveking 1787-1847. Lebensbild eines hamburgischen Diplomaten aus dem Zeitalter der Romantik*, 3 Bde. Hamburg 1923-1928.

26 Malina Emmerink, *Hamburger Kolonisationspläne 1840-1841. Karl Sievekings Traum einer „Deutschen Antipodenkolonie“ im Südpazifik*. Hamburger postkoloniale Studien, 2. München 2014.

27 *Dictionary of New Zealand Biography*, Bd. I (1990), S. 102f.

River (Māori: Te Awa Kairangi bzw. Heretaunga) zur Erschließung von Farmland in den Regionen Manawatū und Wairarapa.

[11b]

The Valley of the Hutt. Dr. Dieffenbach's Narrative, Addressed to the Editor of the New Zealand Gazette, in: *The New Zealand Journal* 2 (1841), Nr. 29 v. 27.02., S. 50-52.

[12]

Dr. Dieffenbach's Report. Report to the Directors of the New Zealand Company, Respecting the Natural Productions and Present State of New Zealand, in: *The New Zealand Journal* 2 (1841), Nr. 30 v. 13.03., S. 61-63, Nr. 31 v. 27.03., S. 82f. u. Nr. 32 v. 10.04., S. 86f.

Zweiter offizieller Bericht über die Fahrten der „Tory“ (September bis November 1839) von den Marlborough Sounds nach Port Nicholson (heute: Wellington) und nordwärts entlang der Kapitikküste bis Ōtaki. Im Oktober ging die „Tory“ vor der Insel Kapiti vor Anker, um mit dem dort residierenden Ngāti Toa-Chief Te Rauparaha (?-1848)²⁸ über Landkäufe im heutigen Stadtgebiet von Nelson im Norden der Südsinsel zu verhandeln. Kurze Schilderung der Schlacht von Te Kuititanga bei Waikanae am 16. Oktober 1839, nach der ED vielen Verwundeten der verfeindeten Ngāti Raukawa und Te Āti Awa ärztlichen Beistand leistete.

[13]

Briefe eines jungen Deutschen von der andern Seite der Erdkugel, in: *Intelligenzblatt für die Provinz Oberhessen im Allgemeinen, den Kreis Friedberg und die angrenzenden Bezirke im Besonderen* 7 (1840), Nr. 45 v. 07.11., S. 310-312.

Anonyme Mitteilung dreier Briefe EDs an die Familie, davon zwei aus Neuseeland (Cloudy Bay, 10.10.1839, und Eastbay, Queen Charlotte Sound, 10.11.1839), durch den Hrsg. des *Intelligenzblattes*, Johann Philipp Dieffenbach (s. Einleitung).

[14a]

New Zealand, and its Native Population. Published under the Patronage of the Aborigines' Protection Society. London: Smith, Elder, & Co. 1841. 8°; 30, 2 S.

Mit der Titelvariante *New Zealand, and the New Zealanders* (Umschlag). Als korrespondierendes Mitglied der 1837 von Thomas Hodgkin (s. Nr. 2) u. a. Philanthropen in London gegründeten Aborigines' Protection Society²⁹ resümiert ED seine Begegnungen mit der indigenen Bevölkerung der Marlborough Sounds, der Cookstraße und der Kapitikküste während der ersten Monate seines Forschungsaufenthaltes in Neuseeland und stellt vignettenhaft ihre Kultur und Lebensweise vor. Entgegen späteren Aussagen (s. *Travels in New Zealand*, Nr. 17) wird der Einfluss der Europäer auf die lokalen Māori hier noch weitgehend positiv bewertet, indem sie deren Lebensumstände zu bessern und sie bei intertribalen Auseinan-

28 Ebenda, S. 504-507.

29 James Heartfield, *The Aborigines' Protection Society. Humanitarian Imperialism in Australia, New Zealand, Fiji, Canada, South Africa, and the Congo, 1836-1909*. London 2011.

dersetzungen zu schützen vermochten. Ein Vorwort (S. [iii]-x) vmtl. aus der Feder von Thomas Hodgkin stellt den Autor und dessen Tätigkeit für die Gesellschaft vor.

[14b]

Extracts from Dr. Dieffenbach's „New Zealanders“, in: *The New Zealand Journal* 2 (1841), Nr. 25 v. 16.01., S. 10 u. Nr. 27 v. 30.01., S. 32.

[14c]

New Zealand and its Native Population, in: *The New Zealand Journal* 2 (1841), Nr. 41 v. 07.08., S. 202-204, Nr. 44 v. 18.09., S. 238f., Nr. 45 v. 02.10., S. 250f. u. Nr. 46 v. 16.10., S. 260f.

[15]

Letter from Dr. Dieffenbach, Describing the Present State of Te Wanga Lake in Chatham Island, in: *Journal of the Royal Geographical Society* 12 (1842), S. 142.

Mitteilung eines Schreibens von Charles Heaphy über die nach einem Sturm seewärts erfolgte Schließung des Te Wanga Lake, des wichtigsten natürlichen Hafens der Insel Wharekauri (vgl. Nr. 9a/e).

[16a]

On Phormium Tenax as a Substitute for Sarsaparilla, in: *The Chemical Gazette, or, Journal of Practical Chemistry, in all its Practical Applications to Pharmacy, Arts and Manufactures* 1 (1842/43), Nr. 6 v. 14.01., S. 149f.

Ein aus den Wurzeln des neuseeländischen Flachses (*Phormium tenax*) gewonnener Sud soll die bis dahin zur Heilung u. a. der Syphilis genutzte Stechwinde (*Smilax*, Sarsaparille) ersetzen.

[16b]

Medicinal Qualities of the Phormium Tenax. Letter to the Editor of the *Chemical Gazette*, on Phormium Tenax as a Substitute for Sarsaparilla, in: *The New Zealand Journal* 4 (1843), Nr. 79 v. 21.01., S. 17.

[16c]

dass., in: *The New Zealand Gazette and Wellington Spectator* 4 (1843), Nr. 274 v. 23.08., S. 3.

[16d]

dass., in: *The Daily Southern Cross, New Zealand Guardian, and Auckland, Thames, and Bay of Islands Advertiser* 1 (1843), Nr. 25 v. 07.10., S. 4.

[16e]

Auszug aus 16c, in: *The Weekly Register of Politics, Facts and General Literature* 1 (1843), Nr. 16 v. 11.11., S. 236.

[17]

Travels in New Zealand. With [Contributions to] the Geography, Geology, Botany, and Natural History of that Country. London: John Murray 1843, 2 Bde. 8°; VII, 431 u. IV, 396, 4 (Anzeigen) S. m. 4 getönten Lithographien v. Day & Haghe nach Joseph Jenner Merrett u. 2 Titelvignetten.

EDs Hauptwerk, ein Klassiker der neuseeländischen Reiseliteratur,³⁰ enthaltend in Bd. I die eigentliche Beschreibung seiner Reisen durch die Nordinsel von 1839 bis 1841 mit einem Abriss der endemischen Flora sowie in Bd. II einzelne Aspekte der Kultur und Lebensweise der Māori,³¹ eine Aufstellung der Fauna des Landes von John Edward Gray (1800-1875), Kurator der zoologischen Sammlungen am Britischen Museum, und ein umfassendes Kapitel zur indigenen Sprache, Te Reo Māori, mit beispielhaften Redewendungen, einer Grammatik und einem Vokabularium. Nach Johannes Andersen³² erschienen zwei Ausgaben der ersten und einzigen Auflage: Neben einer Titelvariante (*With the Geography [...]* vs. *With Contributions to the Geography [...]*) betrifft dies v. a. die im Vorwort der ersten, äußert seltenen Ausgabe zu lesende Bemerkung: „My researches as Naturalist to the New Zealand Company might have been far more complete, had it been in my power to make an entire survey of New Zealand, but this was denied me“ (S. iii, Hervorhebung d. Verf.), die in der zweiten Ausgabe geändert wurde in: „[...] but circumstances rendered this impossible“. Eine Zensur durch die New Zealand Company ist umso wahrscheinlicher, als ED am 8. Februar 1843 aus Gießen an J. E. Gray schreibt: „[...] it seems as if the Company found fault with some expressions in it [*Travels*], and intended to make alterations; on the eve of [my] parting [from London] I could do nothing else than to protest against such a proceeding; and in this very moment I do not know, whether the Volumes have been given out.“³³ Vgl. hierzu auch den Tagebucheintrag eines Angestellten der New Zealand Company, John Wallis Barnicoat (1814-1905),³⁴ vom 9. Februar 1843: „He [Dieffenbach] was about to publish a book on New Zealand when the Company intimated through their solicitors that proceedings would be instituted against him if he published anything unfavourable to their interests. After this threat proposals were made (not exactly from the same quarters) of an arbitration the event of which was that the Dr. consented to accept £ 500 and give all his manuscripts up together [with] their copyright to the New Zealand Company of which of course they may publish as much as suits their own purposes. In this way all truths unfavourable to the Colony are suppressed and the favourable ones are put forward to convey an idea of New Zealand, thus giving rise to those extravagant notions of this country which result in feelings of intensely bitter disappointment.“³⁵ Die erste Ausgabe der *Travels* enthielt überdies in Bd. I eine „Map of the Colony of New Zealand, from Official Documents“ – „pub[lish]e[d]. 2nd Jan. 1843“ – des Londoner Kartographen John Arrowsmith (1790-1873).

30 Vgl. Lydia Wevers, *Country of Writing. Travel Writing and New Zealand 1809-1900*. Auckland 2002.

31 Diese werden heute kritisch besonders in Fragen der korrekten Wahrnehmung des Verwandtschaftssystems der Māori und ihrer daraus resultierenden tribalen Organisation gesehen; vgl. u. a. Angela Ballara, *Iwi. The Dynamics of Maori Tribal Organisation from c. 1769 to c. 1945*. Wellington 1998, S. 65f. u. passim.

32 *The Lore of New Zealand Book Collecting*. Auckland 1936, S. 43f.

33 Natural History Museum, Archives, London (ZOO/200/144/166).

34 *An Encyclopaedia of New Zealand*, Bd. I (1966), S. 159.

35 John W. Barnicoat, *Journal 1841-1844* (Alexander Turnbull Library, Wellington), hier zit. nach Bell, *Ernest Dieffenbach ...* (wie Anm. 3), S. 86.

[18a]

On the Study of Ethnology. Read at a Meeting Preliminary to the Formation of the Ethnological Society, Held at Dr. Hodgkin's, 9 Lower Brook Street, Grosvenor Square, Jan. 31, 1843. [London: Richard Watts 1843]. 8°; 11 S.

Grundsatzreferat anlässlich der Gründung der Ethnological Society of London, die aus der Aborigines' Protection Society hervorging (s. Nr. 14a). Entgegen dem heutigen Selbstverständnis der Ethnologie als akademischer Disziplin umfasst das Studium des Menschen hierin für ED keine historischen und geographischen Grenzen und bezieht auch die Physische Anthropologie und eine Vergleichende Sprachwissenschaft mit ein.³⁶

[18b]

The Study of Ethnology, or the Physical and Moral History of Mankind, in: *The London Polytechnic Magazine and Journal of Science, Literature, and the Fine Arts* [1] (1844), S. 149-155.

Wie 18a, jedoch mit dem Vermerk auf S. 149 (Fußnote): „The above paper was read at a Meeting preliminary to the formation of the London Ethnological Society. *It has not before been published.*“ (Hervorhebung d. Verf.)

[18c]

The Study of Ethnology, in: *Journal of the Ethnological Society of London* 1 (1848), S. 15-26.

[19]

Ueber die neuseeländische Sprache. (Aus Ernst Dieffenbachs Werk über Neuseeland), in: *Das Ausland* 16 (1843), Nr. 93 v. 03.04., S. [369].

Bei den Nrn. 19-28 handelt es sich um Auszüge aus Bd. II der *Travels in New Zealand* (Nr. 17) in deutscher Sprache für das in Stuttgart und Tübingen erschienene Cotta-Journal *Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des sittlichen Lebens der Völker* (später: *Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde*)³⁷ auf deren Nachweis im englischen Original hier i. E. verzichtet wird.

[20]

Die Bewohner Polynesiens, in: *Das Ausland* 16 (1843), Nr. 118 v. 28.04., S. [469]f.

[21]

Skizzen aus Neuseeland. (Nach Dieffenbachs Werk.) Die Eingebornen, in: *Das Ausland* 16 (1843), Nr. 137 v. 17.05., S. [545]f.

36 Vgl. Rolf Herzog, Dieffenbach und die Anfänge der Völkerkunde in London, in: *Abhandlungen und Berichte des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden* 44 (1990), S. 125-132. Zu Geschichte und Programm der Ethnological Society of London, die 1871 im Anthropological Institute of Great Britain aufging, s. auch George W. Stocking Jr., What's in a Name. The Origins of the Royal Anthropological Institute (1837-1871), in: *Man* NS 6 (1971), S. 369-390.

37 Alfred Estermann, *Die deutschen Literatur-Zeitschriften 1815-1850. Bibliographie, Programme, Autoren*, Bd. IV. Nendeln 1977, Nr. 4.125.

[22]

Skizzen aus Neuseeland. (Nach Dieffenbachs Werk.) Die Krankheiten der Eingebornen, in: *Das Ausland* 16 (1843), Nr. 144 v. 24.05., S. [573]f.

[23]

Skizzen aus Neuseeland. (Nach Dieffenbachs Werk.) Die Kinder. – Das Tätowieren, in: *Das Ausland* 16 (1843), Nr. 150 v. 30.05., S. [597]f.

[24]

Skizzen aus Neuseeland. (Nach Dieffenbachs Werk.) Die Ehe, in: *Das Ausland* 16 (1843), Nr. 165 v. 14.06., S. [657]f.

[25]

Skizzen aus Neuseeland. (Nach Dieffenbachs Werk.) Die Nahrung der Eingebornen, in: *Das Ausland* 16 (1843), Nr. 171 v. 20.06., S. [681]f.

[26]

Skizzen aus Neuseeland. (Nach Dieffenbachs Werk.) Ursprung der Einwohner, in: *Das Ausland* 16 (1843), Nr. 180 v. 29.06., S. [717]f.

[27]

Rangclassen unter den Neuseeländern. (Aus Dieffenbachs: Reisen in Neuseeland), in: *Das Ausland* 16 (1843), Nr. 256 v. 13.09., S. 1023.

[28]

Das Tapu in Neuseeland. (Aus Dieffenbachs: Reisen in Neuseeland), in: *Das Ausland* 6 (1843), Nr. 257 v. 14.09., S. 1027f.

[29]

Justus Liebig, *Familiar Letters of Chemistry, and its Relation to Commerce*, hrsg. v. John Gardner. London: Taylor & Walton 1843. 8°; XII, 179 S.

Der Anteil EDs an der englischen Übersetzung von Liebig's *Chemischen Briefen* ist bislang ungeklärt. Gegenüber seinem Verleger Eduard Vieweg erklärt er am 18. Januar 1844: „Ich erhielt soeben von Herrn Taylor & Walton in London die Anzeige, daß mein Antheil an dem Profit der Uebersetzung von Liebig's Briefen £ 50 beträgt, die aber erst bis zum 4^{ten} October d. Jahres fällig werden.“³⁸ Liebig schreibt in seinem „Giessen, Aug. 1843“ datierten Vorwort zur editio princeps der *Briefe* lediglich: „My friend, Dr. Ernst Dieffenbach, one of my first pupils, who is well acquainted with all the branches of Chemistry, Physics, Natural History, and Medicine, suggested to me that a collection of these Letters would be acceptable to the English public, which has so favourably received my former works.“³⁹

38 Universitätsbibliothek Braunschweig, Vieweg-Archive (V1D:41).

39 Zit. nach Carlo Paolini, *Justus von Liebig. Eine Bibliographie sämtlicher Veröffentlichungen*. Heidelberg 1968, S. 106.

[30]

Charles Darwin's, Secretair's der geologischen Gesellschaft in London, Naturwissenschaftliche Reisen nach den Inseln des grünen Vorgebirges, Südamerika, dem Feuerlande, den Falkland-Inseln, Chiloe-Inseln, Galapagos Inseln, Otabeiti, Neubolland, Neuseeland, Van Diemen's Land, Keeling-Inseln, Mauritius, St. Helena, den Azoren &c. Braunschweig: Friedrich Vieweg & Sohn 1844, 2 Tle. in 1 Bd. 8°; XVI, 319 S. u. VIII, 301 S. m. 1 gest. Karte u. Textholzstichen.

Erste deutsche Übersetzung und Bearbeitung von Darwins Reisebericht *Journal of Researches into the Geology and Natural History of the Various Countries Visited by H.M.S. Beagle Round the World, Under the Command of Capt. Fitz Roy R. N.* (London: Henry Colburn 1839), der seinen Weltruhm begründete. Dieffenbachs Kontakt zu Darwin⁴⁰ kam über Alexander von Humboldt zustande, die Vermittlung der Übersetzung an Vieweg durch Justus Liebig.⁴¹

[31a]

On the Geology of New Zealand by Dr. Dieffenbach, in: *The Athenæum. Journal of Literature, Science, and the Fine Arts*, Nr. 923 v. 05.07.1845, S. 677.

Zusammenfassung eines Vortrags für die British Association for the Advancement of Science (s. Nr. 31c), die 1831 nach dem Vorbild der Gesellschaft deutscher Naturforscher und in Ablehnung der elitär-konservativen Haltung der Royal Society gegenüber einer Popularisierung der Naturwissenschaften gegründet worden war.⁴²

[31b]

Sur la géologie de la Nouvelle-Zélande, in: *Nouvelle annales des voyages et de sciences géographiques* 108 [= 5. sér., vol. 4] (1845), S. 380-382.

[31c]

On the Geology of New Zealand, in: *Report of the Fifteenth Meeting of the British Association for the Advancement of Science Held at Cambridge in June 1845. Notices and Abstracts of Miscellaneous Communications to the Sections*. London: John Murray 1846, S. 50.

[31d]

On the Geology of New Zealand. By Doctor Dieffenbach. (From the Proceedings of the British Association for the Advancement of Science – Fifteenth Meeting. – Athenæum, July, 1845.) June 21, 1845, in: *The Tasmanian Journal of Natural Science, Agriculture, Statistics, &c.* 2 (1846), S. 449-445.

[32]

[Auszüge aus Dr. Ernst Dieffenbachs handschriftlichen meteorologischen Tagebuch auf seiner Reise um die Welt in den Jahren 1839-1841, mitgeteilt von Wilhelm

40 Vgl. Darwin Correspondence Project (<https://www.darwinproject.ac.uk/letters>; letzter Aufruf: 12.10.2017).

41 Junker/Backenköhler, Vermittler ... (wie Anm. 6), S. S. 252-254.

42 Osbert J. R. Howarth, *The British Association for the Advancement of Science. A Retrospect, 1831-1921*. London 1922.

Mahlmann], in: *Monatsberichte über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* NF 3 (1846), S. 55-72.

Nachdem ED bereits am 10. Juni 1843 vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen (nicht veröffentlichten) Vortrag „über die Eingeborenen Neu-Seelands, ihre Sitten und ihre Lebensweise“ gehalten hatte,⁴³ legt der Geograph und Meteorologe Wilhelm Mahlmann (1812-1848) hier dessen einschlägige statistische Aufzeichnungen vor.

[33]

On Mineral Manure. By Professor Liebig. A Verbal Communication by Ernest Dieffenbach, M.D. (of Berlin), in: *Report of the Fifteenth Meeting of the British Association for the Advancement of Science Held at Cambridge in June 1845. Notices and Abstracts of Miscellaneous Communications to the Sections*. London: John Murray 1846, S. 39.

Über die Vorteile der Anwendung des anorganischen Mineraldüngers und seine notwendig verschiedenen Komponenten bei unterschiedlichen Klimaten, Böden und Getreidearten. ED hielt sich 1845/46 auf Veranlassung Liebig's erneut in England auf, um den Einsatz des Düngers unter Landbesitzern zu propagieren.⁴⁴

[34]

Großbritannien. Stadt- und Landwirthschaft, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 151 v. 31.05.1846, S. [1201]-1203.

Gelegentlich der bevorstehenden Aufhebung der Korngesetze (Corn Laws), die seit 1815 die heimische Landwirtschaft durch Schutzzölle und Einfuhrverbote von Getreide protegierten, erörtert ED die Problematik niedriger Ernteerträge durch den mangelnden Einsatz natürlichen Düngers. Die regulierte Ableitung von Abwässern mit menschlichen Exkrementen in den Städten sowie deren Einsatz in der Landwirtschaft könne hier Abhilfe schaffen und zugleich die hohe Sterblichkeit der Bevölkerung durch Typhus und Cholera in den Armenbezirken vermindern helfen.

[35]

Herrn Brooke's Abenteuer in Borneo, in: *Das Ausland* 19 (1846), Nr. 153 v. 02.06., S. 611f., Nr. 154 v. 03.06., S. 615f. u. Nr. 155 v. 04.06., S. 619f.

Bericht über die Fahrten des britischen Abenteurers James Brooke (1803-1868)⁴⁵ nach Sarawak und die Bekämpfung malaiischer Piraten im Auftrag des Sultans Omar Saiffudin II. nach Henry Keppel, *The Expedition of H.M.S. Dido for the Suppression of Piracy; with Extracts from the Journal of James Brooke, Esq. of Sarawak* (London 1846).

[36]

Die gelehrten Gesellschaften Londons, in: *Das Ausland* 19 (1846), Nr. 157 v. 06.06., S. [625]f.

Kritik an der Käuflichkeit der Mitgliedschaft in einer der zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften Londons, die „hier für ganz andere Zwecke gestiftet [werden] als für

43 *Monatsberichte über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* NF 1 (1844), S. 85.

44 Neill Busse, *Der Meister und seine Schüler. Das Netzwerk Justus Liebig's und seiner Studenten*. Studia Giessensia, NF 2. Hildesheim usw. 2015, S. 161 u. passim.

45 Nigel Barley, *White Rajah. A Biography of Sir James Brooke*. London 2002.

Gelehrte; sie sind dafür da, daß vornehme und reiche Leute auf wohlfeile Art den Namen von Beschützern der Wissenschaften erhalten können, indem sie auf diese Weise wöchentlich oder monatlich einmal als Präsidenten, Vicepräsidenten oder Mitglieder des Vorstands vor die Augen des Publikums gebracht werden, und dann besonders dafür, daß aus den Fonds der Gesellschaft der Secretär und Bibliothekar eine gute Wohnung und Besoldung erhalten.“ Einzig der Royal Geographical Society konzidiert ED eine gewisse Gemeinnützigkeit, indem deren Mitglieder bei ihren Zusammenkünften „immer bereit [sind], Auskunft zu geben.“

[37]

Die Indianer jenseits der Felsengebirge, in: *Das Ausland* 19 (1846), Nr. 157 v. 06.06., S. 627f.

Anlässlich eines Vortrags des schottischen Naturforschers John Scouler⁴⁶ „On the Indian Tribes Inhabiting the North-West Coast of America“⁴⁷ vor der Londoner Ethnological Society (s. Nr. 18a) am 29. April 1846 resümiert ED die Lage der „indischen Bewohner“ Nordamerikas – jenseits *und* diesseits der Rocky Mountains („Felsengebirge“).

[38]

Das Land um den Pilcomayo, in: *Das Ausland* 19 (1846), Nr. 158 v. 07.06., S. 631f. Zusammenfassung einer Mitteilung des britischen Vizekonsuls in Bolivien, Charles Master-ton, „On the attempts made by the Bolivian Government to navigate the Pilcomayo, &c.“, die am 11. Mai 1846 auf der Mitgliederversammlung der Royal Geographical Society verlesen wurde.⁴⁸ Der Río Pilcomayo (Quechua: Pillkumayu) berührt als längster westlicher Nebenfluss des Río Paraguay in seinem Verlauf Teile von Bolivien, Paraguay, Argentinien und Brasilien.

[39]

Die Verbindung mit Australien, in: *Das Ausland* 19 (1846), Nr. 158 v. 07.06., S. 632. Das der Torresstraße östlich vorgelagerte Barrier Reef stellte lange ein Hindernis für die schnelle Schiffsverbindung Europas mit der australischen Kolonie New South Wales dar. Während Ludwig Leichhardt (1813-?) 1844-45 einen Landweg von Moreton Bay (heute: Brisbane) nach Port Essington, einer Militärstation an der Nordküste Australiens, suchte,⁴⁹ entdeckte John Lort Stokes (1811-1885) als Kommandeur des Forschungsschiffs H.M.S. Beagle während der Jahre 1837-43 eine sichere Einfahrt in das Barrier Reef, welche die Schiffsverbindung nach Sydney entlang der Ostküste des Kontinents auf 60 Tage verkürzte.⁵⁰ ED referiert die am 11. Mai 1846 vor der Royal Geographical Society vorgetragene

46 E. Charles Nelson, *John Scouler (c. 1804-1872), Scottish Naturalist. A Life, with Two Voyages.* Glasgow 2014.

47 Abgedruckt in: *Edinburgh New Philosophical Journal* 41 (1846), S. 168-192.

48 *The Athenaeum*, Nr. 969 v. 23.05.1846, S. 526.

49 Account of Dr. Ludwig Leichhardt's Expedition from Moreton Bay to Port Essington, Australia, in: *Journal of the Royal Geographical Society* 16 (1846), S. 212-238; über ihn Dietmar Henze, *Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde*, Bd. III. Darmstadt 2011, S. 182-190.

50 John Lort Stokes, *Discoveries in Australia; With an Account of the Coasts and Rivers Explored and Surveyed During the Voyage of H.M.S. Beagle in the Years 1837-38-39-40-41-42-43 [...]*, 2 Bde. London 1846.

Entdeckung in Kürze und verweist auf deren Nutzen für den Kohletransport von Newcastle nach Indien.

[40]

Etwas über das Innere von Australien, in: *Das Ausland* 19 (1846), Nr. 171 v. 20.06., S. [681].

1844-46 erkundete der britische Forscher Charles Napier Sturt (1795-1869) das bis dahin unbekannte Innere des australischen Kontinents, wobei er von Adelaide aus nördlich bis an den Rand der Simpson Desert vordrang. ED beschreibt die Fortschritte der Expedition nach einem Brief Sturts an einen nicht genannten Empfänger;⁵¹ die Ergebnisse der Expedition wurden erst 1849 veröffentlicht.⁵²

[41]

Großbritannien. Chemisches Laboratorium in London, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 176 v. 25.06.1846., S. 1404f.

Gelegentlich der von Prinz Albert am 16. Juni 1846 vorgenommenen Grundsteinlegung für ein Gebäude des Royal College of Chemistry konstatiert ED polemisch, „dass [dessen Gründung] letztlich Liebig's Verdienst sei und als unmittelbare Übertragung von dessen erfolgreichem Unterrichtsmodell nach Großbritannien verstanden werden müsse.“⁵³ Den Zustand der chemischen Lehre in Großbritannien kritisiert er als weitgehend prekär und verweist auf die mangelnden Kenntnisse der englischen Chemiefabrikanten.

[42]

Bericht über die geographische Gesellschaft in London, in: *Das Ausland* 19 (1846), Nr. 190 v. 09.07., S. 759f. u. Nr. 191 v. 10.07., S. 764.

Ein irreführender Titel: EDs „Bericht“ enthält die Zusammenfassung eines Vortrags von Lieut. Thomas Abel Brimage Spratt (1811-1888) vor der Royal Geographical Society über die Lage der Seen von Bizerta (hier: Benzerta) – in der Antike bekannt als Hipponitis Palus und Sisara Palus – in der Regentschaft Tunis, die der Referent im Frühjahr 1846 als Teilnehmer einer Expedition an Bord der H.M.S. Beacon besuchte.⁵⁴

[43]

Neuseeland und die Colonisation, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 191 v. 10.07.1846, S. 1523f.

51 Hierbei handelt es sich vmtl. um ein Schreiben Sturts an Sir John Barrow (1764-1848), Mitbegründer der Royal Geographical Society, das in deren Sitzung vom 27. April 1846 verlesen wurde (*Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung* 5 [1846], Nr. 168 v. 15.07., S. 671).

52 Charles Sturt, *Narrative of an Expedition into Central Australia, Performed Under the Patronage of Her Majesty's Government, During the Years 1844, 5, and 6 [...]*, 2 Bde. London 1849.

53 Busse, *Der Meister ...* (wie Anm. 44), S. 189. Hierzu auch William H. Brock, Ernst Dieffenbach's Comments on the State of Chemistry in Britain in 1846, in: *Ambix* 47 (2000), S. 121-134.

54 Remarks on the Lakes of Benzerta, in the Regency of Tunis [...], in: *Journal of the Royal Geographical Society* 16 (1846), S. 251-255.

Der drohende Bankrott der New Zealand Company⁵⁵ bietet ED Anlass für einen Rückblick über deren Kolonisationstätigkeit seit 1839. Als Gründe für ihr Misslingen benennt er die Wahl von Siedlungsorten ohne ausreichend urbares Hinterland auf der Nordinsel Neuseelands, die Opposition anglikanischer Missionare, die Wahl einer Hauptstadt Auckland seitens der Kolonialregierung an Stelle des bereits infrastrukturell erschlossenen Wellington, Landspekulationen und den Mangel an Arbeitskräften. Als „bevorzugtes Feld neuer Colonisationen“ empfiehlt er die wenig bevölkerte Südinsel, da hier ausreichend Land zur Verfügung stehe.

[44]

Die Skrophelkrankheit in England, in: *Das Ausland* 19 (1846), Nr. 195 v. 14.07., S. 779f.

Zur statistischen Häufigkeit der Skrofulose, einer Hauterkrankung mit Halsdrüsen geschwülsten (Hauttuberkulose) besonders im Kindesalter, in England und deren Behandlung nach den Untersuchungen des Arztes Benjamin Phillips (ca. 1805-1861).⁵⁶

[45]

Ueber die ausgestorbenen Riesenvögel Neuseelands, genannt Moa, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 226 v. 14.07., S. 1802-1804 u. Nr. 227 v. 15.08.1846, S. 1811-1813.

Im Februar 1841, während eines Aufenthalts in der Missionsstation Paihia auf der Nordinsel Neuseelands, diskutierte ED mit dem Missionar und Naturforscher William Colenso (1811-1899)⁵⁷ u. a. die Überreste eines ausgestorbenen Riesenvogels „called Moa (or Movie) by the natives“ (Nr. 17, Bd. II, S. 195 u. passim). Beiden war zu diesem Zeitpunkt noch nicht bekannt, dass der Paläontologe und vergleichende Anatom Richard Owen (1804-1892), Professor am Hunterian Museum des Royal College of Surgeons in London,⁵⁸ aus dem Fragment eines fossilen Oberschenkelknochens auf die Existenz eines flugunfähigen Vogels der Gattung *Dinornis* geschlossen hatte,⁵⁹ die nach heutigem Wissen aufgrund extensiver Bejagung durch die Māori bereits Ende des 14. Jahrhunderts ausgerottet worden war.⁶⁰ Der Artikel fasst den zeitgenössischen Sachstand zusammen und sucht Erklärungen für das Aussterben der Moa (s. auch Nr. 59).

55 Seit Mitte 1845 sah sich die Gesellschaft wegen offener Forderungen in Höhe von £ 60.000 in ihrer Existenz bedroht und konnte nur durch eine Intervention der britischen Regierung vor dem Ruin gerettet werden; ihre endgültige Auflösung erfolgte im Jahre 1858. Vgl. Patricia Burns, *Fatal Success. A History of the New Zealand Company*, hrsg. v. Henry Richardson. Auckland 1989.

56 Vgl. ders., *Scrofula; its Nature, its Causes, its Prevalence, and the Principles of Treatment*. London 1846.

57 Austin G. Bagnall u. George C. Petersen, *William Colenso. His Life and Journeys*, hrsg. v. Ian M. St George. Dunedin 2012 (überarb. Ausgabe der EA Wellington 1948); zur Moa-Frage ebd., S. 444-447.

58 Über den Förderer EDs und Gegenspieler Charles Darwins: Nicolaas A. Rupke, *Richard Owen. Biology without Darwin*. Chicago 2009.

59 Richard Owen, On the Bone of an Unknown Struthious Bird from New Zealand, in: *Proceedings of the Zoological Society of London* 7 (1839), S. 169-171.

60 Zusammenfassend Quinn Berentson, *Moa. The Life and Death of New Zealand's Legendary Bird*. Nelson 2012.

[46]

Großbritannien. London im August, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 249 v. 06.09.1846, S. 1989f.

Über die Vorteile der Viehfütterung mit Gerste anstatt Malz nach den Erkenntnissen Justus Liebig's und des an der Universität Glasgow lehrenden Chemikers Thomas Thomson (1779-1852).

[47]

Gr.[oßherzogtum] Hessen. Gießen, 16. Dec.[ember], in: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 355 v. 21.12.1846, S. 2836.

Zur Neuwahl des Vorstandes der Gießener Casinogesellschaft, über Neuzugänge an der juristischen Fakultät der Ludoviciana und die Bahnhofsfrage.

[48]

Der Besuch der deutschen und dänischen Naturforscher auf Island, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 358 v. 24.12., S. [2857]f. u. Nr. 359 v. 25.12.1846, S. [2865]f. Bericht über die 1846 von Robert Wilhelm Bunsen (1811-1899) in Begleitung von Sartorius von Waltershausen, Carl Bergmann, des französischen Mineralogen Alfred de Descloizeaux u. a. durchgeführte Island-Expedition zur Erforschung der Geysire und ihrer Funktionsweise.⁶¹

[49]

Gr.[oßherzogtum] Hessen. Gießen, 28. Dec.[ember], in: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 6 v. 06.01.1847, S. 44f.

Über konfessionelle Auseinandersetzungen Karl August Credners (1797-1857), Prof. der ev. Theologie an der Ludoviciana, mit deren ultramontanem Kanzler, Geheimem Staatsrat Justin von Linde (1797-1870), in Fragen der Dogmatik und Predigerausbildung.

[50]

Kartoffeln und Brod, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 16 v. 16.01.1847, S. 122-124.

Missernten und eine daraus resultierende Lebensmittelknappheit führten in den Jahren 1846/47 zur letzten vorindustriellen Hungerkrise Europas.⁶² Gravierende Ausfälle in der Roggenernte verteuerten seit Herbst 1846 den Brotpreis und zogen z. T. absurde Diskussionen um Ersatznahrungsmittel nach sich (s. Nr. 54). Als ernsthafte Alternative diskutiert ED die Beimischung von Kartoffeln in den Brotteig und bestimmt das sinnvolle Mischungsverhältnis nach nahrungsphysiologischen Grundsätzen.

61 Vgl. Martin Schwarzbach, Deutsche Islandforscher im 19. Jahrhundert – Begegnungen in der Gegenwart, in: *Jökull* 33 (1983), S. 25-32.

62 Wilhelm Abel, *Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis*. Hamburg u. Berlin 1974.

[51]

Großh.[erzogtum] Hessen. Gießen, 10. Jan.[uar], in: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 22 v. 22.01.1847, S. 174f.

Zur Neuwahl des Vorstandes der Gießener Casinogesellschaft und die Wahl eines Platzes für den neuen Bahnhof.

[52]

Ueber die Gegenwart von Arsenik und andern Metallen in Mineralwässern, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 108 v. 18.04.1847, S. [875]f.

[53]

Die Hochschule von Gießen, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 122 v. 02.05.1847, S. 972f.

Zur Aufhebung des Studienzangs an der medizinischen Fakultät, die Einführung öffentlicher Prüfungen ebd. und den rufschädigen „Handel mit Doctordiplomen“.

[54]

Die Lebensmittelnoth und die öffentlichen Rathgeber, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 128 v. 08.05.1847, S. [1017].

ED geißelt im vorliegenden Beitrag die zahlreich erschienenen Rathgeber, die angesichts der anhaltenden Hunger- und Teuerungskrise (vgl. Nr. 50) etwa „Kuchen aus Papier-maché“ als Notnahrung empfehlen, und rät zur genauen Analyse von Ersatznahrungsmitteln nach ihren jeweiligen Nährwerten. Besonderes Augenmerk gilt der Kartoffelstärke und ihres Verlustes beim Brennen von Schnaps.

[55]

Ueber die geologische Beschaffenheit von [Süd-]Amerika

- Erste Mittheilung, in: *Das Ausland* 20 (1847), Nr. 115 v. 14.05., S. [457]f. u. Nr. 116 v. 15.05., S. [461]-463.
- Zweite Mittheilung, in: ebd., Nr. 137 v. 09.06., S. [545]-547 u. Nr. 138 v. 10.06., S. 551.
- Dritte Mittheilung, in: ebd., Nr. 150 v. 24.06., S. [597 f]. u. Nr. 151 v. 25.06., S. 603f.
- Vierte Mittheilung, in: ebd., Nr. 165 v. 12.07., S. [657]f. u. Nr. 166 v. 13.07., S. [661]-663.
- Fünfte Mittheilung, in: ebd., Nr. 205 v. 27.08., S. [817]-819 u. Nr. 206 v. 28.08., S. 822f.
- Sechste und letzte Mittheilung, in: ebd., Nr. 207 v. 30.08., S. [825]-827.

Beeinflusst von Charles Lyells *Principles of Geology* (London 1830 u. ö.)⁶³ sowie besonders von Charles Darwins geologischen Beobachtungen über Südamerika,⁶⁴ erörtert ED die Frage nach der Hebung der Anden und beschreibt die fossilen Überreste ausgestorbener Landtiere – ohne jedoch deren Verschwinden als Folge von Konkurrenz und Selektion im Sinne der 1859 von Darwin in *On the Origin of Species* postulierten Evolutionstheorie erklären zu können.

[56]

Gr.[oßherzogtum] Hessen. Gießen, 28. Aug.[ust], in: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 245 v. 02.09.1847, S. 1957f.

Zur Frage der Neubesetzung des Amtes eines Referenten für Universitätsangelegenheiten beim Ministerium des Innern nach dem Weggang Justus von Lindes⁶⁵ und die Gründung einer Gießener „Gesellschaft für Selbstbacken“ zur Senkung des Brotpreises im Notjahr 1847 (vgl. Nr. 50).

[57]

Ein Wort über Fraas' Klima und Pflanzenwelt in der Zeit, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 257 v. 14.09.1847, S. 2049-2051.

Über eines der Hauptwerke des bayerischen Agrarwissenschaftlers Carl Nikolaus Fraas (1810-1875) zu Fragen der Veränderungen der Erdoberfläche und des Klimas durch den Menschen am Beispiel des Mittelmeerraums.⁶⁶

[58]

Johann Friedrich Dieffenbach, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 324 v. 20.11.1847, S. [2585].

Nekrolog auf J. F. Dieffenbach (vgl. Anm 17), der – seit 1840 als leitender Chirurg an der Berliner Charité tätig – am 11. November 1847 am Operationstisch verstarb.

63 Der britische Geologe Charles Lyell (1795-1875) entwickelte hierin das sog. Aktualitätsprinzip, wonach durch Beobachtung gegenwärtiger geologischer Phänomene Rückschlüsse auf die Bildung der Erdkruste gezogen werden können.

64 *Geological Observations on South America. Being the Third Part of the Geology of the Voyage of the Beagle [...]*. London 1846; über Darwins geologische Arbeiten vgl. Sandra Herbert, *Charles Darwin, Geologist*. Ithaca 2005.

65 Vgl. Eva-Marie Felschow u. Emil Heuser (Bearb.), *Universität und Ministerium im Vormärz: Justus Liebig's Briefwechsel mit Justin von Linde*. Studia Giessensia, 3. Gießen 1992.

66 *Klima und Pflanzenwelt in der Zeit, ein Beitrag zur Geschichte beider*. Landshut 1847; über Fraas: Fritz Andreas Zehetmaier, *Carl Nikolaus Fraas (1810-1875). Ein bayerischer Agrarwissenschaftler und Reformator der intensiven Landwirtschaft*. Miscellanea Bavarica Monacensia, 151. München 1995. Zur Thematik ausführlich: Engelhard Weigl, Wald und Klima. Ein Mythos aus dem 19. Jahrhundert, Kap. 4: Vom ökologischen Selbstmord im Mittelmeerraum zum ökologischen Selbstmord der Erde, in: *Alexander von Humboldt im Netz* (HiN) V, 9 (2004) (<http://www.uni-potsdam.de/romanistik/hin/hin9/weigl.htm>; letzter Aufruf: 08.10.2017).

[59]

Zur Geologie der Südseeinseln

- [I], in: *Das Ausland* 21 (1848), Nr. 18 v. 21.01., S. [69]f. u. Nr. 19 v. 22.01., S. 74f.
- dass.: Neuseeland. II, in: ebd., Nr. 66 v. 17.03., S. 263f., Nr. 67 v. 18.03., S. 266f., Nr. 68 v. 20.03., S. [269]-271 u. Nr. 69 v. 21.03., S. 274f.
- dass.: Neuseeland. III, in: ebd., Nr. 72 v. 24.03., S. [287]f., Nr. 73 v. 25.03., S. 290f. u. Nr. 74 v. 27.03., S. [293]f.
- dass.: IV, in: ebd., Nr. 188 v. 07.08., S. [749]-751.
- dass., Die Korallenbauten, in: ebd., Nr. 193 v. 12.08., S. [769]-771.
- dass.: 2. Franzen- oder Uferriffe, in: ebd., Nr. 228 v. 22.09., S. [909]f. u. Nr. 229 v. 23.09., S. 915.
- dass.: 3. Die Wallriffe oder Barrierriffe, in: ebd., Nr. 231 v. 26.09., S. 921f.
- dass.: 4. Ringinseln oder Atolle, in: ebd., Nr. 239 v. 05.10., S. [953]-955 u. Nr. 240 v. 06.10., S. 959f.
- dass.: 5. Theorie ihrer Entstehung. Senkungs- und Hebungsfächen der Südsee, in: ebd., Nr. 244 v. 11.10., S. 973-975 u. Nr. 245 v. 12.10., S. 978f.
- dass.: Die ausgestorbenen Riesenvögel Neuseelands, in: ebd., Nr. 249 v. 17.10., S. 993f.

Im Zentrum der Betrachtungen stehen die Theorien Charles Darwins zur Entstehung der Koralleninseln (*The Structure and Distribution of Coral Reefs [...]*. London 1842), über die der Autor in einen erbitterten Wissenschaftsstreit mit dem schweizerisch-amerikanischen Naturforscher Alexander Agassiz (1835-1910) geriet.⁶⁷

[60]

Ueber die geologische Beschaffenheit von Nordamerika

- I, in: *Das Ausland* 21 (1848), Nr. 20 v. 24.01., S. 77f. u. Nr. 21 v. 25.01., S. 82f.
- dass.: II, in: ebd., Nr. 50 v. 28.02., S. 197f. u. Nr. 51 v. 29.02., S. 203f.

Ausgehend von der zeitgenössischen, als vorbildlich erachteten geologischen Kartierung der USA unternimmt ED eine Beschreibung des nordamerikanischen Kontinents und schenkt besondere Beachtung der Erscheinung sog. erratischer Blöcke („Findlinge“) und ihrer Herkunft sowie der Entstehung des Mississippi-Deltas (s. auch Nr. 79a/b).

[61]

[Hrsg.] *Freie Hessische Zeitung*. Gießen: J. Ricker, Nr. 3 v. 23.03., Nr. 8 v. 04.04. u. Nr. 9 v. 06.04.1848.

Nach Hermann Schüling⁶⁸ erschienen nur annähernd 20 Nrn. der unter wechselnder Herausgeberschaft von ED, Carl Vogt (1817-1895) und Moriz Carrière (1817-1895) unter dem Motto „Alles durch das Volk. Jeder Arbeit ihr Lohn“ hrsg. Zeitung, von der nur wenige

67 Vgl. David Dobbs, *Reef Madness. Charles Darwin, Alexander Agassiz, and the Meaning of Coral Reefs*. New York 2005.

68 *Verzeichnis der bis zum Jahre 1979 in Gießen erschienenen Zeitungen*. Gießen 1983, S. 3.

Exemplare in öffentlichen Beständen nachweisbar sind.⁶⁹ EDs Herausgeberschaft nach den Exemplaren der UB Gießen ermittelt.

[62]

Deutsche Auswanderung und Colonieen [Promemoria von Dr. Ernst Dieffenbach, vorgelegt der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt], in: *Der deutsche Auswanderer. Centralblatt der deutschen Auswanderung und Kolonisierung* 2 (1848), Nr. 23 v. 03.06., Sp. 353-358.

Nationalistisch gefärbte Denkschrift zur vermeintlichen Notwendigkeit einer „systematischen“, d. h. gelenkten Auswanderung v. a. nach Argentinien sowie der „Herstellung einer deutschen Seemacht“ zum Schutze deutscher Auswanderer in deutschen Kolonien.⁷⁰

[63]

Die Aufgabe des geologischen Studiums. Bei Gelegenheit der Erlangung der venia docendi der philosophischen Facultät der Ludewigs-Universität zu Gießen. Gießen: J. Ricker 1849. 8°; 24 S.

Habilitationsschrift EDs, eingefordert als geologische Abhandlung von dem mit der Begutachtung seines bisherigen einschlägigen Werks beauftragten Lehrkörper der Ludoviciana, der sich in Person August Wilhelm von Klipsteins (1801-1894)⁷¹ als der englischen Sprache nicht mächtig bekannte.⁷² Die Ernennung EDs zum Privatdozenten erfolgte noch im gleichen Jahr, die zum a. o. Professor für Geognosie und Geologie im Mai 1850.⁷³

[64a]

Chemische Geologie, in: *Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Für 1847 u. 1848*, hrsg. v. Justus Liebig u. Hermann Kopp. Gießen: J. Ricker 1849, S. 1230-1320.

[64b]

Chemical Geology, in: *Annual Report of the Progress of Chemistry, and the Allied Sciences, Physics, Mineralogy, and Geology; Including the Applications of Chemistry to Pharmacy, Medicine, Agriculture, the Arts and Manufactures: by Justus Liebig [...] and H. Kopp*, vol. II: 1847-1848, hrsg. v. August Wilhelm Hofmann u. Warren de la Rue. London: Taylor, Walton & Maberly 1850, S. 453-523.

69 Adelheid Schäfer (Bearb.), *Hessische Zeitungen. Bestandsnachweise für die bis 1950 im Gebiet des ehemaligen Großherzogtums und Volksstaats Hessen erschienenen Zeitungen.* Darmstädter Archivschriften, 4. Darmstadt 1978, Nr. 207. Reprint in: Eckhart G. Franz u. Karl Murk (Hrsg.), *Der jüngste Tag, Wehr Dich. Die Zeitungen der oberhessischen Demokratie, Gießen 1848/1849*, Bd. III. Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission, 15,3. Darmstadt 1999.

70 Wiederabdruck in: Horst Gründer (Hrsg.), „... da und dort ein junges Deutschland gründen“. *Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis zum 20. Jahrhundert.* München 1999, S. 46-50; eine eingehende Textanalyse bei Felicity Rash, *The Discourse Strategies of Imperialist Writing. The German Colonial Idea and Africa, 1848-1945.* Routledge Critical Studies in Discourse, 9. New York u. London 2017, S. 35-41.

71 *Hessische Biographien*, Bd. III (1934), S. 63-68.

72 Bell, *Ernest Dieffenbach ...* (wie Anm. 3), S. 126f.

73 *Großherzoglich Hessisches Regierungsblatt*, Nr. 30 v. 22.06.1850, S. 266.

[65a]

Chemische Geologie, in: *Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Für 1849*, hrsg. v. Justus Liebig u. Hermann Kopp. Gießen: J. Ricker 1850, S. 783-830.

[65b]

Chemical Geology, in: *Annual Report of the Progress of Chemistry, and the Allied Sciences, Physics, Mineralogy, and Geology; Including the Applications of Chemistry to Pharmacy, Medicine, Agriculture, the Arts and Manufactures: by Justus Liebig [...] and H. Kopp*, vol. III: 1849, hrsg. v. August Wilhelm Hofmann u. Henry Bence Jones. London: Taylor, Walton & Maberly 1852, S. 554-589.

[66]

Texas. Von Ferdinand Römer. Bonn 1849, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 44 v. 13.02.1850, S. 701f.

Rezension des 1849 in Bonn bei Adolph Marcus erschienenen Werks von Ferdinand von Roemer (1818-1891) *Texas. Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes nach eigener Beobachtung geschildert.*⁷⁴

[67]

Mexico als Ziel für deutsche Auswanderung. Von C. Sartorius. Darmstadt 1850, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 61 v. 02.03.1850, S. 973f.

Rezension der gleichnamigen Veröffentlichung von Carl Christian Sartorius (1796-1872), der 1824 als Gießener „Schwarzer“ im Zuge der Demagogenverfolgung nach Mexiko emigriert war, 1849 jedoch für drei Jahre nach Deutschland zurückkehrte, um für die Auswanderung zu werben.

[68]

Eine Anekdote von Laplace, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 124 v. 04.05.1850, S. 1979.

Über die Förderung des jungen Mathematikers und Physikers Jean-Baptiste Biot (1774-1862) durch seinen Landsmann Pierre-Simon Laplace (1749-1827), mitgeteilt von ihm selbst: J.-B. Biot, Une anecdote relative à M. Laplace, lu à l'Academie française [...], in: *Journal des savants*, Februar 1850, S. 65-71.

[69]

Zweite Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Sir Charles Lyell, Präsidenten der geologischen Gesellschaft in London. Deutsch nach der zweiten Ausgabe des englischen Originals. Braunschweig: Friedrich Vieweg & Sohn 1851, 2 Bde. 8°; XIV, 353 S. u. XII, 357 S. m. 14 Textholzstichen.

Übersetzung von Lyells *A Second Visit to the United States of North America* (London: John Murray 1849). Entgegen seinen ersten „Reisen in Nordamerika“ (*Travels in North America* [...]). London 1845 u. ö., dt. EA Halle 1846) widmet sich Lyell (vgl. Anm. 63) in der vorlie-

74 Samuel Wood Geiser, *Naturalists of the Frontier*, IX: Ferdinand von Roemer and his Travels in Texas, in: *Southwest Review* 17 (1932), S. 421-460.

genden Publikation nicht allein geophysischen Aspekten, sondern beleuchtet auch politische, soziale und religiöse Zustände in den USA, womit sie auch für potentielle Auswanderer interessant und damit ein lohnendes Verlagsobjekt war.⁷⁵

[70a]

Chemische Geologie, in: *Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Für 1850*, hrsg. v. Justus Liebig u. Hermann Kopp. Gießen: J. Ricker 1851, S. 766-828.

[70b]

Chemical Geology, in: *Annual Report of the Progress of Chemistry, and the Allied Sciences, Physics, Mineralogy, and Geology; Including the Applications of Chemistry to Pharmacy, Medicine, Agriculture, the Arts and Manufactures: by Justus Liebig [...] and H. Kopp*, vol. IV: 1850, hrsg. v. August Wilhelm Hofmann u. Henry Bence Jones. London: Walton & Maberly 1853, S. 927-573.

[71]

Vorschule der Geologie. Eine Anleitung zur Beobachtung und zum richtigen Verständniss der noch jetzt auf der Erdoberfläche vorgehenden Veränderungen sowie zum Studium der geologischen Erscheinungen überhaupt. Nach dem „Geological Observer“ des Sir Henry T. de la Beche. Braunschweig: Friedrich Vieweg & Sohn 1852. 8°; XVIII, 624 S. m. 312 Textholzstichen.

Übersetzung und Bearbeitung von de la Bèches *The Geological Observer* (London: Longman, Brown, Green & Longmans 1851). Henry Thomas de la Bèches (1796-1855) Tätigkeit als erster Direktor des 1835 gegründeten „Geological Survey of Great Britain“⁷⁶ war EDs Vorbild für seine spätere Arbeit als (Ko-)Autor der *Geologischen Specialkarte des Grossherzogthums Hessen und der angrenzenden Gebiete* (Nr. 85 u. 86).

[72]

Chemische Geologie, in: *Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Für 1851*, hrsg. v. Justus Liebig u. Hermann Kopp. Gießen: J. Ricker 1852, S. 826-883.

[73]

Geologisches. Fortschritt oder Kreisbewegung in der unorganischen und organischen Natur?

- I. Unorganische Natur, in: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 203 v. 21.07., S. [3241] f., Nr. 204 v. 22.07., S. [3257]f. u. Nr. 205 v. 23.07.1852, S. [3273]f.
- dass., II., in: ebd., Nr. 208 v. 26.07.1852, S. [3321]f.
- dass., III., in: ebd., Nr. 226 v. 13.08.1852, S. 3610-3612.

75 Vgl. Leonard G. Wilson, *Lyell in America. Transatlantic Geology, 1841-1853*. Baltimore usw. 1998.

76 David G. Bate, Sir Henry Thomas de la Beche and the Founding of the British Geological Survey, in: *Mercian Geologist* 17 (2010), S. 149-165.

- dass., IV. Pflanzenwelt, in: ebd., Nr. 256 v. 12.09., S. [4089]f. u. Nr. 257 v.13.09.1852, S. [4105]-4107.

EDs Credo betreffend den natürlichen Fortschritt v o r Darwins *On the Origin of Species* (1859): „Gelingt es als oberstes Gesetz der Natur einen Fortschritt nachzuweisen von dem Einfachen zum Zusammengesetzten, von dem Niedrigeren zum Höheren, mit einem Worte: eine Entwicklung im Ganzen der Natur, wie wir eine solche in dem Individuum wahrnehmen; gelingt es zu gleicher Zeit den Zusammenhang, die innige Verknüpfung der Geschöpfe einer Periode unter einander und ihre Abhängigkeit von coëxistirenden Einflüssen, vom Boden und Klima, sowie die ihnen zu Grunde liegenden Organisationsgesetze darzuthun: so haben wir damit einen großen Schritt zu einer Philosophie der Geologie, der eigentlichen Aufgabe dieser wunderbaren Wissenschaft, vorwärts gethan. Dann werden wie die Natur nicht länger als ein fertiges Gebilde, sondern als ein allmählich Gewordenes und Werdenendes, zu immer größerer Mannichfaltigkeit Strebendes anerkennen müssen, in ihr die Manifestation einer stufenweise ins Reale übertretenden Schöpfungs-idee finden, ihr überhaupt das Princip des Werdens und Fortschreitens vindiciren [...].“

[74]

Chemische Geologie, in: *Jahresbericht über die Fortschritte der reinen, pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Für 1852*, hrsg. v. Justus Liebig u. Hermann Kopp. Gießen: J. Ricker 1853, S. 904-993.

[75a]

Ueber Verdrängungs-Pseudomorphosen von Quarz nach Schwerspath zu Griedel bei Butzbach, in: *Dritter Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde* (1853), S. 138-141.⁷⁷

[75b]

Auszug aus Nr. 75a, in: *Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie, Geognosie und Petrefakten-Kunde* (1853), S. 461-463.

[76]

Mitteilungen an Hrn. Dr. G.[ustav] Leonhard⁷⁸ gerichtet [Unter-meiocäne Wirbelthier-Fauna, Säugethiere, Fische, Vögel u.s.w. zu *Climbach* u. a. a. O. Hessens], in: *Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie, Geognosie und Petrefakten-Kunde* (1853), S. 685f.

[77]

Die geognostisch-paläontologische Sammlung der Universität Giessen, in: *Dritter Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde* (1853), S. 141-144.

⁷⁷ Vgl. hierzu Thomas Kirnbauer, Der Quarzgang und das Eisen- und Manganerz-Vorkommen von Griedel/Wetterau. Ein Beitrag zum Alter der Pseudomorphosenquarz-Gänge des Taunus, in: *Geologisches Jahrbuch Hessen* 112 (1984), S. 179-198.

⁷⁸ Gustav (von) Leonhard (1816-1878), seit 1853 o. Prof. für Mineralogie an der Universität Heidelberg; *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. XVIII (1883), S. 307.

Bestandsverzeichnis der einschlägigen akademischen Sammlung, deren Betreuung ED von August von Klipstein (s. Nr. 63) übernommen hatte.⁷⁹

[78]

Gr.[oßherzogtum] Hessen. Gießen, in: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 70 v. 11.03.1853, S. 1107.

Über den schwindenden Ruf der Ludoviciana anlässlich des bevorstehenden Wechsels von Moriz Carrière (1817-1895) an die Münchener Akademie der Bildenden Künste sowie der bereits 1852 erfolgten Berufung Justus von Liebig an die Ludwig-Maximilians-Universität.

[79a]

Die Mündungen des Mississippi [sic], in: *Das Ausland* 26 (1853), Nr. 11 [o. D.], S. 251-253.

Bericht über die Bemühungen einer Vertiefung der Mündungen des Mississippi zur Verhinderung von Überschwemmungen sowie deren Schiffbarmachung unter Bezug auf den 1850/51 von Charles Ellet Jr. (1810-1862) im Auftrag des US Secretary of War durchgeführten „Mississippi Delta Survey“.⁸⁰

[79b]

Ueber die Ursachen der Bildung der Barren an den Mündungen des Mississippi [sic], und die Mittel zu ihrer Besserung, in: *Das Ausland* 26 (1853), Nr. 12 [o. D.], S. 269-273.

Fortsetzung von Nr. 79a unter besonderer Berücksichtigung der Bildung von Sandbänken (Barren) und der langsam fließenden oder stehenden Gewässer (sog. *bayous*).

[80]

Die Ursprungsstätte des Edder-Goldes, in: *Vierter Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde* (1854), S. 150-152.

[81]

Geognostische Notizen, in: *Vierter Bericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde* (1854), S. 154-158.

Über Muschelkalk an der Amöneburg sowie Palagonit und Dysodil (Papier- bzw. Blätterkohle).

[82]

Mittheilungen an Hrn. Dr. G.[ustav] Leonhard gerichtet [Ueber den Gold-Bergbau an der Edder und die Geognosie des Fürstenthums Waldeck], in: *Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie, Geognosie und Petrefakten-Kunde* (1854), S. 324-326.

79 Siegfried Rösch, 150 Jahre mineralogisches Ordinariat in Gießen, in: *Gießener Universitätsblätter* 22 (1969), S. 22-53.

80 Charles Ellet Jr., *Report on the Overflows of the Delta of the Mississippi*. Washington 1852; über ihn Gene D. Lewis, *Charles Ellet Jr. The Engineer as Individualist*. Urbana/Ill. 1968.

[83]

Chemische Geologie, in: *Jahresbericht über die Fortschritte der reinen pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Für 1853*, hrsg. v. Justus Liebig u. Hermann Kopp. Gießen: J. Ricker 1854, S. 864-935.

[84]

Chemische Geologie, in: *Jahresbericht über die Fortschritte der reinen pharmaceutischen und technischen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie. Für 1854*, hrsg. v. Justus Liebig u. Hermann Kopp. Gießen: J. Ricker 1855, S. 878-918.

posthum erschienen:

[85]

Geologische Spezialkarte des Grossherzogthums Hessen und der angrenzenden Landesgebiete im Maasstabe von 1:50000. 2,1 (Text) und 2,2 (Karte): *Section Giessen der Karte des Grossh.[erzoglich]-Hess.[ischen] General-Quartiermeisterstabs*, hrsg. v. Mittelrheinischen Geologischen Verein Darmstadt: G. Jonghaus 1856.

[86]

[mit Rudolph Ludwig⁸¹] *Geologische Spezialkarte des Grossherzogthums Hessen und der angrenzenden Gebiete im Maasstabe von 1:50000*. 14,1 (Text) und 14,2 (Karte): *Section Allendorf der Karte des Grossh.[erzoglich]-Hess.[ischen] General-Quartiermeisterstabs*, hrsg. v. Mittelrheinischen Geologischen Verein. Darmstadt: G. Jonghaus 1870.

[87a]

Ernst Dieffenbach: Briefe aus dem Straßburger und Zürcher Exil 1833-1836. Eine Flüchtlingskorrespondenz aus dem Umkreis Georg Büchners (Teil I), mitgeteilt von Peter Mesenhöller, in: *Georg Büchner Jahrbuch* 8 (1990-94), S. 371-443.

[87b]

fass. (Teil II), in: *Georg Büchner Jahrbuch* 9 (1995-99), S. 649-735.

81 (1812-1880), Salineninspektor zu Nauheim, Mitbegründer des Mittelrheinischen Geologischen Vereins in Darmstadt (1851); *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. IXX (1884), S. 612-615.

Von Bären und Bärten – Carl Vogt und die Nordlandreise des Dr. Georg Berna¹

ROLF HAASER

Vorbemerkung

Am 31. März 2017 fand das 15. Colloquium des Frankfurter Polarclubs statt. Den Gastvortrag hielt ein Physiker aus Berlin namens Dr. Marcus Hildebrandt über eine im Sommer vorangegangenen Jahres unternommene Exkursion auf die im Polarmeer zwischen Island und Spitzbergen nördlich des Polarkreises gelegene Vulkaninsel Jan Mayen. (Abb. 1)

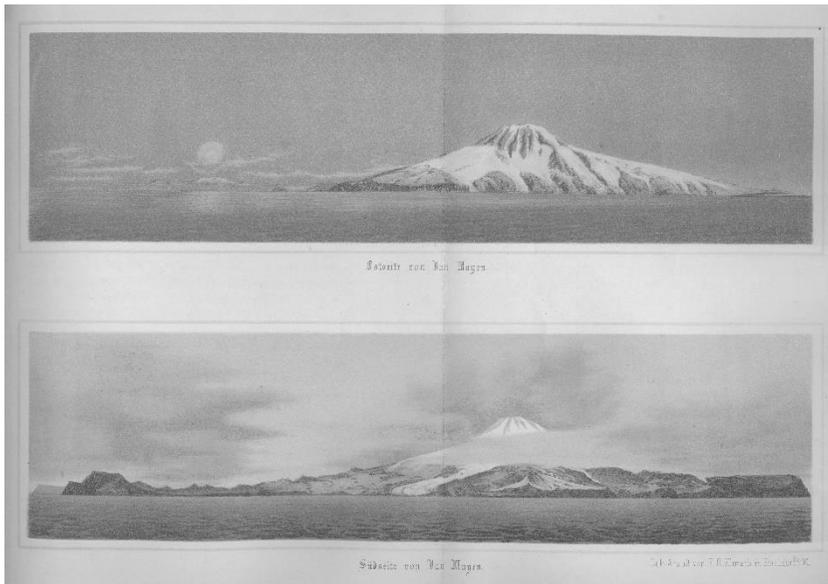


Abb. 1: Ansichten der Vulkaninsel Jan Mayen. Bildertafel nach J.H. Hasselhorst (aus: Carl Vogt, „Nord-Fahrt“, 1863, nach S. 274).

Die heute zum Königreich Norwegen gehörende, nach einem holländischen Walfänger des 17. Jahrhunderts benannte Insel wird von dem 2277 m hohen Beerenberg („Bärenberg“) beherrscht, „dem nördlichsten über dem Meeresspiegel gele-

1 Der vorliegende Beitrag basiert auf einem Vortrag, den der Verfasser am 15.9.2017 im Rahmen des Veranstaltungsprogrammes der Gemeinde Schöneck-Büdesheim „817-2017. 1200 Jahre Büdesheim“ gehalten hat. Ich danke Herrn Dr. Bernd Vielsmeier für die zuvorkommende logistische sowie inhaltlich kenntnisreiche Unterstützung nicht nur des Vortrages selbst, sondern auch der hier vorgelegten Ausarbeitung.

genen aktiven Vulkan der Erde,² dessen letzte Eruption 1985 stattfand.³ Es handelt sich um einen wahrhaften Lavakoloss, der vom Meeresgrund an gemessen in eine Höhe von etwa 5000 m aufsteigt und dessen sich in alle Himmelsrichtungen ergießende Gletscherströme an fünf Stellen das Meer erreichen.⁴

Dr. Frank Berger vom Historischen Museum der Stadt Frankfurt, Verfasser des 2007 erschienenen Ausstellungskataloges *Frankfurt und der Nordpol. Forscher und Entdecker im ewigen Eis*,⁵ hielt aus dem Anlass des Frankfurter Kolloquiums einen Einführungsvortrag. Darin berichtete Berger, wie er mit einer kleinen Gruppe Frankfurter Polarenthusiasten im Jahr 2009 die bis auf die kleine Besatzung einer meteorologischen Basisstation bis heute unbewohnte „Insel der blauen Füchse“, wie Jan Mayen gelegentlich genannt wurde, besuchte. Dieser Hinweis ist im Rahmen des vorliegenden Beitrages insofern von Interesse, als Berger und seine Vereinsfreunde vom Frankfurter Polarclub ihren Ausflug auf die Insel Jan Mayen gezielt auf den Spuren und bewusst in der Tradition einer historischen Polarexpedition des 19. Jahrhunderts – schon damals mit Frankfurter Beteiligung –, unternahmen.

In den Sommermonaten des Jahres 1861 veranstaltete nämlich der wohlhabende Frankfurter Kaufmann und Wissenschaftsliebhaber Dr. Georg Berna aus eigenem Antrieb heraus eine von ihm privat finanzierte Expedition ins nördliche Polarmeer. Der neben ihm wichtigste Protagonist dieser historischen Expedition war der aus Gießen stammende Genfer Professor Dr. Carl Vogt, eine der renommiertesten Naturforscherkapazitäten seiner Zeit, der den wissenschaftlichen Ertrag des riskanten Unternehmens garantieren und in Form eines Buches dokumentieren sollte. Die bedeutendste Leistung dieser beiden Herren war die Tatsache, dass sie die seit 1645 praktisch unbesuchte Vulkaninsel nicht nur angesteuert, sondern auch zweimal unter z.T. abenteuerlich anmutenden Umständen betreten hatten. Es ist faszinierend zu lesen, wie selbst so gestandene Hochgebirgsgeologen wie Carl Vogt und sein ebenfalls zum Expeditionsteam gehörender Kollege Amanz Gressly, die sich auf den hochalpinen Gletschergipfeln auskannten wie in der eigenen Westentasche, sich durch die schier unnahbare Erhabenheit des polaren Vulkangletschers beeindruckten ließen.

Die Wahrnehmung Carl Vogts sei hier kurz skizziert. Nachdem das Expeditionsschiff sich tagelang nahezu ohne optische Orientierung durch dichten Nebel

2 Siehe die Wikipedia-Artikel „Beerenberg (Jan Mayen)“ und „Jan Mayen“.

3 Vgl. die offizielle Web-Seite Jan Mayens: <http://www.jan-mayen.no>

4 Die Vulkaninsel Jan Mayen liegt im Arktischen Teil des Nordatlantischen Ozeans zwischen 70-72°N und 8-9°W, 550 km nordöstlich von Island und 500 km östlich von Grönland. Ihre Ausdehnung beträgt 53,6 km in der Länge und 2,5-15,8 km in der Breite. Der Kegel des Vulkangletschers liegt im nordöstlichen Teil der Insel. – Vgl. Krzysztow Birkenmajer: *Geology of Jan Mayen Island and Surroundings. An Overview*. In: Stig Skreslet (Hg.): *Jan Mayen Island in Scientific Focus*. Kluwer Academic Publishers, 2004, S. 13–26; hier S. 13.

5 Frank Berger, *Frankfurt und der Nordpol. Forscher und Entdecker im ewigen Eis*, [Ausstellung des Historischen Museums, Frankfurt am Main, 22. Dezember 2007 bis 9. März 2008]. (= Schriften des Historischen Museums Frankfurt am Main, Bd. 26. Hg. v. Jan Gerchow). Petersberg: Imhof, 2007. – Kapitel „Die Nordfahrt des Georg Berna 1861“, S. 32-51“.

vorwärtsgearbeitet hatte, tauchte plötzlich und erst nur für Sekunden, „eine gewaltige Schneekuppe in einer Lücke des Nebels, hoch am Himmel“ auf. Wenige Minuten darauf zeigte sich die Erscheinung noch einmal: „eine schräg aufsteigende Schneelinie mit einigen wenigen Felsgraten daran, etwa wie der linke Abhang des Mönchs von Interlaken aus gesehen – dann schließt sich wieder Alles in finsternen Nebel. Bald hebt sich der Vorhang ein wenig von der See aus und nun erscheint eine lange, dunkle Küste, etwa eine Meile von uns entfernt, an der hie und da die Brandung hoch wie kolossale Springbrunnen aufspritzt, und dann verschiedene Gletscher, die bis an das Meer herabgehen und in dem Nebel wie ungeheure Cascaden aussehen. [...] Jetzt, unmittelbar bevor ich schreibe, durch eine Nebellücke dritte Vorstellung der oberen Spitzen, vollständiger wie vorher, aber so schnell vorüber gleitend, wie ein Schattenbild in einer *camera obscura*. Das ist ein kolossales Gebirg.“⁶ Der wie eine archaische Naturgottheit scheinbar nach Lust und Laune sich spröde zeigende und dann wieder sich hinter einem Nebelvorhang verbergende Koloss fordert den Respekt seiner von der unberührten Natur ungerufenen Betrachter heraus, denn, – so das Fazit, das Vogt von dieser dreifachen Erscheinung zieht –, „es scheint eine Spezialität von Jan Mayen zu sein, diese Theatercoups im Nebel aufzuführen, und wir können nicht umhin, das anzuerkennen.“

Das ästhetische Gefühl des durch die Erhabenheit der Natur ausgelösten Schauers, das Vogt hier zumindest in Ansätzen evoziert, war im 18. Jahrhundert ein Topos der Naturschilderung, der sich in zahlreichen Beschreibungen von Alpenreisen fand.⁷ Vogts Text zeigt, dass auch im nachromantischen Zeitalter des naturwissenschaftlichen Materialismus die Kategorie des ästhetisch Erhabenen noch nicht völlig ausgedient hatte und zumindest an den Randbereichen der Zivilisation noch in einem gewissen Grade erlebbar bzw. erzählbar war. Jedenfalls zeigt die starke, Länder- und Sprachgrenzen übergreifende Rezeption der *Nord-Fahrt*, dass nicht zuletzt die Ästhetik der Landschaftsbeschreibungen und Naturschilderungen Vogts auf Resonanz und Akzeptanz stieß. Vogts Ansatz der Vermischung von exakter Wissenschaft mit Formen und Mitteln literarischer Belletristik war zweifellos zeitgemäß. Auch Jules Verne, der mit diesen beiden Polen narrativ spielte, kann beim Abfassen seiner *Voyage au centre de la terre* (*Die Reise zum Mittelpunkt der Erde*), in der Jan Mayen Erwähnung findet, Carl Vogts faszinierend geschriebenen Exkursionsbericht über eine ausführliche Nacherzählung des Buches in der *Revue de Deux Mondes* mittelbar zur Kenntnis genommen haben. Interessanter Weise erschien Jules Vernes Klassiker der Weltliteratur in seiner Erstfassung ein Jahr nach Carl Vogts *Nord-Fahrt*.

6 Carl Vogt, *Nord-Fahrt, entlang der Norwegischen Küste, nach dem Nordkap, den Inseln Jan Mayen und Island, auf dem Schooner Joachim Hinrich, unternommen während der Monate Mai bis Oktober 1861 von Dr. Georg Berna, in Begleitung von C. Vogt, H. Hasselborst, A. Gressly und A. Herzen. Erzählt von Carl Vogt. Mit einem wissenschaftlichen Anbange, drei Karten und fünfzig theils in Farben gedruckten, theils in Holz geschnittenen Illustrationen nach Originalzeichnungen von H. Hasselborst.* Frankfurt am Main: In Commission bei Carl Jügel, 1863, S. 269.

7 Carsten Zelle, Angenehmes Grauen. Literaturhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im achtzehnten Jahrhundert. Hamburg: Felix Meiner Verlag, 2017.

Die Route

Dem 1863 in Buchform veröffentlichten Expeditionsbericht Carl Vogts war eine Karte beigegeben, auf der die Reiseroute mit einer gestrichelten Linie eingezeichnet war. (Abb. 2) Man sieht deutlich, wie die Fahrt in drei Teile zerfällt. Erstens die Reise von Hamburg ans Nordkap mit Stationen u.a. in Stavanger, Bergen, Molde, Trondheim, Tromsø (heute: Tromsø) und zuletzt Hammerfest. Die zweite Etappe bildete das Anlaufen der Insel Jan Mayen, die auf einem Westkurs von Hammerfest aus erreicht wurde. Von dort aus wandte man sich dann drittens in überwiegend südlicher Richtung nach Island, der letzten Station der engeren Forschungsreise.



Abb. 2: Reiseroute der Expedition (Karte aus: Carl Vogt, „Nord-Fahrt“, 1863, S. 368).

Der ursprüngliche Reiseplan war vornehmlich auf Norwegen gerichtet. Es war vorgesehen, dass die Forschungsreisenden auf der Rückfahrt vom Nordkap wieder die norwegische Hafenstadt Bergen anlaufen sollten, wo man das Schiff verlassen und sich auf dem Landweg in das Stift Hardanger und Christiania (heute: Oslo)

begeben wollte.⁸ Der Zeitplan war aber in einer Weise auf den Kopf gestellt worden, dass man erst mit erheblicher Verspätung an der schottischen Küste anlangte, wo die Reise wegen der stürmischen Jahreszeit wohl oder übel für beendet erklärt werden musste. Statt des erhofften grandiosen Empfangs Ende September in Hamburg löste sich die Reisegesellschaft Anfang Oktober in dem westschottischen Küstenort Greenock in der Nähe von Glasgow mehr oder weniger sang- und klanglos auf. Lediglich der Betreuer der auf dem Schiff untergebrachten Sammlung machte die komplette Rundreise mit.

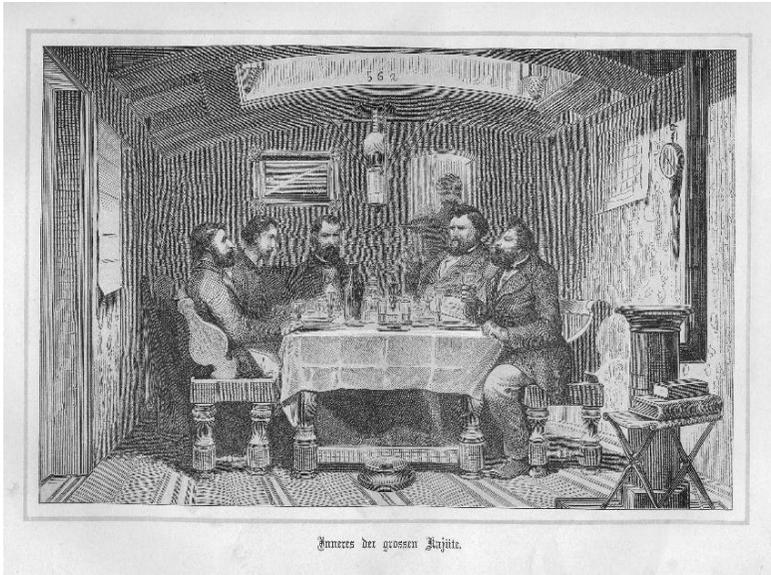


Abb. 3: „Inneres der großen Kajüte“. Buchillustration nach J.H. Hasselborst (aus: Carl Vogt, „Nord-Fahrt“, 1863, S. 6). Teilnehmer der Expedition v.l.n.r.: Hasselborst, Herzen, Berna, Vogt, Gressly.

8 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 26: „Wohl hätten wir sollen in den Hardanger Fjord einbiegen, um jene klassischen Gegenden zu besuchen, in welchen die Frithjofsage spielt und die zugleich in den Augen vieler Touristen die schönsten Ansichten der norwegischen Gebirgswelt bieten soll. Aber damals waren unsere Wünsche nur noch auf Norwegen allein gerichtet; wir waren fest überzeugt, daß wir von unserer Tour nach dem Norden nach Bergen zurückkehren würden, um dann von dort aus durch das Hardanger Stüft nach Christiania zu reisen.“ – Etwas ambitionierter lautet die zu demselben Zeitpunkt noch geplante Reiseroute in einem Briefe Gresslys an seinen Freund Franz Lang: „Wir gehen morgen ab nach Moldefjord und Drondheim. Denken von Hammerfest nach Nordcap und von da nach Island und über die Orcaden und Faroer wieder hierher zu kommen, dann zu Land nach Christiania, Stockholm, Copenhagen und heim. Alles wird vom Wetter u.s.f. abhängen.“ – Louis Rollier (Hg.), *Amanz Gressly's Briefe. Lettres d'Amand Gressly, le Géologue Jurassien (1814-1865)*. Moutier: Petit Jurassien, 1911, S. 286.

Ein Holzstich nach einer Zeichnung Heinrich Hasselhorsts zeigt die Reisetilnehmer, die, um den Tisch im Schiffsalon versammelt, auf ihr Essen warten, das der soeben eintretende Stewart serviert. (Abb. 3) Die Darstellung entspricht ziemlich genau der Beschreibung Carl Vogts: „Im Fond des Salons eine Thüre, die nach dem Raume führt, den die Dienerschaft einnimmt, daneben ein Sopha [...], über dem ein Spiegel befestigt ist. Hier präsidiert der Commodore [Georg Berna], der das Amt des Familienvaters bei Tische versieht – hier kann auch noch ein Ehrengast Platz nehmen. Auf der Bank zur Linken des Präsidenten haben Vogt und Greßly – zur rechten Herzen und Hasselhorst ihre festen Plätze“.⁹

Bei der Betrachtung des Gruppenporträts der Expeditionsteilnehmer in der großen Kajüte des Schoners „Joachim Hinrich“ kann einem unwillkürlich das bekannte Seeräuberlied „Alle die mit uns auf Kaperfahrt fahren, müssen Männer mit Bärten sein“ einfallen.¹⁰ In der Zeit um 1850 war das Bartragen allerdings eher Ausdruck einer demokratischen oder radikalliberalen Gesinnung.¹¹ Die Runde der versammelten Barträger sei hier kurz vorgestellt.

Georg Berna (dritter von links)

Georg Berna war Jahrgang 1836 und feierte unterwegs seinen 25. Geburtstag.¹² Er entstammte einer gehobenen Frankfurter Kaufmannsfamilie, die es im Seiden- und Tuchhandel zu Ansehen und Reichtum gebracht hatte. Sein Vater, der bereits kurz nach seiner Geburt verstarb, hinterließ ihm ein beträchtliches Familienvermögen.¹³

9 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 5.

10 Tatsächlich erschien das alte flämische Volkslied „Al die willen te kapren varen“ aus dem Milieu der Dünkirchener Freibeuter fünf Jahre vor der Nordlandreise Vogts und Bernas erstmals im Druck. – Vgl. Edmond de Coussemaker, *Chants populaires des Flamands de France. Recueillis et publié avec les mélodies originales, une traduction française et des notes.* Gent 1856. S. 262.

11 Bekannt ist, dass Carl Vogt bei seiner Berufung nach Gießen im Jahre 1847 wegen seines damals verpönten Bartragens bei den vorgesetzten Behörden in Darmstadt und bei seinen Kollegen vor Ort in Gießen für Verstörung und Aufsehen sorgte. – Vgl. Gerhard Bernbeck, „Carl Vogt. Bekanntes, weniger Bekanntes und Neues aus seinem Leben“, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* (Gießen). Bd. 62, (1977), S. 221-236; hier: S. 225.

12 Am 30. Juni 1861. Das von Vogt in der *Nord-Fahrt* S. 134-135 geschilderte Festmahl bei dem Kaufmann Hartmann in Trondheim, das laut Gresslys Tagebuch an diesem Datum stattfand, dürfte aus Anlass des Geburtstages Bernas gegeben worden sein.

13 Zur Herkunft Bernas vgl. Bernd Vielsmeier, „Das Budesheimer Hofgut als Mustergut für die Wetterau. Wilhelm von Edelsheim und Georg Berna: Zwei fortschrittliche Landwirte“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen.* Schöneck 1992, S. 209-228; hier S. 216: „Georg Berna stammte aus einer Familie, die sich nach *Pratto Valle Maggia* im Tessin, ihrem Herkunftsort, *Berna di Pratto* nannte. David Berna, der Großvater Georg Bernas, betrieb gemeinsam mit einem Bruder Johann Anton die Seidenwarenhandlung en gros „*Berna Gebrüder 66 & Co*“ sowie in Lyon das Seidenkommissionsgeschäft „*Berna Frères & Co*“. Nach dem Tod Johann Anton Bernas 1819 wurde die Lyoner Niederlassung aufgegeben. David Berna blieb alleiniger Geschäftsinhaber des Mainzer und des Frankfurter Kontors. Sein einziger Sohn Johann Anton heiratete am 12. Mai 1835 Marie von Guaita, die Tochter des Frankfurter Bürgermeisters Georg von Guaita und dessen Frau Magdalene Brentano, die eine Schwester der Dichterin Bettine von Arnim und des Dichters Clemens Brentano war. Als einziges Kind dieser Ehe wurde Georg Friedrich David Anton Berna am 30. Juni 1836 in Frankfurt am Main geboren. Sein Vater starb knapp eine Woche

Er war u.a. im Besitz des Rödelheimer Schösschens, das er von seinem Onkel Georg Brentano geerbt hatte. Er galt als ein liebenswürdiger, außergewöhnlich talentvoller und vielversprechender junger Mann, der nicht allein wissenschaftlich interessiert war, sondern sich auch eine Ader für die schönen Künste bewahrt hatte.

Seit einem Jahr war er Besitzer des bescheidenen Landschlösschens und Hofgutes in Büdesheim in der Wetterau, das er in ein landwirtschaftliches Mustergut umwandeln wollte.¹⁴ Doch bevor er daran ging, sich auf dieses mühselige Tagesgeschäft einzulassen, wollte er einen lange gehegten Jugendtraum erfüllen und noch einmal etwas ganz Außergewöhnliches unternehmen. Wenn es dabei noch abenteuerlich hergehen sollte, umso besser. Er hatte wohl schon als Jugendlicher die fesselnd geschriebenen Gletscherbücher und Ozeanbeschreibungen des Gießener Zoologieprofessors Carl Vogt gelesen.¹⁵ Wer wäre, so mag er sich gefragt haben, besser geeignet, eine letzte jugendliche Eskapade vor dem Erwachsenwerden bewerkstelligen zu helfen? In der von Georg Berna verfassten Einleitung zu Carl Vogts *Nord-Fahrt* legt er Rechenschaft über seine Reisemotivation ab:

Rasch schwinden die der Jugend vergönnten Jahre dahin und schnellen Schrittes rückt der Lebensabschnitt näher, wo das unstete Treiben in den engen Rahmen eines bestimmten Berufs eingezwängt und eine Bahn betreten werden soll, in welcher feste Normen die Richtschnur bilden, und nicht mehr vorübergehende Laune oder einzig momentanes Interesse an Diesem oder Jenem die Triebfeder sein darf. – Je mehr die wundervollen Tage der Jugend mir gezählt erscheinen, desto reger ward in mir der Wunsch, noch einmal recht weit von jenem gewiesenen Wege abzuschweifen, noch einmal aus den gegebenen Verhältnissen herauszutreten und die Welt von einer ganz anderen Seite anzusehen, als von der, die mir mein Schicksal bestimmt. – So entschloß ich mich, von Allem, was mir auf Erden lieb und theuer, mich zu trennen und in die weite Welt zu reisen. Der Entschluß stand fest; wie denselben aber ausführen, so daß er mir einen bleibenden Schatz gewähre, an dem ich zehren könnte, so lange ich lebe? – Hatte ich auch Freude an Allem, was von Interessantem und Schönem dem Geiste geboten ist, so glaubte ich mich doch nicht hinreichend vorbereitet, die Reise ausschließlich fremder Kunst, den Sitten und Gebräuchen fremder Völker und deren politischen Institutionen zuliebe zu machen. Es zog mich weit mehr an, bei meinem Vorhaben *auf die Natur* mein Augenmerk zu richten, und

nach der Geburt Georgs am 6. Juli 1836 im Alter von dreiundzwanzig Jahren. Da Georg Bernas Großvater bereits 1835 gestorben war, erbt er das beträchtliche Familienvermögen. Seine Mutter heiratete 1840 ihren Vetter Ludwig (Louis) Brentano.“

14 Bernd Vielsmeier, „Das Büdesheimer Hofgut als Mustergut für die Wetterau. Wilhelm von Edelsheim und Georg Berna: Zwei fortschrittliche Landwirte“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. 209-228.

15 Carl Vogt, *Im Gebirg und auf den Gletschern*. Solothurn: Jent u. Gaßmann, 1843. – Carl Vogt, *Ocean und Mittelmeer. Reisebriefe*. 2 Bde. Frankfurt a.M.: Literarische Anstalt, 1848.

besonders großartige Eindrücke der Schöpfung mir zu verschaffen. – Ich entschied mich daher zu Letzterem, als für das, was mir von jeher am meisten zusagte und wofür ich mich am empfänglichsten fühlte. – Zur Leitung und Anregung auf diesem Felde wandte ich mich Anfangs März 1861 an Herrn Professor *Carl Vogt*, dessen Anschauungs-Weise der Natur in seinen Schriften mich mannigfach erfreut hatte. – Wir kamen überein, unseren Himmelsstrich gänzlich zu verlassen und uns dem hohen Norden zuzuwenden, dessen wenig besuchte Gegenden längst meine Neugierde erregten und dessen Klima auch meiner Konstitution am zuträglichsten erschien.¹⁶

Um den vielbeschäftigten Carl Vogt für das Vorhaben zu gewinnen, hatte Berna zunächst die Bekanntschaft Amanz Gresslys, eines langjährigen Freundes und wissenschaftlichen Weggefährten Carl Vogts, gesucht und war dann mit diesem zusammen im Frühjahr 1861 nach Genf gereist, wo Carl Vogt inzwischen im Exil lebte.¹⁷ Eine Anekdote dieser ersten Begegnung zwischen Berna und Vogt schildert Carl Vogts Sohn William in der Biographie seines Vaters, wobei er irrtümlich als Datum „un jour de septembre 1860“ angibt. Der über sein Mikroskop gebeugte Vater habe, ohne aufzublicken, äußerst barsch auf die unwillkommene Störung reagiert. Als Gressly ihm Berna habe vorstellen wollen, habe sich folgender Dialog entsponnen:

- Professeur, répondit l'inconnu en continuant à rire, je suis le docteur Berna, de Francfort-sur-Main; j'adore vos livres et comme je suis riche et que je m'intéresse aux sciences naturelles et que par passe-temps j'étudie la géologie, je désirerais entreprendre en votre compagnie une expédition dans les régions arctiques, aller jusqu'au

16 Georg Berna, „Einleitung“, in: Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. [III]-IV.

17 Dies muss zu einem nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt zwischen dem 23. Februar und dem 6. April 1861 stattgefunden haben. Denn aus Briefen Gresslys aus dieser Zeit geht hervor, dass sein für den Sommer des Jahres ursprünglich vorgesehenes Reiseziel Italien sich in diesem Zeitraum änderte: „Du vermuthest mich vielleicht schon jenseits der Alpen an den Ufern der herrlichen Lombardischen Seen oder an den Gestaden des Mittelmeeres - aber nein, meine Reisepole haben sich völlig umgedreht von vollem Süd nach vollem Nord - denn im nächsten Mai verreise ich mit Vogt nach dem Nordkap, und vielleicht auch nach Island - wenn mir nur der leidige Rhumatismus die Ganze Geschichte nicht verdirbt. Ich leide eben wieder daran, doch nicht so arg wie früher, ebenso an Schnuppen und Catarrh. Du siehst, dass der Winter mir überhaupt nicht am besten mitspielt. Und doch statt nach Italien, also nach dem hohen Norden? wirst Du verwundert fragen. Doch werde ich antworten, in Italien siehts zur Zeit kraus und bunt aus und es ist bald zu heiss, um meine Experimente fortzusetzen. Wenigstens wirds doch am Nordkap friedlich aussehen und die drei oder vier Sommermonate ordentlich warm genug machen bei mehrmonatlicher Tageshelle und über den Herbst bis Oktober um England es angenehm genug sein, um nicht lebens überdrüssig zu werden. – In den norwegischen Fiorden werde ich das dem Norden eigenthümliche Thier und Pflanzenleben erforschen können, zu Lande die nordische Flora und Thierwelt. Stoff genug zu tieferen zoologisch-geologischen Studien.“ – Gressly an Franz Lang, Neuchâtel, d. 6. April 1861. In: Louis Rollier (Hg.), *Amanz Gressly's Briefe. Lettres d'Amand Gressly, le Géologue Jurassien (1814-1865)*. Moutier: Petit Jurassien, 1911, S. 281.

cap Nord et pousser jusqu'en Islande en essayant de mouiller à Jan Mayen ...

- Voilà qui est parfait, jeune homme, répondit Carl Vogt; nous prendrions Gressly avec nous, j'abandonnerai pendant six mois ma femme, mes enfants et mes étudiants pour aller courir les mers avec vous, sans m'occuper de la nourriture matérielle des uns et de l'intellectuelle des autres ... Vous êtes fou, ma parole d'honneur ...¹⁸

Vogt war derjenige der ehemaligen Paulskirchenlinken von 1848/49, der am deutlichsten von der politischen Kultur der Schweiz geprägt war. Er gehörte dem Führungskreis der radikalen Partei an, die im Kanton Genf das Heft fest in der Hand hatte. So war Vogt in einflussreiche politische Positionen und leitende Stellen in verschiedenen Wissenschaftsinstitutionen aufgestiegen. Für die Dauer der Nordlandfahrt musste Vogt sich von einer ganzen Reihe von laufenden Verpflichtungen freimachen; insbesondere für seine politischen Ämter waren Interims-Vertreter zu wählen usw.

Carl Vogt (zweiter von rechts)

Carl Vogt wurde vor genau zweihundert Jahren im Wartburgfestjahr 1817 in Gießen geboren.¹⁹ Er war ein Neffe der berühmt-berüchtigten Brüder Follen, die die legendäre radikale Studentengruppe der „Gießener Schwarzen“ ins Leben gerufen hatten und an der Gründung der nationalen Urburschenschaft beteiligt waren. Buchstäblich mit der Muttermilch hatte Vogt die politische Radikalität des hessischen Liberalismus aufgesogen. In seiner Gießener Schüler- und Studentenzeit entdeckte er für sich, dass wissenschaftlicher und politischer Fortschritt sich als eine Kette von Revolutionen äußerte, und dieser Gedanke prägte fortan sein Verhalten und seine Entscheidungen.

18 William Vogt, *La vie d'un homme. Carl Vogt*. Paris: Schleicher / Stuttgart: Nägele, 1896, S. 142-143. – „Professor“, antwortete der Fremde lachend, „ich bin Dr. Berna von Frankfurt a. M. Ich bewundere Ihre Bücher und, reich wie ich bin, interessiere ich mich für Naturwissenschaften, und zum Zeitvertreib studiere ich Geologie. Ich möchte in Ihrer Begleitung eine Expedition in die Arktis unternehmen - bis zum Nordkap, nach Island vorstoßen und vor der Insel Jan Mayen vor Anker gehen“. „Das trifft sich wunderbar zusammen, junger Mann!“ antwortete Carl Vogt. „Wir nähmen Gressly mit, ich ließe meine Frau, meine Kinder und meine Studenten für sechs Monate im Stich, um mit Ihnen auf den Meeren herumzuschippern, ohne mich um die materielle Nahrung der ersteren und die intellektuelle der letzteren zu scheren. Auf mein Ehrenwort, Sie sind verrückt.“ – Die von William Vogt überlieferte biographische Anekdote trägt starke Züge einer retrospektiven Stilisierung. Die narrative Triftigkeit ist besonders an der Stelle in Zweifel zu ziehen, wo Berna einen definitiven Plan der Reiseroute unterbreitet, und zwar so, wie er später auch tatsächlich verfolgt wurde. In Wirklichkeit war die Reiseroute im Vorhinein nur sehr vage und mit unterschiedlichen Optionen umrissen.

19 Zu den biographischen Eckdaten Carl Vogts vgl. Rolf Haaser, „Moriz Carriere und Carl Vogt. Eine Neubetrachtung. (Aus Anlass ihres 200. Geburtstages)“, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins*. 101. Band, Gießen 2016, S. 143-203, hier S. 144. – Der dort irrümlich angegebene Promotionsort Genf ist durch Bern zu ersetzen.

Wie sein berühmter Kommilitone Georg Büchner sah er sich gezwungen, sein Medizinstudium zu unterbrechen und sich den Nachstellungen des berüchtigten Universitätsrichters und Demagogenverfolgers Konrad Georgi (1799-1857) durch Flucht über Straßburg in die Schweiz zu entziehen. Vogts Eltern waren schon vorher mit dem Rest der kinderreichen Familie dorthin ausgewandert, weil sie sich wegen ihrer politischen Gesinnung in Gießen benachteiligt gefühlt hatten. Nach Beendigung seines Studiums in Bern schloss Carl Vogt sich in Neuchâtel einer Gruppe junger Geologen an, die sich um Louis Agassiz, einen der führenden Naturforscher der Schweiz, geschart hatten und dabei waren, die noch völlig neue und heftig umstrittene Eiszeittheorie zu begründen und offensiv nach außen zu vertreten. Aus diesem Grunde hielten sich die wissenschaftlichen Himmelstürmer Jahr für Jahr meist für mehrere Monate auf einer selbstgeschaffenen Forschungsbasis auf dem Unteraargletscher in der Hochgebirgsregion des Berner Oberlandes auf. Während eines mehrjährigen Studienaufenthaltes in Paris vertiefte Vogt dann seine geologischen, biologischen und zoologischen Kenntnisse. Nach langem Hin und Her wurde er im Jahr 1847 durch die Fürsprache einflussreicher Naturwissenschaftler, u.a. Justus Liebig und Alexander von Humboldts, auf den neu geschaffenen Lehrstuhl der Zoologie nach Gießen berufen. Die 1848er Revolution erlebte und prägte Vogt an der Seite Robert Blums als stimmungsgewaltiger Wortführer der Linken im Frankfurter Paulskirchenparlament. Nach der militärischen Niederschlagung der revolutionären Bestrebungen sah sich der steckbrieflich gesuchte Vogt erneut zur Flucht in die Schweiz genötigt. Über Exilaufenthalte in Bern und Nizza fand er schließlich seine zweite Heimat in Genf, wo er als Naturwissenschaftler und Politiker die bereits angedeutete bemerkenswerte Karriere hinlegte.

Bernas Bedürfnis, aus der Alltagswelt auszubrechen, traf bei Vogt auf fruchtbaren Boden. Im Februar war sein Vater in Bern gestorben, und eine Zeit der Abwechslung und der Besinnung fernab allen politischen und wissenschaftlichen Tagesgeschäftes mag ihm angebracht geschienen haben. Außerdem war er gerade in eine heftige Polemik mit Karl Marx verbohrt, der ihm seine Wortführerschaft als linker Radikaldemokrat beschneiden wollte.

Marx' Angriffe gegen Vogt gipfelten in dem Vorwurf, er sei ein bezahlter Agent Napoleons III. und habe damit seine demokratischen Grundsätze verraten. Eine Expedition in den Nordatlantik kam Vogt da gerade recht, denn er konnte damit zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Zum einen konnte er aller Welt vorführen, dass er vor allem ein leidenschaftlicher Naturforscher sei, der keine Gefahren für Leib und Leben scheute, um den Fortschritt der Wissenschaft voranzutreiben. Nicht das politische Tagesgeschäft in Genf und in Paris, – so die Botschaft dieser Geste, – sei sein Handlungsfeld, sondern entlegene Räume wie in diesem Falle das Meer an der Packeisgrenze und die kaum bekannten Gletscher und Vulkane der Arktis. Zum anderen ging es ihm darum, einen ganz konkreten Vorwurf praktisch zu entkräften. Weniger Karl Marx, als ein weiterer Exilgenosse Vogts, Jakob Venedey, hatte nämlich gezielt die Tatsache gegen Vogt auszuspielen versucht, dass er sich von dem Prinzen Napoleon, genannt Plon-Plon, zu einer Expedition in den Nordatlantik hatte anwerben lassen und damit seine, wie Venedey meinte, ohnehin dünnen demokratischen Prinzipien aufgegeben habe. Am deutlichsten

wurde die Unterstellung, Vogt habe durch seine Bereitschaft zur Teilnahme an der Nordfahrt Plon-Plons seine nicht mehr zu kaschierende Unterwerfung unter französische Großmachtinteressen besiegelt, von dem verantwortlichen Redakteur der Allgemeinen Zeitung Gustav Kolb formuliert.²⁰ Vogt begegnete diesen Vorwürfen mit einer öffentlichen Erklärung.²¹ Dass Carl Vogt sich gleichwohl der Brisanz

20 „[...] wie lässt es sich denken dass der Herr *Vogt*, der an der Gränze von Frankreich lebt, der ein Günstling von James Fazy ist, der bei Napoleon so gut angeschrieben steht, der schon zu der vom Prinzen Napoleon gemachten Fahrt nach der Nordsee eingeladen worden, und damals nur durch eine Krankheit abgehalten war – dass Karl *Vogt*, sagen wir, von dem französischen Kaiser und seiner Umgebung übersehen worden wäre? Es wurden damals alle Segel aufgespannt um Federn für die Politik Napoleons zu gewinnen [...]. Wir wissen nun allerdings nicht welcher Betrag dafür an Herrn *Vogt* ausbezahlt, in welche Formalitäten die Sache etwa eingewickelt worden ist, kurz die näheren Umstände dieses Handels sind uns unbekannt.“ – „Vertheidigungsschrift von Dr. G. Kolb. Allg. Zeitung No. 298 25 Oct.“ Abdruck in: Carl Vogt, *Mein Prozeß gegen die Allgemeine Zeitung*. Anhang Nr. 3, S. 5-16; hier S. 9.

21 Carl Vogt, „Erklärung“, in: *Schweizer Handels-Courier* (Biel), Nr. 162 (16.6.1859), Außerordentliche Beilage. – Wiederabdruck: Carl Vogt, *Mein Prozeß gegen die Allgemeine Zeitung*. Anhang Nr. 5. „Ausserordentliche Beilage zu Nro. 162 des Schweizerischen Handelscourir's vom 16. Juni 1859“, S. 20-25; hier S. 24-25: [...] In den Jahren 1850-1852 befand ich mich in Nizza mit manchen gleichgesinnten Freunden zusammen, Laien, welchen meine naturgeschichtlichen Untersuchungen ein Gegenstand des Staunens waren. Unter diesen befand sich ein Freund Proudhon's der später nach längerer Verbannung nach Frankreich zurückkehrte und in nähere Verhältnisse zum Prinzen Napoleon kam. Als die Idee einer temporären Verschickung des damals in Ungnade befindlichen Prinzen nach dem Norden auftauchte, sprach dieser Freund ohne mein Vorwissen mit Begeisterung von meinen Arbeiten in Nizza, welchen er beigewohnt, und drang wiederholt darauf, mich zur Theilnahme einzuladen. Dies geschah und nach Berathung mit Freunden nahm ich den ehrenvollen Ruf an, der mir die Aussicht gab, grossartige Hilfsmittel zu wissenschaftlichen Zwecken verwenden und Länder besuchen zu können, zu deren Bereisung meine Privatmittel niemals ausgereicht hätten. Leider warfen mich übermässige Anstrengungen und Vorbereitungsstudien auf ein lebensgefährliches Krankenlager, was meine Theilnahme an der Reise verhinderte. Der Prinz glaubte, meine Krankheit sei ein aus demokratischer Reflexion nachträglich entsprungener Vorwand gewesen. Als er im verflossenen Sommer nach Genf kam, wurde am vorletzten Tage seiner Anwesenheit eine Zusammenkunft veranstaltet, bei welcher ich Gelegenheit hatte, den Prinzen von dem Ungrunde seines Verdachtes zu überzeugen und ihn als einen lebenswürdigen Gesellschafter kennen zu lernen. Damit schliesst meine Beziehung zu dem Prinzen Napoleon.

Ich habe mich von jeher stark genug gefühlt in meinen Grundsätzen und Ueberzeugungen, um keine anderweitige Berührung zu scheuen. Seit Jahrzehnten bringt mich meine Wissenschaft in engen Umgang, in vielfache Berührung, in wiederholte Correspondenzen mit Männern, welche der meinigen vollkommen entgegengesetzte politische Ansichten haben. Ich glaube nicht, dass irgend einer behaupten könne, auf mich abgefärbt zu haben. Ich habe Jahre lang mit dem Prinzen von Canino in wissenschaftlichen Beziehungen gestanden und bin desshalb ebensowenig Bonapartist geworden, als ich habsburgisch geworden bin durch einige wissenschaftliche Beziehungen zum Erzherzog Johann.

Die Reise mit dem Prinzen Napoleon würde ebensowenig auf meine politische Gesinnung influirt haben, als die Reise der Fregatte Novara, für deren wissenschaftliche Commission ich von österreichischer Seite um Ausarbeitung von Instruktionen ersucht wurde und von der ich noch jetzt von Zeit zu Zeit Berichte über den Fortgang der auf meine Veranlassung unternommenen Untersuchungen erhalte, meine Gesinnungen gegen Habsburg hingelenkt

einer Teilnahme an der Polarexpedition des Prinzen durchaus bewusst gewesen zu sein scheint, lässt sich vermuten, denn er sprang im letzten Moment noch, angeblich aus gesundheitlichen Gründen, von diesem Projekt ab. Auch hier lautete die unausgesprochene Botschaft an Marx und Konsorten, dass es ihm schon damals, wie heute, um nichts anderes als um die unpolitische Erforschung der Polargegenden gegangen sei.

Alexander Alexandrowitsch Herzen (zweiter von links)

Als Expeditionsarzt hatte Vogt seinen wissenschaftlichen Schützling Alexander Herzen junior ausgesucht. Dessen Vater war der berühmte russische Sozialist und Schriftsteller Alexander Herzen, dessen enger Freund Carl Vogt war. Der junge Alexander Alexandrowitsch Herzen hatte im Frühjahr 1861 erst einundzwanzig-jährig in Bern sein Medizinstudium beendet. Er verfügte daher über keinerlei medizinische Erfahrung, als er sich der Gruppe um Georg Berna anschloss, und in der Tat zeichnete er sich auf der Reise eher als Jäger, denn als Arzt aus. Statt eines Arztkoffers hatte er nämlich nichts als einen Jagdbeutel als Gepäck mit an Bord gebracht.

Zweifellos hatte Carl Vogt diese unter dem Aspekt der Nützlichkeit für das Vorhaben eher fragwürdige Personalie bei Berna durchgesetzt. Der alte Alexander Herzen hatte gehofft, dass sein Sohn sich an seinen revolutionären Aktivitäten beteiligen werde. In diesen Erwartungen sah er sich aber getäuscht. Die Interessen seines Sohnes hatten sich nämlich in eine ganz andere Richtung entwickelt. Der junge Mann hatte sich in Carl Vogts Nichte, Emma Urich,²² verliebt, die damals in Zürich in einem Internat lebte. Jung und hübsch, wie sie war, war sie geprägt durch den begrenzten politischen Horizont und den kolonialistischen Lebensstil ihrer Eltern, die Besitzer einer Sklavenplantage in Trinidad waren. Begreiflicher Weise widersetzte sich der alte Herzen den Hochzeitsplänen seines Sohnes. Er betrachtete das junge Paar als zu unterschiedlich für eine ernste und dauerhafte Verbin-

hat. Ich bedaure noch heute, dass ein neidisches Geschick mich der Gelegenheit beraubte, die Nordpolreise zu machen und trotz aller Verdächtigungen würde ich noch heute eine Gelegenheit, der Wissenschaft dienen zu können, mit Freuden ergreifen, möge sie geboten werden, von wem sie wolle. Ich bin weit entfernt, mich mit Grösseren vergleichen zu wollen – aber hat man Humboldt, dem freisinnigen Bürger, der mit der Opposition stimmte, jemals einen Vorwurf daraus gemacht, auf Kosten des absoluten Czars eine wissenschaftliche Reise nach Sibirien gemacht zu haben?

Ich bin mir bewusst, stets auf derselben Linie gestanden zu haben: freie Selbstbestimmung der Individuen, wie der Völker. Auf diesem „dünnen Princip“ werden Sie mich stets finden, Herr Jakob Venedey. – Genf, den 10. Juni 1859. – C. Vogt.

22 Die Konturen der Biographie Emma Urichs und ihrer Familie lassen sich bei dem derzeitigen Forschungsstand nur sehr vage nachzeichnen. Emma Urich war eine Tochter von Carl Vogts Schwester Sophie. Sophie Vogt (Gießen 1825 - ?), lebte zeitweise bei ihrem Onkel August Follen in Zürich; verh. vor 1846 mit Wilhelm Urich aus Michelstadt, Plantagenbesitzer auf Trinidad; in den 1860er Jahren Rückkehr nach Europa mit wechselnden Wohnorten (Bern, Genf, Paris). Ein Bruder von Emma Urich war der Komponist John Urich.

dung.²³ Die Verlobte Sascha Herzens wird von Alexander Herzen senior einmal in einem Brief als Kreolin bezeichnet, Emma Urich scheint also eine illegitime Tochter aus einer Liaison der Schwester Carl Vogts mit einem der schwarzen Sklaven der Plantage gewesen zu sein. Die Vorbehalte Alexander Herzens gegen die ungleiche Verbindung müssen aber nicht unbedingt rassistisch motiviert gewesen sein. War er doch generell misstrauisch gegenüber der Beständigkeit von Saschas Gefühlen; denn immerhin waren ihm dessen zahlreiche Liebesabenteuer nur zu bekannt, insbesondere das amouröse Verhältnis mit einer Engländerin, mit der er einen unehelichen Sohn gezeugt hatte. Ein halbes Jahr Gefühlsabkühlung im Polarmeer dürfte dem alleinerziehenden Vater als die richtige Medizin für den hitzigen Liebhaber erschienen sein.

Heinrich Hasselhorst (erster von links)

Der als Expeditionsmaler angestellte Johann Heinrich Hasselhorst (1825-1904)²⁴ war rund 15 Jahre älter als Herzen und Berna. Man könnte ihn als den zeichnenden Berichterstatter der Nordlandreise bezeichnen. Vogt nennt ihn einmal treffend „das Auge der Expedition“. Neben den von Carl Vogt in die *Nord-Fahrt* eingerückten Illustrationen Hasselhorsts haben sich noch einige wenige weitere bildkünstlerische Objekte erhalten, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Polarexpedition des Jahres 1861 stehen.

Hasselhorst stammte aus alteingessener Frankfurter Familie und hatte sich ab 1837 am Städelschen Kunstinstitut ausbilden lassen. 1841 hatte er sich bei einem Vetter Carl Vogts, dem bekannten Architektur- und Arabeskenmaler Friedrich Maximilian Hessemer, einem gebürtigen Darmstädter und zeitweiligen Gießener Studenten, dem Zeichnen architektonischer Verzierungen gewidmet. Weitere Lehrer am Institut waren Johann David Passavant und Philipp Veit. Bei dem Genre- und Landschaftsmaler Jakob Becker hatte Hasselhorst Privatstunden genommen.

23 Marc Vuilleumier, „Révolutionnaires de 1848 et exilés. Carl Vogt, Herzen et la Suisse. Introduction et édition des lettres“, in: Marc Vuilleumier, Michel Aucouturier, Sven Stelling-Michaud, Michel Cadot (Hg.), *Révolutionnaires et exilés du 19e siècle: Autour d'Alexandre Herzen*. Genève: Droz, 1973, S. 7-252; hier S. 209, S. 214

24 Maßgeblich zu Hasselhorst: Gabriele Mendelssohn, *Der Frankfurter Maler Johann Heinrich Hasselhorst 1825-1904*. Diss. phil. Mainz 1986; besonders Kapitel 3: „Nordlandreise Mai bis Oktober 1861“, S. 106-126; sowie Werkverzeichnis „Nordlandfahrt“ (Ölgemälde), S. 425-429; Werkverzeichnis „Nordlandfahrt“ (Aquarelle und Zeichnungen) S. 538; Werkverzeichnis „Nord-Fahrt“ (Druckgraphiken) S. 634-636. Im Abbildungsteil: S. 681-686 (verschiedene Beispiele bezogen auf die Nordlandreise 1861). – Vgl. auch Gabriele Mendelssohn, *Johann Heinrich Hasselhorst (1825-1904). Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen*. Katalog Gedächtnisausstellung vom 27.11. bis 29.12.1889 in der Galerie, Neue Mainzer Straße 47-53, Frankfurt am Main. Hg. v. der Frankfurter Sparkasse. Frankfurt am Main, 1989; besonders Kapitel „Nordlandreise 1861“, S. 25-29. – [kompakte Zusammenfassung der entsprechenden Abschnitte aus der Dissertation der Autorin aus dem Jahr 1986; mit Abbildung „Studium an Deck“ aus der *Nord-Fahrt* Carl Vogts. Lt. Ausstellungsverzeichnis befanden sich unter den Exponaten neben Buchillustrationen aus Carl Vogts *Nord-Fahrt* noch das Aquarell *Forschungsschiff „Joachim Hinrich“ aus Blankenese* aus dem Historischen Museum Frankfurt am Main und das Ölgemälde *Gebirgige Landschaft in Norwegen* aus Privatbesitz].

Während des Revolutionsjahres 1848/49 lithographierte er Porträts von Abgeordneten für das von dem Frankfurter Verleger Jügel veranstaltete Album der Paulskirchenparlamentarier. Für denselben Verlagsbuchhändler also bereits, der 1863 den von Vogt verfassten Expeditionsbericht in Verlag nehmen sollte. 1852 finden wir Hasselhorst in der Pariser Bohème und 1855 bis 1860 im geselligen Kreis der deutschen Künstler in Rom; u.a. in freundschaftlichem Verkehr mit dem Nazarener Peter von Cornelius und dem späteren Hauptvertreter des deutschen Symbolismus Arnold Böcklin.

Kurz bevor er sich der Expedition anschloss, war er von einem mehrjährigen Aufenthalt in Rom nach Frankfurt zurückgekehrt, um eine Stelle als Zeichenlehrer am Städel anzutreten.

Der Künstler stand noch ganz im Zeichen seiner in Italien geübten Malweise. Er hatte sich vor allem dem Sujet der intimen Landschaften gewidmet und war auf lauschige, schattige, verwinkelte Landschaftsausschnitte südlicher Provenienz spezialisiert. Auf der Nordfahrt hingegen sollte er sich in krassem Gegensatz dazu mit großen, erhabenen, ganz frei von jeglicher idyllischen Sentimentalität aufgefassten Natureindrücken und ästhetischen Erfahrungen befassen. Das bewog ihn u.a. dazu, extreme Quer- und Panoramaformate zu wählen. Nicht mehr die warmen, lichtdurchfluteten Landschaften des europäischen Südens mit den bunten und lebensfrohen Bewohnern des Mittelmeerraumes boten sich dem Künstler nun als Motive dar, sondern die kalten, unwirtlichen und vielfach trüben Bereiche des rauen und meist menschenleeren Nordens.²⁵

Amanz Gressly (erster von rechts)

Amanz Gressly, Jahrgang 1814 und mit 57 Jahren der Senior der Expeditionsgruppe, gehörte zu den erwähnten geologischen Himmelstürmern in Neuchâtel, denen auch Carl Vogt angehört hatte. Er war zu seiner Zeit derjenige, der sich in der Geologie des Schweizer Juragebirges am besten auskannte, und wurde insbesondere von Eisenbahngesellschaften zu Rate gezogen, wenn sich Probleme beim Tunnelbau ergaben. Er hatte Theologie studiert und daher keine Aussicht auf eine Universitätskarriere als Naturwissenschaftler. Nach Vogts Schilderungen war er ein in seine geologische und paläontologische Flächenforschung vertiefter Naturbursche und Mineraliensammler, der seine äußere Erscheinung vernachlässigte und sich gerne nach getaner Arbeit dem Alkoholgenuss hingab. Hasselhorst spielt in seinem Kajütenporträt auf diese Eigenschaft an. Ein Brief, den Gressly nach der Nordfahrt von Büdesheim an einen Freund in der Schweiz schrieb, scheint diesen Eindruck zu unterstreichen: „Mir könnte es hier [in Büdesheim] übrigens nicht besser gehen, ich werde von Herrn Berna auf Freundes Fuß gehalten, und auf

25 Bereits Gabriele Mendelssohn hat die Eckpunkte dieses Szenenwechsels benannt und damit unterstrichen, dass der Künstler während der Expedition Eindrücke sammelte und verarbeitete, „die in krassem Gegensatz zu denen der kurz vorher gemachten Italienreise standen“. Gabriele Mendelssohn, *Johann Heinrich Hasselhorst (1825-1904). Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen*. Katalog Gedächtnisausstellung vom 27.11. bis 29.12.1989 in der Galerie, Neue Mainzer Straße 47-53, Frankfurt am Main. Hg. v. der Frankfurter Sparkasse. Frankfurt am Main, 1989; Kapitel „Nordlandreise 1861“, S. 25-29; hier S. 29.

seiner großartigen Meierei lebt es sich ganz behaglich. Wenn ich auch den feurigen Neuchâtelier vergessen muss, so korrigiere ich den Apfelwein tüchtig mit Cognac und Rum, habe aber zur weiteren Entschädigung reichlich Wildpret zur Disposition, und entschädige mich dann in Frankfurt zuweilen für den Rest.“²⁶ Carl Vogt weist seinem Freund Gressly in der *Nord-Fahrt* die Rolle des Expeditionsclowns zu, dessen tolpatschige Eskapaden ihm Anlass zu verschiedenen humorvollen Pointen liefern. Diese auf Kosten der persönlichen Integrität Gresslys gehende Stilisierung wird dem Jurageologen allerdings in keiner Weise gerecht,²⁷ wovon man sich anhand des kürzlich bekannt gewordenen Notizbuches überzeugen kann, das Gressly während der Expedition führte.²⁸

Das Schiff

Am 19. Mai 1861, es war Pfingstmorgen, konnten die Abonnenten der *Frankfurter Nachrichten* beim Frühstück sich über den Stand der Expeditionsvorbereitungen in Hamburg informieren:

In unserer Mitte, schreibt der ‚Hamburger Freischütz‘, weilt in diesem Augenblicke Carl Vogt, der im Begriff ist, eine Reise nach dem Nordcap anzutreten. Ein junger Frankfurter veranstaltet nämlich auf seine Kosten eine wissenschaftliche Expedition nach jenen nördlichen Gewässern [...]. Ein Blankeneser Schiff, eine Yacht von 150 Tonnen, ist dazu durch Vermittlung des hiesigen Hauses Merck gechartert. Bis zum 22. des Monats wird das Schiff bemannt und

26 Louis Rollier (Hg.), *Amanz Gressly's Briefe. Lettres d'Amand Gressly, le Géologue Jurassien (1814-1865)*. Moutier: Petit Jurassien, 1911, S. 321.

27 Zur biographischen und wissenschaftlichen Bedeutung Gresslys vgl. zuletzt: Hannes Hänggi, „Amanz Gressly: Pionier der Geologie“, in: *Mitteilungen / Naturforschende Gesellschaft des Kantons Solothurn*. Bd. 43 (2017), S.10-35. – Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-681521>

28 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“. – Zu den handschriftlichen Notizbüchern Gresslys vgl.: Thomas Briner und Silvan Thüning, „Nie unversichert auf die Post: Notizbücher des bedeutenden Geologen Amanz Gressly neu digital zugänglich“, in: *Mitteilungen / Naturforschende Gesellschaft des Kantons Solothurn*. Bd. 43 (2017), S. 37-47. – Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-681522> - Die darin befindliche Beschreibung des für die Expedition des Jahres 1861 relevanten Notizbuches lautet: „Notizbuch IV, 1861, 380 S. 10,5x17cm, Ganzledereinband (Verzeichnis Grob Nr. 8). Das Notizbuch IV diente Gressly als Bootjournal während der Nordlandreise von Hamburg entlang der norwegischen Küste zum Nordkap, nach Jan Mayen und Island und über Schottland zurück nach Hamburg. An dieser Expedition nahm er auf Einladung von Carl Vogt teil. Nach vielen leeren Seiten folgen weitere Reisenotizen unter dem Titel «Reise nach Norwegen und Island im Jahre 1861». Die Reisenotizen beinhalten fast ausschliesslich Texte. Auf den letzten Seiten des Notizbuches finden sich einige kolorierte Zeichnungen von Gletschern (Island? Jan Mayen?), geologische Profile aus England und die Zeichnung eines isländischen Hauses.“ – Präzisierend zu dieser Beschreibung ist darauf hinzuweisen, dass der erste Teil des Notizbuches die Abschrift des Bordjournals des Steuermanns der „Joachim Hinrich“ in der Handschrift Gresslys beinhaltet. Die Gletscherabbildungen am Ende des Notizbuches geben zweifelsfrei den östlichen Küstenbereich des Beerenbergs auf der Insel Jan Mayen wieder. – Ich danke Silvan Thüning für die digitale Bereitstellung der Notizbücher IV und V.

ausgerüstet sein und dann sofort abgehen. Zu Anfang September denkt man heimzukehren.²⁹

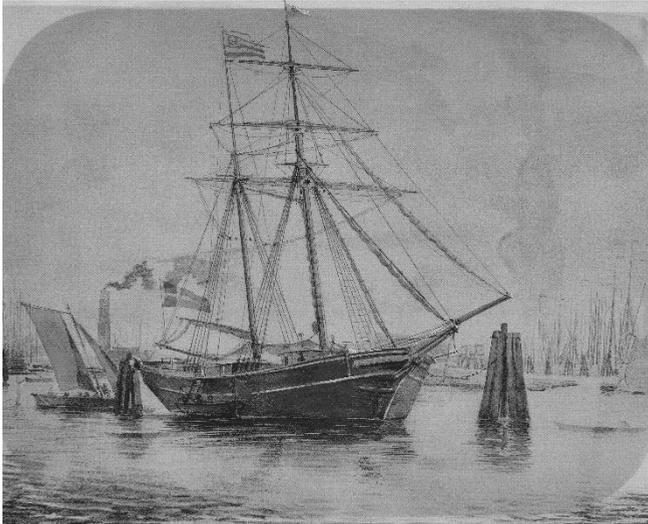


Abb. 4: Heinrich Hasselhorst: *Das Forschungsschiff „Joachim Hinrich“*.
Aquarell, 1861, 20,5 × 25, 5 cm. Historisches Museum Frankfurt,
Inv. Nr. C 42469 (aus: Berger „Nordpol“, 2007, S. 38).

Von der Hand des für die Illustrationen der Expedition zuständigen Malers Hasselhorst ist ein Aquarell überliefert, das den unter dänischer Flagge segelnden Zweimaster unmittelbar vor dem 29. Mai fest vertäut mit eingeholten Segeln im Hamburger Hafen zeigt. (Abb. 4) Die für Hasselhorst untypische, sehr zurückhaltende Farbbigkeit dieses Werkes (blauer Schiffsrumpf, rote Flaggen, brauner Hintergrund) dürfte der Realität wenig entsprochen haben.³⁰ Vorausgesetzt man nimmt die Schilderung Vogts für bare Münze, nach der das Schiff so bunt angemalt gewesen sei, dass „Hasselhorst [...] einen Schrei des Entsetzens aus[stieß], als er den Schooner zum ersten Male erblickte“.³¹ Auch der offizielle königlich-dänische Marinemaler und Mitglied der Königlichen Akademie Kopenhagen Anton Melbye (1818-1875), den Vogt noch kurz vor der Abfahrt in einem Eisenbahnabteil auf der Fahrt zwischen Kiel und Hamburg kennengelernt hatte,³² sei mit der Bemalung

29 *Frankfurter Nachrichten. Extrabeilage zum Intelligenz-Blatt der freien Stadt Frankfurt für Tagesneuigkeiten, Politik, Literatur, Kunst, Theater und Gemeinnütziges*. Nr. 58 (19.5.1861), Pfingstmorgen, S. 458.

30 Gabriele Mendelssohn, *Der Frankfurter Maler Johann Heinrich Hasselhorst 1825-1904*. Diss. phil. Mainz 1986, S. 106.

31 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 3.

32 Ausschnitt eines Briefes Carl Vogts an einen Bekannten Moritz Hartmanns o.O. [Hamburg], o.D. [Mai 1861]. Wienbibliothek I. N. 47799: „Sage Moritz, wir hätten seinen Freund Melbye hier getroffen. In Kiel steigen wir in ein Rauch-Coupé - Gressly, Herzen, Dr. Graefe, Maler

nicht zufrieden gewesen. Dieser habe gemeint, „man könne die Farben zwar abstimmen in einem Bilde, allein eine schwierige Aufgabe sei es immerhin.“³³

Es handelte sich um ein umgebautes, zweimastiges Kauffahrteischiff,³⁴ fünf- undneunzig Fuß lang und dreißig Fuß breit (ca. 28m x 10m), in dessen Frachtraum Kajüten und zur Bequemlichkeit der Reisenden ein Salon eingebaut wurden. Jeder Reiseteilnehmer hatte seinen eigenen Raum mit Bett und Waschtisch, fünf Fuß breit, sieben Fuß lang – gerade hoch genug, dass ein Hüne wie Carl Vogt aufrecht darin stehen konnte. Jeder richtete sich nach Bedarf und persönlicher Vorliebe ein. Ein unter der Decke hängendes Netz diente zum Aufbewahren kleinerer Gegenstände und ein Leuchter, der jedoch selten, etwa bei dichtem Nebel etc. benötigt wurde. Denn in die Kajütendecken waren Glasprismen eingelassen, welche das Tageslicht hereinließen, das nördlich des Polarkreises praktisch 24 Stunden am Tag verfügbar war.³⁵ Eine ganze Reihe spezieller und bislang unbekannter Schiffsdaten finden sich in Gresslys Notizbuch, angefangen von der Dicke und Höhe des Großmastes (18 Zoll bzw. 64 Fuß über Deck) sowie des Besanmastes (15 Zoll bzw. 54

Hasselhorst und ich - ein Unbekannter kommt noch hinein und setzt sich mir gegenüber. Ein Gespräch entspinnt sich - eine große Mappe droht oben herabzufallen - Sie sind wohl Künstler? - Zu dienen, Marinemaler von Kopenhagen - darf ich um Ihren Namen fragen? Melbye - Ich fixire ihn scharf, greife in die Tasche, ziehe Moritzens Karte heraus - der Mensch wird verlegen, bis sich meine Absicht ergab. Nun führen wir die 3 Stunden sehr vergnügt mit einander. Er läßt Moritz sehr grüßen und will, wenn möglich, ihm ein klein Bild von unserer Abfahrt auf dem Schiff schicken.“

33 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 3.

34 Den schnellen und schmucken Zweimastschoner hatte sich der erfahrene Schiffskapitän Hans Stehr fünf Jahre zuvor auf einer Blankeneser Werft bauen lassen. Außer dass Stehr noch in den 1870er Jahren mit dem Schiff um die westindischen Inseln, vor Brasilien und im La Plata Gebiet kreuzte, ist mir über das weitere Schicksal des Kapitäns und seines Bootes nichts bekannt geworden.

35 Eine detaillierte Beschreibung der Kajüten findet sich in: Rosemarie Golonsky, „Georg Bernas Nordfahrt erzählt nach Carl Vogt“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992. S. 229-254; hier S. 231-233: „Die Kabine des Commodore Berna war größer als die seiner Reisebegleiter, möbliert mit einem Bücherschrank, reich bestückt mit entsprechender Reise- und Fachliteratur, einem Sofa und einem Schreibtisch. Hier fanden die Besprechungen statt, und wer Ruhe suchte, konnte sich an diesen Ort zurückziehen. Alle Kabinen lagen um den Salon herum, der mit einem massiven Tisch und mit rotem Samt gepolsterten Bänken eingerichtet war. In diesem Raum wurden die gemeinschaftlichen Mahlzeiten eingenommen. Bei schlechtem Wetter traf man sich hier zum Schach- oder Whistspiel. Salon und Kabinen waren mit Baumwollstoff tapeziert und mit Teppichen ausgelegt, die Wände, an welchen die Betten standen, waren gepolstert. Schiffskenner bestätigten, daß ein Linienschiff nicht besser und komfortabler hätte ausgestattet sein können. Über den Raum der Dienerschaft gibt es keine Beschreibung. Auch die Wissenschaft brauchte Platz. In einem gesonderten Raum neben dem Salon stand außer dem Bett eines Bediensteten ein Tisch, beladen mit Mikroskopen, anatomischen und physikalischen Instrumenten und Körben voller Gläser. Unter dem Tisch lagen Schleppnetze, Brecheisen und Pickel. Bei schönem Wetter fand die wissenschaftliche Arbeit an Deck statt. Hier hatten auch die durch Körbe geschützten großen Glaskübel ihren Platz, in denen die gefangenen Seetiere aufbewahrt wurden. Für die anzulegenden Sammlungen war ein gesonderter Raum vorgesehen. Außer den speziell eingebauten Räumen gab es natürlich auch noch die für Kapitän und Mannschaft, Küche und Vorräte.“

Fuß über Deck), die Entfernung von dem Fockstag bis zur vorderen Kante des Fockmastes (30 Fuß), bis hin zu dem Abstand zwischen dem Schiffsende bis zu den sogenannten Judasohren³⁶ (100 Fuß). Das Topp des Großmastes betrug 9 Fuß, das des Besanmastes 7 Fuß.³⁷

Der im obigen Zeitungsbericht erwähnte Bankier Ernst Merck war eine geachtete Persönlichkeit der Hamburger Stadtgeschichte und ein alter Bekannter Vogts, der mit ihm zusammen auf den Abgeordnetenbänken der Frankfurter Paulskirche gesessen hatte. Als designierter Finanzminister einer ersten frei zu wählenden Reichsregierung verwaltete Merck u.a. die gesammelten Gelder für die Unterstützung flüchtiger Revolutionäre. Eine Beschreibung der Schiffsausstattung wäre unvollständig, wenn man nicht auf seine tätige Mithilfe rekurrierte. Solches unterlässt auch nicht Georg Berna in der bereits zitierten Einleitung zur *Nord-Fahrt*: „Zur Lösung meiner übernommenen Aufgabe stand mir Baron *Ernst Merck* in Hamburg wahrhaft als Freund zur Seite. Ihm habe ich's zu verdanken, und thue dies hiermit von ganzem Herzen, daß die Reise in jenen unwirthsamten Gegenden so genußreich und verhältnißmäßig in so angenehmer Weise von Statten gehen konnte.“³⁸ Merck hatte in Heidelberg Jura studiert und hatte berufliche und private Kontakte zu Frankfurt, seine Frau stammte aus der angesehenen Frankfurter Kaufmannsfamilie Borstnig und auch sein Schwiegersohn in spe entstammte dieser Familie. Inzwischen war er zum Baron und Genralkonsul Österreichs für Hamburg avanciert, was ihm in der Wirtschafts- und Bankenkrise des Jahres 1857 zu statten kam. Man vermutete in ihm wohl zu Recht den Strippenzieher hinter den Kulissen, als die österreichische Regierung die Hamburger Kaufmannschaft mit einem ansehnlichen Kredit ausstattete und auf diese Weise das wirtschaftliche Überleben manches Hauses ermöglichte.³⁹ Er war der typische Vertreter eines merchant banker, denn sein Haus nahm neben dem eigentlichen kaufmännischen Unternehmen auch Bankgeschäfte wahr. Es betrieb außerdem eine Dünger-Fabrik und war im Versicherungswesen stark verankert. Zusätzlich beteiligte es sich an dem Gründungsgeschäft von Eisenbahnen, Banken und Industrien.

Die Belegung des Schiffes

Die Belegung des Schiffes während der Nordlandreise gliederte sich in drei Gruppen. Neben den fünf Passagieren gab es eine vierköpfige Dienerschaft, die nicht zur regulären Schiffsmannschaft gehörte und eigens für die Expedition ausgewählt wurde. Eine Sonderstellung unter dieser Gruppe nahm der wohl aus Budesheim

36 Hölzer beiderseits des Vorstevens am Bug zur Stützung des Bugspriets, auch Ohrhölzer genannt.

37 Gressly „Schoner Joachim Hinrich“ in: Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 109; – vgl. auch die Zusammenstellung weiterer Schiffsdaten ebd. S. 204.

38 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. V.

39 Helmut Böhme, *Frankfurt und Hamburg. Des Deutschen Reiches Silber- und Goldloch und die allereinglichste Stadt des Kontinents*. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt, 1968, S. 266-268.

mitgebrachte,⁴⁰ ursprünglich aus Böhmen stammende Leibjäger Georg Bernas namens Hubert,⁴¹ der wie die Mitglieder des Expeditionsteams über eine eigene Kajüte verfügte. Auch ein zusätzlicher Koch aus Berlin, ein Steward aus Hamburg und ein Bäcker aus Mecklenburg gehörten zur „Luxusausstattung“ des Schoners. Offensichtlich wurde besonderer Wert daraufgelegt, dass Bequemlichkeit und leibliches Wohl an Bord einen gewissen gehobenen Standard nicht unterschritt. Bei besonderen Anlässen nahm auch der Kapitän an den Mahlzeiten der Reiseteilnehmer im Salon des Schiffes teil. Die eigentliche Schiffsmannschaft bestand aus acht Personen. Lediglich der Kapitän Hans Stehr aus Blankenese und der Steuermann Johann Heinz, Holsteiner, werden von Vogt mit vollem Namen genannt.⁴² Anhand des unveröffentlichten Notizbuches des Expeditionsteilnehmers Gressly, lassen sich die Daten Vogts ergänzen und in begrenztem Maße auch korrigieren.⁴³ Demnach hieß der Steuermann Joh. Hains bzw. Heins und stammte aus Neumühlen. Es kommen zwar mehrere örtliche Zuordnungen unter diesem Namen in Betracht, aber die Vermutung liegt nahe, dass es sich um einen Ort dieses Namens im damals dänischen Hoheitsgebiet handelte. Da das Schiff ein dänisches war, erscheint es plausibel, dass auch der Kommandostab aus dänischen Kräften bestand. Auch der bei Vogt als Jan bezeichnete zweite Matrose war Däne, nach Gressly hieß er Johann Nielsen und stammte von der dänischen Insel Rud Kioebing (heute: Rudkøbing). Zum dänischen Teil der Besatzung zählte weiterhin der Schiffskoch Hans Jansen von Kappel (Schleswig), bei Vogt „Hans, Koch, Holsteiner“. Bei dem von Gressly verwendeten Ortsnamen Kappel handelt es sich um die dänische Bezeichnung für Kappeln (Schleswig-Holstein); der Ort war bis 1867 dänisch. Holsteiner war auch der Jungmatrose Paul, der von Gressly als „Paul Thormählen aus den Kolmas bei Glückstadt Holstein“ identifiziert wird. Zweifellos handelt es sich um den Ort Kollmar, – der Plural bezöge sich dann auf die Güter Klein-Kollmar und Groß-Kollmar. Dieser Paul Thormählen war vielleicht ein Verwandter des ersten Matrosen Friedrich Thormählen, der ebenso wie der dritte Matrose Johann Jansen, von Gressly als Leichtmatrose eingestuft, aus dem norwegischen Bergen stammte. Ein von Vogt nicht erwähnter Leichtmatrose namens Heinrich wurde während der Fahrt durch einen versehentlich ausgelösten Gewehrschuss an der Hand verletzt⁴⁴ und musste in Bergen ins Spital gebracht werden. Er wurde

40 Ein Frankfurter Zeitungsbericht, der sich auf Nachrichten aus Tromsøe beruft, erwähnt u.a. einige Jagden, die Berna unternahm; „begleitet von seinem treuen Büchsenspanner, welcher die ganze Reise mitmachte“. – *Die Zeit. Beilage zu Nr. 120*. Frankfurt a/M. (22.8.1861), S. 1460.

41 Nicht identifiziert; Hubert scheint allerdings der Nachname gewesen zu sein.

42 Liste der „Insassen des Joachim Hinrich“, abgedruckt im Anschluss an das Inhaltsverzeichnis in Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), o. S.

43 Amanz Gressly, „Schiffsmannschaft“, in: Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 110.

44 Vgl. Amanz Gressly an Professor Dr. Franz Vinzenz Lang (1821-1899), „Auf dem Joachim-Hinrich, Cpt. Stehr, Bergen, den 9. Juni und 11. Juni 1861“: „Ein Unfall trübte unsere gute Laune. Ein Flintenschuss, von einer auf's Verdeck fallenden Büchse zerschmettert einem jungen Matrosen die linke Hand, doch geht es nun ausgezeichnet so dass er ohne grosse Folgen davon kömmt.“ – Louis Rollier (Hg.), *Amanz Gressly's Briefe. Lettres d'Amand*

durch einen anderen Matrosen, vielleicht den o.g. Paul Thormählen, ersetzt. Der Küchenjunge Eduard, von Vogt despektierlich als „Landratte aus Sachsen-Altenburg“ charakterisiert, desertierte laut Gressly nach einem schweren Äquinoktialsturm unmittelbar nach der Landung im schottischen Greenock, angeblich um sich nach Nordamerika abzusetzen.

Öffentliche Resonanz.

Diese Detailanalyse der Schiffsbelegung aufgrund der von Gressly in seinem Reisenotizbuch hinterlassenen Daten desavouiert zu einem gewissen Grade die Charakterisierung des Schiffes als ein „von Holz zu Mann“ deutsches Schiff, die mehr dem damaligen politischen Wunschdenken der von Vogt adressierten deutsch-nationalen Leserschaft entsprach als den oben analysierten Tatsachen. Diese zweifelsohne rein politisch motivierte Selbstapostrophe ist dadurch noch besonders akzentuiert, dass sie den Reisebericht eröffnet:

Am 29. Mai 1861 lichtete der Schooner Joachim Hinrich, von 57 dänischen Commerzlasten, unter dem Befehle des Kapitäns Hans Stehr, im inneren Hafen von Hamburg die Anker, um uns der norwegischen Küste entgegenzutragen. Zwar war es von Holz zu Mann ein deutsches Schiff; denn in Blankenese war der schucke Schooner gebaut, dessen Eigenthümer sämmtlich aus jenem wunderbaren Seefahrers-Dorfe stammten, und von Hamburg aus war er befrachtet. Nichts desto weniger flatterte über dem Hinterdeck eine gewaltige Flagge mit dem dänischen Kreuze, und an den Hauptbalken war das dänische Königszeichen mit der Krone darüber tief eingebrannt, so daß kaum der dicke Oelfarbenüberzug es verdecken konnte. Vor etwa zwölf Jahren, sagte uns der Kapitän, sei er auch wohl unter einer anderen Flagge gefahren, unter der schwarzrothgoldenen mit dem Nesselblatte, und in Italien sei alle Welt zusammengelaufen, um die herrliche Flagge zu bewundern, die man auch schön in die Ferne sehen könne. Das sei aber bald darauf abgestellt worden und jetzt müsse er wieder unter derselben Flagge segeln, vor welcher er damals sich in die Watten habe flüchten müssen, um nicht gekapert zu werden. Uebrigens sei die dänische Flagge auch eine sehr gute Flagge, wohl angesehen in allen Meeren, und überall fände man Konsuln, die sich lebhaft ihrer Schiffe annähmen, während im Jahre 1848 sich Niemand habe finden wollen, der in fremden Häfen die Berechtigung der schwarzrothgoldenen Flagge vertheidigt hätte. Gleichsam zur Neutralisierung des uns gerade

Gressly, le Géologue Jurassien (1814-1865). Moutier: Petit Jurassien, 1911, S. 286. – In seinem Notizbuch hielt Gressly den Vorfall ebenfalls fest. Demnach glitt Herzen oder der Jäger Hubert an Bord aus und stolperte über eine Eisenstange. Die zu Boden fallende geladene Jagdflinte entlud sich und traf den Matrosen konzentriert an der Daumenkehle der linken Hand. Einige Schrotkugeln trafen auch die Weichteile des jungen Mannes. Der von „H.“ verursachte Unfall habe ihn völlig niedergeschlagen.

nicht angenehmen Zeichens und zur Augenweide unserer patriotischen Herzen hatten wir dann auch auf dem Hauptmaste die Flagge der freien Reichsstadt Frankfurt und auf dem Vordermaste diejenige der schweizerischen Eidgenossenschaft aufgezogen, welche beide wohl zum ersten Male in den nordischen Meeren sich zeigten. Ein vollständiges Recht zu dem Mitgebrauche dieser Flaggen konnte man uns um so weniger abstreiten, als sämtliche Mitglieder der Expedition, die Einen durch Geburt, die Andern durch Einbürgerung, den beiden kontinentalen Republiken angehörten, die sich wohl schwerlich über den Besitz der einzigen herrenlosen Insel streiten werden, welche das Schiff auf seiner Fahrt berührte.⁴⁵

Es ist interessant nachzuverfolgen, wie Vogt diese multinationale Beflaggung rhetorisch umbiegt, um das Buch der damals wiederaufflammenden allgemeinen Nationaleuphorie kompatibel zu machen. Mit dem Thronwechsel in Preußen begann nämlich die sogenannte „Neue Ära“, die sich paradigmatisch an dem enormen Zulauf des Nationalvereins in dieser historischen Phase der deutschen Geschichte festmachen lässt.

De facto machte es aber gerade die Besonderheit der Expedition aus, dass es sich eben nicht um ein von einem einzelnen Nationalstaat in Anspruch genommenes Unternehmen von politisch loyalen Untertanen handelte, sondern um eine konzertierte Aktion staatlich unabhängiger, selbstbewusster Bürger. Dieser kosmopolitische Akzent entsprach ironischer Weise in hohem Maße den tatsächlichen Vorstellungen Vogts, der zeitlebens das Prinzip staatlicher Unabhängigkeit für Wissenschaft und Bildung verfocht und für eine Selbstorganisation von innovativen wissenschaftlichen Einrichtungen eintrat.⁴⁶ Historisch handelte es sich sogar um die letzte Polarmeeresexpedition, die nicht unter dem Imperativ nationaler Vereinnahmung und Interessenswahrnehmung stand.⁴⁷ Nur am Rande sei an dieser Stelle vermerkt, dass Vogt mit dem demonstrativ nationalpatriotischen Schlenker eingangs seines Expeditionsberichts ein deutliches Signal an die politische Öffentlichkeit aussenden wollte, die durch die Agitation Karl Marx' und seiner Mitstreiter verunsichert worden war und die politische Loyalität Vogts in Verruf gebracht sah. Dass Vogt die Polarexpedition nicht zuletzt zu Gunsten seiner persönlichen Ehrenrettung funktionalisierte, zeigt sich u.a. darin, dass er „unsere Expedition

45 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 1-2

46 Insofern lässt sich die Polarexpedition Vogts mit seinen Idealvorstellungen über die Einrichtung zoologischer Meeresstationen in einen Zusammenhang stellen. Unter dem Aspekt wissenschaftlicher Eigeninitiative der Frankfurter Bürgerschaft lässt sich Georg Bernas Nordfahrtprojekt neben die gleichzeitigen Projekte des zoologischen Gartens und des Senckenbergischen Naturkundemuseums stellen. Man darf daher die Polarexpedition in den Rahmen des wissenschaftlichen Engagements stellen, das langfristig zur Gründung der „Bürger“-Universität Frankfurt am Main führen sollte.

47 Dieser Sachverhalt erklärt auch die Schwierigkeiten, die die nationalistisch ausgerichteten Wissenschaftsgeschichten des späten 19. Jahrhunderts im Umgang mit dem Berna-Vogtschen Unternehmen hatten.

gewissermaßen als eine Ehrensache für ganz Deutschland und Hamburg insbesondere“ zu stilisieren versuchte.⁴⁸

Ob die Hamburger Öffentlichkeit die Blankeneser Jacht als einen multinationalen, bunt schillernden Eisvogel oder eher als stramm-nationalen Sturmvogel wahrnahm, muss dahingestellt bleiben. Eine Attraktion war das illustre Forschungsteam mit ihrem farbenfrohen Schoner zweifelsohne. Über das Aufsehen, das die Mitglieder der Polarexpedition in Hamburg erregten, berichtet einmal mehr Gressly in einem Brief an einen Freund in der Schweiz:

Ich traf bei meiner Ankunft in Hamburg Hr. Vogt, Dr. Herzen und den Maler Hasselhorst an. Vogt wurde mit einem Abendständchen (Musik und Reden) bewillkommt mehrere 1000 Teilnehmer, so dass der Platz gesperrt war. Überhaupt wechseln seit dem Dinners, Picnics, Theater und Ausflüge miteinander ab, dass wir kaum den Morgen zum Schreiben frei haben. Wir besuchen fast täglich unsere niedlich himmelblaue Segel Yacht Joachim Henrich [sic], die laut allen Kennern sich ausgezeichnet bewähren wird. Doch ist das Innere noch nicht völlig ausgebaut, ist aber nächster Tage zu unserer Aufnahme bereit, sobald nun Hr. *Berna*, den ein Todesfall in seiner Verwandtschaft verzögert, eintrifft.⁴⁹

Unter den Besuchern, denen Carl Vogt während dieser Wartezeit voller Stolz das Boot zeigte, befand sich auch ein alter Bekannter aus gemeinsamen Gießener Zeiten, der Theologe Gustav Baur, ein Vetter Vogts, der ihn 1835 auf seiner Flucht über Straßburg in die Schweiz unterstützt hatte und der nun von Gießen nach Hamburg gewechselt war, um das Amt als Pfarrer von St. Jakobi, einer der Hamburger Hauptkirchen, anzutreten.⁵⁰ Die öffentliche Resonanz, die das Forschungsvorhaben Vogts hervorrief war aber weder auf Hamburg noch auf den deutschen Sprachraum begrenzt, wie ein Zeitungsartikel in einer der führenden Zeitungen der französischen Schweiz belegt, in dem der Beginn der bevorstehenden Expedition angekündigt wird.⁵¹

48 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 2.

49 Gressly an Franz Lang, Hamburg, Streits Hotel, Alsterbassin, 24 Mai 1861. – Louis Rollier (Hg.), *Amanç Gressly's Briefe. Lettres d'Amand Gressly, le Géologue Jurassien (1814-1865)*. Moutier: Petit Jurassien, 1911, S. 284.

50 Marie Baur, *Erinnerungen an unseren Vater Gustav Adolph Ludwig Baur. Als Manuskript für die Familie gedruckt*. o.O., o. J. [das Vorwort ist mit „Juni 1889“ datiert], S. 92: „Unter den alten Freunden, die den Vater in Hamburg aufsuchten war der erste Karl Vogt. [...] Vogt hatte damals eine Nordfahrt vor und lud die Eltern eines Morgens auf das zu dieser Expedition ausgerüstete Schiff, von dem sie uns dann mancherlei Interessantes zu erzählen wußten.“

51 *Gazette de Lausanne et Journal Suisse*. Nr. 116 (20.5.1861): „M. le professeur Ch. Vogt est sur le point de commencer son voyage pour les mers polaires. Il est accompagné d'un riche Francofortois, M. Berna, qui prend à sa charge les frais de l'expédition. Il emmène aussi le géologue neuchâtois Gressly et un étudiant de Berne, M. Herzen, fils de l'écrivain russe qui réside à Londres le *Kokokol* [recte: *Kolokol*].“

Das Buch.

Der maßgebliche Bericht über die Forschungsreise erschien anderthalb Jahre nach der Rückkehr in Form eines stattlichen Großoktavbandes mit dem etwas barock anmutenden Titel:

Nord-Fahrt, entlang der Norwegischen Küste, nach dem Nordkap, den Inseln Jan Mayen und Island, auf dem Schooner Joachim Hinrich, unternommen während der Monate Mai bis Oktober 1861 von Dr. Georg Berna, in Begleitung von C. Vogt, H. Hasselhorst, A. Gressly und A. Herzen. Erzählt von Carl Vogt. Mit einem wissenschaftlichen Anhang, drei Karten und fünfzig theils in Farben gedruckten, theils in Holz geschnittenen Illustrationen nach Originalzeichnungen von H. Hasselhorst.

Schon von seiner physischen Beschaffenheit her bestach der Band durch Größe und Gewicht. Buchhändlerisch und verlagstechnisch entsprach der Band einem eher gehobenen Standard. Mit seinem geprägten Leinwandeinband, Rückentitel und Deckelillustrationen in Gold, und mit seiner üppigen Illustrierung präsentierte sich das Buch haptisch wie optisch mit einer ansprechenden Ästhetik. Im Einzelnen enthielt es neben einem Frontispiz, 10 einfarbige Tafeln, 4 kolorierte Faltafeln (wovon 2 mehrfach gefaltet), 5 weitere kolorierte Tafeln, 3 kolorierte Karten (wovon 2 gefaltet) und 26 Textholzstiche (überwiegend Ansichten, Genreszenen und Tierportraits). Dank dieser vorzüglichen Ausstattung eignete es sich besonders als Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk, was eine bei Erscheinen des Buches lancierte Verlagsanzeige auch ausdrücklich betont: „Das große Interesse, mit dem vorstehende Reiseschilderung aus der gewandten Feder des Professors Carl Vogt erwartet wurde, läßt wohl mit Recht vermuthen, daß die durch ihr nun gerade vor Weihnachten erfolgtes Erscheinen und in so künstlerischer Ausstattung, besonders vielen Frankfurter Familien, denen der Unternehmer dieser Nord-Fahrt bekannt ist, eine willkommene Festgabe wird.“ Nach dieser Anzeige, die just am 24.12.1862 im *Frankfurter Intelligenz-Blatt* abgedruckt war, wäre das Buch bereits vor dem auf dem Titelblatt abgedruckten Erscheinungsjahr auf dem Markt gewesen.⁵² Auch die Tatsache, dass Carl Vogt sein Vorwort mit „Genf, im Herbst 1862“ und Georg Berna seine Einleitung mit „Hofgut Büdesheim, im Herbst 1862“ datierte, spricht für diesen vorgezogenen Vermarktungstermin.

Obwohl der Verleger Jügel in Frankfurt das Buch mit einer Auflage von 400 Exemplaren⁵³ nur in Kommission übernommen hatte, was bedeutet, dass Berna das finanzielle Risiko für den Druck selbst trug, wurde es professionell vermarktet. Hier machte sich die Routine Carl Vogts im Umgang mit Verlagen und populären Zeitschriften bezahlt. Vogt war ein Vorreiter auf dem Gebiet der für die öffentliche Meinung in der zweiten Hälfte des 19. Jh. kaum zu überschätzenden semi-wissenschaftlichen Popularisierung der Naturwissenschaften. Wie kaum ein anderer verstand es Vogt, Ergebnisse seriöser Naturforschung mit angenehmer und faszinierender Unterhaltung zu verbinden. Ja, er war gewissermaßen der Matador auf

⁵² *Frankfurter Intelligenz-Blatt, Beilage*. Nr. 304 (24.12.1862).

⁵³ Auflagenhöhe nach Rosemarie Golonsky, „Georg Bernas Nordfahrt erzählt nach Carl Vogt“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. 229-254; hier S. 253.

diesem Sektor des Buchmarktes. Insbesondere seine brillant geschriebenen populärwissenschaftlichen Reiseberichte über die Gletscher der Hochalpen und die Meerstrandstudien an der Bretagneküste und am Mittelmeer hatten bereits das mental mapping einer ganzen Generation von aufstrebenden Naturforschern und wissenschaftlichen Dilettanten geprägt. Die Liste der Klassiker auf diesem Gebiet wurde nun um die *Nord-Fahrt* des Dr. Berna verlängert.

Wie alle semi-populären Wissenschaftsstudien Carl Vogts zeichnet sich auch die *Nord-Fahrt* durch einen unverwechselbaren Konversationston aus, der durch einen augenzwinkernden Humor und eine vertrauensvolle, anvertrauende Verbindlichkeit gekennzeichnet ist. Eine gewissermaßen öffentliche Intimität wird u.a. dadurch hergestellt, dass er einen größeren Teil des Reiseberichtes in Form eines längeren Briefes an seine Frau⁵⁴ als Herzstück in den Text eingeflochten hat. Während auf diese Weise eine stärkere Bindung an ein weibliches Publikum erzeugt wird, dürften männliche Leser sich beispielsweise eher in der Atmosphäre der eingestreuten Stegreifgedichte⁵⁵ wiedergefunden haben, die, vermutlich in fröhlicher Runde entstanden, den Eindruck einer locker-gestimmten Herrengesellschaft vermitteln.

Bereits vor und gleichzeitig zu dem Erscheinen hatte Vogt mehrere Teilabdrucke in der periodischen Presse untergebracht; den wichtigsten davon in der vielgelesenen Familienzeitschrift *Die Gartenlaube*.⁵⁶ (Abb. 5) In einer redaktionellen Anmerkung postuliert das Blatt, dass es sich um einen Vorabdruck aus dem noch nicht erschienenen Werk handelt. Dieser Anspruch ist nicht völlig von der Hand zu weisen, denn die beigelegte Illustration „Bergsturz am Tu-Fjord (Nordcap). Nach der Natur aufgenommen von *Hasselbors*“ ist nicht identisch mit der entsprechenden Abbildung im Buch, wo nur ein Bildausschnitt berücksichtigt wurde. Ebenfalls als Vorabdruck deklariert, brachte die Frauenzeitschrift *Freya* den Abschnitt, der sich auf den Besuch in der Lappenkolonie bezog, versehen mit einem lesenswerten Vorwort aus der Feder des im Exil lebenden österreichischen Schriftstellers Moritz

54 Maria Anna (Marianne) Vogt, geb. Michel, aus Bönigen bei Interlaken (1827-1902); Hochzeitsdatum: 26.4.1854; Ort der Eheschließung unbekannt. Marianne Michel war eine Tochter des Berner Gastwirts und späteren Hoteliers in Bönigen, Peter Michel, dessen Lokaltäten wichtige Anlaufstellen für die politischen Flüchtlinge in der Schweiz („Michelei“) waren.

55 Dass die lyrischen Einschübe tatsächlich von Vogt verfasst wurden, ist durch Amanz Gressly belegt, der in einem Fall unter Verweis auf Vogts Verfasserschaft eine Abschrift einem seiner Briefe beilegte. Darüber hinaus findet sich auch die Abschrift eines unveröffentlichten Gelegenheitsgedichtes Vogts in Gresslys Notizbuch IV., das im Naturmuseum Solothurn aufbewahrt wird. Es scheint sich um eine gern geübte Praxis Vogts gehandelt zu haben, denn auch bei einem Aufenthalt in der Zoologischen Station in Neapel ist ein solches Produkt entstanden, das sogar unter Pseudonym als Broschüre gedruckt wurde. Christoph Veitel (d.i.: Carl Vogt), *Ajacës. (Manuskript) Parthenope, April 1884*. Genf, Buchdruckerei Carl Pfeffer, 1884. 8°. (13 S.) – [nicht in den Buchhandel gelangt]. [Auszüge in: William Vogt, *La vie d'un homme. Carl Vogt*. Paris: Schleicher / Stuttgart: Nägeli, 1896, S. 241-243.

56 „Zum Nordcap“, in: *Die Gartenlaube. Illustriertes Volksblatt* (Leipzig). Heft 1. (1863), S. 12-15; Heft 2. (1863), S. 22-24.

Hartmann, einem Freund Carl Vogts.⁵⁷ Eine umfassende, über drei Nummern verteilte Nacherzählung, eingebettet in einen kritischen fachwissenschaftlichen Diskurs, brachte die in Augsburg erscheinende Kulturzeitschrift *Das Ausland*.⁵⁸

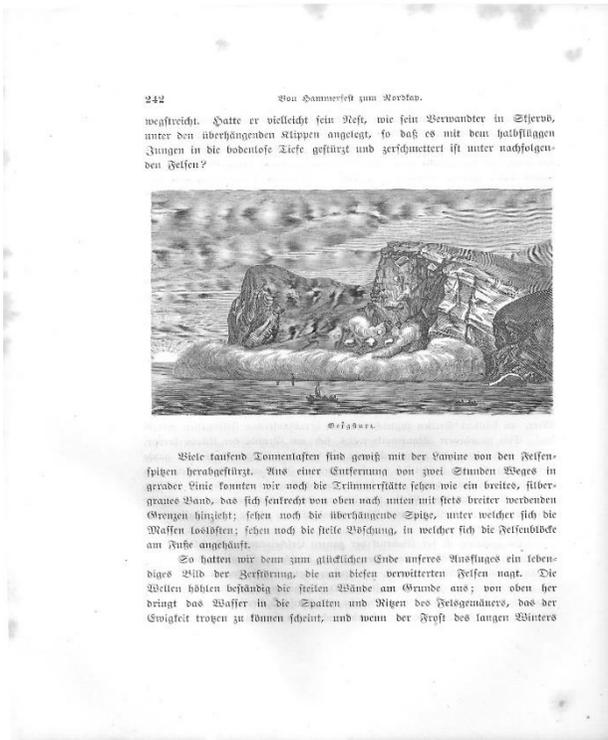


Abb. 5 a: „Bergsturz“. Buchillustration nach J.H. Hasselborst (aus: Carl Vogt, „Nord-Fahrt“, 1863, S. 242).

- 57 „Ein Besuch bei den Lappen“, in: *Freya. Illustrierte Blätter für die gebildete Welt. Ein Lese- und Kunst-Album zur Unterhaltung und Belehrung* (Stuttgart: Kraiss und Hoffmann). Jg. 3 (1863), H. 3: S. 73-76. – Dass Moritz Hartmann der Verfasser des anonymen Vorwortes ist, geht aus Briefen Vogts an Hartmann hervor, die in der Wienbibliothek aufbewahrt sind.
- 58 „Georg Berna’s Fahrt nach dem höchsten Norden Europa’s“, in: *Das Ausland. Eine Wochenschrift für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker* (Augsburg). – „1. Das Nordcap.“ Nr. 27. (1. 7.1863), S. 625-628; – „2. Die Insel Jan Mayen.“ Nr. 28. (8.7.1863), S. 655-657); – „3. Geologische Untersuchungen.“ Nr. 29. (15.7.1863), S. 678-684. – Es handelt sich bei diesen Beiträgen um längere Auszüge aus der *Nord-Fahrt* mit überbrückenden, nacherzählenden und erläuternden Kommentaren. Besonders der 3. Teil belegt, dass es sich bei dem anonymen Verfasser um einen Fachmann auf dem Gebiet der Geologie handeln muss, denn dieser Abschnitt weitet sich zu einem kritischen Fachdiskurs über Carl Vogts wissenschaftlichen Anhang aus.

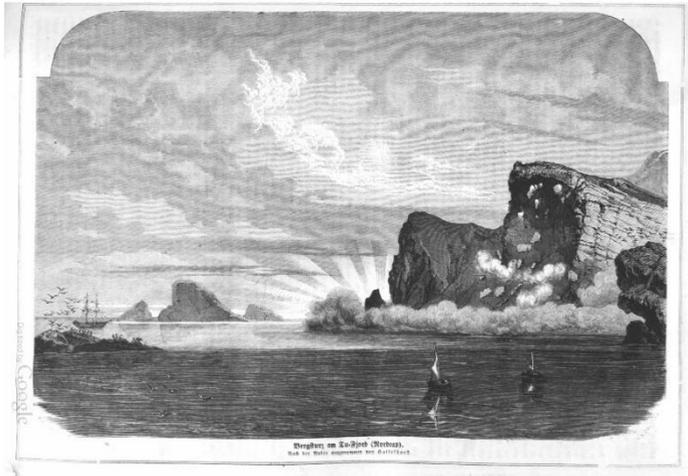


Abb. 5 b: „Bergsturz“. Illustration nach J.H. Hasselhorst aus der Zeitschrift „Die Gartenlaube“ (Nr. 1., 1863, S. 13).

Einen vermutlich illegalen Nachdruck einiger Auszüge aus der *Nord-Fahrt* konnten die Leser der in Wien erscheinenden *Jagd-Zeitung*⁵⁹ sich zu Gemüte führen. Unter dem Bemerken, dass Carl Vogt als Mann der Wissenschaft eine wohlverdienende Achtung genieße und seine *Nord-Fahrt* jedenfalls zu den besten Naturbeschreibungen zähle, die seit langer Zeit in deutscher Sprache erschienen seien, wovon einige sogar eine magische Anziehungskraft besäßen, wiederholte das Blatt einige der bereits in der Zeitschrift *Das Ausland* ausgezogenen Stellen aus dem Werk Vogts. Ebenso verfuhr das in Brünn erscheinende Unterhaltungsblatt *Lese-Stübchen*.⁶⁰ Sehr vorteilhafte Rezensionen, z.T. von Vogt selbst lanciert, machten das Werk europaweit bekannt und förderten den Verkauf. Beispielsweise brachte die in Paris erscheinende Revue des Deux Mondes eine vierzigseitige Nachzählung mit ausführlichen ins Französische übersetzten Zitaten.⁶¹ Für die Rezeption des Werkes in Frankreich sorgte auch ein alter Bekannter aus der Gießener Zeit, Georg Büchners Bruder Alexander nämlich, der mit einer Verwandten Georg Bernas verheiratet war.⁶² Eine kurze, aber äußerst lobende Rezension der *Nord-Fahrt* druckte das Pariser Journal Général ab, worin das Buch als Zeugnis für den wissenschaftlichen Enthusiasmus der Deutschen für die geographische Forschung

59 „Wasserjagden im Norden. (Das Nordcap.)“, in: *Jagd-Zeitung* (Wien) 15 (15.8.1863), S. 472-476.

60 „Ueber Norwegen“, in: *Lese-Stübchen. Illustrierte Unterhaltungs-Blätter für Familie und Haus*. Bd. 4. Brünn (1863), S. 438-440.

61 Charles Martins, „Un tour de naturalistes dans l'extrême nord“, in: *Revue des Deux Mondes* (Paris). Bd. 46 (Juli-August 1863). Lieferung: 15.8.1863, S. 814-843. – Der Verfasser, der selbst eine ähnliche Forschungsreise unternommen hatte, war ein enger Freund Carl Vogts.

62 Alexander Büchner, „Le voyage arctique du Docteur Berna“, in: *Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences, Arts et Belles-Lettres de Caen*. Caen: Le Blanc-Hardel, 1863, S. 151-163.

gefeiert wurde.⁶³ Eine englischsprachige Rezension brachte die in London erscheinende Wochenzeitung *The Saturday Review*, die sich vor allem am Stellenwert von Vogts Nord-Fahrt im Vergleich zu Lord Dufferins *Letters From High Latitudes* abarbeitete.⁶⁴ Wichtige Rezensionen im deutschsprachigen Raum erschienen u.a. in Stuttgart (*Schwäbischer Merkur*)⁶⁵ und in Leipzig (*Blätter für literarische Unterhaltung*).⁶⁶

Bereits beim Abfassen des populären Wissenschaftsberichtes hatte Vogt den lukrativen Feuilletonmarkt im Blick gehabt und passende kompakte, publikumswirksame Teilabschnitte eingestreut. Diese wurden dann tatsächlich in den entsprechenden Rubriken der Almanache, Magazine und Feuilletons der überregionalen Tageszeitungen wie *Gesteinsbrocken* aus einem Steinbruch herausgebroschen und redaktionell aufbereitet. Solche gewissermaßen ausgekoppelten Schmuckstücke erschienen nicht nur in deutscher, sondern auch in holländischer⁶⁷ und, wie bereits erwähnt, in französischer Sprache. Selbst im Zarenreich brachten die deutschsprachigen *Rigaschen Stadtblätter* bereits im April 1863, – mit acht Seiten, über zwei Nummern verteilt, – Vogts Exkurs über die Naturgeschichte des Herings aus dem ersten Teil der *Nord-Fahrt*.⁶⁸

Die Tatsache, dass der Sohn des berühmten Alexander Herzen mit von der Partie war, mag dazu beigetragen haben, dass das Buch auch in russischer Übersetzung auf den Markt geworfen wurde.⁶⁹

Bereits im Oktober 1861 konnte das maßgebliche britische Buchhandelsmagazin *The Bookseller* in London mit einer korrekten und kompakten Zusammen-

63 *Journal Général de l'Instruction Publique* (Paris). Bd. 32. Nr. 96 (2.12.1863), S. 105.

64 *The Saturday Review of Politics, Literature, Science, and Art* (London). No. 394 (May 16, 1863), S. 642.

65 *Schwäbischer Merkur* (Stuttgart). Nr. 42 (19.2.1863), Schwäbische Kronik., I. Blatt, S. 321.

66 *Blätter für literarische Unterhaltung* (Leipzig). Nr. 40 (1.10.1863), S. 731-732.

67 „Een bezoek bij de Lappen“, in: Johann Jacob Antonie Goeverneur (Hg.), *De Huisvriend. Gemengde Lectuur Voor Burgers In Stad En Land*. Leiden: Sijthoff, 1863, S. 182-185. – Übersetzung von „Ein Besuch bei den Lappen“ ins Holländische; J.J.A. Goeverneur verwertet den Text auch unter dem Titel „Eene Arendsjaacht op de Noorwegische Kust“, in: Johann Jacob Antonie Goeverneur (Hg.), *Shakspeare de Tijgerjager, Philippovitsch de Berenjager en andere Jachtavonturen voor de Jeugd*. Leiden: Noothoven van Goor, [1871], S. [70-78]. – [dasselbe in der Neuausgabe von 1889 unter dem Titel: *Shakspeare de tijgerjager en andere verhalen*. Leiden: Van Turnhout, 1889].

68 „Der Hering und sein Fang an den Küsten Norwegens“, in: *Rigasche Stadtblätter*. Nr. 17 (25.4.1863), S.152-156 und Nr. 18 (2.5.1863), S. 166-169.

69 Puteshestire na Siever vdol' norvezhskago berega na Eordkap [sic] Ostrov IAn-Maien i Islandiū, predprinīatōs s maiā po oktiābr' 1861 Georgom Berna v soprovozhdeniū K. Fogta [i dr.] i opisannoe Karlom Fogtom. S nauchnymi pribavleniūāmi i s politipazhami ričzannymi na derevič's original'nykh risunkov A. Gassel'gorsta. Kukol'-Yasnopolski, 1867. Digitalisat: <https://books.google.de/books?id=fvIWAAAAAYAAJ&dq> – Für diese Ausgabe wurden für die ganzseitigen Abbildungen neue Vorlagen hergestellt, während die in den laufenden Text integrierten Graphiken weggelassen wurden. Für eine Rezeptionsanalyse des Werkes im russischen Sprachraum fehlen bis jetzt die Quellen.

fassung der Forschungsreise aufwarten.⁷⁰ Man darf wohl davon ausgehen, dass Vogt auf seiner Rückreise durch London dafür die Weichen gestellt hatte. Schließlich sei noch erwähnt, dass die Cambridge University Press noch im Jahr 2011 einen Reprint der deutschen Originalausgabe der *Nord-Fahrt* veranstaltet hat.

Damit ist bereits ein weiterer wichtiger Aspekt der Wissenszirkulation im Zusammenhang mit der Forschungsexpedition von 1861 berührt. Vogts Reisebericht ist zwar der maßgebliche, aber nicht der einzige, ja noch nicht einmal der erste Bericht über die Expedition. Völlig vergessen ist heute, dass der scheinbar so unscheinbare Expeditionsteilnehmer Amanz Gressly bereits während der Reise eine Serie von, wie er es nannte, „Briefen aus dem Norden“ an Freunde in der Schweiz geschickt hatte, die diese umgehend zur Veröffentlichung brachten. Das von dem ehemaligen Gießener Studenten Theodor Creizenach redigierte Kultur-Magazin *Neues Frankfurter Museum* hatte daraufhin die Gressly'schen Reisebriefe, wie sie in der Berner Zeitung *Der Bund* erschienen waren, wiederabgedruckt.⁷¹

Sie stellen eine willkommene Ergänzung und z.T. auch ein wichtiges Korrektiv des Vogtschen Buches dar. Unterzieht man Gresslys „Briefe aus dem Norden“ und Vogts *Nord-Fahrt* einem kritischen Vergleich so lässt sich das Resümee ziehen, dass die großartige Erfolgsgeschichte der Expedition, die Vogt narrativ ausbreitet, von Gressly wesentlich tiefer gehängt und mit größerer kritischer Distanz betrachtet wird. Von Anfang an konnte aus verschiedenen Gründen der Zeitplan nicht eingehalten werden; der Aufenthalt in Stavanger, der nicht beabsichtigt war, war nötig geworden, weil bis auf Gressly das komplette Team so seekrank war, dass eine Erholungsphase an Land notwendig wurde. In Tromsø rammte ein norwegischer Postdampfer die im Hafen vor Anker liegende „Joachim Hinrich“, woraufhin für die Dauer der Reparaturarbeiten adhoc eine nicht geplante ethnologische Exkursion zu einer Lappenkolonie eingeworfen wurde. Unfreiwillige Wartezeiten wurden u.a. auch dadurch überbrückt, dass man als Mitbringsel für den Frankfurter Zoo lebende Tiere fing oder käuflich erwarb, sodass der kleine Schoner, noch bevor das norwegische Festland verlassen wurde, mehr oder weniger einer Menagerie gleich und dann wie eine zweite Arche Noah durch das aufgewühlte Nordmeer schipperte. Spannungen mit Kapitän und Schiffscrew blieben begreiflicher Weise nicht aus.

Kaum weniger ernüchternd sind die Reiseaufzeichnungen von Alexander Herzen junior, der mit einer gewissen Zeitverzögerung einen längeren Auszug aus seinem während der Reise geführten Tagebuch veröffentlichte. Allerdings wurde die-

70 „Northern Adventure“, in: *The Bookseller. A Handbook of British and Foreign Literature* (London). Nr. 46 (28.10.1861), Trade Changes and Literary Gossip.

71 Amanz Gressly, „Briefe aus dem Norden. Bericht über die Berna'sche Reise“, in: *Neues Frankfurter Museum. Beiblatt der „Zeit“*. Nr. 135 (8.9.1861), S. 1073-1075; Nr. 136 (10.9.1861), S. 1082-1083; Nr. 138 (12.9.1861), S. 1097-1099; Nr. 139 (13.9.1861), S. 1106-1108; Nr. 141 (15.9.1861), S. 1122-1124; Nr. 166 (15.10.1861), S. 1319-1322; Nr. 168 (17.10.1861), S. 1336-1338; Nr. 169 (18.10.1861), S. 1342-1344.

ser Augenzeugenbericht wenig rezipiert, weil er in italienischer Sprache und in einer in Florenz erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift erschien.⁷²

Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle auch darauf hingewiesen, dass Vogt selbst noch nach dem Erscheinen der *Nord-Fahrt* in gelegentlichen Reminiszenzen neue Textversatzstücke zu der Nordlandfahrt kreierte:

Heute noch, wo ich ruhig hinter meinem Schreibtische sitze, kommt mir manchmal bei dem Rauschen der Arve vor meinem Fenster plötzlich die Erinnerung an unseren fröhlichen Ritt durch Wüsten und Moore, durch reißende Ströme und murmelnde Bäche, durch Nebel, Regen und Schneegestöber, durch Sonnengluth und Mückenschwärme, über endlose Ebenen, auf denen der Wind den Dampf der heißen Quellen vor sich hertrieb, als wären es Eisenbahnzüge, und über fürchterliche Schlackenströme, deren scharfe Splitter unter dem Hufe unserer braven Rößlein klangen, als seien es Glocken, die sich loslösten aus dem Grunde. Heute noch sehe ich uns, civilisirte Nomaden, absitzen nach langem und scharfem Ritte in einem Grasplatze, am Ufer eines Bächleins, unser Zelt aufschlagen, einen Feuerplatz improvisiren mit einigen Lavaplatten und Rasenstücken und bis in die Nacht hinein plaudern an dem Feuer unseres Bivouacs, die frisch gefangene Forelle und das auf dem Wege geschossene Schneehuhn mit heißem Grog hinabspülend – denn Grog, sagte einer meiner Freunde, Grog und Talg sind zwei gute Dinge auf Reisen!⁷³

Jedenfalls war die Nordmeerfahrt unseres Expeditionsteams, darüber besteht kein Zweifel, ein internationales Medienereignis. Korrespondenzen, Telegramme, Augenzeugenberichte von anderen Seefahrern, kursierende Gerüchte etc. wurden besonders von Hamburger, Frankfurter und Schweizer Blättern begierig aufgegriffen und in der regionalen wie überregionalen Tagespresse kolportiert. Diese mediale Begleitmusik zu der Forschungsexpedition ist in ihrer ganzen Dimension bisher noch völlig unbekannt und harrt noch einer medienhistorischen Auswertung.

Was mit der Berichterstattung über die Vorbereitung der Expedition begonnen hatte, setzte sich während der Reise mit knappen Meldungen über einzelne Etappen bzw. den jeweils aktuellen Verlauf der Expedition fort. Am 7. August unterrichtete beispielsweise die in Graz erscheinende *Tagespost* ihre Leser über die Havarie der „Joachim Hinrich“, als sie in Tromsø vor Anker lag:

Aus *Tromsø* (in Finmarken), 17. Juli, wird gemeldet: „Am 14. d. ist der Schooner „Joachim“ und „Heinrich“, Capitän Stehr, mit dem deutschen Naturforscher Carl *Vogt* und seiner Begleitung an Bord in den hiesigen Hafen eingelaufen. Wie es heißt, wird derselbe sich von

72 Alexander Herzen, „Una Gita A Jan Mayen“, in: *Bollettino della Società Geografica Italiana* (Florenz). Fasc. 5. Teil 3 (15.11.1870), S. 97-107.

73 Carl Vogt, „Mitten im nordischen Lavastrom“, in: *Die Gartenlaube. Illustriertes Volksblatt* (Leipzig). Nr. 3 (1865), S. 44-47.

hier nach Island begeben; indeß kann in den nächsten Tagen von einer Weiterreise noch nicht die Rede sein, da dem Schiff gestern bei regnerischem und nebligem Wetter der Unfall begegnet ist, von dem Postdampfer „Nordcap“ angesegelt zu werden und sein Bugspriet zu verlieren.“⁷⁴

Wie komplex sich die Nachrichten-zirkulation im Einzelnen gestalten konnte, belegt folgendes Beispiel: Am 25. Oktober 1861 berichtete die *Warschauer Zeitung* unter Bezugnahme auf die *Allgemeine Preußische Zeitung* in Berlin über einen Korrespondentenbericht aus Kopenhagen, dass nach Nachrichten aus Reikjavik der diesjährige Sommer auf Island sehr mild gewesen und die Insel von einer Menge Reisender besucht worden sei. „Zuletzt“, so heißt es, „von der deutschen Expedition des Dr. Berna [...], die auf eine sehr kostspielige und beinahe prachtvolle Weise ausgerüstet war. Nach der Aussage dieser Expedition ist die Insel Jan Meyen eine große vulkanische Klippe, auf deren nordöstlicher Spitze sich ein gigantischer Vulkan von 6500 Fuß Höhe erhebt. Die Expedition hat das Polarmeer ungewöhnlich frei von Treibeis gefunden [...]“⁷⁵ Ganz offensichtlich hatte Carl Vogt auf medienwirksame Weise selbst im fernen Reykjavik die Journalisten mit Material über den aktuellen Stand der Reise bestückt, das dann von dort aus seinen Weg durch die europäische Medienlandschaft nahm.

Die Expeditionsteilnehmer gelangten durch die umfassende mediale Aufbereitung der Forschungsreise zu einer spezifischen Berühmtheit. Auch in späteren Zeitungsartikeln zu ganz anderen Zusammenhängen genügte häufig ein Hinweis auf ihre Teilnahme an der Nordlandexpedition zu ihrer Charakterisierung oder Identifizierung, etwa in Formulierungen wie „der von seiner Nordlandreise bekannte Dr. Berna aus Frankfurt“; oder „Alexander Herzen, der bekanntermaßen an der Berna’schen Forschungsreise ans Nordkap teilgenommen hat“ etc.

Schließlich sei in diesem Zusammenhang noch bemerkt, dass die Namen Berna und Vogt auch umgehend in der Geographie der Insel Jan Mayen ihren Niederschlag fanden, insofern nämlich zwei von ihnen besuchte Krater nach ihnen benannt wurden.

Die Vorgänger

„Der Gelehrte sucht sich [...] ein neues und noch wenig erforschtes Stück Erde aus, wo er mit vollen Händen ernten kann, statt auf der Spur seiner Vorgänger Nachlese zu halten.“ Diese epistemologische Grundwahrheit formulierte der Professor für Naturgeschichte der medizinischen Fakultät zu Montpellier und Direktor des dortigen Botanischen Gartens Charles Martins mit Blick in einem von Carl Vogt bevorworteten Expeditionsbericht ins nördliche Polarmeer.⁷⁶ Der Briefpart-

74 *Tagespost* (Graz). Nr. 190 (7.8.1861), Abendblatt.

75 *Warschauer Zeitung*. Nr. 250 (25.10.1861), S. [3].

76 Charles Martins, *Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien*. Mit einem Vorwort von Carl Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. 2 Bde. Jena: Costenoble, 1868, S. 148. [frz. Original: *Du Spitzberg au Sahara. Etapes d'un naturaliste au Spitzberg, en Laponie, en*

ner und enge Freund Carl Vogts, hatte seine schon eine geraume Zeit zurückliegenden Erinnerungen an seine Forschungen im Eismeer und in Lappland veröffentlicht, nachdem er, wie bereits erwähnt, Vogts *Nord-Fahrt* in der *Revue des Deux Mondes* ausführlich besprochen hatte. Vogt verfasste übrigens nicht nur das Vorwort zur deutschen Übersetzung, sondern hatte den Band auch korrekturgelesen. Martins hatte seine Forschungsreise auf der französischen Korvette „Recherche“ unternommen, die Vogt sehr wahrscheinlich aus einem Buch kannte, das er wohl bereits zur Vorbereitung seiner eigenen Polarexpedition benutzt hatte.

Léonie d'Aunet

Durchmustert man nämlich die Reiseliteratur zwischen 1853 und 1863 nach Vergleichs- und Referenztexten⁷⁷ zu Carl Vogts *Nord-Fahrt*, so stößt man auf eine in manchen Punkten frappante Ähnlichkeit mit der Reisebeschreibung einer hübschen und entschlossenen jungen Dame aus Paris. Léonie d'Aunet, von der hier die Rede ist, hatte ihre einzigartige Reise ins Nordmeer 1852 in der literarischen Zeitschrift *Revue de Paris* beschrieben und dann 1854 in Buchform unter dem Titel *Voyage d'une femme au Spitzberg* (Reise einer Frau nach Spitzbergen) veröffentlicht.⁷⁸ Bis 1885 erschienen insgesamt zehn Auflagen; danach geriet das Buch in Vergessenheit und wurde erst in neuerer Zeit wiederentdeckt. Heute schätzt man d'Aunets Reisebeschreibung als eine frühe Darstellung von Spitzbergen, Nordnorwegen und Lappland; die erste aus diesem Bereich, die von einer Frau geschrieben wurde. Die Autorin hielt viele interessante Beobachtungen von Umgebungen und Menschen fest, aber auch sehr deprimierende Wahrnehmungen des Volkes der Sami, das pauschal als hässlich und faul abqualifiziert wird.

Die spätere Roman- und Theaterschriftstellerin Léonie Thévenot d'Aunet (1820-1879) war auf eine kuriose Weise Teilnehmerin der Forschungsreise geworden. Als ihr Verlobter François Biard 1839 als Zeichner und Maler an einer vom französischen Staat ausgerüsteten Polarexpedition unter Leitung des Botanikers Paul Gaimard teilnehmen sollte, hatte die gerade einmal 19-jährige Tochter eines Marineoffiziers und ehemaligen Geschwaderführers in Quebec auf einer Teilnahme an der Exkursion bestanden. An Bord der *La Recherche* befanden sich außer ihrem zukünftigen Ehemann ein Geologe, ein Sprachforscher, ein Astronom und Hydrograph, ein Meteorologe und verschiedene weitere Spezialisten. Das Forschungsinteresse war vorwiegend geographisch und sollte dem Auffinden einer möglichen Nord-Ost-Passage dienen. Der Kapitän stimmte ihrem Aufenthalt als einziger Frau an Bord seiner Korvette allerdings nur unter strikten Auflagen und einzig für die Überfahrt von Hammerfest nach Spitzbergen und zurück zu.

Écosse, en Suisse, en France, en Italie, en Orient, en Égypte et en Algérie. Paris: Baillière, 1866.] Vogt hatte bereits das frz. Original in der *Kölnischen Zeitung* besprochen: Carl Vogt, „Skizzen aus Paris III.“, in: *Kölnische Zeitung*, Nr. 257 (15.9.1866), Drittes Blatt., [S. 1].

77 Carl Vogt und die übrigen Mitglieder der Reisegruppe benutzten während der Fahrt vor allem ein englisches Reisehandbuch: John Murray, *A Hand-Book for Travellers in Denmark, Norway, Sweden, and Iceland*. Third edition, revised and corrected. With maps and plans. London: John Murray, 1858.

78 Léonie d'Aunet, *Voyage d'une femme au Spitzberg*, Paris: Hachette, 1854.

Léonie d'Aunets Nordfahrt, die nach einer Anreise durch Belgien und Holland in Hamburg begann, führte daher vorerst ausschließlich auf dem Landweg, entlang der norwegischen Küste nach Trondheim, von wo es mit einem Dampfer nach Hammerfest ging. Nach einem Abstecher zum Nordkap nahm d'Aunet zusammen mit dem Forschungsteam an der Expedition nach Spitzbergen teil. Nach der Rückkehr verließ sie mit ihrem Verlobten das Team, um durch Lappland nach Süden zur Ostsee vorzustoßen. Über Stockholm und Ystad führte die Reise schließlich nach Berlin und Potsdam. Anfang 1840 traf das Paar wieder in Paris ein.

Einen im wahrsten Sinne des Wortes romantischen Anstrich erhielt das an sich schon bemerkenswerte Buch durch seine spezifische Entstehungsgeschichte. Im Juli des Jahres 1840 fand die Hochzeit statt. Léonie d'Aunet war die Attraktion der Pariser Salons. Sie ging eine geheime Liebesbeziehung mit Victor Hugo ein und wurde von ihrem eifersüchtigen Ehemann in einem Hotel in flagranti überrascht. Der im Schlepptau mitgebrachte Polizeikommissar verhaftete die Ehebrecherin auf der Stelle, während Hugo sich auf seine Immunität als Pair de France berufen konnte und straffrei blieb. Léonie d'Aunet verbrachte einige Zeit im Gefängnis und wurde nacheinander in verschiedene Klöster eingewiesen. Nach ihrer Entlassung nahm sie den Kontakt zu Victor Hugo wieder auf, der sie finanziell unterstützte und ihr, wie man munkelte, bei der Abfassung der Spitzbergen-Reise unter die Arme gegriffen haben soll.

Trotz der auffallenden Ähnlichkeiten erwähnt Vogt seine französische Vorläuferin mit keinem Wort. Allerdings dürfte das Buch und dessen Entstehungsbedingungen, romantisch und sentimental wie diese waren, ganz nach dem Geschmack seiner frischverliebten jüngeren Reisebegleiter gewesen sein. Das Buch könnte sich durchaus in der Kajütenbibliothek Bernas befunden haben, jedenfalls hatte sein Berater Graf Reinhard von Solms ihm die Lektüre als Reisevorbereitung anempfohlen.⁷⁹

Theodor Mügge

Anders liegt der Fall bei den Reisebildern aus dem hohen Norden des im Februar 1861 in Berlin verstorbenen Autors Theodor Mügge (1806-1861). Er wurde als engagierter liberaler Schriftsteller dem Umfeld der jungdeutschen Bewegung zugeordnet. Wie die Romane mit dem Hintergrund des nordischen Lebens Mügges beste poetische Leistungen waren, so ragten auch unter seinen Reisebildern die Schilderungen aus dem Norden besonders hervor, und bei glücklicher Auffassung der geographischen und ethnographischen Eigentümlichkeiten der durchstreiften Länder werden darin auch die politischen Verhältnisse mit Sachkenntnis besprochen. Mügge ist besonders der literarische Vertreter einer Norwegeneuphorie. Er forderte seine Leser auf, die Naturschönheiten Norwegens kennen zu lernen und sich dabei abseits der großen Poststraße zu halten. Denn vor allem dadurch erschließe sich dieses prächtige Land der Wasserfälle und Hochgebirge, der

79 Rosemarie Golonsky, „Georg Bernas Nordfahrt erzählt nach Carl Vogt“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992. S. 229-254; hier S. 231.

Gletscher und Schneelager und nur so sei es möglich, das Hirten- und Bauernleben in den einsamen wilden Tälern mit ihren schlichten, uralten Sitten und Gebräuchen kennenzulernen. Eine Schweiz des Nordens? Vogts Erwartungshaltung war stark durch die literarisierten Projektionen Mügges geprägt. Besonders dessen Reisebeschreibung *Skizzen aus dem Norden* aus dem Jahr 1844 diente Vogt als Folie für die eigene Annäherung an das Land,⁸⁰ aber auch Mügges dreibändiger Roman *Afraga* erscheint explizit als Referenztext in Vogts Norwegenschilderungen in der *Nord-Fahrt*. Unentwegt stellt Vogt, geologisch wie ästhetisch, Vergleiche zu der Schweizer Gebirgswelt an, lässt aber auch keinen Zweifel darüber aufkommen, dass das Land seinen Erwartungen kaum entsprach. An keiner Stelle ist der implizite Dialog zwischen Mügges *Skizzen* und Vogts *Nord-Fahrt* so mit Händen zu greifen, wie bei der Schilderung Bergens, wo Vogt die Stadt detailliert auf den Spuren Mügges durchwandert. Mügges Reisebilder waren es auch, die Vogt überhaupt erst veranlassten, die Stadt Molde zu besuchen:

Mehrere Reisebeschreibungen, namentlich aber diejenige von Mügge, sprechen mit so viel Begeisterung von den landschaftlichen Schönheiten des Moldefjords, daß schon dies allein hingereicht hätte, unsere Schritte dorthin zu lenken. Außerdem aber hatte Mügge dort ungeheure Schwärme von Quallen angetroffen und von diesen eine so abenteuerliche Beschreibung gemacht, daß ich nicht umhin konnte, auf einigen Reichthum an Seethieren in diesem Golfe zu schließen.⁸¹

Mügges Nordlandfahrt wurde von Vogt vornehmlich als Leitfaden für die eigene Reiseroute benutzt.⁸² An anderer Stelle findet man aber auch, dass der Referenztext als Folie für Kritik und Gegendarstellung erhalten musste. Namentlich Mügges naturhistorische Betrachtungen über den Hering und seine Ausführungen zu der Heringsfischerei, waren für Carl Vogt Anlass für polemische Abgrenzung und fachwissenschaftliche Richtigstellung.

Lord Dufferin

Von höherer Aktualität und aus verschiedenen Gründen inhaltlich relevanter war die gefeierte Reisebeschreibung eines prominenten anglo-irischen Aristokraten, die 1857 in London erschienen war. Mehrere explizite Bezugnahmen auf Lord Dufferins⁸³ *Letters From High Latitudes*⁸⁴ unterstreichen die Wichtigkeit des in kurzer

80 Theodor Mügge, *Reise durch Skandinavien. Skizzen aus dem Norden*. 2 Bde. Hannover: F. C. Kius, 1844. In Betracht zu ziehen auch: Theodor Mügge, *Nordisches Bilderbuch. Reisebilder*. 2. unveränderte Aufl. Frankfurt a. M.: Meidinger Sohn und Comp., 1858.

81 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 60.

82 Vgl. etwa: „Mehrere Reisebeschreibungen, namentlich aber diejenige von Mügge, sprechen mit so viel Begeisterung von den landschaftlichen Schönheiten des Moldefjords, daß schon dies allein hingereicht hätte, unsere Schritte dorthin zu lenken.“ Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 60.

83 Frederick Temple Blackwood Marquis of Dufferin and Ava (1826-1902).

84 Lord Dufferin, *Letters From High Latitudes. Being Some Account of a Voyage in the Schooner Yacht „Foam” 850 M. to Iceland, Jan Mayen, & Spitzbergen, in 1856*. London: Murray, 1857.

Zeit zu einem Klassiker der Reiseliteratur über die arktischen Regionen aufsteigenden und bis zum Jahrhundertende in 11 Auflagen erscheinenden Werkes für den Entstehungszusammenhang von Carl Vogts *Nord-Fahrt*. Vogt und seine Reisegefährten hatten während ihrer Expedition die 1860 bei Vogts Freund und Verleger Vieweg in Braunschweig erschienene deutsche Übersetzung zur Hand.⁸⁵ Insbesondere für die in Form eines Briefes an Vogts Frau Marianne stilisierte Beschreibung und Besichtigung der Insel Jan Mayen war Lord Dufferins Schrift, die ebenfalls in Briefform abgefasst war, der zentrale Referenztext:⁸⁶

Wenn Du nun das, was ich geschrieben, mit dem Buche von Lord Dufferin, „Briefe aus hohen Breitengraden“ vergleichst, so sieht es wahrlich fast aus, als hätten wir ihm die Nebelerscheinung von Jan Mayen abgeschrieben; denn ganz so, wie er, haben wir es jetzt auch gesehen, nur mit dem Unterschiede, daß uns die Formen des Bergs etwas anders erschienen, als er sie gezeichnet, und daß uns die Zugabe des Eises, die er in reichlichem Maße genossen, gänzlich abgeht. [...] Man disputierte hin und her, an welchem Orte wohl Lord Dufferin gelandet sei [...].⁸⁷

Lord Dufferins Reise ins Polarmeer hatte u.a. dadurch Aufsehen erregt, dass es unterwegs zu einer Begegnung mit dem Prinzen Napoleon gekommen war, der mit seiner dampfgetriebenen Luxusjacht in denselben Gewässern die französischen Farben der Polarmeerforschung hochhielt und der auf der Überfahrt von Island nach Jan Mayen Lord Dufferin in zuvorkommender Weise ins Schlepptau nahm. Will man Carl Vogt glauben, so handelte es sich um ein groteskes Katz-und-Maus-Spiel zwischen einem Mitglied des französischen Königshauses und einem aristokratischen Repräsentanten der britischen konstitutionellen Monarchie:

Der Lord war bekanntlich in Island zur Zeit, als Prinz Napoleon dort einen Besuch abstattete und, wie die Isländer wenigstens vermuthen, vertraulicher Weise von der englischen Regierung mit der Beaufsichtigung des Gebahrens des Prinzen beauftragt, dem man politische Zwecke unterschieben konnte, da die Franzosen seit langer Zeit gewohnt sind, in der Nähe Islands zu fischen. Die „Reine Hortense“, auf welcher sich der Prinz befand, nahm den Schooner Lord Dufferins ins Schlepptau und dampfte mit ihm bis in die Nähe Jan

85 Lord Dufferin, *Briefe aus hohen Breitengraden. Bericht über eine Reise des Yacht-Schooners „Foam“ nach Island, Jan Mayen und Spitzbergen im Jahre 1856*. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig: Vieweg, 1860.

86 Die Erreichung von Jan Mayen war uns jetzt schon ein Ehrenpunkt geworden und Lord Dufferins „Briefe aus hohen Breitengraden“, die einzige Quelle, welche wir über die ziemlich unbekanntete Insel am Bord hatten, gingen von Hand zu Hand, während wir bei fast vollkommener Windstille nur äußerst langsam dem offenen Meere zusegelten. – Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 264.

87 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 270; S. 282.

Mayens, wo sie sich gezwungen sah, umzukehren, da ihr der Kohlenvorrath ausging.⁸⁸

Carl Vogt beharrte auch später noch auf seiner Auffassung bezüglich des konspirativen Hintergrundes der Nordmeerreise Lord Dufferins, den „die englische Regierung mit der Ueberwachung der Franzosen betraut hatte“. So zu lesen in Carl Vogts Erinnerungen an den Prinzen Napoleon, die er nach dessen Tod 1891 in der Wiener politischen Tageszeitung *Neue Freie Presse* veröffentlichte.⁸⁹

Charles Edmond / Prince Napoléon

Der französische General und zeitweise Vizepräsident des Geheimen Rats, *Napoléon* Joseph Charles Paul Bonaparte, genannt Prince *Napoléon* oder *Plon-Plon* (1822-1891), war Cousin des regierenden Kaisers der Franzosen Napoleon III. (1808-1873). Obwohl Thronprätendent hatte der Prinz Napoléon keine Gelegenheit, an die Macht zu kommen. Die Beziehungen zwischen den beiden Vettern waren nicht immer rosig, so auch im Jahre 1856, als der Kaiser seinen Cousin dadurch von Paris entfernt hielt, dass er ihn kurzerhand auf eine Expedition ins Eismeer schickte.

Im Gegensatz zu der Reisebeschreibung Lord Dufferins ist der Expeditionsbericht der französischen Forschungsgruppe um Plon Plon kein expliziter Referenztext, stattdessen aber ein in seiner Bedeutung kaum zu überschätzender impliziter Subtext. Verfasst wurde die 1857 in Paris erschienene *Voyage dans les Mers du Nord* der Korvette „La Reine Hortense“ von einem gewissen Charles Edmond (1822-1899).⁹⁰ Dieser exilierte polnische Schriftsteller und Journalist und einflussreiche Adjutant des Prinzen war ein Freund Carl Vogts, den er in den Jahren 1851-1852 im Kreise der nach Nizza verschlagenen Flüchtlinge, damals wohl noch unter seinem vollen polnischen Namen Edmund Franciszek Maurycy Chojecki, kennengelernt hatte.⁹¹ Nach den erwähnten Napoleon-Reminiszenzen Carl Vogts aus dem Jahr 1891 war es dieser Charles Edmond, der seinen Einfluss bei dem Prinzen Napoleon geltend gemacht und eine Berufung Carl Vogts in das Forschungsteam

88 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 296.

89 Carl Vogt, „Persönliche Erlebnisse mit dem Prinzen Napoleon. I.“, in: *Neue Freie Presse* (Wien). Nr. 9555 (3.4.1891), Morgenblatt, S. [1]-2. – Carl Vogt, „Persönliche Erlebnisse mit dem Prinzen Napoleon. II.“, in: *Neue Freie Presse* (Wien). Nr. 9556 (4.4.1891), Morgenblatt, S. [1]-3.

90 Charles Edmond (Chojecki), *Voyage dans les Mers du Nord a bord de la corvette La Reine Hortense*. Paris: Michel Lévy Frères, 1857. – Eine zweite Auflage erschien 1863, also im selben Jahr wie die *Nord-Fahrt* Carl Vogts.

91 Carl Vogt, „Persönliche Erlebnisse mit dem Prinzen Napoleon. I.“, in: *Neue Freie Presse* (Wien). Nr. 9555 (3.4.1891), Morgenblatt, S. [1]: „In diesen Kreis trat bald nach unserer Ankunft ein Pole, Charles Edmond Chojecki, der als früherer Mitredacteur an Proudhon's *Voix du Peuple* von der Polizei verfolgt, sich anfangs nach Egypten gerettet, dort eine zeitlang als Reiterofficier gedient hatte, jetzt aber sich wieder dem Lande seines literarischen Wirkens zu nähern suchte. Sein Name ist vielleicht weniger durch seine Schriften und Dramen, als durch den Briefwechsel mit George Sand bekannt, mit welcher er eng befreundet war. Er lebt noch, hochbetagt, als Director der Bibliothek des Senats im [Palais du] Luxembourg.“

der „La Reine Hortense“ wenn nicht betrieben, so doch zumindest gefördert hatte. „Der Termin für die Abfahrt war so kurz bemessen,“ erinnerte sich Carl Vogt später, „daß ich kaum die nöthigsten Vorbereitungen treffen konnte. Im äußersten Maße überarbeitet, verfiel ich in einen schweren Typhus, während die „*Reine Hortense*“ [...] nach dem Norden dampfte.“⁹² Wie Vogt weiter berichtet, hatte er danach erhebliche Schwierigkeiten, das durch seine plötzliche Absage entstandene Misstrauen auf Seiten des Prinzen zu zerstreuen.

Im Text der *Nord-Fahrt* kommt Vogt an einer zentralen Stelle auf diese Nordmeer-Expedition des Prinzen Napoleon zu sprechen, und zwar in unmittelbarem Zusammenhang mit der gelungenen Landung auf Jan Mayen. Dabei findet er folgende bemerkenswerte und auch in den Buchbesprechungen stark beachtete Formulierung: „[...] wo der demokratische Imperialist Plonplon und der constitutionelle Monarchist Dufferin fast scheiterten, sind wir fünf Republikaner ohne Mühe durchgekommen [...]“⁹³ Die Tatsache, dass Carl Vogt sich hier auf das Siegerpodest des von ihm ex post reklamierten Wettbewerb um die Landung auf Jan Mayen hebt, verhinderte freilich nicht, dass der Prinz ihn noch im Jahr 1870 ein weiteres Mal zur Teilnahme an einer Nordfahrt auf seiner Luxusjacht einlud.

Auch aus einer zweiten Seereise mit dem Prinzen sollte nichts werden. Im Sommer 1870 ging er wieder nach dem Norden, diesmal in Begleitung zweier Männer, wie sie mir nicht erwünschter hätten sein können, Charles Martins und Ernest Renan. Er kam von Prangins aus zu mir nach Genf und lud mich in dringendster Weise ein. Ich hatte schon alle Vorbereitungen zu einem längeren Sommeraufenthalte in den Berner Alpen gemacht, mit überseeischen Verwandten und Freunden Verabredung getroffen und mußte zu meinem Bedauern ablehnen. Vielleicht hatte ich auch ein vages Vorgefühl dessen, was da kommen sollte. Die telegraphische Depesche mit der Kunde von der Kriegserklärung erreichte die Reisegesellschaft nach kurzer Fahrt in Molde in Norwegen. Charles Martins hat mir es oft erzählt. Der Prinz war mit Martins und Renan auf Deck, als ihm die Depesche zugestellt wurde. Er las sie, strich mit der Hand über die Augen und gab sie Renan mit den Worten: „*Nous sommes f.....!*“ – „Niemand war besser vorbereitet,“ sagte Martins. „Er telegraphirte sofort in das Palais Royal, seine Wohnung, Alles was niet- und nagellos wäre, einzupacken und nach der Schweiz zu schicken. Nicht einen Augenblick war er über den Ausgang des Kampfes zweifelhaft.“⁹⁴

92 Carl Vogt, „Persönliche Erlebnisse mit dem Prinzen Napoleon. I.“, in: *Neue Freie Presse* (Wien). Nr. 9555 (3.4.1891), Morgenblatt, S. 2.

93 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 279.

94 Carl Vogt, „Persönliche Erlebnisse mit dem Prinzen Napoleon. I.“, in: *Neue Freie Presse* (Wien). Nr. 9555 (3.4.1891), Morgenblatt, S. 2. – William Vogt gibt den von Plon-Plon gebrauchten Ausdruck im vollen Wortlaut wieder: „*Nous sommes foutus!*“

Eduard Desor

Der vorstehende kleine Rundgang durch die Reisebibliothek des Expeditionsteams soll aber nicht abgeschlossen werden, ohne darauf hingewiesen zu haben, dass es sich bei der abgearbeiteten Titelliste nur um die Spitze des Eisberges handelt. Gressly allein hatte zur Vorbereitung seiner Reise eine Literaturliste von rund 30 meist fachwissenschaftlichen Titeln in seinem Notizbuch zusammengestellt.⁹⁵ Der Apparat, den Vogt für seine Bedürfnisse beanspruchte, dürfte schwerlich hinter der Wunschliste Gresslys zurückgefallen sein.

Nicht vergessen werden sollte der in Neuchâtel zurückgelassene Gletscher-Experte Eduard Desor⁹⁶ (1811-1882), gemeinsamer Freund und Kollege von Vogt und Gressly, der während einer im August und September 1846 nach Skandinavien unternommenen Forschungsreise Beweise für die Existenz der Eiszeit im Norden suchte. Dabei versuchte er die ehemalige Ausdehnung der noch vorhandenen Gletscher zu studieren und zu bestimmen. Seine Ergebnisse waren insofern von Bedeutung, als sie eine globale Vergletscherung der Erde während der Eiszeit nahelegten. Die Reise führte ihn von Hamburg nach Lund und Malmö über Kiel, Kopenhagen, Oslo und Göteborg durch das Landesinnere und endete in Stockholm. Unterwegs überzeugte er u.a. mehrere seiner skandinavischen Kollegen von der Theorie der Neuchâtel-Geologen über die ehemalige komplette Vergletscherung der Alpen. Wie Vogt kämpfte auch Desor seit etwa 1836 gegen die weitverbreitete Vorstellung, dass es sich bei ihrer „Gletscher-Theorie“ bestenfalls um eine bloße geologische Spekulation handele.⁹⁷

Vogts umfassende Kenntnis der Nordreise Desors ging aber weit über den Inhalt des von Desor veröffentlichten Rapports hinaus. Es gab nämlich hinlänglich Gelegenheit, sich mit Desor mündlich auszutauschen, da dieser nach der Rückkehr von seiner skandinavischen Exkursion bis zu seiner Übersiedelung in die Vereinigten Staaten bei Vogt in Paris wohnte. Während der Nordfahrt 1861 muss man sich den inzwischen in die Schweiz zurückgekehrten Eduard Desor als implizite Bezugsperson und kritische Instanz im Hintergrund denken. Aus Gresslys Tage-

95 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 1-4.

96 Die engen Beziehungen Eduard Desors zu der Familie Vogt gingen auf dessen Gießener Studienzeit zurück. Nachdem er Gießen aus politischen Gründen hatte verlassen müssen, schlug er sich eine Zeitlang im Exil in Paris durch und wechselte dann in die Schweiz. Während Carl Vogt in Bern studierte, wohnte Desor im Hause seiner Eltern. Erinnerungen Carl Vogts an Desor finden sich u.a. in seiner Autobiographie und in einem umfangreichen Nachruf, den Vogt seinem langjährigen Freund und Weggefährten widmete. – Vgl. Carl Vogt, „Eduard Desor, Lebensbild eines Naturforschers I. [und II.]“, in: *Nord und Süd*, 22. Bd. S. 108-127.

97 Edouard Desor, „Sur les rapports qui existent entre le phénomène erratique du Nord et les soulèvements de la Scandinavie“, in: *Bulletin de la Société des Sciences Naturelles de Neuchâtel*. 1846-1847, S. 36-45. - Der Text wurde vom Sekretär der Gesellschaft in der Sitzung vom 21.1.1847 verlesen.

buch beispielsweise geht hervor, dass er von unterwegs mit Desor korrespondierte, was vermutlich auch Carl Vogt tat.⁹⁸

Die Reise

Wartezeit in Hamburg

Die Reisegruppe traf sich im Laufe der zweiten Maihälfte in Hamburg. Vogt und Herzen waren die ersten, die eintrafen, sie scheinen gemeinsam angereist zu sein. Als Gressly am Morgen des 16. Mai ankam, hatten sie sich bereits im vornehmen Hotel Streit,⁹⁹ einquartiert, das am Jungfernstieg lag und von dem aus man einen herrlichen Blick über das Alsterbecken hatte.¹⁰⁰ Nachdem Gressly sich in demselben Hotel eingerichtet hatte, traf im Laufe des Tages auch Hasselhorst ein. Die erwartete Ankunft Bernas verzögerte sich jedoch, da dieser noch durch einen Todesfall in der Familie und die Teilnahme an der Beerdigung zurückgehalten wurde. Er langte erst am 24. Mai in Hamburg an.

Einen Tag vor der Ankunft Bernas war der Kapitän von seinem Wohnort Blankenese herübergekommen, um sich zusammen mit den anwesenden Expeditionsteilnehmern vom Stand der Umbauarbeiten an Bord zu unterrichten. Es erwies sich, dass mit einer weiteren Verzögerung der Abfahrt zu rechnen war.

Um die insgesamt zweiwöchige unwillkommene Wartezeit in Hamburg zu überbrücken, unternahm man u.a. an den Pfingstfeiertagen bei herrlichem Wetter einen Ausflug mit der Bahn nach dem damals noch dänischen Kiel,¹⁰¹ wo man im Villenvorort Bellevue die Nacht verbrachte, bevor man am folgenden Tag wiederum per Bahn nach Hamburg zurückkehrte. Mit von der Partie waren Heinrich Adolph Meyer (1822-1889), ein auch politisch engagierter Hamburger Fabrikant. Meyer war besonders für Vogt und Gressly ein interessanter Führer und Gesprächspartner, denn sein eigentliches Interesse galt der Meeresforschung, insbesondere dem Tierbestand der Kieler Bucht. Auch der junge Zoologe und Naturforscher Eduard Graeffe (1833-1916) aus Zürich machte den Abstecher nach Kiel mit. Meyer hatte mit Graeffe einen Studienaufenthalt in Nizza verbracht, wo man gemeinsam die dortigen Seetiere untersuchte; eine Erfahrung, die sie mit Vogt gemein hatten, der seinerseits bereits auf mehrere ausgedehnte Aufenthalte zur Erforschung der Meerestiere am Strand von Nizza zurückblicken konnte.

98 In den Archives de l'Etat de Neuchâtel gibt es, nach freundlicher Auskunft von Marc-Antoine Kaeser, nach eigener Zählung 363 Briefe von Carl Vogt an Eduard Desor, die, neben einer weiteren Anzahl (etwa 100) von ca. 10 anderen Mitgliedern der Vogt-Familie, noch der Auswertung harren.

99 Es handelte sich überhaupt um das bevorzugte Hotel Vogts, wenn er in Hamburg übernachten musste.

100 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 211.

101 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 213: „19. Mai Pfingsten. Ausflug nach Kiel mit Hn. H. Meier (Stockmeier) – Sehr schönes Wetter. Sehr angenehme Fahrt nach der ersten Festung Dänem[ark]s ohne Besetzung, nur einige Wachtleute. Sehr prächtiger Buchenwald zu Bellevue u. schöne Landhäuser an der reizenden Bucht von Kiel.“

Nach Graeffes Promotion im Jahr 1859 folgte er Meyer nach Hamburg, um die gemeinsame Forschungspartnerschaft fortzusetzen. Im April 1861, also unmittelbar vor dem hier geschilderten Pflingstausflug nach Kiel, hatte Graeffe ein Werk über die Haltung von Tieren in Süßwasseraquarien¹⁰² fertiggestellt, ein Thema, das besonders Gressly interessierte, der seinerseits mit der Herstellung von Aquarien beschäftigt war und auch nach der Polarexpedition von Berna mit der Erbauung eines Aquariums auf dessen Hofgut in Büdesheim beauftragt werden sollte.¹⁰³

Am 24. Mai besuchte man den Kopenhagener Marinemaler, Anton Melbye, den man im Zugabteil auf der Rückreise von Kiel kennengelernt hatte, in seiner Hamburger Zweitwohnung, einen Anhänger des Mesmerismus, wie Gressly kommentarlos in sein Notizbuch einträgt.¹⁰⁴ Am 25. Mai, einem Samstag, besuchte man das Museum und am darauffolgenden Sonntag führte man sich im Thalia-Theater, das damals nur eine beschränkte Spielerlaubnis für Lustspiele und Possen hatte, zwei Possenspiele zu Gemüte. Am nächsten Tag, dem 27. Mai, wurden die Effekten per Boot in den „Brandenburger Hafen“ überführt. Von dort aus machte man erneut einen Ausflug auf dänisches Hoheitsgebiet, diesmal nach Blankenese, um dem Kapitän Hans Stehr in seinem Heimatort zu besuchen.¹⁰⁵

Abreise

Am 29. Mai 1861 war es dann so weit, mit vierzehntägiger Verspätung im Vergleich zum ursprünglichen Zeitplan,¹⁰⁶ lichtete der Zweimastsegler „*Joachim Hinrich*“ die Anker und verließ den Hamburger Hafen. Zwei Dampfer schleppten das Schiff die Elbe hinab in Richtung offenes Meer. Aus den Parks am Elbufer sandten reiche Kaufleute Abschiedsgrüße durch Flaggen und Böllerschüsse.

In dem Bordjournal, das der Steuermann während der gesamten Fahrt führte, schlug sich die Abfahrt wie folgt nieder:

Mittwoch, d. 29. Mai 1861 holten [haulten] morgens 8 Uhr aus dem Hafen v. Hamburg, erhielten dann das Dampfboot Simson an die

102 Eduard Graeffe, *Das Süßwasser-Aquarium. Kurze Anleitung zur besten Konstruktion der Aquarien und Instandhaltung derselben, sowie Schilderung der Süßwasserthiere*. Hamburg: Otto Meißner, 1861.

103 Gressly und wohl auch Vogt hatten bereits vor dem Pflingstausflug die Aquarien Graeffes in Hamburg in Augenschein genommen. In einem Brief vom 24. Mai berichtete Gressly über diesen Besuch: „Hier sah ich bei Hrn. Dr. Gräfe, einem jungen Zürcher sehr schöne Meer- und Süßwasser Aquarien völlig ohne Bewegung und nur wenigen Pflanzen, worin seit 2 ½ Jahr das Wasser nicht geändert wurde. Es leben herrliche Actinien (*A. plumosa* besonders), Krebse, Seesterne, Muscheln und Schnecken, auch Fische in bestem Behagen darin. Wie viel eher würden sie in bewegtem Wasser und weiteren Behältern fortkommen!“ – Louis Rollier (Hg.), *Amanz Gressly's Briefe. Lettres d'Amand Gressly, le Géologue Jurassien (1814-1865)*. Moutier: Petit Jurassien, 1911, S. 283.

104 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 213.

105 Gressly an Greppin, Bergen, 11.6.1861: „Nous avons visite le 19 Kiel sur la Baltique et les magnifiques forets de hêtre et des côteaux charmants, le 27 Blanggenese sur l'Elbe, d'ou est notre capitaine.“ – Louis Rollier (Hg.), *Amanz Gressly's Briefe. Lettres d'Amand Gressly, le Géologue Jurassien (1814-1865)*. Moutier: Petit Jurassien, 1911, S. 287

106 Den 15. Mai als geplanten Abfahrtstermin nannte jedenfalls ein Artikel aus Frankfurt in einem im pfälzischen Speyer erscheinenden Blatt: *Palatina. Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung*. Nr. 59 (21.5.1861).

Seite, da nun alle Passagiere an Bord waren, schlepte das Dampfboot uns bis Glückstadt, das kleine Dampfboot Blanckene folgte bis Blangene wo die Passagiere welche mit abgesegelt waren, wieder auf nach Hamburg giengen, um 1 ½ h. passirten Glückstadt, wo das Dampfboot uns verließ u. wir mit vollen Segeln weitersegelten, hatten eine leichte Brise von Osten, machten alles seefest wie es sich nach Seemannsgebrauch befinden muß, um 4 ½ h. passirten Brunsbüttel um 7 ½ ankerten bei Cuxhaven, machten alle Segel fest u. setzten die Wache mit 1. Mann auf, wo unser Koch auf seiner Wache schlief. Dann giengen morgens d. 30. Mai Anker auf [,] setzten alle dienstlichen Segel bei u. steuerten seewärts um 7 h. passirten das erste Feuerschiff Jacob-Hinrich, um 8 passirten das letzte Feuerschiff Casper [Caspar], peilten selbigen in Nord. Der Wind lief mehr nördlich u wurde flauer um 3 U. Nachmittags befanden wir uns auf 54°-24 N. B. u 7°-47 O.B. um 5 U. peilten Helgoland in S-O 18'. Abstand[,] steuerten dann nach folgendem Kurse [...].¹⁰⁷

Die Hamburger Herren, die als Passagiere bis Blankene mitreisten, um dem Expeditionsteam das Geleit zu geben, waren der bereits erwähnte Hamburger Fabrikant und Meeresforscher Heinrich Adolph Meyer, der Bankier Ernst Merck und dessen zukünftiger Schwiegersohn Alexander Borgnis (1827-1914),¹⁰⁸ der, wie bereits erwähnt, aus derselben Frankfurter Kaufmannsfamilie stammte wie die Ehefrau Mercks.

Über den Beginn der Reise unterrichtete Gressly seinen Briefpartner Lang nach der Ankunft in Bergen:

Von Hamburg reisten wir erst den 29. Mai um halb 9 Uhr Morgens ab auf unserer niedlichen Yacht *Joachim Hinrich* und übernachteten vor Cuxhaven. Den 30 Mai giengs um Mittag an Helgoland vorbei, dragten Ophiuren und Nuculen etc., aus dem Sand-und Schlammgrund empor. Bald verloren wir alles Land ausser Sicht und nach zwei trüben, regnerischen Wittertagen und hochgehender See, wobei alle ausser mir und den Matrosen seekrank wurden, erblickten wir um 2 Uhr Morgens den 2ten Juni Norwegens Südküste mit ihren Vogesenartigen theilweise mit Schnee bedeckten Gebirgen.¹⁰⁹

Zwischen der Vorüberfahrt an der englischen Insel Helgoland, das die Reisegruppe nicht ohne nationales Sentiment links liegen ließ, und dem Aufkreuzen vor der

107 „Journal gehalten an Bord des Schiffes Joachim Hinrich, gehalten von Johann Heins. Reise von Hamburg nach Bergen, Molde, Throndheim, Tromsø.“ Erhalten in der Abschrift Gresslys in dessen Notizbuch IV. – Vgl. Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 9-101. – Anders als in der Überschrift Gresslys angekündigt, beziehen sich die Eintragungen auf die komplette Rundreise bis zur Rückkehr des Schiffes nach Blankene am 17. Oktober 1861.

108 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 215.

109 Louis Rollier (Hg.), *Amanz Gressly's Briefe. Lettres d'Amand Gressly, le Géologue Jurassien (1814-1865)*. Moutier: Petit Jurassien, 1911, S. 285.

norwegischen Küste beschäftigte sich das Team bei glatter See, schwachem Wind und langsamer Fahrt mit Dretsch, so der Fachausdruck für das Abgrasen des Meeresbodens bzw. der See in einer gewissen Tiefe mithilfe von Schleppnetzen. Verschiedene, meist niedere Meeresbewohner wie Seesterne, Seeigel, allerlei Gewürm und Quallen förderten die Netze herauf. In großen, wassergefüllten Glaskübeln wurden die Tiere aufbewahrt, um sie in Ruhe beobachten, zeichnen, untersuchen und bestimmen zu können. Die Hoffnung, eine neue Spezies zu entdecken, erfüllte sich jedoch nicht. Vogt schob in seinem Forschungsbericht an dieser Stelle einen kleinen gelehrten Exkurs über Quallen ein, ein Thema, in dem er sich hervorragend auskannte. Während der Reise hielt Vogt während dieses Reiseabschnitts diesen Diskurs offensichtlich in der Tat als Privatim für seine Reiseleiter.¹¹⁰

Bereits als man den Skagerrak passierte und das Wetter sich verschlechterte, stellte sich heraus, dass die Expeditionsteilnehmer, mit Ausnahme Gresslys, alles andere als hochseetauglich waren. Besonders Berna, aber auch Vogt selbst, konnten die Schifffahrt über weite Strecken nur in der Koje liegend aushalten.

Stavanger

Am fünften Reisetag, erblickte man durch Regen und Nebel zum ersten Mal die norwegische Küste bei Stavanger.¹¹¹ Man benutzte die Gelegenheit, wieder einmal festen Boden unter die Füße zu bekommen. Ein Lotse kam an Bord und steuerte das Schiff durch ein Gewirr von Inseln und Inselchen in den Hafen dieser Stadt. Am dritten Juni war das Team immerhin so weit wiederhergestellt, dass man zum erstenmal wieder gemeinsam frühstückte. Danach gingen die Expeditionsmitglieder von Bord, und jeder erkundete nach seinem Interesse und nach seinen physischen Fähigkeiten, Landschaft, Flora oder Fauna der Stadt. Da der Expeditionsmaler seine Landschaftsaufnahmen von einem statischen Punkt aus durchführte, fungierte er gleichzeitig als natürlicher Treffpunkt für die sich zerstreuen übrigen Teilnehmer: „Bald waren sämtliche mitgebrachten Flaschen und Gläser mit Thieren aller Art gefüllt, und nun sammelte man sich um den Maler, der sich auf etwas erhöhtem Standpunkte unter einem Felsen angesiedelt und die Stadt mit der Umgebung zu skizziren begonnen hatte.“¹¹² Vogt schilderte diesen Landgang mit Blick auf die Lebensumstände der einheimischen Bevölkerung ganz traditionell im

110 „Vor d. Scharen über Quallen von Vogt explizirt“ – Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 217.

111 Die folgende akribische Rekonstruktion des Reiseverlaufs von Stavanger bis zum Verlassen des Festlandes in Hammerfest folgt mit wenigen Ausnahmen der ebenso umfassenden wie verdienstvollen Nacherzählung der Reise von Rosemary Golonsky. – Vgl. Rosemarie Golonsky, „Georg Bernas Nordfahrt erzählt nach Carl Vogt“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier brsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992. S. 229-254; hier S. 234-246. – Alle nicht anderweitig gekennzeichneten Abschnitte benutzen diesen Text als Quelle. Auf die ausgiebigen, im Wortlaut oft nur behutsam geänderten, gekürzten oder aktualisierten Ausführungen der Verfasserin wird nicht in jedem Einzelfall, sondern an dieser Stelle pauschal verwiesen.

112 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 16.

Sinne der zeitgenössischen Reisebeschreibungen ohne unmittelbar wissenschaftlichen Anspruch, - und gönnt damit nebenbei auch seinen Lesern eine Erholungspause von den Exkursen über das Dretsch und von den Extemporationen über die Zoologie der Quallen.

Den Charakter des Landes schilderte Vogt als monoton und einförmig. Abgerundete Granitfelsen mit abschüssigen Grasplätzen, kleinen, außerordentlich steinigten Feldern, die mit der Hacke bearbeitet und mit Gerste oder Kartoffeln bestellt wurden. Die Moorgründe hingegen waren voll von Kibitzen und Strandläufern; hie und da ein Holzhäuschen, mit roter oder weißer Ölfarbe angestrichen, von einem Zaune umgeben, hinter welchem Hühner und Enten sich herumtrieben. Das Städtchen selbst erschien Vogt eng und winklig, mit steil nach dem Hafen zu abfallenden Straßen. Obwohl die Stadt einst Bischofssitz war, hatte sie für Vogt nichts wirklich Interessantes zu bieten. Als virtuoser Erzähler behilft er sich mit der Aneinanderreihung einiger charakteristischer und z.T. amüsant geschilderter Genreszenen. Ein freundlicher Pfarrer zeigte seine Kirche,¹¹³ ein scheinbar hermetisches Gasthaus bot schließlich doch noch ein köstliches Frühstück mit Räucherlachs, Hummer und Beefsteak, dazu Bier und Bordeaux-Wein. Auf dem Telegrafenturm gab man eine Depesche nach Hamburg auf, und bereits am selben Abend wußten die Angehörigen in Frankfurt und Genf von der glücklichen Ankunft in Norwegen. Zurück auf dem Schiff bekam man Besuch von norwegischen Fischern. Dabei zeigte sich die ganze Armut des Landes, die sich vor allem im Mangel an Brot äußerte. Für altbackenes Brot und etwas Branntwein brachten die armen Leute eine verhältnismäßig große Menge an Fisch und auf Wunsch des Kapitäns Scheuersand auf das Schiff.

Etwas lebensfroher klingt die Schilderung des ersten Landgangs in Norwegen aus der Feder Gresslys: „Den 4^{ten} Juni zogen wir durch zahllose Klippen und dürre Scheeren-Inseln in den *Buggøfiord*, begleitet von Delphinen, einem riesigem Nordkaper und zahllosen Vögeln, und wanderten in der kleinen Bucht von *Dusavicker* eine starke Meile vom schön in einer Inselwelt am flussartigen Fiord gelegenen *Stavanger*. Wir jagten und fischten an den kahlen Klippeninseln bis um elf Uhr Abends.“¹¹⁴

Kurz vor der Weiterfahrt bekam Hasselhorst Gelegenheit, die einheimischen Küstenbewohner beim Heringsfang zu zeichnen. Ein der *Nord-Fahrt* beigegebener Holzstich gibt diese Szene wieder: „In der von Felsen gesäumten Bucht haben die Fischer von ihren Booten aus das Fangnetz halbkreisförmig ausgelegt. Links am Ufer ziehen Frauen und Männer mit Hilfe von Tauen das Netz an Land. Aus dem Hintergrund nähert sich ein Segelboot.“¹¹⁵ Hasselhorsts Behandlung des Motivs vermittelt einen Eindruck von der Mühseligkeit dieser Art des Fischens. Nach Aus-

113 Laut dem von Vogt benutzten Reisehandbuch immerhin eine gotische Kathedrale, was der religionsfeindliche Vorkämpfer des naturwissenschaftlichen Materialismus an dieser Stelle freilich geflissentlich verschweigt.

114 Louis Rollier (Hg.), *Amanz Gressly's Briefe. Lettres d'Amand Gressly, le Géologue Jurassien (1814-1865)*. Moutier: Petit Jurassien, 1911, S. 285 f.

115 Gabriele Mendelssohn, *Der Frankfurter Maler Johann Heinrich Hasselhorst 1825-1904*. Diss. phil. Mainz 1986, S. 108-109.

kunft Vogts zogen zehn Boote, besetzt mit ungefähr vierzig Männern und Frauen, mit einem riesigen Netz unter großen Anstrengungen nichts Brauchbares an Land.

Bergen

Eine frische Brise brachte den Segler nordwärts Richtung Bergen. Die Küste erschien den Reisenden niedrig und eher uninteressant. Die zahlreichen vorgelagerten Inseln fand man bevölkert mit Tausenden von Möwen, Kiebitzen, Schnepfen, Strandläufern, Austernfischern und Seeschwalben.

Auch Gressly schienen die Inseln beachtenswerter als das Festland: „Den 5^{ten} gelangten wir nach *Scaare* und *Hugesund* durch den *Carmesund* durch hübsche, hie und da etwas beholzte höhere Inselgruppen. Telegraphenlinie auf Wallfischrippen ruhend.“¹¹⁶ Der nächste Landgang erfolgte am 5. Juni bei Högesund (heute: Haugesund), wo teils zum Zwecke der Forschung, teils zum Zwecke der Bereicherung der Speisekarte Jagd auf Tiere gemacht wurde. Die Zufahrt nach Bergen erwies sich als schwierig. Dichter Nebel, kalter Wind aus Nordost und Wirbelströmungen zwangen den an Bord gekommenen Lotsen sechsendreißig Stunden ununterbrochen ans Ruder. In Sichtweite Bergens vollkommene Flaute. Der Segler *Joachim Hinrich* ließ sich schließlich von einem Dampfschiff in den Hafen schleppen.

Im Fjord wimmelte es von Booten mit sonntäglich gekleideten Menschen. Das Wetter hatte sich wieder zum Besseren gewendet; alles genoss Sonne und Wärme. Die Stadt dagegen wirkte wie ausgestorben. Die kleine Reisegruppe entschloss sich zu einem Spaziergang in die Umgebung, fand einen kleinen See, dessen Pflanzen- und Tierleben umgehend untersucht wurde. Die Landschaft hatte sich verändert: statt niedriger, runder Hügel bei Stavanger nun felsige, kahle Berge mit tiefen Schluchten, in den sanfteren Mulden saftige Wiesen und prächtige Bäume aller Art. Lebte Stavanger überwiegend vom Heringsfang, so Bergen in erster Linie von Stockfisch- und Holzhandel. Als alte Hanse-Niederlassung hatte es gute geschäftliche Beziehungen zu Hamburg. Hier wurden Vorräte ergänzt, Wäsche gewaschen und Gegenstände für den Reisebedarf eingekauft, an die man in Hamburg noch nicht gedacht hatte. Besonders letzteres gab Vogt Anlass zur Klage über die vergleichsweise völlig überhöhten Preise und ungünstigen Kaufbedingungen.

Als hilfreich für den Aufenthalt in Bergen erwiesen sich diverse Empfehlungsschreiben an Kaufleute, Konsuln und Naturforscher, von denen sie mit großer Zuverlässigkeit aufgenommen wurden. Unter den letzteren sind vor allem zwei Naturwissenschaftler von Interesse, nämlich der auch in Mitteleuropa geachtete Zoologe Johan Koren (1809-1885) und der norwegische Arzt und Zoologe Daniel Cornelius Danielssen (1814-1894).¹¹⁷

116 Louis Rollier (Hg.), *Amanz Gressly's Briefe. Lettres d'Amand Gressly, le Géologue Jurassien (1814-1865)*. Moutier: Petit Jurassien, 1911, S. 286.

117 In Zusammenarbeit mit dem von Vogt ebenfalls erwähnten Michael Sars verfassten Koren und Danielssen das dreibändige Werk *Fauna littoralis Norvegiae*. Zwischen 1876 und 1878 nahmen sie ihrerseits an einer großangelegten norwegischen Nordmeerexpedition teil, für die die *Nord-Fahrt* Vogts ein wichtiger Referenztext war.

Bei einem Besuch des örtlichen Museums zeigte Koren den Expeditionsteilnehmern die von ihm kuratierten Sammlungen, die von der Reisegesellschaft mit großem Interesse in Augenschein genommen wurden. Herzen studierte eine Sammlung ausgestopfter nordischer Vögel, während Gressly vornehmlich Muscheln seiner kritischen Prüfung unterwarf, welche mittels eines Schleppnetzes zu Tage gefördert worden waren; Berna vertiefte sich bei einigen Steinäxten und Bronzeringen in die Zeit der skandinavischen Urbewohner und Vogt bedauerte, dass er nicht Zeit genug hatte, eine einzigartige Kollektion von Walfischembryonen ausgiebig zu studieren. Hasselhorst erwies sich als gelehriger Schüler seines ehemaligen Städellehrers Friedrich Maximilian Hessemer und skizzierte die prächtigen Arabesken eines historischen Türpfastens sowie eine mächtige Armbrust, die ehemals dem Walfischfang gedient hatte.

Nach dem Besuch dieses sehr speziellen Naturkundemuseums war allen klar, dass eine einfache Nordlandfahrt, trotz allen wissenschaftlichen Sachverständes, nicht entfernt in der Lage sein konnte, an das Niveau und die systematische Gründlichkeit der Forschungen ihrer gastgebenden Kollegen heranzureichen:

Was mich selbst betrifft, so boten die wenigen Stunden, welche uns zum Besuche des Museums vergönnt waren, kaum Zeit genug zu einem flüchtigen Ueberblicke. Wie gerne hätte ich die zahlreichen Walfischembryonen untersucht, welche von der Länge eines Zolls bis zu derjenigen einiger Fuße die hauptsächlichsten Abstufungen der inneren Ausbildung dieser Geschöpfe vor Augen führten! Man fühlte vor dieser Reihe so recht, daß der reisende Naturforscher nicht im Stande ist, tiefer einzudringen, sondern es den Einheimischen überlassen muß, welche geduldig harrend Zeit und Gelegenheit erspähen können, die ihnen Seltenes bieten soll.¹¹⁸

Beinahe als wollte er diese eingestandene Unzulänglichkeit kompensieren, fügt er an dieser Stelle einen langen Exkurs über die Irrtümer im Verständnis der Verhaltensmuster der Heringspopulationen an und lieferte einen kritischen Bericht über Fang, Verarbeitung und Vertrieb im norwegischen Fischereiwesen.

Ein Schockerlebnis ganz anderer Art löste dagegen der Besuch des örtlichen Hospitals für Aussätzige aus, das unter der Leitung Dr. Danielssens stand. „Scheusliche Verstümmelungen durch die Krankheit“, notiert Gressly lapidar in sein Notizbuch,¹¹⁹ was Vogt in seinem Expeditionsbericht mit unbestechlichem empirischem Scharfblick klinisch rational ausführt. Aber selbst ein so kühler Rationalist wie Vogt zeigte beim Verlassen des Lazarettts Wirkung: „[...] der Anblick der Kranken aber ist wirklich entsetzlich und trotzdem, daß einige von uns durch Studium und Diplom gegen Eindrücke dieser Art einigermaßen gepanzert sein sollten, konnten wir uns doch des Schauderns nicht erwehren, als wir aus diesen Räumen des Elends wieder in das Freie traten.“¹²⁰

118 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 40.

119 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 226.

120 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 51.

Die nächste Visite galt dem norwegischen Bildkünstler Johan Ludvig Lossing (1810-1876), dem Mallehrer Henrik Ibsens (1828-1906). Lossing war Konservator der kleinen Kunstsammlung Bergens, die den Gästen einen Einblick in das neuere Kunstschaffen der Norweger gewährte. In einem längeren Abschnitt seiner Reisebeschreibung setzt sich Carl Vogt mit der norwegischen Malerei auseinander:

Erst seit wenigen Jahren ist man einerseits durch deutsche Meister, andererseits durch norwegische, meist in der Düsseldorfer Schule gebildete Künstler auf das Land selbst als Objekt der Kunstthätigkeit hingewiesen worden. Man hat norwegische Küsten und Fjorde, Mitternachtssonnen und Mondscheine in ziemlicher Menge auf allen Ausstellungen umherwandern sehen [...]. Beschaut man aber das Land näher und mit der Absicht, schaffend hier aufzutreten, so muß man sich bald überzeugen daß unter allen bekannten europäischen Gebirgsländern Norwegen dasjenige ist, welches dem Künstler am wenigsten bietet, wo er am meisten suchen und am meisten von dem Eigenen hinzuthun muß, um etwas Tüchtiges zu leisten.¹²¹

Obwohl Vogt der Landschaftskunst in Norwegen insgesamt „keine große Zukunft“ voraussagt, erkennt er doch die Leistungen einzelner Maler an: „In der Landschaft glänzen die achtbarsten Namen wie, Gude und Morton Müller, [...] und eine unverhältnißmäßig große Menge der Kunstjünger treibt sich in Düsseldorf und Rom umher. Die großen außergewöhnlichen Talente werden sich wohl überall in jedem Lande Bahn brechen und Anerkennung verschaffen und wir sehen auch in der That, daß die bewährten Meister in dem Fache sich außerhalb des Landes aufhalten, dem sie großentheils ihre Studien entnommen haben.“¹²² Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen äußert sich Vogt über die norwegische Genremalerei: „Fast dünkt es mich, als müßte der Genremaler - denn nur dieser existirt ja noch in unserer Zeit - in ähnlicher Weise wie der Landschaftskünstler in Norwegen sich beengt fühlen.“¹²³ Er erwähnt Adolph Tidemand (1814-1876), dessen Genrebilder mit norwegischen Motiven „gewiß die allgemeine Anerkennung“ verdienten, stellt aber gleichzeitig fest, daß die sehr introvertierte Mentalität des norwegischen Volkes, die sich durch einen Mangel an großen Gefühlsäußerungen und –gebärden ausdrücke, ziemlich ungeeignet für die auf erzählerische Gestik angewiesene Genremalerei sei.¹²⁴

121 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 52-53.

122 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 54.

123 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 54.

124 Gabriele Mendelssohn kontextualisiert diese Ausführungen folgendermaßen: „Die Entwicklung einer nationalen norwegischen Kunst im neunzehnten Jahrhundert war durch die politischen Ereignisse begünstigt worden. 1814 hatte Dänemark Norwegen an Schweden abgetreten, das dem Land eine freiheitliche Sonderverfassung zugestand. Die dadurch gewonnene relative Autonomie stärkte das Nationalbewußtsein der Norweger. In der Malerei äußerte sich diese Tatsache in einer Bevorzugung von Sujets mit heimatlichen Motiven. Die norwegische Landschaft und das norwegische Volk waren für die Künstler interessant geworden. Dabei entwickelte sich die Malerei von Anfang an in enger Anlehnung an die deutsche Kunst, die in ähnlicher Weise von nationalen Ideen geprägt wurde. Ab

Aus der Perspektive eines kulinarischen Experten schildert Vogt das Abschiedsdiner, das ihnen zu Ehren von den Honoratioren der Stadt ausgerichtet wurde. Reich beladene Schüsseln und Platten wurden herumgereicht, die sich nie zu leeren schienen. Unaufhörlich umkreisten die Gastgeber den Tisch, um immer wieder zum Nachfassen zu ermuntern. Eine noch härtere Bewährungsprobe war jedoch beim Trinken zu bestehen. Schwere Bordeaux-Weine wurden kredenzt. Jeder musste mit jedem das Glas auf „gute Freundschaft“ leeren. Zuerst zurückhaltend, dann kapitulierend, zuletzt bei fortgeschrittener Stimmung angreifend, schlug man die Schlacht mit Bordeaux, Port, Sherry und Champagner. Einer kurzen Erholungspause bei Kaffee und Zigarre folgten Liköre, Branntwein, Grog und Punsch. Nurmehr schwankend fanden die Freunde wieder auf ihr Schiff, - jedenfalls war das alles was Vogt von dem Rückzug erinnerte. Nicht nur Regen und Wind sorgten dafür, daß selbst der sich als widerstandsfähig begreifende Vogt am nächsten Tag in der Kojen bleiben musste.

Molde

Bei wechselhaftem Wetter gelangte der Schoner am 14. Juni in die Nähe des Städtchens Molde. Die eintretende Windstille gab den Reisenden Gelegenheit, sich ausgiebig mit der unmittelbaren Umgebung zu befassen. Der Moldefjord zeigte erneut ein anderes Landschaftsbild als noch zuvor in Stavanger und in Bergen. Die Gebirgspartien wurden alpiner, erstmals fühlten Vogt und Gressly sich an die Schweiz erinnert. Erste Zeugen alter Gletscher in Form von rundhöckerigen Felsen, Gletscherschliffen am steinigen Gletschergrund und Moränen, durch Gletscher aufgeschobene Geröllhalden, tauchten zur Freude der beiden Wissenschaftler auf. Obwohl bereits Mitte Juni, lag in den Spalten der Berge noch Schnee, manchmal bis hinunter zum Meer. Die hohen Gipfel waren nicht nur schneebedeckt, sondern schienen auch Gletscher zu tragen. Die überwältigende Schönheit der Landschaft regte nicht nur den Maler, sondern auch die übrigen in der Bildkunst dilettierenden Reisetilnehmer zu Studien und Skizzen an. Das ebenso malerisch wie wohlhabend aussehende Molde grüßte aus der Ferne herüber. Auf den umliegenden Inseln wimmelte es von Vögeln, und die Jäger in der Gruppe wollten zu ihrem Recht kommen und gefielen sich in dem Gedanken, eine Mitternachtsjagd auf Vögel und anderes Wild zu veranstalten. Vogt, der an dem Jagdausflug nicht teilnahm, machte die rückkehrende Jagdgesellschaft darauf aufmerksam, dass die als Beute mitgebrachten Eidergänse unter einem verschärften Schutz standen und die Nichtachtung dessen gegebenenfalls eine schwere Geldstrafe nach sich ziehen könnte, womit die miternächtliche Jagdeuphorie der jüngeren Reisege-

Ende der dreißiger Jahre zog die als liberal geltende Düsseldorfer Akademie, wo sich Künstler zu dieser Zeit bereits der Schilderung des Volkstums und der einheimischen Landschaft angenommen hatten, viele norwegische Maler an. So blieb es schließlich nicht aus, daß sich gegenseitige Beeinflussungen ergaben und auch deutsche Künstler sich in zunehmendem Maße mit norwegischen Themen beschäftigten.“ - Gabriele Mendelssohn, *Der Frankfurter Maler Johann Heinrich Hasselborst 1825-1904*. Diss. phil. Mainz 1986, S. 110-111.

fährten ein schroffes Ende fand. Eilig wollte man den Liegeplatz verlassen, aber ungünstige Winde verzögerten die Abfahrt.

Schließlich ließ sich der Schooner von dem Dampfschiff „Romsdalen“ nach Näs schleppen.

Gresslys Schilderung weicht in einigen Punkten von der Vogts ab: „Den 17. d. Monats [Juni 1861] gingen wir von Molde ab, durch den Dampfer Jan Mayen nach Verblungsnäset (heute: Veblungsnes) einige Meilen weit geschleppt und dann durch günstigen Wind hingetrieben. [...] Bis zum 20. Juni blieben wir zu Verblungsnäset am Ende des Isfjords und untersuchten die Umgegend.“¹²⁵

Der Anblick des Romsdalsborns brachte den Gletscherforscher in Carl Vogt zum Schwärmen und veranlasste ihn zu einem Glanzstück seiner geologischen Beschreibungskunst:

Unser Ankerplatz war ein herrlicher Punkt. Vor uns lag die niedrige Landzunge, welche sich zu einem sanften, mit üppigem Gras bewachsenen Hügelland erhob und nur den Fuß der gewaltigen Bergkette verdeckte, aus welcher das finstere Romsdalshorn mit seinem zweizackigen Gipfel emporstarrte. Nach Osten hin weitete der Blick in eine ruhige Bucht, den Is-Fjord, in deren Hintergrund steile Gebirge in einem Thal sich zusammenschlossen, das von einem vielfach gewundenen Flüßchen durchströmt war, welches seinen Ursprung in Gletschern und Schneefeldern zu nehmen schien, die bis zu der Thalsohle hinabreichten. [...]

In der Nähe des Flusses selbst springt der nackte Fels weit vor und überdeckt einige Tümpel, in welche von oben herab über die Felsen beständig Wasser tröpfelt. Es ist eine frische, prächtig kühle Grotte, die in heißen Tagen eine ganz besondere Annehmlichkeit haben mag und, wie es scheint auch von dem Vieh gerne zum Ausruhen benutzt wird. Die überhängenden Zweige der Birken und Erlen, welche oben den Felsen krönen; die Wurzeln, welche über die nackte Felsfläche hinaus in die Luft nach einem Stützpunkte zu greifen und zu ranken scheinen; das lebhaftes Grün der Moose und Flechten, die wie ein Bart an dem Kinne des Felsens hängen; der tiefe Schatten, in welchem dies kleine Fleckchen ruht, während drüben Fluß und Berge im Sonnenglanze funkeln – all dies entzündet das künstlerische Feuer und man verabredet sich, morgen mit vereinten Kräften hierher zu ziehen, um im edlen Wettstreite der Pinsel und Bleistifte der Natur ihre Reize abzustehlen.

Jetzt aber lenken andere Erscheinungen uns von der Grotte hinweg. Einige nackte Felsplatten springen am Ufer der Rauma vor und verathen sogleich durch ihre Gestalt, daß hier für die Geologie etwas zu finden sei. Es sind in der That die schönsten Gletscherschliffe, die man sich denken kann; das Gestein, ein graulicher Gneiß mit

125 Amanz Gressly, „Briefe aus dem Norden. Bericht über die Berna'sche Reise.“, in: *Nenes Frankfurter Museum. Beiblatt der „Zeit“*. Nr. 135 (8.9.1861), S. 1073.

vielfach gewundenen Blättern, zwischen welchen Linsen von Hornblende und tombackfarbigem Glimmer eingebacken sind; die Platten selbst prächtig abgeschliffen, gleichmäßig gerundet, mit scharf eingegrabenen Ritzen und Streifen versehen, welche quer über Blättergefüge und Linsen hinlaufen und alle so parallel in ihrer Richtung orientiert sind, daß sie genau auf das Romsdalahorn hinweisen und auf die Schlucht, welche an seinem Fuße sich öffnet. [...] Wir sehen deutlich, daß die Schcliffe, Streifen und Hohlkehlen sich soweit unter das helle Wasser fortsetzen, als das Auge reicht, und überzeugen uns bei wiederholtem Besuche am nächsten Tage während der Ebbe, daß es unmöglich ist, die untere Grenze der Schcliffe zu finden und diese wahrscheinlich durch das ganze Flußbette sich hindurchziehen. [...] Das waren also die ersten, deutlichen, vollkommen charakteristischen Gletscherschliffe, welche wir in Norwegen sahen!¹²⁶

Anderntags machte sich Hasselhorst alleine auf den Weg zu der erwähnten Grotte, um eine Studie des Romsdalahorns anzufertigen, von wo er abends „bis auf die Knochen durchfrozen und von eisigem Winde erstarrt“¹²⁷ zurückkehrte. Auf einem der Holzstiche, die die *Nord-Fahrt* illustrieren, ist in der Mitte dieser markante Berg mit seinem doppelzackigen Gipfel abgebildet. Am Fuße des Gebirgsmassivs, im Bildvordergrund rechts, fließt die Rauma, deren Ufer mit spärlicher Vegetation bewachsen sind.¹²⁸ Von Näs nach Trondheim segelte das Schiff ohne seine Reisegesellschaft,¹²⁹ denn die Etappe nach Trondheim sollte über Land weitergehen. Die Reisegesellschaft wollte die Strecke mit Pferdekarren bewältigen, um das Landesinnere kennenzulernen. Nach zähem Feilschen um Pferde und Karren sowie der umständlichen Beseitigung einiger Unklarheiten im Mietvertrag konnten am 20. Juni vier Karren mit Reisesäcken, Proviantkisten und Jagdgewehren gepackt werden. Voller Humor schildert Gressly dieses Unterfangen:

Den 20. verließen wir unseren heiteren „Joachim Hinrich“ [...] und wurden auf vier einspännige Carriols gepackt, zu zweien auf eins; natürlich nahm aber Karl der Dicke [Vogt] einen eigenen ein und ragte noch nach den Seiten darüber hinaus, Hr. Berna und ich das zweite, dann Maler Hasselhorst und Herzen auf das dritte, und der Jäger [Hubert] und unser Norweger Lootse als Dollmetscher auf das vierte, und dann vorwärts ging's – aber wie? Mein Lebtag werde ich

126 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 75-77

127 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 83

128 Gabriele Mendelsohn, *Der Frankfurter Maler Johann Heinrich Hasselhorst 1825-1904*. Diss. phil. Mainz 1986, S. 113.

129 Die Route, die das Schiff nahm, lässt sich anhand des Bordjournals des Steuermanns rekonstruieren. – Vgl. Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 17-18.

an die Fahrt von Verblungsnaaset nach Trondjhem über den Sneehåtten denken.¹³⁰

Die Route¹³¹ führte durch das großartige, schluchtenreiche Romsdalen hinauf zur kahlen Hochfläche des Dovrefjeld (heute: Dovrefjell) und zum alles überragenden, schneebedeckten Sneehåtten (heute: Snøhetta), von dort zurück zur Küste nach Trondheim. Das Land stieg in Terrassen an. Nach steilen Anstiegen folgten weite Ebenen. Die streckenweise schauerhaften Wege führten über Sand und Geröll, vorbei an herrlichen Wasserfällen, schäumenden Flüssen, fischreichen Seen und dunklen Mooren. Riesige Steinlawinen und Felstrümer, magere Wiesen und armelige Birken- und Erlenwälder begleiteten die Wegstrecke. An kahlen Felsen konnten die Geologen eindeutige Gletscherspuren entdecken, und auch gewaltige Moränen deuteten auf alte Eisströme hin. Nur hin und wieder öffnete sich ein freundlicheres Tal mit saftigen Wiesen, bestellten Feldern und verstreut liegenden Wohnungen.

Zur weitgehenden Trostlosigkeit der Landschaft kamen die oft schlechten Einkehr- und Übernachtungsmöglichkeiten. Die Pferdewechsel an den Stationen waren zeitraubend und für die Reisenden quälend, da die Wirte, wie Vogt beteuert, meist außer hartem Fladenbrot, versalzener Butter und schlecht schmeckendem Käse nichts zu bieten hatten. Vogt kam nicht umhin, die Trostlosigkeit der Landschaft, der schmutzigen Hütten und der abgemagerten Menschen und Tiere zu bedauern. Glücklicherweise hatte man auf dem Dovrefjell die Station Jerkind (heute: Hjerkind) gewählt. Hier herrschte eine vergleichsweise freundliche und gepflegte Atmosphäre. Doch schon kam neues Ungemach auf die Männer zu, als sie eine Exkursion in die nähere Umgebung unternahmen. Sonne und Wärme, an sich hoch erwünscht, lockte riesige Schwärme von Mücken, Schnaken und Bremsen aus Mooren und Sümpfen. Zerstothen, geschwollen und blutend kehrten die Ausflügler zur Unterkunft zurück. Hier konnten sie die Herstellung des Fladbröds vom Mahlen des Getreides bis zum fertigen Brot verfolgen. Vogt, der von den handwerklichen und industriellen Leistungen der Norweger ohnehin eine geringe Meinung hatte, fand diese selbst hier bestätigt.

Für den nächsten Tag wurde eine Tour zum Berg Snøhetta geplant. Berna, Herzen und Hubert wollten, geführt von einem einheimischen Jäger, Rentiere jagen, Hasselhorst, Gressly und Vogt malen und die Geologie studieren. Auf teils morastigen, teils steinigen Pfaden ging es über eine weite Ebene. Nur schwefelgelbe und weißliche Moose, graue Steine und schwärzliche Sumpfwasser – selten ein heller, klarer See – belebten die wie verbrannt aussehende Öde. Die Pferde versanken oft bis zu den Knien in Schlamm oder suchten vergeblich Halt an sandigen und kiesigen Abhängen. Es war sonnig und heiß, und auch die Insekten waren mit von der Partie.

130 Amanz Gressly, „Briefe aus dem Norden. Bericht über die Berna'sche Reise.“, in: *Neues Frankfurter Museum. Beiblatt der „Zeit“*. Nr. 135 (8.9.1861), S. 1074.

131 Vermutlich ohne es zu wissen, bewegte sich die Gruppe auf der Schlussetappe dieses Reiseabschnittes auf dem traditionellen Pilgrimsleden, der alten Pilgerstraße von Christiania zum Nidarosdom in Trondheim. Vgl.: <http://pilegrimsleden.no/de/>

Am Fuße des Berges trennten sich die Gruppen. Mehrere Stunden durchstreiften der Maler und die Geologen das Gelände. Sie fanden prachtvolle Gneise, Granate, Quarze und Glimmer. Allein, zu einer endgültigen Beurteilung der Geologie reichten weder Zeit noch Erkenntnisse. Die Jäger kamen erst lange nach Mitternacht müde und zerschlagen in der Station an. Bei drückender Hitze, durch aufgeweichten Schnee und über lose Felsblöcke hatten sie den Rentieren lange vergeblich nachgestellt und schließlich nur ein altersschwaches Exemplar zur Strecke gebracht. Man legte einen Ruhetag ein. Den Gipfel des Snøhetta wollte niemand mehr besteigen.

Die große Erleichterung, die die Reisegefährten verspürten, als man wieder in Küstennähe kam, spricht aus der Schilderung, die Gressly von der Schlussetappe der Landreise in seinen „Briefen aus dem Norden“ gibt:

Den 25. Juni überschritten wir den Gipfelpunkt der Christiania-Trondhjemer Straße und fuhren durch ähnliche Gegenden, wie diejenigen, durch welche wir hinaufstiegen. Zuerst traurige, unbewohnbare Haidewüsten mit Wasserflecken und Schneeresten, ganz an den St. Gotthard oder Daubensee erinnernd, nach Kongsvold über einen äußerst steilen Rand hinunter durch prächtige Klusen nach Drivestuen, wo die Birken wieder Wäldchen bilden, nach und nach mit Fichten und Erlen gemischt. Wiederum Wasserfälle, Rundhöcker, mit Schlifften wie im Romsdal. Hier beginnt die neue Straße, sehr gut angelegt, längs dem brausenden Flusse prachtvolle Gneise und Schiefergebirge. So durch das ganze Fjeld hinunter in die weiten Täler, wo Tannenwälder noch den größten Raum einnehmen und überall tief in das angebaute Wiesen- und Haferland eingreifen.¹³²

Auf guter Straße rollte die Kolonne der Stadt zu. Die Fuhrwerke wurden zahlreicher, an den Talseiten lagen hübsche Landhäuser in gepflegten Gärten. Vom Fluß herauf grüßte der Dom. Die „Joachim Hinrich“ war noch nicht angekommen, weshalb die Freunde ein Hotel bezogen. Dann stürzten sie sich ins Meer, um Staub, Dreck und alle Strapazen der vergangenen Tage abzuspülen. Während der Überlandtour hatte sich die Reisegruppe vergrößert. Ein schwarzer Hund, der sich tagelang nicht hatte vertreiben lassen und auch jetzt nicht aufgab, war der neue Reisegefährte. Man taufte ihn „Freitag“.

Man nutzte die Wartezeit bis zur Ankunft des Schiffes u.a. dazu, den mächtigen Dom, die Krönungsstätte der norwegischen Könige, zu besichtigen. Weniger imposant wirkte das Museum. Als das Schiff eintraf, beschlossen die Freunde die baldige Weiterreise.

Polarkreis

Am Freitag, den 5. Juli passierte der Segler morgens um acht Uhr, nach Gressly um neun Uhr, auf offener See den Polarkreis. Anders als Gressly in seinem Notiz-

132 Amanz Gressly, „Briefe aus dem Norden. Bericht über die Berna'sche Reise“, in: *Neues Frankfurter Museum. Beiblatt der „Zeit“*. Nr. 136 (10.9.1861), S. 1082-1083; hier S. 1082.

buch verliert Vogt kein Wort darüber, dass es auch gleichzeitig sein Geburtstag war. Bei prächtigem Wetter, aber anhaltendem hohen Seegang begab man sich in das Reich der Mitternachtssonne, ohne dass man sie wegen aufziehenden dichten Nebels zu Gesicht bekommen hätte.

Der Plan, durch ein allgemeines Fest die Überschreitung des Polarkreises zu feiern, eine Maskerade zu veranstalten, diejenigen zu taufen, welche zum ersten Male die geheimnisvolle Linie überschreiten, scheiterte, so berichtet Vogt, „an der allgemeinen seekranken Prostration, in welcher sich die Reisegesellschaft befindet.“¹³³ Gressly notierte, dass abends immerhin noch ein Wal zur Begrüßung auftauchte. Außerdem hielt Gressly ein Gelegenheitsgedicht aus der Feder Vogts fest, das vielleicht als Bestandteil der von Vogt erwähnten Geselligkeitsfeier gedacht war und das die grassierende Seekrankheit ironisch aufs Korn nahm:

Seekrankheit. Von Vogt. 5 Jul. 1861
Vanity Faire.
Der Commodore liegt in seiner Hängematte
Sein dunkles Auge heftet er das matte
Hin auf Poseidons stürmisch Reich,
Es biegen über ihm die Masten sich die schlanken
Die Taue reißen u. die Seegel schwanken
Den weiß beschwingten Möven gleich.
Er seufzt der Zeiten, wo in Binnenlanden
Auf festem Boden sicher er gestanden,
Es hebt sein Magen sich mit manchem Ach
Dieweil der Doktor auf der Bank gelagert
Vom häufigen Erbrechen abgemagert
Den Schlummer sucht in Leidens Ungemach
Die Hosen verstellt eben der Professor
Mit vieler Müh, es wird ihm drum nicht besser,
Die Küche schwankt ob seinem kühnen Griff.
Der Gressly jammert, dass es ihm passire
Viel mehr als wo bei Drontheims saurem Biere
Er jüngst mit schnödem Volke sich vergriff.
Der Maler taucht entschlossen aus der Tiefe
Wo er bisher gethan als ob er schlief
Der Bleistift zittert in der kalten Hand
Es schwindelt ihm u. die Ohren sausen
Gleich wie im Sturm die Wogen brausen
Wann zeigst du endlich dich, gesegnet Land!¹³⁴

Am 8. Juli, auf der Höhe der majestätischen Inselkette der Lofoten, deren Profil Hasselhorst und Vogt aufnahmen, erlebte man zum ersten Mal die Mitternachtssonne. Gespannt warteten die Reisegefährten an Deck, um zu erleben, wie die

133 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 141.

134 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 253.

Sonne zu ihrem Tageslauf aufsteigt, ohne vorher untergegangen zu sein. Nachdem sie lange Zeit matt über den Horizont geschlichen war, stand sie dann um Mitternacht ungefähr eine Stunde als dunkelrot glühender Ball über dem Meer, bevor der langsame Wiederanstieg begann. Mit Ausnahme Hasselhorsts schienen die Expeditionsteilnehmer einhellig eher enttäuscht ob des gebotenen Schauspiels. Der Maler aber schwelgte in Farben, probierte die gelben und roten Lichteffekte und die violetten und braunen Schatten. Zur Feier des Tages knallten die Champagnerkorken.

Von nun an ging die Sonne sechs Wochen lang nicht unter. Mit dem Wechsel von Tag und Nacht gingen auch die gewohnten Tagesabläufe verloren. Man schlief zu wenig und meist schlecht, fühlte sich abgespannt und war gereizt. Freudig sollte am Ende der Reise der Tag begrüßt werden, an dem es erstmals wieder Nacht wurde.

Vorbei an den Lofoten, die mit ihren schroffen Felsklippen herrliche Ausblicke und Zeichenobjekte boten, ging die Reise weiter nach Norden. Große Schwärme kleinerer Fische bewegten das Meer, und wo sie waren, fehlten die Tümmler, Delphine, Wale, Schwertfische und Haie nicht. Auf den Vogelinseln lebten neben den bereits früher angetroffenen Arten nun auch Kormorane und Papageientaucher. Die Jäger schossen auf Schneehühner, Goldregenpfeifer, Brachvögel und Raubmöwen.

Tromsø

Das nächste Ziel war die nördlich des Polarkreises gelegene Hafenstadt Tromsø. Wie überall traf man auf freundliche Gastgeber, von welchen die Fremden viel über Lappen und Rentierzucht erfahren konnten. Da das Schiff nach einer Carambolage mit einem Postdampfer repariert werden musste, wurde eine Landpartie zu einer Lappenfamilie und ihrer Herde organisiert. Ihr Quartier lag nahe der Stadt; denn im Sommer zogen die Lappen mit ihren Herden wegen der Hitze und der Mückenplage von der Hochebene in Küstennähe. Sie hatten ein festes Lager mit runden Pferchen für die Tiere und runden Hütten, Gammen genannt, für die Menschen. Drinnen am Boden nackte Erde, eine Feuerstelle aus Steinplatten, an den Wänden Schlafplätze aus Birkenreisern, bedeckt mit Rentierfellen. Von der Decke hingen Rentiermägen, gefüllt mit Milch oder Blut, zum Frischhalten. Die Besucher flüchteten aus dieser finsternen, verqualmten und stinkenden Behausung und bedauerten die Bewohner zutiefst. Allein, dies war insofern verfehlt, als die besuchte Lappenfamilie durchaus wohlhabend war. Zweitausend Tiere und ein zinsbringendes, jährlich wachsendes Bankguthaben waren ihr Eigentum. Die einzige Tochter galt als gute Partie. Die Reisegruppe nahm die Lappen als gewiefte Geschäftsleute wahr, die lesen, schreiben und rechnen konnten. Während ihres Küstenaufenthalts verkauften sie Felle und Geweihe und deckten sich mit dem Notwendigsten für den nächsten Winter ein. Hasselhorst wollte einige Charakterköpfe malen, doch nur gegen Bezahlung waren einige von ihnen dazu zu bewegen, auf das Schiff zu kommen, um sich portraitieren zu lassen. Auch sonst erwiesen sie sich als überaus geschäftstüchtig, denn sie brachten noch selbstgearbeitete Gebrauchsgegenstände mit, die sie den Reisenden zu nicht gerade billigen Preisen

zum Kauf anboten. „Wir haben verschiedene Lappländer Industrieartikel eingekauft,“ schreibt Gressly in seinen „Briefen aus dem Norden“, „Löffel aus Rennthiergeweih, Zwirn aus Rennthiersehne, Comagern (Schuhe) und werden wohl auch volle Kleidungen als ethnographische Merkwürdigkeiten anschaffen.“¹³⁵

Besser bedient fühlten sich die Reisegefährten von den Kaufleuten in Tromsø. Bei ihnen erstanden sie Rentierfelle und -geweihe, Eisbären- und Luchspelze, Fuchsbälge und Eiderdaunen. Der österreichische Konsul Agaard (Aagaard) schenkte seinen Gästen zum Abschied einen frischen Walrosskopf und eine Einladung auf seine nordwärts gelegene Insel Loppen (heute: Loppa), ein weit ins Meer hinausgeschobener Vorposten im Westen der Provinz Finmarken.

Der Seeweg dorthin führte vorbei an wilden, schroffen Felsinseln mit Gletschern in den Senken und Schneefeldern auf den Höhen, verzaubert durch das Farbspiel der Mitternachtssonne. Delphine und Schweinsfische umspielten das Schiff. Ein etwa einhundert Fuß langer Wal zeigte seine Wasserkünste in Form sprudelnder Fontänen.

Bei eintretender Windstille musste das Schiff vor Anker gehen. Vogt, Berna, Hasselhorst und Gressly beschlossen gemeinsam mit dem Kapitän einen Bootsausflug zum nächsten Gletscher, um Eis zur Kühlung der Vorräte zu suchen, das die Matrosen später schlagen und holen sollten. Ohne Verpflegung und ohne Matrosen ruderten die fünf Männer los. Zwei Stunden Rudern bis an Land, eine längere Fußtour zum Gletscher und weitere sieben Stunden harte Ruderarbeit bis zum Schiff forderten die letzten Kräfte.

Noch ein weiteres Abenteuer galt es, in diesen Tagen zu bestehen. Während eines zweiten Landausflugs hatten Berna und Hasselhorst in einer fast senkrechten Felswand einen Adlerhorst entdeckt und beschlossen, ihn auszuheben, da sie Junge darin vermuteten. (Abb. 6) Mühsam musste sich Georg Berna durch abbröckelnden Fels von Birkenstock zu Birkenstock hangeln, um nach einer Dreiviertelstunde die Höhe des Nestes zu erreichen, allerdings weit abseits. Nun wurde die Tour gefährlich. Drei Felsvorsprünge waren zu umgehen. Ein alter Adler erhob sich vom Rand des Horstes und umkreiste den an einem Bäumchen hängenden Kletterer. Zum Glück strich der Vogel bald ab. Berna atmete auf, aber ein Blick in die Tiefe ließ seinen Mut sinken. Hasselhorst jedoch feuerte ihn an, weiter zu steigen. Die Eitelkeit, ein solches Wagnis zu bestehen, siegte über Angst und Vernunft, und Berna schaffte sich weiter vorwärts, bis es an einem Felsvorsprung kurz vor dem Nest kein Weiterkommen mehr gab. Hasselhorst kam nach. Zu zweit versuchten sie nun, an das Nest zu kommen, aber ein gewaltiger Flügelschlag ließ sie zurückschrecken.

135 Amanz Gressly, „Briefe aus dem Norden. Bericht über die Berna'sche Reise“, in: *Neues Frankfurter Museum. Beiblatt der „Zeit“*. Nr. 138 (12.9.1861), S. 1097-1099; hier S. 1099.



Abb. 6: „Adler-Jagd“, Buchillustration nach J.H. Hasselhorst
(aus: Carl Vogt, „Nord-Fahrt“, 1863, S. 198)

Die Nestplünderer zogen sich vorerst zurück und berieten sich, als plötzlich am Fuß des Felsens Alexander Herzen auftauchte. Dieser eilte zum Schiff zurück, um Leitern und Stricke herbeizuschaffen. Nach langem Warten in unbequemer Lage kamen schließlich Herzen, Hubert und der Kapitän zu Hilfe. Gemeinsam gelang es ihnen, das Adlerjunge aus dem Nest zu holen. Der junge Steinadler wurde, wie Gressly bemerkt, „in eine Kiste logirt und bildete den Beginn unserer Menagerie von warmblütigen Thieren.“¹³⁶

136 Amanz Gressly, „Briefe aus dem Norden. Bericht über die Berna'sche Reise“, in: *Neues Frankfurter Museum. Beiblatt der „Zeit“*. Nr. 139 (13.9.1861), S. 1106-1108; hier: S. 1107.

Loppa

Nur langsam kam der Segler vorwärts. Zwei Tage brauchte die „Joachim Hinrich“ für die letzten acht Meilen nach Loppen (heute: Loppa). Diese Insel galt als die vogelreichste der ganzen Küste, und ihr Besitzer, der bereits erwähnte österreichische Konsul Aagaard aus Tromsø, hatte die Erlaubnis zur uneingeschränkten Jagd gegeben. Sein Verwalter war behilflich und führte die Gäste zu den besten Standplätzen.¹³⁷ Die Schützen erlaubten sich den Spaß eines Dauerfeuers und hielten ungezielt mitten in die dichten Vogelschwärme. Die Wirkung war für die Jäger sinnverwirrend und betäubend, für die Vögel katastrophal. Die Boote vollbeladen mit toten und verletzten Tieren, kehrte die Jagdgesellschaft zum Schiff zurück. Viele der Tiere wurden weggeworfen, andere dem Adler zum Fressen gegeben, einige abgalgt und zum Präparieren vorbereitet.

Hammerfest und Nordkap

Am übernächsten Tag erreichte das Schiff Hammerfest. Die verschiedensten Völker lebten nach Vogt in Hammerfest friedlich beieinander. Die Lappen arbeiteten als Fischer und Tagelöhner, die Finnen ernährten sich von Handwerk, Ackerbau und Viehzucht. Normannen, gemeint sind wohl Norweger, hatten die guten Handels- und Beamtenstellen inne. Für die Russen war hier ihr Haupthandelsplatz. Bald nach Einlaufen des Schiffes kaufte Georg Berna einen jungen Bären, der viele Neugierige, vor allem Russen, an Bord lockte. Wie waren sie überrascht, als Herzen sie in russischer Sprache begrüßte, und sie in ihm den Sohn des verehrten, russischen Publizisten Alexander Herzen erkannten! Von allen vor Anker liegenden russischen Schiffen kamen die Kapitäne und Händler, um dem Sohn des berühmten Mannes die Hände zu schütteln.

Von Hammerfest startete man am 2. August 1861 einen Ausflug zum Nordkap. Mit Schiff und Booten gelangten die Reisegefährten samt Führer an einen guten Ausgangspunkt für den Aufstieg. Nach einer Stunde erreichten sie das Hochplateau. Weite, nur schwach gewellte Flächen nach allen Richtungen, verwitterte, pflasterartige Steine, kümmerliches Gras und spärliches Moos bewiesen die Zerstörungskraft von Wind und Wetter. An diesem Tag aber schien die Sonne. Hitze und der schnelle Schritt der Führer brachten die Wanderer in Schweiß. Nach vier Stunden endlich die letzte Kuppe, und die Signalstange begrüßte die abgekämpften Männer.

In Gresslys Wahrnehmung stellte sich das Erreichen eines der Hauptziele der Expedition wie folgt dar:

So kamen wir [...] auf das Kap, das Nordende Europa's. Nichts bezeichnet dasselbe, als eine lustige, ganz zerfallene, aus Gneißblöcken und Schiefnern roh zusammengehäufte, kaum klawerweite Hütte ohne Dach, kaum mehr einige Fuß über die fast ganz nackte Platte sich erhebend, und zu äußerst am Rande eine Holzstange zwi-

137 Zu der Vogeljagd auf Loppa vgl. die kritischen Ausführungen am Ende dieses Beitrages.

schen aufgehäufte Blöcke eingeklemmt, dicht mit Namen der Besucher bedeckt. Das ist alles, was dieses berühmte Kap bezeichnet. Da hielten wir Rast und Mahlzeit, mit Würsten und Schinken, Bier und Champagner, den wir dem fernen Vaterlande und allem Guten und Lieben darin zu Ehren in vergoldetem Pokale kreisen ließen. Endlich steckte man auf die Signalstange eine der geleerten Champagnerflaschen mit einer von Vogt verfaßten und von uns allen unterschriebenen Einladungskarte an die nächsten Besucher.¹³⁸

Die Aussicht vom Kap erlebten die Reisenden als scheinbar endlose Ausdehnung der Land- und Wasserflächen. Der Lärm der Brandung drang nur leise bis zum Plateau herauf. Himmel und Wolken spiegelten sich in der glatten See. In der Ferne segelten zwei Schooner.

Zurück in Hammerfest, besuchte die Gruppe noch das *Hammerfest-Monument*, eine Steinsäule, gekrönt von der Weltkugel, errichtet zur Erinnerung an die umfangreichste Gradmessung der Erde; nach Vogts Meinung eine der größten Taten menschlichen Geistes im 19. Jahrhundert. Wegen widriger Witterungsbedingungen steckte die Expedition noch über eine Woche in der Gegend von Hammerfest fest, bevor sie endlich am 10. August 1861 das europäische Festland in Richtung der Inseln Jan Mayen und Island fortsetzen konnte.



Abb. 7: Heinrich Hasselhorst: *Die Küste von Jan Mayen (Ausschnitt)*. Öl auf Leinwand, 1862, 58 x 237 cm. Historisches Museum Frankfurt, Inv. Nr. B 61:07. Ursprünglich als Supraporte für den Speisesaal im Schloss Büdesheim angefertigt (aus: Berger „Nordpol“, 2007, S. 41).

Jan Mayen

Wie bereits eingangs erwähnt, war die bedeutendste Leistung der Nordfahrtexpedition die Tatsache, dass es gelang, die wüste und verlassene Vulkaninsel Jan Mayen zweimal zu betreten und zu untersuchen. (Abb. 7) Am Morgen des 20. August wurde das große Beiboot zu Wasser gelassen, um zunächst einen Landungsversuch an der Ostküste der Insel zu wagen.

Obwohl Hasselhorst an diesem ersten Landungsversuch nicht teilgenommen hatte, stellte er die Ruderbootbesatzung dar, wie sie sich unverrichteter Dinge auf dem Rückweg zum Schiff von einem Vogelschwarm belästigt fühlte.

138 Amanz Gressly, „Briefe aus dem Norden. Bericht über die Berna'sche Reise“, in: *Neues Frankfurter Museum. Beiblatt der „Zeit“*. Nr. 141 (15.9.1861), S. 1122-1124; hier S. 1122.

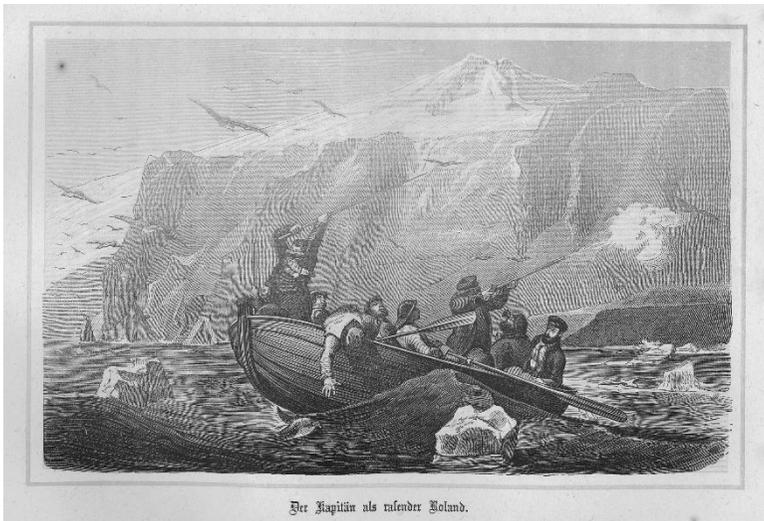


Abb. 8: „Der Kapitän als rasender Roland“. Buchillustration nach J.H. Hasselhorst (aus: Carl Vogt, „Nord-Fahrt“, 1863, S. 272).

Diese Textillustration, welcher die Unterschrift „Der Kapitän als rasender Roland“ beigegeben wurde, wirft die Frage auf, inwieweit Vogt auf die Illustrationen Hasselhorsts unmittelbar Einfluß genommen hat. (Abb. 8) Aus mehreren Bemerkungen Vogts geht hervor, dass er die Expeditionsmalerei Hasselhorsts aufmerksam verfolgte¹³⁹ und sich gelegentlich mit seinen eigenen Mal- und Zeichenversuchen vor demselben Motiv in eine Art kollegiales Konkurrenzverhältnis setzte¹⁴⁰ bzw. mit einer solchen Wettbewerbssituation kokettierte. In diesem Fall scheint eindeutig, dass der zugehörige narrative Textpassus vor der Illustration entstanden sein dürfte bzw. die Skizze zeitnah zu dem dargestellten Ereignis unter (möglicherweise sogar zeichnerischer) Anleitung Vogts in einer Gemeinschaftsarbeit erstellt wurde. Gabriele Mendelssohn begnügt sich bei ihrer Bildanalyse damit, darauf hinzuweisen, dass „Vogts Beschreibung des Geschehens [...] ziemlich genau mit der Abbildung überein[stimmt]“. Die Erzählung dieses Ruderbootabenteuers nimmt in der narrativen Logik des Jan Mayen-Kapitels eine bedeutende Stellung ein, da sie der eher statischen Monumentalität des Polarvulkans einen Akzent starker Bewegung optisch wie narrativ entgegensetzt.¹⁴¹

139 Vogts hohes Interesse an der Bildproduktion Hasselhorsts während der Expedition hat es Gabriele Mendelssohn gelegentlich erlaubt, heute verschollene Arbeiten des Expeditionsmalers anhand der Beschreibungen Vogts nachzuvollziehen. Vgl. etwa Gabriele Mendelssohn, *Der Frankfurter Maler Johann Heinrich Hasselhorst 1825-1904*. Diss. phil. Mainz 1986, S. 115f.

140 Beispielweise berichtet Gressly in seinen „Briefen aus dem Norden“, dass Hasselhorst und Vogt zwei Prachtgemälde des Berenbergs angefertigt hätten. Von den bildkünstlerischen Arbeiten Vogts während der Nordreise hat sich allerdings bislang nichts auffinden lassen.

141 Einem ähnlichen narratologischen Bewegungsimperativ hatte Vogt sich bereits bei der Schilderung des miterlebten Bergsturzes im Kapitel über das Nordkap gebeugt.

Unterdessen aber wurde es spät und da der Nebel sich wieder zeigte, beschloß man zurückzukehren. Die Sturmvögel, die man auf der Herfahrt geschont hatte, weil man auf bessere Beute: Seehunde, weiße Füchse oder gar Eisbären am Lande Hoffnung sich machte, sollten nun für unsere Täuschung herhalten. Berna litt zu sehr an der Seekrankheit, als daß er hätte schießen können; ich bemächtigte mich also einer Flinte und mordete auch in der That einige dieser Stinkpeter, die meist kleine Krebse als Zugemüse zu den Fischen genießen und den Magen voll orangegebor, aashaft stinkender Flüssigkeit haben, die sie im Todeskampfe ausspritzen. Unserem Adler sind sie freilich ein gefundenes Fressen: er rupft sie mit wahrhafter Wollust und schlingt sie bis zum letzten Knochenreste hinab, nur Haut und Federn lassend. Die Menge der Vögel wird aber zu groß und ihre Unverschämtheit grenzt an das Unglaubliche. Der Kapitän wirft die Flinte weg, springt vorne in das Boot, faßt den zehn Fuß langen schweren Bootshaken und wüthet damit gegen die Sturmvögel, wie der rasende Roland gegen die Schafe, mit Hieb und Stich nach allen Seiten. In der That gelingt es ihm auch, vier der grauen Fiederlinge herabzuschmettern. Es war wirklich ein Bild malerischer Ausführung werth. In der Mitte die Matrosen emsig rudern, denn das Schiff schien sich immer weiter von uns zu entfernen; hinten am Steuer Berna über Bord gebeugt und krampfhaft dem Neptun Opfer heraufwürgend; vorn Herzen mit aufgerichtetem Kameelhalse und vorgequollenen Stielaugen, die Flinte am Backen und damit in der Luft fuchtelnd; auf der andern Seite Greßly, in beständiger Todesangst sich an seinen Sitz klammernd und vor Kälte und Emotion schnatternd, während er, Brust und Magen offen aufgeknüpft, eine Menge verwurstelter Kragen und Cache-nez um die Ohren geschlungen und den Operngucker beständig am Auge hat; ich in Pelzrock und Pelzstiefeln im Boote knieend, die Doppelflinte an der Schulter, und ganz vorn der Kapitän, gigantische Anstrengungen machend, um mit fürchterlichen Hieben die ängstlich flatternden Vögel zu vertilgen und dabei sein Gleichgewicht nicht zu verlieren und kopfüber in die See einen Purzelbaum zu schlagen.¹⁴²

Ein herausragendes Merkmal der Schreibweise Carl Vogts ist die rhetorische Eleganz über die er verfügt. Eine wichtige Grundlage dafür ist die stilsichere Verwendung von Metaphern, Beispielen und Querbezügen aus dem Bereich der belletristischen Literatur. Vogt verfügte über eine bemerkenswert breitgestreute Textkenntnis, die weit über seine eigentlichen Fachgebiete hinausging. Offensichtlich konnte er nach Belieben und Laune diese enorme Materialvielfalt jederzeit aus seinem Gedächtnisspeicher abrufen. Im Fall des „Rasenden Roland“ spielt Vogt auf Ludovico Ariostos (1474-1533) Epos *Orlando furioso* an, das erstmals im Jahre 1516 erschien. Bei der Szene, die Vogt vorschwebte, verwechselte er allerdings den

142 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 273.

wahnsinnig gewordenen Roland mit dem bornierten Don Quixote, der auf eine Schafherde losgehen wollte, weil er sie für eine feindliche Armee hielt. Möglicherweise schwebte Vogt Adolph Schroedters Arabeskengraphik „Don Quijote bekämpft die Schafherde“ aus dem Jahr 1839 vor.

Dem in der genüsslich ausgemalten Schilderung übel mitgenommenen Gressly war die Szene in seinen „Briefen aus dem Norden“ nur ein paar Zeilen wert: „Endlich fuhren wir zurück durch ungeheure Schwärme von Sturmvögeln, die auf den Lavafelsen nisteten. Man konnte sie fast mit den Händen greifen. Unser Kapitän fuhr leidlich mit dem Bootshaken drein und schlug über ein halbes Dutzend nieder. Wir kamen spät an Bord, da das Schiff hin und her kreuzte.“¹⁴³ Nur geringfügig ausführlicher hält Gressly das Erlebnis in dem handschriftlichen Notizbuch fest, das er während der Reise führte:

Die Felsen sind voll Sturmvögeln [...] Heere derselben mit einigen Möven u. Alken umflattern unser Boot, u. kommen uns so nahe daß man sie fast mit den Händen greifen kann. Man sticht mehrere, allein ihre Unzahl u. das Schwanken des Bootes hindert das richtige Zielen, da ergreift Cptn. Stehr den Bootshaken u. schlägt verzweifelt drauf los, u. es gelingt ihm nach halbstündiger Übung, u. nach dem er den Spieß umkehrt 4 Stücke niederzuschlagen, stürzt aber oft genug hinter sich ins Boot. Wir nehmen endlich Abschied nachdem wir einzelne Bais der Küste genommen u. kommen nach langer Irrfahrt wieder an Bord.¹⁴⁴

Trotz dieser Widrigkeiten gelang es Gressly allerdings, mehrere Skizzen von der Ostküste Jan Mayens mit den ins Meer herabreichenden Gletscherströmen in seinem mitgeführten Notizbuch festzuhalten. Insgesamt handelt es sich um fünf Ansichten, bei denen es sich um die einzigen authentischen Abbildungen Jan Mayens handelt, die das Team unmittelbar vor Ort aufgenommen hat.¹⁴⁵ (Abb. 9)

Erst beim zweiten Anlauf, diesmal an der Südküste und mit dem kleineren der beiden Beiboote, gelang Berna und Vogt die Landung. Als einziger Augenzeuge dieser erfolgreichen Unternehmung der beiden Expeditionsleiter war der Steuermann der „Joachim Hinrich“, der das Ereignis in seinem Bordjournal akribisch festhielt. Dank der Abschrift, die Gressly von diesem Logbuch nahm, steht nun neben der Erzählung Vogts eine unabhängige zweite Darstellung zur Verfügung:

143 Amanz Gressly, „Briefe aus dem Norden. Bericht über die Berna'sche Reise“, in: *Neues Frankfurter Museum. Beiblatt der „Zeit“*. Nr. 166 (15.10.1861), S. 1319-1322; hier S. 1320.

144 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 291-292 – Das unveröffentlichte Logbuch des Steuermanns Johann Hains (nach Vogt: Heinz) und der 1870 gedruckte Auszug aus dem Tagebuch Alexander Herzens beziehen sich zwar auf die missglückte Landung, erwähnen aber den Zwischenfall mit dem Kapitän als „rasendem Roland“ nicht.

145 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 360-364.

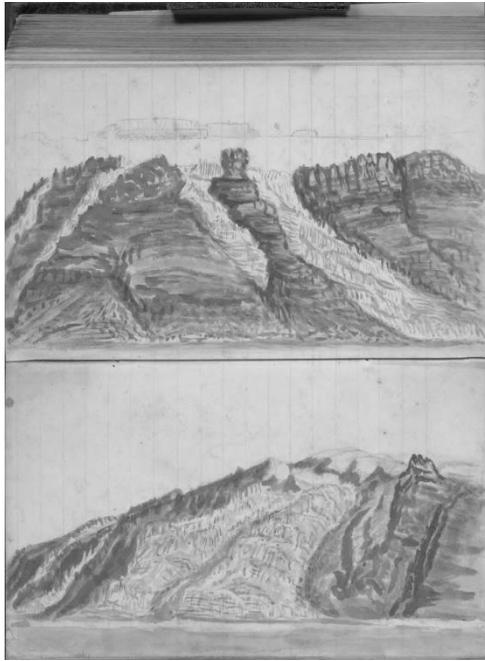


Abb. 9: Amanz Gressly: Gletscherströme des Beerenberg, Ostküste der Vulkaninsel Jan Mayen: Farbskizzen aus dem Notizbuch IV (1861), S. 360 (Doppelseite). Naturmuseum Solothurn.

Um 4 Uhr Morgens peilten den Bärenberg in N. per Compass 10' Abstand - indem Nebel aufhellte.[.] Die Luft blieb dünnig, der Wind flau u. veränderlich, suchten uns der Küste zu nähern um noch einen Versuch zu landen zu machen. Mittag waren wir mit dem Schiffe an der Südseite der Insel auf 2 Meilen Entfernung, liessen dann unser Boot nieder, stiessen vom Schiffe ab u. ruderten dem Lande zu[.] Wir landeten an einem steilen sandigen Ufer, da eine hohe Brandung längs der Küste lief, die es uns unmöglich machte hier zu landen, ruderten dann längs der Küste nach Westen, wo wir dann eine kleine Bucht fanden, die durch eine hervorragende Fels Spitze vor der Brandung etwas geschützt war, hier gelang es unser Boot aufs Land zu ziehen; untersuchten dann die Insel, die nur aus ausgebrannter Lava, noch haben wir einen Fuchs gesehen als wäre derselbe Landsbewohner, suchten Verschiedenes von der Lava u. nahmen es mit an Bord. Um 7 h. Abends verliessen wir die Insel ruderten dem Schiffe zu; wie wir 2 Kabellängen vom Ufer entfernt waren liessen das Senkblei an Grunde u. fanden 4 Faden Tiefe, da wir ungefähr 6 Kabellängen entfernt waren, fanden wir 10 Faden Tiefe und ungefähr eine englische Meile entfernt 30 Faden tief. So wurde gefunden, daß es so allmähig vertiefte u. der Grund aus herabgeflossener feiner Lava

bestand[.] So wird es wohl einen vor Nordwinden geschützten Ankerplatz darbieten. Vier englische Meilen westwärts findet sich eine ziemlich grosse Bucht. Angekommen an Bord fischten wir unser Boot auf; Wind WSW. [...] schönes Wetter, ruhiges Wasser, [...] still die ganze Nacht. Gegen Morgen dicht von feuchtem Nebel; windstill; konnten das Land nicht sehen sonst wären wir heute noch einmal gelandet.

Donnerstag d. 22. August 1861

85 Tage von Hamburg

12 Tage von Hammerfest.¹⁴⁶

Diesen ersten Tag der Landung verbrachten die übrigen Expeditionsteilnehmer einschließlich des Kapitäns, am aktuellen Geschehen unbeteiligt, an Bord der „Joachim Hinrich“. Sie kamen erst bei der folgenden Landung zum Zuge. Da Vogt krankheitsbedingt diesmal passen musste¹⁴⁷ und der Steuermann mit dem Kapitän, war Georg Berna letztlich der einzige, der an beiden Landungen aktiv beteiligt war.¹⁴⁸ Alles was Vogt von dieser zweiten Landung in der *Nord-Fahrt* zu erzählen wusste, stammte aus zweiter Hand. Aus erster Hand ist aber der Bericht Gresslys, den er in seinen „Briefen aus dem Norden“ von Reykjavik aus im Rückblick schilderte:

Vogt selbst war unpaß und so ward auf Jan Mayen schon verzichtet; doch hellte sich das Wetter am 23. [August 1861] auf und die Küsten lichteten sich wieder; zudem war es windstill. Um 2 Uhr Nachmittags ward ein Seehund in unserer Nähe erblickt und darauf geschossen. Erst Hubert's Meisterschuß erlegte ihn zu unserem größten Jubel und wir erkannten darin die *Phoca barbata*. Um 3 Uhr gingen wir nach Jan Mayen und landeten auf einer steilen Düne von schwarzem Lavasand, trotz der argen Brandung, die mehr als einmal unser Boot zu füllen drohte. Leider war die Düne von der Insel durch eine lange, schmale Süßwasserlagune getrennt. Wir irrten lange hin und her auf der wenig interessanten, dicht mit Treibholz bedeckten Düne, bis Berna einen Uebergang ausfindig machte, auf dem wir erst Abends um 7 Uhr durch's Wasser an's Land wateten. Steile Kraterberge, oft von oben bis unten mit falbem gelbgrünen Moos bewachsen und wenigen Gletscherpflanzen, zogen sich längs der Insel hin. Wir schritten in einem Sattel über Sand, Geröll, faule Lavabrocken, die einen Gletscher ganz zu verhüllen schienen, über die schmale Landenge an's Westufer, ebenfalls von einer Sandebene, aber ohne Lagune gebildet, worauf Hr. Berna und der Kapitän wieder Treib-

146 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 63-65.

147 Nach einem Notizbucheintrag Gresslys verspürte Vogt nachts plötzlich Brand am Fuß und Rheumatismus. – Vgl. Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 294.

148 Abgesehen vielleicht von den Matrosen, denen die Aufgabe des Ruderns der Beiboote oblag, von denen aber nicht feststellbar ist, bei welchen Landungen sie jeweils beteiligt waren.

holz und fast eben so viel Wallfischknochen trafen, während ich ein groteskes Kraterprofil aufnahm, das einer zerfallenen Ritterburg mit Thürmen und Erkern gleicht und ebenfalls ganz übermoost war. Endlich kehrten wir zu unserm kolossalen Wachtfeuer zurück, tranken auf einer gestrandeten Bordeauxtonne unseren Champagner u.s.f. und vernahmen von den Matrosen, daß unterdessen mehrere Füchse das Feuer besuchten und nur durch Steinwürfe von unserm Proviant vertrieben werden konnten. Auch unserem Kapitän, der unterwegs seinen Rock auszog und auf einen Tannenstamm legte, spielten sie mit. Es fehlte bei der Rückkehr ein Stück des Kragens, doch ließen die Schelme eben nicht balsamische Andenken darauf zurück. Mit großer Mühe machten wir uns flott und kamen erst gegen Mitternacht an Bord.¹⁴⁹

Den ausführlichsten Bericht aus erster Hand hat aber Alexander Herzen hinterlassen, der sich über die Erlebnisse des 23. August aus einer ganz anderen Perspektive auslässt.¹⁵⁰ Auch er beginnt mit der unerwarteten Wetteränderung und erwähnt dann den rasch gefassten Entschluss, ohne Vogt an Land zu gehen. Da sie ganz in der Nähe der Küste gewesen seien, so habe man schon zehn Minuten später die Insel betreten. Sie seien über schweren, tiefen Sand gelaufen, der mit roten Kristallen besät und von großen Baumstämmen bedeckt gewesen sei, die einen weiteren Weg hinter sich gehabt hätten als das Expeditionsteam. Einige Balken, durch die ein großer Nagel getrieben war und sogar eine Schraube, einige Bretter hier und da mit einigen Farbfecken seien die einzigen Zeugnisse menschlicher Existenz gewesen. Auch Herzen erwähnt das später aufgefundene, noch verschlossene Bordeauxfass. Obwohl der Wein durch das beschädigte Holz ausgetreten war, hatte sich, wie Herzen versichert, der Weingeruch noch nicht verflüchtigt. Nachdem man die ca. 30 m breite und 2 km lange Süßwasserlagune hinter dem Damm, an dem man gelandet war, überquert habe, habe man sich getrennt, und jeder sei seinen individuellen Interessen und Aufgaben nachgegangen. Gressly habe nach Gesteinen Ausschau gehalten, Hasselhorst habe sich dem Malen gewidmet, Herzen selber habe sich mit Berna auf die Jagd nach allem begeben, was man vor die Flinte bekommen konnte, während eine andere Jagdgruppe, bestehend aus Hubert und dem Kapitän, gezielt auf Füchse gehen wollte, von denen sich zahlreiche und frische Spuren im Uferbereich gefunden hätten. Nachdem es Herzen nicht gelungen sei, eine bestimmte Art weißer Vögel, auf die sein besonderes Interesse gerichtet war, trotz ständig geladener Waffe in geeignete Schussweite zu bekommen, habe er sich auf die Suche nach Pflanzen und Steinen gemacht. Das Auf-

149 Amanz Gressly, „Briefe aus dem Norden. Bericht über die Berna'sche Reise.“, in: *Neues Frankfurter Museum. Beiblatt der „Zeit“*. Nr. 166 (15.10.1861), S.1320. – Eine ausführlichere Schilderung der zweiten Landung findet sich in Gresslys mitgeführten Notizbuch. – Vgl. Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 296-301. – Das Bordbuch des Steuermanns verzeichnet lediglich das Hin- und Herkreuzen des Schoners (mit Vogt an Bord) vor der Küste und die Rückkehr des Bootes um 11 Uhr abends.

150 Alexander Herzen, „Una Gita A Jan Mayen“, in: *Bollettino della Società Geografica Italiana* (Florenz). Fasc. 5. Teil 3 (15.11.1870), S. 97-107; hier S. 104-106.

kommen der Pflanzen sei aber äußerst spärlich gewesen; sie seien kaum durch Lavaritzen hervorgekrochen und hätten vertrocknete und vergilbte Blätter gehabt. Auf der Lava selbst sei lediglich eine Form violetten Mooses zu finden gewesen. Herzen schildert die Wirkung, die die bizarren Lavafelsen in der absoluten Stille der Insel auf ihn machten. Er fühlte sich, als durchwandere er eine fantastische, verlassene Stadt, erbaut von fabelhaften unbekanntem Wesen, bizarre versunkene Bauwerke einer vollkommen anderen Welt. Herzen imaginiert sich in der Rolle des Erzählers in Heinrich Heines *Atta Troll*, als dieser, in den Pyrenäen auf Bärenjagd, sich vor der Hütte der Hexe Uraka wiederfindet und in einer vollmondbeschiene- nen Schlucht während der Johannisnacht eine Wilde Jagd, einen vielgestaltigen Gespensterzug, zu Gesicht bekommt. Zur verabredeten Zeit sei Herzen zum Treffpunkt am Strand zurückgekehrt, wo die Matrosen inzwischen ein großes Feuer entfacht gehabt hätten. Dort sei eine Mahlzeit mit Brot, Schinken und Champagner eingenommen worden. Nach dem Essen habe man beschlossen, die Insel an der schmalsten Stelle zu überqueren. Auf einer erhöhten Position, von der aus man einen prächtigen Panoramablick über die Nordküste der Insel hatte, sei Herzen mit Hasselhorst zurückgeblieben, der dieses exzellente Motiv malte, während Gressly, Berna und der Kapitän den Weg zum nördlichen Uferstreifen zurücklegten. Die beiden Gruppen kehrten auch unabhängig voneinander zu den Matrosen an der Lagune zurück. Herzens Tagebuchnotizen dieser Exkursion enden mit der Erzählung der Fuchsbelästigungen, denen die Matrosen am Lagerfeuer ausgesetzt waren, und der Erwähnung der von Füchsen besudelten Schiffsjacke des Kapitäns, die in ähnlicher Weise auch von Gressly wiedergegeben wurden.

Reykjavik

Wenn die Expeditionsteilnehmer der Meinung gewesen sein sollten, dass mit der Erkundung Jan Mayens und der Änderung der Fahrtrichtung auf Südwestkurs die größten Schwierigkeiten der Expedition hinter ihnen lägen, so sahen sie sich bald getäuscht.¹⁵¹ Thermometer- und Barometerstände sanken. Ein Unwetter brach mit Platzregen, hartem Wind und hohen Wellen los. Carl Vogt schildert das bedrohliche Ereignis in der *Nord-Fahrt*, indem er einen vermutlich an seine Frau gerichteten Brief vom 30. August 1861 zitiert, den er unmittelbar vor der Ankunft in Island verfasste und dann in Reykjavik auf die Post gegeben haben dürfte:

Ich hatte mit meiner Prophezeiung von vorgestern Morgen gar nicht Unrecht. Wir können nun sagen, daß wir einen rechtschaffenen Sturm aus dem ff gehabt haben und uns fast glücklich schätzen müssen, mit einem blauen Auge davon gekommen zu sein. Ich hatte die letzten Zeilen geschrieben und melancholisch den Fetzen unseres großen Segels zugeschaut, die über die kochende Wasserfläche hinüberflogen, wie Papierschnitzel (es war für 400 Franken Lein-

151 An dieser Stelle folgt die Rekonstruktion des auf Island bezogenen Reiseabschnitts wieder der Nacherzählung von Rosemarie Golonsky. – Vgl. Rosemarie Golonsky, „Georg Bernas Nordfahrt erzählt nach Carl Vogt“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. 246-251.

wand, die so zum Teufel ging), als der Wind zu stark wurde, um ferner schreiben zu können. Es tobte draußen fürchterlich: jede Welle ging über das Verdeck hinaus; wir mußten die Schlagbreter um die Glasfenster fest machen und saßen nun in dem kalten und dunkeln Salon; denn bei dem furchtbaren Schwanken konnte man weder Feuer noch Lampe brennen lassen. Von Zeit zu Zeit rasselte eine Schlagwelle über die Schutzbalken hinüber und uns ins Zimmer hinein, so daß bald der halbe Salon unter Wasser stand. Wir mußten in die Kojen hinein; aber auch da war übel sein, denn man hatte Mühe, sich in den Betten zu halten.¹⁵²

Als sich der Sturm ausgetobt hatte, besah man den Schaden. Beide Beiboote, und mit ihnen die darin aufbewahrten Sammlungen Gresslys, waren verloren, die Segel zerfetzt, die Stengen – Halterungen der Toppsegel am Mast – gebrochen. Das Deck war, außer Küche und Abtritt, leergefegt. Die Matrosen, erschöpft, durchnässt und halb erfroren, konnten sich nur noch mit Hilfe von Rum auf den Beinen halten. Derartig gefleddert lief die „Joachim Hinrich“ am 1. September in Reykjavik ein.

Der Tag, an dem man in Reykjavik vor Anker ging, war ein herrlicher Sonntag, dessen Stimmung sowohl durch die Schreibfeder Vogts als auch den Malerpinsel Hasselhorsts wiedergegeben wird:

Viele Bewohner des Städtchens hatten den schönen, warmen Sonntag, wie gebräuchlich, zu Ausflügen in die Umgegend benutzt. Alles trottete und galoppierte auf kleinen, meist scheckigen Pferdchen und ein reizendes Bild boten zwei Mädchen, die auf breitem Sattel neben einander sitzend, an den Erdhütten des Weges, der nach der Windmühle führt, vorbei trabten, während ein blonder, krausköpfiger Junge sich alle Mühe gab, den kleinen Pony durch Schreck in lebhafteren Gang zu bringen.¹⁵³

Gabriele Mendelssohn hat in ihrer Doktorarbeit darauf hingewiesen, dass es sich bei dem beige-fügten zweifarbigen Holzstich „Reitende Mädchen in Reikjavik“ um die Reproduktion eines Ölbildes Hasselhorsts handelt. Dieses, so die Kunsthistorikerin, sei das einzige überlieferte Gemälde mit Bezug auf die Nordlandreise, das als Genredarstellung einzustufen sei.¹⁵⁴

152 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 306-307.

153 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 315.

154 Gabriele Mendelssohn, *Der Frankfurter Maler Johann Heinrich Hasselhorst 1825-1904*. Diss. phil. Mainz 1986, S. 121; Beschreibung S. 423: „Hintereinander auf einem Pony sitzend, reiten zwei isländische Mädchen durch den Ort. Das trabende Pferd läßt sich durch einen nebenher springenden, bellenden kleinen Hund und einen wild gestikulierenden Jungen, der seine Mütze schwenkt, nicht aus der Ruhe bringen. Rechts Schafe hinter einem Zaun. Im Hintergrund Blick über die weiter unten liegenden Häuser des Städtchens bis zum gebirgigen Horizont.“ – Das Ölgemälde, das in Bernas Büdesheimer Arbeitszimmer an der Wand über dem Arbeitstisch hing, wurde 1943 aus dem Schlossbesitz verkauft und ist heute verschollen.

Im Hause des Kaufmanns Siemsen¹⁵⁵ wurden die Reisenden freundlichst aufgenommen. Ein Bruder des Hausherrn hatte bereits alle Vorbereitungen für die geplante Inlandsreise getroffen, Pferde gemietet, Proviant, Decken und Bettzeug zusammengestellt. Vor allem aber hatte er einen der besten Führer engagiert, einen vielgewandten, blondhaarigen, kräftigen Mann, der geläufig englisch sprach und außer anderen Engländern auch schon Lord Dufferin auf seiner Reise durch das Innere begleitet hatte. Elf Reit- und sechs Packpferde, dazu die gleiche Anzahl an Ersatztieren, waren als nötig erachtet worden. Die Reitkünste der Teilnehmer waren von unterschiedlicher Qualität. Berna ritt vorzüglich, Herzen war schon zu Pferd in Londons HydePark unterwegs gewesen. Hasselhorst erinnerte sich an einen rasanten Ritt bei Rom, und Vogt erinnerte sich, wie er als Oberst der Gießener Bürgergarde im März 1848 in kurzem Galopp die Front der angetretenen Gardisten entlangesprengt sei. Gressly hingegen hatte zwar nur Erfahrung mit Schusters Rappen, aber er wollte dennoch nicht die Gelegenheit versäumen, den „Großen Geysir“ in Augenschein zu nehmen.

In den Tagen bis zum Abmarsch erkundeten die Freunde heiße Quellen und beobachteten die Erscheinungen der Nordlichter. Die physikalischen und geologischen Sammlungen der Gelehrtenschule fand man in einem bejammernswerten Zustand. Die Bibliothek, von der man weitere Aufschlüsse über das Land erwartet hatte, war wegen der Ferienzeit geschlossen. Diese eher beiläufige Bemerkung Vogts ist nicht uninteressant, denn sie macht deutlich, dass der Aufenthalt in Island nicht so akribisch vorbereitet war wie die Reise nach Norwegen. Nur mit großen Schwierigkeiten konnten die Gruppe sich mit brauchbarem Kartenmaterial für die folgende Rundreise durch das Binnenland ausstatten.

Thingvalla (heute: Þingvellir)

Am 4. September setzte sich eine Karawane aus vierunddreißig Pferden in Bewegung, während die „Joachim Hinrich“ im Hafen wieder hochseetüchtig gemacht wurde. Thingvalla und der „Große Geysir“ waren als erste Ziele vorgesehen. Auch den Hekla, einen hohen Vulkan im Süden Islands, war man willens in den folgenden Tagen zu besuchen. Nicht weit hinter der Hauptstadt überquerte man den fischreichen Fluss Laxá, von wo an die gebahnten Wege endeten. Nur noch auf Pfaden ging es über zerklüftete Lavaströme und durch moorige Täler, beides gefährlich für Reiter und Pferde. Aus Lavablöcken aufgerichtete Pyramiden wiesen den Weg. Diese Art zu reisen war unbequem, aber abwechslungsreich. Die Ersatzpferde, freilaufend, strebten oft in andere Richtungen und mussten zusammengetrieben werden. Versank eines der Tiere im Morast, so hieß es für die Reiter absteigen und es herausziehen. Es gab so manchen Anlass für Neckereien und Scherze, und die Stimmung war allgemein gut. In einem kleinen Porträt des Islandponies, das Vogt an dieser Stelle in den Reisebericht einflacht, zeigt sich der Verfasser des Tierlobes voll:

155 Unter den „Adressen nach dem Norden“, die Gressly in seinem Notizbuch auflistete, findet sich ein „Carl Franz Siemsen, Island“, ergänzt durch dessen Adresse in Hamburg. – Vgl. Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 349.

Das isländische Pferd ist ein seltenes Geschöpf, in welches man sich nach wenigen Stunden genauerer Bekanntschaft förmlich verliebt und dessen Besitz man einem jeden Gebirgslande wünschen möchte. Sieht man sie freilich zum ersten Male, diese isländischen Ponies, so machen sie nicht den vortheilhaftesten Eindruck: der kurze Kopf, der dicke Hals mit der dichten, aufrecht stehenden Mähne, die gedrungene Gestalt lassen sie fast dem antiken Pferde gleichen, von welchem sie sich indessen durch feinere, wenn auch häufig ziegenartig gebogene Füße unterscheiden. In der Größe stehen die meist langhaarigen, ruppigen, gescheckten Thiere etwa in der Mitte zwischen unseren gewöhnlichen Reitpferden und den Shetländischen Ponies, so daß auch der schon etwas steif gewordene Reiter mit leichter Mühe in den Steigbügel und Sattel sich schwingen kann. Bewundernswürdig sind die Thiere hinsichtlich ihrer Intelligenz, ihrer Sicherheit im Tritt, ihrer Ausdauer und ihrer Genügsamkeit in Futter und Wartung. Wo es die Beschaffenheit des Terrains nur irgend zuläßt, setzt sich das isländische Pferd von selbst in schnellen Trab oder gestreckten Galopp, worin es Stunden lang ausdauert, ohne irgend Ermüdung oder kurzen Athem zu zeigen. Auf den halsbrechendsten Pfaden klettert es Abhänge hinauf oder hinab, deren Anblick selbst dem geübten Fußgänger Schwindel erregen könnte; mit bewundernswürdiger Klugheit findet es, mitten im unergründlichen Morast, im reißenden Strome den Punkt, wo es sicher seinen Fuß aufsetzen kann, und während es sonst dem Zügel leicht und willig folgt, setzt es an solchen Stellen mit hartnäckiger Festigkeit eine bessere Einsicht derjenigen des Reiters entgegen, der wohlthut, ihm dann die Entscheidung zu überlassen. In der Mitte des Tages nur macht man einen einzigen Halt, um die Pferde zu wechseln und einige Nahrung und Ruhe zu genießen; sonst aber geht es unaufhaltsam fortwährend 5 oder 6 Stunden, ohne den mindesten Aufenthalt, bis zu dem Orte, den man zum Nachtquartier ersehen hat.¹⁵⁶



*Abb. 10: „Thal von Thingyalla“. Bildertafel nach J.H. Hasselhorst
(aus: Carl Vogt, „Nord-Fabrt, 1863, nach S. 336).*

156 Carl Vogt, *Nord-Fabrt* (1863), S. 326-327.

Nach neunstündigem Ritt erreichte man endlich Thingvalla. (Abb. 10) Nach Überquerung des Flüsschens Oxaraa (heute: Öxará) erreichte man den für das Nachtlager vorbereiteten Ruheplatz. Neben einer kleinen Holzkirche fanden die Reiter ihr Zelt schon aufgerichtet, und am Rande des Weges prasselte ein lustiges Feuer, über welchem der Koch seine Pfannen bereits aufgestellt hatte. Nach dem langen Ritt hatte Vogt Schwierigkeiten, mit seinen langen, bis zu den Schenkeln reichenden Wasserstiefeln über den Sattel abzusteigen. Die von ihm adhoc erfundene Technik, das Problem zu lösen, entbehrt nicht der Komik, und deren Beschreibung zeigt, dass Carl Vogt durchaus auch die Fähigkeit zur Selbstkarikatur besaß. Aller Anstrengung vergeblichen Absteigens müde, ließ er endlich ein Rentierfell auf dem Boden ausbreiten und kollerte sich von dem Pferde herunter, „um in dem Duell der Ermüdung unzusammenhängende Betrachtungen über die Erschöpfung aller menschlichen Kräfte anzustellen.“¹⁵⁷ In der *Nord-Fahrt* würdigt Carl Vogt in einem kleinen historischen Exkurs das merkwürdige Tal, welches in der Geschichte Islands und im kulturellen Gedächtnis der Isländer eine bedeutende Rolle spielt:

Von den frühesten Zeiten an bis jetzt ruhte die Verfassung Islands, um die altgewohnte hofrätliche Phrase zu brauchen, auf breitester demokratischer Grundlage und wenn auch die norwegischen und dänischen Könige dort einen Statthalter, Amtmann oder Gouverneur unterhielten, so hatte dieser doch im Ganzen wenig zu sagen gegenüber den vom Volke selbst bestellten richterlichen und administrativen Behörden und mußte sich unter die Beschlüsse der Landsgemeinde, des Thing, unterordnen, der alljährlich seit dem 11. Jahrhundert bis in die neueste Zeit in Thingvalla abgehalten wurde. Dort strömte in der Mitte des Sommers das Volk aus allen Theilen der Insel zusammen: eine Zeltstadt erhob sich an dem Ufer des Flusses, ein weites Lager, wo eine Woche hindurch nicht nur die politischen Verhandlungen gepflogen, sondern auch Geschäfte aller Art, Tausch und Handel abgemacht wurden. Der Thing war zu gleicher Zeit die allgemeine Messe des Landes und viele Isländer glauben, daß seine Verlegung nach Reikjavik in die engen Räume des Amtshauses und in die Kaufläden der Stadt keinen günstigen Einfluß auf den Charakter des Volkes im Allgemeinen geübt habe. Wir können dies freilich nicht beurtheilen; allein jedenfalls will uns bedünken, daß eine Versammlung unter freiem Himmel, in dieser großartigen Natur, wo man Tage lang mit einander in ernstestn Geschäften, wie in Scherz, Spiel und Tanz verkehrte, einen weit belebenderen und erfrischenderen Charakter haben mußte, als die jetzige Zusammenberufung der Deputierten aus den verschiedenen Landestheilen in dem dumpfigen Städtchen Reikjavik.¹⁵⁸

157 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 331.

158 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 332-333.

Von der Anwesenheit in Thingvalla zeugt auch die der *Nord-Fahrt* beigegebene sehr bunte Farblithographie, die eine Panoramaansicht des Tales bietet. Grundlage für diese Textillustration bildete ein Ölbild, das Berna für die Innenraumgestaltung seines Wohnhauses in Büdesheim in Auftrag gegeben hatte und das eine der beiden Supraporten ist, die sich noch erhalten haben. Nach Gabriele Mendelssohn entspricht die Farbigekeit des Gemäldes der des Pendants, das die zweite Landung auf Jan Mayen zum Thema hat und ein fast identisches Format besitzt. Das felsige, mit Moos bewachsene Land im Vorder- und die Berge im Hintergrund sind in Brauntönen ausgeführt, der Þingvallavatn (Thingvalla-See) links hinten und der wolkige Himmel in Weiß und Grau. An wenigen Stellen ist die Vegetation mit zartem Grün angedeutet.¹⁵⁹

Während man den ganzen Morgen hindurch mit Zeichnen, Steinklopfen und ähnlichen Untersuchungen beschäftigt war, vervollständigte sich die Karawane. Als Nachzügler stieß nämlich Professor Arnason¹⁶⁰ aus Reykjavik mit 5 Pferden zu der Gruppe, um sie auf der Reise zu den Geysirn zu begleiten.

Bei der Fortsetzung der Exkursion in östlicher Richtung zum „Großen Geysir“ streifte man merkwürdige Höhlen und schöne Seen. Aus prächtigen Forellen zauberte der Koch herrliche Mahlzeiten. Der Reitertrupp erreichte ein Gebiet mit heißen Quellen, über welchem aufsteigende schwefelige Dämpfe lagen. Heller, graublauer Ton, vermischt mit Gips, Schwefel und Salzkristallen verkrustete die Quellbecken und -öffnungen, aus denen das Wasser heiß und stinkend hervorquoll. Gestank herrschte auch in dem Bauernhof, den man besuchte. Niedrige, verschlammte Gänge verbanden höhlenartige Räume, in denen sich der Geruch von Kellermoder, ranziger Butter, angefaultem Fisch und Fleisch mit dem menschlicher Ausdünstungen mischte. Nichtsdestotrotz krönte ein wunderbarer Abend diesen Tag. Die Gefährten saßen vor ihren Zelten. In zauberhafter Beleuchtung grüßten die Eisberge Hekla, Tindfjalla (heute: Tindfjöll; bzw. Tindfjallajökull) und Eyjafjalla (heute: Eyjafjöll-Gletscher; bzw. Eyjafjallajökull) herüber. Die Sterne zogen auf, und Nordlichter schossen über den Himmel. Erst die bittere Kälte trieb die Freunde in ihre Zelte.

Am nächsten Tag erreichten die Reiter den „Großen Geysir“ und erlebten gerade noch das Ende eines vorbildlichen Ausbruchs. Klar und dampfend schoß das Wasser etwa fünfundzwanzig Fuß hoch. Noch bevor die Reiter von ihren Pferden steigen konnten, war der Zauber vorbei. Das Quellbecken - ein niederer Steinhügel mit flacher Schale - an dessen Grund sich blumenkohlartige Ablagerungen des Kieselsinters gebildet hatten. Der Wasserausstoß war unregelmäßig. Auf langsames Anschwellen und Absinken des Wasserspiegels folgten kleine Fontänen,

159 Gabriele Mendelssohn, *Der Frankfurter Maler Johann Heinrich Hasselhorst 1825-1904*. Diss. phil. Mainz 1986, S. 122.

160 Jón Arnason (1819-1888), Bibliothekar an der Nationalbibliothek Islands in Reykjavik; Sammler isländischer Märchen und Sagen. Auch als Historiker ist er hervorgetreten, indem er eine Biographie über Martin Luther (1852) und eine Geschichte Karl des Großen (1853) verfasste. Heinrich Brockhaus berichtet, dass Carl Vogt ihm eine Empfehlung an Arnason auf seine Reise nach Island mitgegeben hatte. – Heinrich Brockhaus, *Reisetagebuch aus den Jahren 1867 und 1868*. Bd. 1. Leipzig: Brockhaus, 1873, S. 49.

begleitet von leisem Zittern der Erde, dann – alle drei bis vier Stunden - Donner schläge aus der Tiefe. Das Beben der Erde verstärkte sich und erhöhte die Erwartungen der Reisenden; aber nur ungefähr mannshohe Wasserstrahlen brachte die Quelle hervor. Mehr zeigte der „Große Geysir“ während der nächsten drei Tage nicht.

Anders der Strokkur (heute: Strokkur), eine weitere Springquelle ganz in der Nähe: er ließ sich herausfordern. Die Führer warfen größere Mengen Steine in seinen Schlund, und augenblicklich antwortete er mit einem musterhaften Ausbruch. Im Gegensatz zum „Großen Geysir“, der nur klares Wasser hervorbrachte, spie der Strokkur auch wahre Aschenraketen und Lavabomben aus, gehüllt in weiße Dampf Wolken.

Das Wetter hatte sich weiter verschlechtert. Regen, Wind und Kälte krochen in Zelte, Decken und Pelze. Am Morgen lag frischer Schnee auf den umliegenden Hügeln. Zum Glück konnten die Reisenden in der folgenden Nacht in einem freundlichen, gepflegten Pfarrhaus unterkommen. Auf Anraten der Führer strich man die Tour zum Berg Hekla und wandte sich dem „Kleinen Geysir“ zu, der zuverlässig alle vier Stunden seine Künste zeigen sollte. Die Fremden wurden belohnt mit einem dreiviertelstündigen Ausbruch. Wasserstrahl folgte auf Wasserstrahl; etwa vierzig Fuß hoch zischten die Wassermassen und zerstieben. Blendend weißer Dampf hüllte die Berghänge ein. Man hatte gesehen, was man sehen wollte, und kehrte nach Reykjavik zurück. Statt Proviant schleppten die fleißigen Packpferde nun Proben von Gestein, Lava und Mineralien.

In der Stadt gab es ein großes Abschiednehmen von einem schönen Land und seiner liebenswürdigen Bevölkerung. Ein Besuch jagte den anderen. Berna erwarb eine isländische Frauentracht, Fuchspelze und Edelfalken. Die Geologen erhielten wertvolle Felsarten aus Gegenden, die nicht besucht werden konnten, als Geschenk. Jeweils zu zweit unternahmen Vogt und Berna sowie Herzen und Hasselhorst kleinere Ausritte, um noch einmal ihren speziellen Neigungen nachzugehen. Gressly pflegte seinen Rheumatismus und seine vom Reiten herrührenden Wundstellen. Gern hätten alle den Aufenthalt verlängert, wäre es nur Juli statt September gewesen.

Die „*Joachim Hinrich*“ war inzwischen wieder seetüchtig gemacht und frisch gestrichen worden, so daß man am 16. September in See stechen konnte, um die Heimfahrt anzutreten. Der Schoner segelte zuerst in Richtung Irland, um von dort aus schließlich an der Schottischen Küste zu landen. Unterwegs schlug Poseidon noch einmal kräftig zu und schickte eine Woche lang Schlechtwetter, hohen Seegang und als Krönung einen verheerenden Äquinoktialsturm. Sturzwellen zerschlugen die Glasabdeckungen der Kojen und setzten alles unter Wasser. Ohne einen trockenen Faden am Leib, gepeinigt von Seekrankheit, verfiel das Expeditionsteam in einen heftigen Katzenjammer. Den geplanten Besuch der Faröer-, Orkney- und Shetland-Inseln gab man auf.

Jeder war froh über die glückliche Ankunft am 1. Oktober 1861 im Hafen von Greenock an der Westküste Schottlands. Hier löste sich die Reisegruppe auf. Die denkwürdige Nordfahrt fand ihren Abschluss. Ob Georg Bernas Jugendtraum in

der Weise in Erfüllung gegangen war, wie er es sich gewünscht hatte, wird man wohl in der Schwebel halten müssen.

Nach der Reise Herzen

Das beherrschende Thema für Alexander Herzen unmittelbar nach der Rückkehr von der Nordlandreise war, dass der Freund der Familie und politische Weggefährte des Vaters Michail Alexandrowitsch Bakunin (1814-1876), den man für tot geglaubt hatte, ein Lebenszeichen gesendet hatte. Bakunin war nach dem Dresdener Maiaufstand 1849, an dem er an führender Stelle teilgenommen hatte, verhaftet worden, hatte acht Jahre in Gefängnissen und weitere vier Jahre in sibirischer Verbannung zugebracht. 1861 war ihm von dort die Flucht nach Nordamerika gelungen. Der auch mit der Familie Vogt eng verbundene Revolutionär hatte nun in einem Telegramm aus Kalifornien sein Kommen angekündigt. Es ist belegt, dass der junge Alexander Herzen nach der Rückkehr von der Nordfahrt noch mit Georg Berna in brieflichem Kontakt stand; allerdings hat sich nichts von dieser Korrespondenz erhalten.

Von einer Reise nach Trinidad oder der Verheiratung mit Vogts kreolischer Nichte war keine Rede mehr. Er zog zunächst nach Florenz, wo er durch Carl Vogts Vermittlung den Posten eines Assistenten am Institut für Physiologie und vergleichende Anatomie bekleidete. Seine berufliche Karriere beendete er als wissenschaftlich anerkannter Physiologieprofessor an der Universität in Lausanne.

Hasselhorst

Der Expeditionsmaler Heinrich Hasselhorst kehrte im Oktober 1861 nach Frankfurt zurück, um seine durch die Polarexpedition unterbrochene Tätigkeit als Zeichenlehrer am Städelschen Kunstinstitut wiederaufzunehmen. Die Frankfurter Künstlergesellschaft veranstaltete dem Künstler zu Ehren am 16. November ein Willkommensfest, das, wie es in einer zeitgenössischen Quelle heißt, „die Nordlands-Erlebnisse und Erfahrungen in drastischer Weise zum Ausdruck brachte“.¹⁶¹ Unmittelbar nach seiner Rückkehr befasste er sich in den Jahren 1861 und 1862 damit, den Speisesaal in Bernas Wohnhaus in Büdesheim mit Bildern aus der Nordlandreise auszumalen. Leider hat sich von dieser Innenraumausgestaltung bis auf zwei Supraporten nichts erhalten.¹⁶² Wir können ihm mittelbar noch einmal in einem unveröffentlichten Brief Carl Vogts vom November 1861 begegnen, in dem es heißt: „Nun eine Bitte. In der anliegenden Karte findest Du einiges Grünes. Es sind Pyroxen(Diopsil)Krystalle aus der vulkanischen Seele von Jan Mayen, die

161 Franz Rittweger, „Zum Jubiläum des Malers Heinrich Hasselhorst“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 312 (8.11.1885), Morgenblatt, S. [1]-2; hier S. [1].

162 Zu den Umbauarbeiten, die Georg Berna an dem von ihm vor der Nordlandreise erworbenen Büdesheimer Schloss vornahm, um es in sein Wohnhaus umzugestalten, vgl. Bernd Vielsmeier, „Das Neue Schloß Büdesheim. Besitzer – Baumeister – Besucher“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. 255-274; hier S. 255.

mein sentimentaler Reisegefährte Maler Hasselhorst in einen Ring oder Busenadel gefasst haben möchte. Das heisst, einige davon – den Rest hebst Du mir auf. Er hat mir dagegen einen Kupferstich von etwa 50 fcs Werth versprochen, so dass ich denke, Ring oder Nadel dürfe etwa zu demselben Preise sich erheben.¹⁶³

Die künstlerische Ausbeute der Reise war eine sehr reiche, so dass Hasselhorst rechtzeitig zum Erscheinen des Buches in den Sälen des Städel eine Ausstellung seiner Skizzen und nach denselben ausgearbeiteten größeren Kartons veranstalten konnte, die damals sehr beachtet wurde. Ein Besucher der Ausstellung, der nicht ganz unbekannte Frankfurter Schriftsteller Franz Rittweger, beteuert, dass die Illustrationen in Vogts Reisebeschreibung wenig glücklich ausgefallen seien und das Charakteristische der Originale nicht erreichten.¹⁶⁴

Im Grunde berührt Rittweger mit solchen Äußerungen über Hasselhorsts Nord-Fahrt-Bilder ein wissenschaftsgeschichtlich wie kunsthistorisch gleichermaßen interessantes Thema, nämlich die Frage der Ästhetisierung der Natur in der Zeit des naturwissenschaftlichen Materialismus und des aufkommenden Darwinismus, mit der sich Christoph Kockerbeck intensiv auseinandergesetzt hat.¹⁶⁵ Der Blickwechsel von der gewohnten Wärme der mittel- und südeuropäischen Landschaftsmalerei hin zur Entdeckung in Kälte erstarrender polarer Regionen als Landschaftsmotiv scheint die neue Naturauffassung noch einmal in besonderer Schärfe vor Augen geführt zu haben. Vor demselben Problem stand auch Carl Vogt, als er nach seiner Rückkehr dem berühmten Schweizer Alpenmaler Diday in Genf die besondere Ästhetik der Polarlandschaften nahebringen wollte:

Als ich unseren, Alpenmaler Diday meine Aufnahmen, Zeichnungen und Studien aus Norwegen vorlegte, sagte er nach aufmerksamer Betrachtung: „Das sind ja keine Berge, mein Lieber, sondern Sarkophage, mehr oder minder ausgearbeitet und verziert, aber doch nur „Sarkophage“, alle von derselben Grundform! Das nennen Sie Alpen?“ — Aber er ließ schon ein Ah! hören, als er zu den „Hai-fischzähnen der Lofoten“ kam, wie Lord Dufferin in seinen köstlichen „Briefen aus hohen Breitengraden“ sie nennt, und nach einiger Betrachtung einer beim Scheine der Mitternachtssonne gemalten

163 Carl Vogt an Karl Mayer, Genf, 16.11.1861. Bundesarchiv Berlin; Nachlass Carl Vogt FSG 1/233

164 Franz Rittweger, „Zum Jubiläum des Malers Heinrich Hasselhorst“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 312 (8.11.1885), Morgenblatt, S. [1]-2; hier S. [1]. – Einen vermutlich ebenfalls von Franz Rittweger verfassten Artikel der *Frankfurter Reform* vom 24. August 1864 sowie eine Notiz über die Ausstellung in den *Frankfurter Hausblättern* vom 3. Juni 1882 zitiert Gabriele Mendelssohn in ihrer Dissertation über Hasselhorst: Gabriele Mendelssohn, *Der Frankfurter Maler Johann Heinrich Hasselhorst 1825-1904*. Diss. phil. Mainz 1986, S. 124-125. – Über die Ausstellung in den Sälen des Städel berichten weiterhin die Frankfurter feuilletonistische Kulturzeitung *Didaskalia. Blätter für Geist, Gemüth und Publicität*. Nr. 18 (18.1.1863) und in einem gleichlautenden Artikel die *Frankfurter Nachrichten. Extrabeilage zum Intelligenz-Blatt der freien Stadt Frankfurt*. Nr. 8 (21.1.1863), S. 58.

165 Christoph Kockerbeck, *Die Schönheit des Lebendigen. Ästhetische Naturwahrnehmung im 19. Jahrhundert*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 1997. – [Vgl. Kapitel 2: „Die Meeresforschung am Beispiel von Carl Vogts Reisebriefen *Ocean und Mittelmeer* (1848)“].

Skizze des vergletscherten Massivs der Insel Kagen, die wie ein Montblanc gewaltig wirkend aus dem Meer aufsteigt, sagte Diday, aufathmend: „Das ist wohl aus einem anderen Lande? Das heimelt an!“ [...] Diday erging sich noch lange in solchen Betrachtungen, wie es so seine Art war, wenn er sich einen freien Tag gemacht und einem guten Mahle unter Freunden beigewohnt hatte. Ich verzichte auf ihre Wiedergabe.¹⁶⁶

Berna

Über Georg Bernas fast einmonatige Rückreise nach Hamburg bzw. Frankfurt ist derzeit kaum etwas bekannt. Nach einer brieflichen Äußerung Amanz Gresslys aus Glasgow vom 3. Oktober 1861 beabsichtigte Berna, zusammen mit Vogt, Hasselhorst und dem Jäger Hubert „noch einen Schritt durch einige Hochgelegenen Schottland’s“ zu unternehmen, er bezweifelte aber, dass die Gesellschaft wegen des schlechten Wetters ihren Zweck erreichen werde.¹⁶⁷ Aus einer späteren Reminiszenz Vogts wissen wir, dass Berna in der Tat noch mit Carl Vogt und Heinrich Hasselhorst quer durch Schottland nach Edinburgh reiste: „Ich habe nur Einen Sonntag in Edinburgh zugebracht und wundere mich noch, daß wir, drei Freunde, die eben aus den Einöden des Nordens zurückkamen, uns nicht gegenseitig selbstgemordet haben, um der bleiernnen Langweile zu entgehen, die auf der gänzlich ausgestorbenen Stadt lagerte. Kam doch bei einem Spaziergange durch die menschenleeren Straßen ein Policeman auf uns zu und bedeutete uns, leise zu sprechen, es sei heute Sonntag!“¹⁶⁸

Möglicherweise interessierte Georg Berna sich für die südschottischen, englischen und vielleicht auch belgischen Kohlevorkommen und deren Förderung, denn er stellte nach seiner Rückkehr Gressly u.a. mit dem Auftrag an, nach eventuellen Kohlelagern in der Wetterau zu suchen. Bei der Ankunft der „Joachim Hinrich“ in Hamburg am 29. Oktober scheint er zugegen gewesen zu sein, um die Sammlungen in Empfang zu nehmen.

Rosemarie Golonsky hat herausgefunden, dass Büdesheim Georg Berna bei seiner Rückkehr einen großen Empfang bereitete, und zitiert in ihrem Jubiläumsschriftaufsatz aus der Chronik der evangelischen Kirchengemeinde Büdesheim: „Am 30. October d. J. wurde Herr Berna, der nach glücklich zurückgelegter Nordlandsfahrt wieder zum ersten Male sein Hofgut dahier besuchte, von hiesiger Gemeinde an der ihm errichteten Ehrenpforte am Rathhause empfangen und ihm die Freude ausgesprochen, daß er wohlbehalten zurückgekehrt sey.“¹⁶⁹

166 „Harmlose Plaudereien über romanische Litteratur“, in: *Nord und Süd. Eine deutsche Monatschrift* (Berlin). Bd. 74., H. 221., (August 1895), S. 156-188; hier S. 178. – Der Text ist nach dem Tod Carl Vogts ohne Angabe des Entstehungsdatums erschienen.

167 Amanz Gressly, „Briefe aus dem Norden. Bericht über die Berna’sche Reise.“, in: *Neues Frankfurter Museum. Beiblatt der „Zeit“*. Nr. 169 (18.10.1861), S.1344.

168 Carl Vogt, „Ami Boué. I.“, in: *Neue Freie Presse* (Wien). Nr. 6287 (26.2.1882), Morgenblatt.

169 Rosemarie Golonsky, „Georg Bernas Nordfahrt erzählt nach Carl Vogt“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992. S. 229-254; hier S. 251.

Das Frankfurter Tageblatt *Die Zeit* wusste in ihrer Ausgabe vom 31. Oktober zu vermelden, dass Berna „von seiner unternommenen Reise nach dem nördlichen Skandinavien und Island wieder in Frankfurt eingetroffen“ sei und dass „die von ihm mitgebrachten Exemplare der nordischen Thierwelt zum Theil Eigenthum des Zoologischen Gartens“ werden sollen.¹⁷⁰

Unmittelbar nach seiner Rückkehr begann Berna mit der großangelegten Umgestaltung seiner Büdesheimer Besitzungen. Der Umbau des Schlosses zum Wohnhaus wurde bereits im Zusammenhang mit der Innenraumausgestaltung Hasselhorsts erwähnt. Im Außenbereich legte Berna zwischen dem Wohnhaus und dem bereits vorhandenen Nutzgarten einen parkähnlichen Ziergarten an. Eine mit einer Pergola überdachte Kegelbahn markierte die Grenze zwischen den beiden Gartenteilen.¹⁷¹ Die zu dem Anwesen gehörende Gutswirtschaft baute er unter Aufwendung seines gesamten Vermögens zu einem für die Wetterau vorbildlichen Gutsbetrieb aus. Dabei war er bestrebt, verschiedene Neuerungen, die er in England als dem bewunderten Vorbild auf dem Gebiet der technischen Landwirtschaftsrationalisierung, kennengelernt hatte, in Büdesheim in Anwendung zu bringen. Nach Bernd Vielsmeiers Forschungen sollte das innovative Herzstück des Gutsbetriebes ein Maschinenhaus mit einer stationären Dampfmaschine bilden, die neben einer Dreschmaschine noch weitere landwirtschaftliche Maschinen antreiben sollte.¹⁷² Besondere Anstrengungen erforderte die Versorgung des gesamten Anwesens mit frischem Wasser. Berna hatte Gressly eingeladen, sich im Anschluss an die gemeinsame Nordlandreise mit ihm auf sein Landgut nach Büdesheim zu begeben, wo vor allem Fragen der Wasserversorgung der Beantwortung durch einen erfahrenen Geologen harrrten.¹⁷³ In einem Brief vom 2. Dezember 1861 an seinen Solothurner Freund, den *Professor* Dr. Franz Vinzenz Lang (1821-1899), erwähnt Gressly, dass er die letzte Woche in Büdesheim auf den Ländereien des Herrn Berna zugebracht habe, um das Problem der fehlenden Wasserversorgung lösen zu helfen. „Ich hoffe zuversichtlich,“ so führt er weiter aus, „meine Forschungen werden einen sehr günstigen Erfolg haben, doch muss ich vorerst einige Schächte und Stollen treiben lassen, was eben nicht an einem Tag geschehen kann. Daher könnte noch der Dezember vorbeigehen, ehe ich an eine definitive Rückkehr ins liebe Vaterland denken kann. Das wird aber mein Schaden nicht sein, da Hr. Berna sich aufs Freundlichste gegen mich benimmt und mir die glänzends-

170 *Die Zeit. Tageblatt für Politik, Handel und Wissenschaft* (Frankfurt a.M.). Nr. 180 (31.10.1861), S. 2179.

171 Bernd Vielsmeier, „Das Neue Schloß Büdesheim. Besitzer – Baumeister – Besucher“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. 255-274; hier S. 255.

172 Bernd Vielsmeier, „Das Büdesheimer Hofgut als Mustergut für die Wetterau. Wilhelm von Edelsheim und Georg Berna: Zwei fortschrittliche Landwirte“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. 209-228; hier S. 216 ff.

173 Zu den Aufenthalten Gresslys in Büdesheim und weiteren Auftragsarbeiten für Georg Berna vgl. Gerald P. R. Martin, „Amanz Gressly (Zur Geschichte der geologischen Erforschung der Wetterau)“, in: *Jahresberichte der Wetterauischen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde* (Hanau). Jg. 117-118 (1965), S. 9-24.

ten Vorschläge für die Zukunft macht.¹⁷⁴ Trotz Gresslys Sondierungsbohrungen plante Berna aber weiterhin den Bau einer Wasserleitung, die frisches Wasser aus mehreren gefaßten Quellen in der Gemarkung Kaichen quer durch die Büdesheimer Gemarkung zum Hof führte, als zentrale Wasserversorgung. Für die Durchführung dieses Plans musste der Teepavillon des Schlosses einem Wasserturm weichen. Dieses Reservoir speiste dann eine Wasserleitung, an die zwei Brunnen auf dem Hof, die Dampfmaschine, das Schloß und Georg Bernas neues Wohnhaus angeschlossen waren.¹⁷⁵

Auch außerhalb seiner Ländereien machte Berna von sich reden. In einem Frankfurter Korrespondentenartikel vom 28. Mai 1863 zieht die in Augsburg erscheinende *Allgemeine Zeitung* eine Art Zwischenbilanz der öffentlichen Wirksamkeit Bernas:

Der durch seine Nordlandsfahrt in weitem Kreisen bekannt gewordene hiesige Rentner Dr. Berna, welcher kürzlich von dem Kaiser Franz Joseph zum österreichischen Generalconsul im Großherzogthum Hessen ernannt wurde, hat in den jüngsten Tagen einen überaus erfreulichen Beweis ächt religiöser, allem exklusiven Confessionalismus abholder Gesinnung gegeben, indem er nicht allein seiner katholischen Pfarrgemeinde Heldenbergen 2500 fl. zur Erbauung einer Orgel, sondern zugleich der dortigen armen evangelischen Gemeinde 500 Gulden zur Anschaffung eines eigenen Geläutes gesendet hat.¹⁷⁶

Als gelegentlich einer im Jahr 1863 in Frankfurt a.M. stattfindenden Fürstenzusammenkunft zwei Pferderenttage ausgerichtet wurden, machte sich Berna zum Wortführer für die Einrichtung einer festen Pferderennbahn, und es gelang ihm, die anwesenden Fürsten für diese Idee zu begeistern. „Mit Recht“, schrieb das offizielle Organ sämtlicher deutscher Rennvereine aus Anlass des zehnjährigen Bestehens der Sportstätte, „konnte man also sagen, dass kaum ein anderer Rennplatz in Deutschland unter gleich begünstigenden Umständen aus der Wiege gehoben worden war.“¹⁷⁷

174 Amanz Gressly an Franz Lang, Frankfurt a.M., 2.12.1861, in: Louis Rollier (Hg.), *Amanz Gressly's Briefe. Lettres d'Amanz Gressly, le Géologue Jurassien (1814-1865)*. Moutier: Petit Jurassien, 1911, S. 298-299. – Im weiteren Verfolg des Briefes führt Gressly die Erwartungen Bernas bezüglich weiterer Mitarbeiterprojekte aus: „Er will vorerst eine spezielle geologische Statistik seiner vielen und weiten Gütercomplexe in Bezug auf landwirtschaftliche Anwendung; dann will er gleichfalls ein spezielles Studium der hiessigen Braun- und Steinkohlenformationen sowie entfernterer Bezirke am Rhein hinunter und sonst noch derartige Arbeiten; überhaupt wünscht er mich in seiner Nähe zu behalten und bietet mir desshalb alles erdenkliche an.“

175 Bernd Vielsmeier, „Das Büdesheimer Hofgut als Mustergut für die Wetterau. Wilhelm von Edelsheim und Georg Berna: Zwei fortschrittliche Landwirte“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. 209-228; hier S. 217.

176 *Allgemeine Zeitung* (Augsburg). Nr. 148 (28.5.1863), S. 2446.

177 *Der Sporn. Zentral-Blatt für die Gesamt-Interessen des Deutschen Sport*. Nr. 34 (22.8.1874).

Für die Durchführung einer Ende Mai 1865 in Frankfurt am Main stattfindenden „Fettvieh-Ausstellung mit Prämienverteilung“ zeichnete Berna als Präsident des Comités des Landwirthschaftlichen Vereins verantwortlich.¹⁷⁸ Bei dieser Gelegenheit veranlasste er auch eine Exkursion der Ausstellungsteilnehmer auf mehrere im Umkreis von Frankfurt gelegene Wirtschaftshöfe.

Im Mai 1863 wurde er zum k.u.k. Österreichischen Generalkonsul für das Großherzogtum Hessen ernannt. Im Juni 1864 heiratete er in Kesselstadt die erst 18jährige Marie Christ,¹⁷⁹ Tochter eines wohlhabenden New Yorker Kaufmanns. Die Ehefreuden hielten allerdings nicht lange an, denn anderthalb Jahre nach der Hochzeit, am Abend des 18. Oktober 1865 starb er in seinem Haus in Büdesheim im Alter von neunundzwanzig Jahren an Diphtherie. Mit seinem Tod fand nicht nur das Leben dieses bemerkenswerten Mannes ein vorzeitiges Ende, sondern auch sein beeindruckendes landwirtschaftliches Reformprojekt, das, obwohl er nur sechs Jahre in Büdesheim lebte, das Dorf und seine Gemarkung bis heute nachhaltig geprägt hat.¹⁸⁰

Bernd Vielsmeier hat einige Materialien zur Beerdigung Bernas zusammengestellt, die im folgenden zitiert werden.¹⁸¹ Demnach verzeichnete die Kirchenchronik der evangelischen Gemeinde Büdesheim unter dem 21. Oktober 1865, dass Georg Berna morgens „um 10 Uhr, [...] seinem eigenen Wunsche gemäß, obgleich Katholik, auf hiesigem Friedhofe unter Begleitung einer zahlreichen Menge Leidtragender aus allen Ständen in der eigens erbauten Gruft beigesetzt“ wurde. Der katholische Pfarrer von Heldenbergen, Georg Jacob Brentano, der Georg Berna ein Jahr zuvor auch getraut hatte, hielt am Grab die Trauerpredigt. In der Zeitung *Volksfreund für das Mittlere Deutschland* erschien Anfang November 1865 ein Nachruf mit dem Titel „Worte der Erinnerung an Dr. Georg Berna zu Büdesheim“. In diesem Artikel wurde nun nicht mehr nur eine Zwischenbilanz, sondern das Resümee eines ganzen Lebens gezogen:

Mit dem Feuer, womit er Alles ergriff, mit der Rastlosigkeit, womit er das Unternommene betrieb, widmete er sich dem neu gewählten Berufe. Die Entdeckungen der Wissenschaft, die Erfahrungen auf

178 *Bauernzeitung* (Freising). Nr. 19 (Mai 1865), S. 140.

179 Marie Anna Gräfin von Oriola, geb. Christ, verw. Berna, geb. am 18. April 1846 in New York, gest. am 31. Dezember 1915 in Büdesheim. Eltern: Georg Christ, Kaufmann in New York, und Cordelia Mortimer. – Daten nach Bernd Vielsmeier, „Böcklin – Berna – Büdesheim. Zur Entstehungsgeschichte der ‚Toteninsel‘ von Arnold Böcklin“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier brsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. S. 117-123; hier S. 117. – Zum weiteren Lebensweg Marie Bernas als Witwe vgl. Bernd Vielsmeier, „Das Neue Schloß Büdesheim. Besitzer – Baumeister – Besucher“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier brsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. 255-274.

180 Bernd Vielsmeier, „Das Büdesheimer Hofgut als Mustergut für die Wetterau. Wilhelm von Edelsheim und Georg Berna: Zwei fortschrittliche Landwirte“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier brsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. 209-228; hier S. 209.

181 Bernd Vielsmeier, „Das Büdesheimer Hofgut als Mustergut für die Wetterau. Wilhelm von Edelsheim und Georg Berna: Zwei fortschrittliche Landwirte“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier brsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. 209-228; hier S. 209-210.

dem Gebiete der Landwirthschaft in anderen Ländern auch den Kreisen zu gut kommen zu lassen, die sein Einfluß berührte oder auf die er sich Einfluß verschaffen konnte, das war das Ziel, das er dabei im Auge hatte. Er schritt deßhalb alsbald zur Herstellung seiner obgenannten Musterwirthschaft zu Büdesheim. Großartige Bauten wurden aufgeführt, um den Nutzen der immer noch zu wenig beachteten Pflege der Hausthiere an schlagenden Beispielen zu zeigen. Daß Licht und Wasser das halbe Futter, daß Trockniß und Reinlichkeit die unumgänglichen Bedingungen des glücklichen Gedeihens bei den Thieren eben so gut seien, wie sie es anerkanntermaßen bei den Menschen sind, für diese oft vernommene und oft verspottete Predigt der rationellen Landwirthe sollte ein Beweis geliefert werden, von dem nur Starrsinn oder Unverstand sich nicht überzeugen ließe. Die Einführung und Verbreitung neuer Racen sollten den Viehstand veredeln und verbessern; zu dem Ende ließ Dr. Berna von anderwärts Zuchtthiere kommen, die er wiederum an Oekonomen unseres Kreises abgab. Das Gleiche suchte er durch öffentliche Aufführung und Auszeichnung vorzüglicher Exemplare zu erreichen. Mitglied des Renn-Vereins und Begründer der Fettvieh-Ausstellung zu Frankfurt begünstigte und unterstützte er ebenso auf das Angelegentlichste und freigiebigste den in diesem Jahre zum erstenmale abgehaltenen Viehmarkt zu Vilbel. Die Anschaffung und Benutzung der verschiedensten Maschinen sollte die erzielten Vortheile zu deren Verbreitung mitwirken, aber auch darthun, wie das wirksamste und vielleicht einzige Mittel gegen den Mangel an Arbeits-Kräften nicht heftige Klagen oder Gewaltmaßregeln seien, sondern möglichst ausgedehnte und allseitige Ausbeutung der Naturkräfte und der darauf basirenden Erfindungen des menschlichen Geistes.

Der Zusammenkauf und die Vereinigung größerer Ackerflächen, welche mit hohen Kosten und Hintansetzung der Frage nach der Bodenlage erfolgten, sollten das Widerstreben vieler Gemeinden gegen die Consolidirung überhaupt überwinden helfen. Der Gewinn an Boden durch den Wegfall einer Menge von Furchen, wie an Zeit und Kraft durch das Bleiben der Arbeitenden an einem und demselben Orte, die leichtere Beaufsichtigung der Arbeit, die zu jeder Zeit mögliche Zufuhr zu dem Gelände und die daraus sich ergebende Unabhängigkeit von den Nachbarn bei der Benutzung desselben, die Verhütung der Entartung der Bodenerzeugnisse, die bequeme Reinhaltung der Aecker von Unkraut - der Anblick und die Wahrnehmung dieser und ähnlicher Vortheile, welche die Zusammenlegung zerstreuter Ländereien zu einem Güter-Complexe

gewährt, sollte besser die Ungläubigen überzeugen, als es Reden und Gründe vermögen.¹⁸²

Gressly

Wenige Monate vor dem frühen Tod Georg Bernas starb in einem kleinen Ort des Schweizer Jura der unglückliche Amanz Gressly. In einem Nachruf auf seinen Freund und langjährigen Weggefährten erzählt Vogt folgendes bewegendes Detail aus seiner letzten Begegnung während eines Besuches bei ihm in der Nervenheilanstalt Waldau in der Nähe von Bern:

Dann kreischte er über seine Sünden – der finstere Geist kam über ihn, er sah Teufelsgestalten und das Gericht hereinbrechen, und einige Mal nahmen diese Hallucinationen so überhand, daß ärztliche Behandlung eingeleitet werden mußte. So fand ich ihn im Herbst letzten Jahres in der Irren-Anstalt Waldau bei Bern. Anfangs betrachtete er mich scheu, als fürchte er eine Strafrede – denn jeder Freund mußte bei ihm Ermahner und Erzieher sein –; als ich ihm aber von Geologie sprach, von den neuesten Untersuchungen im Jura, von dem Wunsche unseres gemeinschaftlichen Freundes Berna, dem er bei einem Vorwerke Wasser suchen sollte – da erheiterte sich sein Gesicht, sein Auge glänzte, und bald stand er vor der Tafel, zeichnend und erklärend und Aufschlüsse gebend über die geologischen Verhältnisse von Büdesheim und Umgegend. Dann erst fragte ich ihn über seine Krankheit. „Es sind Hallucinationen“, sagte er mir; „ich weiß es sehr wohl – Dummheiten, die mir mein krankes Gehirn vorspiegelt – aber es ist stärker, wie ich, und wenn ich auch von der Nicht-Existenz dieser Teufel und Hexen überzeugt bin, so sehe ich sie doch, und ich werde wirklich eine versteinerte Bestie aus der Jura-Zeit, ein Ichthyosaurus oder sonst was!“¹⁸³

Man kann nicht umhin zu bemerken, dass man eine vergleichbare Rücksichtnahme auf den Freund in Vogts *Nordland-Fahrt* vergeblich sucht, wo er Gressly gegenüber in hohem Grade autoritär, unduldsam und selbst ungerecht aufgetreten war. Von der Stilisierung zum Expeditionsclown und Forschungstolpatsch ist Vogt nun, zwei Jahre nach Erscheinen des Buches, weit entfernt. An einer anderen Stelle spricht Vogt in diesem Zusammenhang gar von „unseres Papa Greßly Tod“, womit er seine frühere paternalistische Haltung gegenüber seinem Freund nachgerade auf den Kopf stellt.¹⁸⁴ Fast wehmütig erinnert er sich in dem zitierten Gressly-

182 „Worte der Erinnerung an Dr. Georg Berna zu Büdesheim“, in: *Volksfreund für des Mittlere Deutschland* (Frankfurt a. M.). Nr. 134 (8.11.1865). – Zitiert nach Bernd Vielsmeier, „Das Büdesheimer Hofgut als Mustergut für die Wetterau. Wilhelm von Edelsheim und Georg Berna: Zwei fortschrittliche Landwirte“, in: *Büdesheim 817-1992. Zur 1175-Jahrfeier hrsg. von der Gemeinde Schöneck in Hessen*. Schöneck 1992, S. 209-228; hier S. 209-210.

183 Carl Vogt, „Amanz Greßly“, in: *Kölnische Zeitung*, Nr. 119 (30.4.1865), Erstes Blatt.

184 Carl Vogt, „Karl Rahl“, in: *Kölnische Zeitung*, Nr. 196 (17.7.1865), Zweites Blatt, S. [2].

Nachruf noch einmal an die mit dem ehemaligen Weggefährten gemeinsam unternommene Schiffsreise ins Nordmeer:

Aber ein treuer und arbeitsamer Reisegefährte war er, so sehr man auch an ihm treiben und stupfen mußte, bis er fertig wurde. Am wohlsten war ihm, wenn er vor seinen unzähligen Schachteln, Büchsen, Cigarrenkisten und Gläsern sitzen, Steine betrachten, wilde Pflanzen einsetzen und besorgen und Seethiere in ihrem Treiben belauschen konnte. Wie eine Katze ihr Junges, schleppte er seine „Etablissements“ von Ort zu Ort, legte in Booten und Raanen hängende Hürten an, worin er Molte-Beeren cultivirte, die er auf den Tiefmooren des Jura einzubürgern gedachte, und wenn er seine Lieblinge vor dem Reinigungseifer der Matrosen und den Dienstbedürfnissen des Segelwerkes nicht mehr anders zu retten wußte, flüchtete er sie in seine Cabine, in der Alles und Nichts sich befand, denn Alles war darin und Nichts war darin zu finden. Aber auch auf dem Schiffe wußte er seinen demokratischen Neigungen zu genügen, und häufig stahl er sich aus unserer Gesellschaft, um mit der Dienerschaft und den Matrosen zu köcheln oder ihnen naturwissenschaftliche Erläuterungen über Dinge zu geben, von denen sie nie in ihrem Leben etwas gehört hatten.¹⁸⁵

Vogt

Vogt reiste von Edinburgh nach London, wo er vermutlich Alexander Herzen junior und senior besuchte, und nebenbei zweifellos bestrebt war, Karl Marx und seinem Emigrantenumfeld tunlichst aus dem Wege zu gehen. In Paris nahm Vogt an einem Festessen mit Ivan Turgenjew und einigen bekannten ungarischen Flüchtlingen teil. Auch versäumte er nicht, den Prinzen Napoleon in seinem Pariser Wohnsitz, dem Palais Royale, aufzusuchen, um mit ihm die aktuelle politische Lage zu besprechen und um ihm sicher auch von der Landung auf Jan Mayen zu erzählen; – der Prinz war ja fünf Jahre zuvor nicht dazu gekommen, einen eigenen Landungsversuch auf der Vulkaninsel zu unternehmen.

Die Ankunft Vogts in Genf lässt sich auf den 21. Oktober terminieren. Schon einen Tag später trat er sein ruhendes Abgeordnetenmandat wieder an und nahm an einer Sitzung des Großen Rates, des Parlaments des Kantons Genf, teil.

Die wissenschaftliche Auswertung der Reise verlief eher schleppend, allerdings stattete er im September 1862 auf der Versammlung der schweizerischen Naturforscher in Luzern einen ausführlichen Bericht über die Nordfahrt ab, der in Protokollform auch veröffentlicht wurde.¹⁸⁶ Auch in stark besuchten öffentlichen

185 Carl Vogt, „Amanz Grebly“, in: *Kölnische Zeitung*, Nr. 119 (30.4.1865), Erstes Blatt.

186 „Hr. Prof. Dr. C. Vogt v. Genf theilt der Gesellschaft einige geologische Beobachtungen mit, die er auf seiner Reise nach dem Norden Europas gesammelt hatte.“ [Incipit], in: *Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft bei ihrer Versammlung zu Luzern den 23., 24. und 25. September 1862*. 46. *Versammlung*. Luzern: Schiffmann, 1862. - Protokoll der I. Generalversammlung (Sitzung im grossen Rathssaale des Regierungsgebäudes, den 23.

Vorträgen in Genf spielte die wissenschaftliche Ausbeute der Polarexpedition eine Rolle. Zu einem öffentlichen Vortrag in Lyon über Vulkane¹⁸⁷ nahm er Gesteinsproben von der Nordlandreise¹⁸⁸ als Anschauungsmaterial mit. Für den 1864 erschienenen ersten Band der von Carl Vogts Freund Daniel Dollfus-Ausset herausgegebenen kommentierten Gletscherbibliographie verfasste er einen langen Artikel über die *Nord-Fahrt*, der sich als wissenschaftlicher Abstract des Expeditionsberichtes versteht.¹⁸⁹

In einer Reihe von Publikationen zu Phänomenen der Vulkanologie spielen die Beobachtungen und Erfahrungen, die Carl Vogt auf Jan Mayen und in Island gemacht hat, eine zentrale Rolle. Seine Auffassungen zur Erdwärme haben ihren Platz im Kontext der geologischen Diskussion über diesen Gegenstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dabei vollzieht er eine Wandlung von plutonischen Ansichten, d.h. von der Vorstellung eines inneren Zentralfeuers und einer Gesteinsbildung überwiegend aus einem Prozess der Schmelze, hin zur Annahme einer Wärmeproduktion in den Erdschichten selbst. Die Polarexpedition von 1861 markiert den Wendepunkt in dieser Entwicklung hin zu der Verabschiedung von der Idee des Zentralfeuers. Von nun an erklärte Vogt den Vulkanismus mit Einsickern von Wasser in „chemisch aktive“ Gesteine und Gesteinsschichten.¹⁹⁰

Trotz dieser Tatsachen, und bei aller Elaboriertheit des wissenschaftlichen Anhangs der *Nord-Fahrt*, bleibt doch nicht zu übersehen, dass die Forschungsergebnisse sich eher bescheiden ausnahmen. Eine echte Bereicherung des wissenschaftlichen Diskurses lässt sich noch am ehesten für die Geographie der Insel Jan Mayen konstatieren, wo die von Vogt erstellte Karte als Orientierungshilfe für spätere Exkursionen eine Rolle spielte. Die Begrenztheit des eigenen Unternehmens war Vogt spätestens bei der Besichtigung der Sammlungen im naturkundlichen Museum in Bergen deutlich geworden. Der teilweise Verlust der Sammlungen während des ersten Seesturmes tat wohl ein Übriges, zumal Gressly wegen Arbeitsüberlastung und zunehmender geistiger Verwirrung als der Sachbe-

September, 10 ½ Uhr Morgens), S. 46-49. – Vgl. auch: Carl Vogt, „Observations géologiques faites durant son voyage dans le Nord et dans les régions polaires. Quarante-septième session de la Société helvétique des sciences naturelles réunie à Lucerne. Septembre 1862“, in: *Archives des sciences naturelles de Genève*. Bd. 15. Nr. 58 (20.10.1862), S. 126.

187 Carl Vogt, „Les volcans“, in: Association française pour l'avancement des sciences. Compt. Rend. de la 2^e sess., Lyon, S.1035-1055.

188 Inwieweit sich Objekte der Nordmeerexpedition, wie nachgewiesenermaßen in Frankfurt der Fall ist, noch heute in Genfer Sammlungen befinden, ist nicht erforscht.

189 Carl Vogt, „Nord-Fahrt“, in: [Daniel] Dollfus-Ausset, *Matériaux pour l'étude des glaciers*. Tome I. Auteurs. Paris: Savy, 1864, S. 575-586. – [von Vogt verfasster Beitrag über die *Nord-Fahrt* (1863); mit umfangreichen Textexzerpten aus dem 12. Kapitel (Ältere und neuere Nachrichten von der Insel Jan Mayen) und aus dem wissenschaftlichen Anhang; mit einer von Dollfus-Ausset erstellten Liste der von Vogt zitierten Autoren]. Digitalisat: <https://books.google.de/books?id=wjQAAAAQAAJ&dq>

190 Zu den vulkanologischen Konsequenzen, die Carl Vogt aus der Nordmeer-Expedition zog vgl. Burkhard Sanner, „Carl Vogt (1817-1895) und seine Ansichten zu Erdwärme und vulkanischen Erscheinungen“, in: *Zeitschrift für geologische Wissenschaften* (Berlin). 21 (5/6), (1993), S. 719-726.

arbeiter, den Vogt sich erhofft haben dürfte, ausfiel. Eine pauschale Bemerkung Vogts im Vorwort des Bandes ist nicht nur als Bescheidenheitstopos zu werten, sondern sollte vor allem kritischen Rezensenten den Wind aus den Segeln nehmen:

Tiefer eingehende wissenschaftliche Untersuchungen wird man von einer Reise nicht verlangen, die während der kurzen Zeit eines nordischen Sommers fast nur im Fluge eine Menge von Küstenplätzen berührte und über mehr als tausend Stunden Weges sich ausdehnte. Möge man uns als Touristen betrachten, die vorzugsweise der Natur des Landes und des Meeres ihre Aufmerksamkeit zuwandten und so vielleicht Beobachtungen und Eindrücke sammelten, an denen andere Reisende mit andern Zwecken achtlos vorüber gegangen wären. Vielleicht ist es uns später gegönnt, einige der gesammelten Materialien einläßlicher zu bearbeiten und die Früchte dieser Bearbeitung einem anderen, kleineren Publikum zu bieten.¹⁹¹

Zehn Jahre später, als der Skaphander den Nordmeerschoner als Hilfsmittel der Meeresforschung ablöste, sollte Vogt sogar den wissenschaftlichen Wert von polaren Forschungsreisen generell in Abrede stellen. Folgender Passus aus einem Zeitungsartikel liest sich wie ein Abgesang auf die *Nord-Fahrt* und sei daher an dieser Stelle in extenso zitiert:

Es ist glücklicher Weise ein wenig stiller geworden um Nordpol-Expeditionen. Die Großmannssucht, die bei der Frage bedeutend mitgespielt hatte, mußte sich überzeugen, daß der Nordpol ebenso wenig Respect hat vor Bismarck und den Unterthanen des deutschen Reiches, als die Nil- oder Congo-Quellen und daß noch Jahre hindurch dauernde Anstrengungen gemacht werden müssen, um den Walfischfängern auf allgemeine Kosten neue Jagdgründe zu erspähen. Trotz aller Mühe sind auch die wissenschaftlichen Ernten, die man erhoffte, nicht so reich ausgefallen, als die beisteuernden Laien sich einbilden mochten, indem sie ihr Scherflein beitrugen. Daraus kann man denjenigen, die solche Reisen unternehmen, keinen Vorwurf machen. Es gehört ein gewisser Reichthum, eine gewisse Behäbigkeit des Lebens eines Volkes, wie eines Individuums dazu, um die edelsten Früchte der Civilisation, Kunst und Wissenschaft reifen zu lassen; sie wachsen nicht auf einem Felde, wo wie im hohen Norden, der Mensch Tag für Tag und Stunde für Stunde um das nackte Leben zu kämpfen hat und nur mit der letzten Aufopferung seiner Kräfte den wissenschaftlichen Aufgaben einige Stunden widmen kann. Ich sage das nur von den im hohen Norden unternommenen Expeditionen mit Ueberwinterungen, Eisstockungen und ähnlichem beinahe obligatorischem Beiwerk – denn in der Nordsee herumtummeln während einiger schönen Sommermonate, Nordkap, Jan Mayen und Island besuchen, wie ich vor jetzt zwölf

191 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863).

Jahren unter dem Oberbefehl meines ewig unvergeßlichen Freundes Dr. G. Berna, mit einigen Genossen gethan, das kann am Ende ein Jeder, der Zeit und Geld genug hat – wenn auch Herr J. Spörer in „Petermann’s Mittheilungen 1873“ in einer nur allzu und über Gebühr wohlwollenden Kritik der Reisebeschreibung, welche ich später verfaßte, die Behauptung aufstellt, nicht Jeder könne ein solches Buch über eine solche Reise schreiben.¹⁹²

Im Oktober 1862 kam es in Frankfurt zu einer Wiederbegegnung Vogts mit Georg Berna. Vogt hatte Berna gebeten, in Darmstadt zu sondieren, ob er dort ohne Gefahr der Verhaftung einen Zyklus wissenschaftlicher Vorträge halten dürfe. Diese Vorsichtsmaßnahme war nicht unbegründet, denn sein Haftbefehl aus dem Jahr 1849 war offiziell noch nicht aufgehoben. Daraufhin führte Berna zuerst ein Gespräch mit Reinhard Carl Friedrich Freiherr von Dalwigk zu Lichtenfels (1802-1880), Ministerpräsident sowie Minister des Auswärtigen im Großherzogtum Hessen-Darmstadt, der sich in seiner bis dahin zwölfjährigen Amtszeit als Vertreter der konservativen Reaktion und Gegner des Liberalismus profiliert hatte und daher alles andere als ein Freund Carl Vogts war. Bei dem an dieses Antechambrieren anschließenden Vorstoß bei dem Großherzog Ludwig III. von Hessen und bei Rhein (1806-1877), von Vogt mit ironischer Despektierlichkeit als königlicher Stallknecht bezeichnet, machte dieser dem Supplikanten Berna unmissverständlich deutlich, was er von Vogt hielt, nämlich dass er verrückt („mente captus“) sei. So jedenfalls die vorgeblich aus dem Mund Bernas vernommene Erzählung der diplomatischen Verhandlungen in der Angelegenheit bezüglich Vogts Vorlesungszyklus in Darmstadt. In einem unveröffentlichten Brief an seinen Exilgenossen Karl Mayer in Neuchâtel rekonstruiert Vogt die beiden stattgehabten Dialoge:

Gespräche Berna’s.

1. Mit G. [recte: R.] von Dalwigk, allmächtiger Minister.

B. [Berna:] Vogt hätte sehr nöthig, hierher zu kommen. Kann er es thun?

D. [Dalwigk:] Mein Gott, ja wohl. Ich würde mich sehr freuen, ihn bei Ihnen kennen zu lernen. Wenn er uns nur in Ruhe läßt, wir wollen ihn gewiss ruhig lassen.

B. [Berna:] Wollen Sie das schriftlich geben?

D. [Dalwigk:] Nicht gerne – aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort u. Sie können’s ihm schreiben. A Propos, Sie wollten sich zum Deputirten wählen lassen?

B. [Berna:] Ich wäre nicht abgeneigt – aber ich habe das Alter noch nicht.

D. [Dalwigk:] Ja so! Ich kann nur wenig dazu thun – aber, wissen Sie Etwas, lassen Sie sich von Ihrem Freunde Vogt empfehlen, dann werden Sie ohne Weiteres Landstand.

192 „Tiefsee-Untersuchungen“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 74 (15.3.1873), 2. Blatt, S. [1]-[2].

2. Mit dem Stallknecht, Kgl. Hoheit.

Der Grossherzog: Nun, Sie haben meinen alten Vogt mobil gemacht?

B. [Berna:] Ja wohl, Kgl. Hoheit! Sehr erfreut, sehr angenehme Reise – ausgezeichnete Naturforscher, vortrefflicher Gesellschafter!

Grossb. Kann schon sein! Aber mente captus, mente captus!¹⁹³

Aus Anlass eines unschönen Vorfalles während der Beerdigung Bernas in Büdesheim erschien ein Bericht im *Frankfurter Journal*, in dem die bereits erwähnte, von dem katholischen Dekan und Pfarrer von Heldenbergen Georg Jacob Brentano gestaltete Trauerfeier auf dem evangelischen Friedhof in Büdesheim mit einem polemischen Ausfall gegen religiöse Intoleranz gipfelte:

Heute Morgen gegen 10 Uhr fand zu Büdesheim das feierliche Leichenbegängniß des so plötzlich verstorbenen österreichischen Konsuls Dr. *Berna* statt. Obgleich Katholik, ward dennoch seine irdische Hülle nach seinem eigenen Wunsche auf dem evangelischen Kirchhofe daselbst der Erde wiedergegeben. Reicher Stoff zur Entfaltung eines schönen Lebensbildes bot sich gewiß an diesem Grabe dar, und die Anwesenden, die dem Verstorbenen ihre Hochachtung und Verehrung zu bezeugen, in so reicher Zahl erschienen waren, erwarteten ohne Zweifel Vertreter der verschiedenen Geistesgebiete, die er mit Vorliebe gepflegt, seine Verdienste um dieselben schildern zu hören. Allein der Zelotismus des katholischen Dekans zu Heldenbergen vereitelte dies gänzlich. Er verweigerte dem evangelischen Geistlichen zu Büdesheim, der von Dr. *Berna* seine Anstellung erhalten, der Beichtvater seiner Gemalin ist und mit der Familie im vertrautesten Verhältnisse stand, jede Betheiligung an den Leichenfeierlichkeiten, man höre, auf dessen eigenem Kirchhofe! Das Ersuchen anderer Redner, einige Worte ehrenden Nachrufes sprechen zu dürfen, wies er ebenso entschieden zurück. Die Hinterbliebenen wichen in ihrem Schmerze diesem Gebaren, und die Freunde befürchteten durch ein öffentliches Aergerniß das Andenken des Verbliebenen zu entweihen, und so feierte abermals Intoleranz einen freilich nicht beneidenswerthen Sieg: der katholische Dekan behauptete allein das Feld. Ob seine Rede aber des Verstorbenen würdig gewesen; ob er von seinem inneren Werth und eigentlichen Wesen auch nur eine Ahnung besessen, darüber blieb auch der schlichteste Zuhörer nicht in Zweifel. Wer die Nordpolfahrt unerwähnt ließ, weil Karl Vogt dabei gewesen; wer die schönsten Thaten verschweigt, weil ein Katholik sie Protestanten erwiesen, der sollte billig zurück-

193 Carl Vogt an Karl Mayer, Genf, 23.2.1862; Bundesarchiv Berlin; Nachlass Carl Vogt FSG 1/233

treten und Andere reden lassen, wenn man einen Mann wie Georg Berna begräbt.¹⁹⁴

Obwohl Carl Vogt diesen Artikel nicht geschrieben haben kann, da er sich zu diesem Zeitpunkt auf einer Italienreise in Neapel befand, wurde er in einem Kommentar einer katholischen Zeitung in Mainz als mutmaßlicher Verfasser insinuiert und implizit angegriffen.¹⁹⁵

Der Bär „Mutz“ und andere Tiere

Bleibe zum Schluss noch ein Wort über die Tiere als immanente Akteure der Nordlandreise von 1861 zu verlieren, ohne den Vertretern des noch recht jungen, interdisziplinären Forschungsfeldes der Human-Animal Studies vorgreifen zu wollen. Deren Prämisse, dass Tiere nicht länger nur Statisten einer anthropozentrischen Geschichtsschreibung sein sollen, hätte Vogt vermutlich bis zu einem gewissen Grad akzeptiert. Es wäre interessant zu erfahren, welche Ergebnisse dieser neue Forschungsansatz bezogen auf das zoologische Gesamtwerk Vogts zeitigen würde. Was speziell die Repräsentation der Tiere in der *Nord-Fahrt* betrifft, so wäre bereits ein Register der vorkommenden Tiernamen hilfreich, das jedenfalls ein Personenregister an Umfang übersteigen dürfte. Leider fehlt beides. Wie zahlreiche andere Texte Carl Vogts bietet auch die *Nord-Fahrt* reichen Stoff zur Diskussion über die Anerkennung des Tieres als zu beachtendes Subjekt des historischen Mensch-Tier-Verhältnisses. Bereits unmittelbar vor der Polarmeereise hatte sich Vogt in einer öffentlichen Vorlesungsreihe mit Fragen der Rehabilitierung verachteter Tiere befasst.¹⁹⁶ Auch die literarische Technik des Schlüpfens in die Tierperspektive gehörte zu den von Vogt gern benutzten und virtuos gehandhabten narrativen Mustern.¹⁹⁷ Besonders die archäozoologische Fragestellung, in welcher stofflichen

194 „Man meldet aus *Frankfurt*, 21. Oktober“, in: *Fremden-Blatt* (Wien). Nr. 296 (26.10.1865), S. 5. – Einen Hinweis auf die Herkunft des Artikels aus dem *Frankfurter Journal* sucht man an dieser Stelle allerdings vergebens.

195 Folgender aus einem Artikel der Mainzer Abendzeitung kolportierter Passus dürfte mit einiger Sicherheit auf Carl Vogt gemünzt sein: „Aber alle diese Schmähungen wirken nichts bei denen, welche den Decan Brentano kennen, und dessen Liebe und Leutseligkeit gegen Jedermann, welchen Eigenschaften er so viele aufrichtige Freunde unter beiden Religionsbekenntnissen verdankt. Und schließlich muß doch jeder Vernünftige gestehen, daß derselbe auch hier wie billig und recht als katholischer Geistlicher gehandelt und intolerantes und tactloses Benehmen nicht auf seiner Seite zu finden ist. Leidenschaftliche Ausfälle einer bekannten Feder ändern an diesem Sachverhalte nichts, sondern constatiren nur die eigene Gehässigkeit.“ – „Aus Oberhessen 6. November [1865]. (*Wo sitzt die Intoleranz?*). Wiederabdruck eines Artikels der *Mainzer Abendzeitung* in: *Beilage zur Wiener Kirchenzeitung*, Nr. 46 (18.11.1865), S. 734-735. – Möglicherweise handelt es sich bei dem Verfasser um einen Gießener Gegner Carl Vogts.

196 Carl Vogt, „Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere. Gehalten in Genf während des Winters 1860–61“, in: *Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt*. Nr. 7 ff. (1861).

197 Carl Vogt, „Geschichte einer Krabbe. Von ihr selbst erzählt“, in: *Westermann's Illustrierte Deutsche Monatshefte* (Braunschweig). Bd. 67., Nr. 401, (Februar 1890.), S. 595-612. Mit Abbildungen. – Belletristische Ich-Erzählung aus Tierperspektive; das Sujet wurde von Carl Vogt bereits 1881 in der *Frankfurter Zeitung* behandelt: Carl Vogt, „Geschichte eines Debb“,

Materialität körperliche Überreste von Tieren etwa in Form von Knochen, Federn oder Versteinerungen auftauchen, beschäftigten Vogt, seit er sich von der Medizin der Geologie zuwandte. Nach 1860 befasste er sich verstärkt, unter Darwinistischem Blickwinkel, mit der Erforschung der Urgeschichte des Menschen und der menschlichen Gesellschaften, die offensichtlich in engem Kontakt mit Tieren lebten. Sein Interesse an dem Wechselspiel zwischen den Bewegungen der Rentierherden und den Lebensbedingungen der norwegischen Lappen kann Vogt daher als ein Fenster in die prähistorische Periode der „Rennthierzeit“, wie er sie nannte, wahrnehmen.¹⁹⁸ Dass eine Neubetrachtung des Tieres als Forschungsobjekt durchaus auch die soziale Ordnung menschlicher Gesellschaften demaskieren kann, hat Vogt an mehreren Texten vor Augen geführt.¹⁹⁹ Ansätze einer zukunftsweisenden Tiergeschichtsschreibung finden sich etwa in dem Exkurs über die Naturgeschichte des Herings im ersten Teil der *Nord-Fahrt*. Carl Vogts Expeditionsbericht im Ganzen ist in dieser Hinsicht allerdings eher ambivalent, wie die zahlreichen Beispiele eines scheinbar wahllosen und rücksichtslosen Umgangs mit den im wahrsten Sinne des Wortes ins Visier geratenden See- und Landtiere. Das wahllose Töten von einheimischen Tieren, vor allem von Vögeln, ist nicht immer der Logik des wissenschaftlichen Sammelns oder der unmittelbaren Nahrungsmittelversorgung geschuldet. Aufschlussreich in dieser Hinsicht ist die Schilderung der ganz und gar nicht weidgerechten Jagdszenen auf der norwegischen Insel Loppin [Loppa] im ersten Teil der *Nord-Fahrt*. Von dem Besitzer der Insel, dem österreichischen Konsul Aagaard,²⁰⁰ dessen Freundschaft man kurz zuvor in Tromsø erworben hatte, war die Reisegesellschaft mit einer unbeschränkten Lizenz zum Töten ausgestattet,²⁰¹ was auch die ansonsten gesetzlich besonders geschützten Eidergänse einschloss.

Auf einem vorspringenden Felskopfe saß eine Gesellschaft von Cormoranen in den possierlichten Stellungen, meist mit ausgebreiteten Flügeln, neugierig die Hälse reckend nach unseren Booten, die hart an dem Steinblocke vorübersegelten. Ein Schuß warf einige von ihnen ins Meer hinab, rief aber zu gleicher Zeit mittels eines vielfach

in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 229 (17.8.1881), Morgenblatt, S. [1]-3. – Vgl. auch Carl Vogt, „Fragment eines Thier-Dramas. Die Schöpfung der Sacculina. Ein Mysteriums-Schwank“, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*. Nr. 1 (1.1.1883), Morgenblatt, S. [1]-3.

198 Carl Vogt, „Die Rennthierzeit Mitteleuropas“, in: *Westermann's Illustrierte Deutsche Monatshefte* (Braunschweig). Bd. 21., Nr. 121 (Oktober 1866), S. 61-79.

199 Carl Vogt, *Untersuchungen über Thierstaaten*. Frankfurt a.M.: Literarische Anstalt, 1851.

200 Andreas (Zacharias) Aagaard (1817-1879), einflussreicher merchant banker und österreichischer Konsul in Tromsø. <https://www.geni.com/people/Andreas-Zacharias-Aagaard/6000000008633890869>.

201 „Freilich ist die Brütezeit längst vorbei, die jungen Vögel schon flügge oder wenigstens nahe daran, und die Erntezeit der Insel demnach verstrichen; allein nichts desto weniger sollen wir reichlich für die Mühe durch den Anblick der ungeheueren Schwärme entschädigt werden, welche auf den Felsen der Nord- und Ostseite horsten. Selbst die Eidergänse werden uns vollständig zur Verfügung gestellt: Konsul Aagaard [hatte] Befehl gegeben, uns rücksichtslos morden zu lassen, was nur irgend unseren Gewehren zu nahe käme.“ – Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 209.

wiederholten Echos Tausende von Vögeln auf, die sich von allen Seiten her ins Meer stürzten und die Schützen in solcher Weise in Verwirrung brachten, daß wirklich während der ersten Zeit weder an Zielen, noch an Treffen zu denken war. [...]

Die erwachsenen Alken und Lunde stürzten sich wie verzweifelt in das Meer, das von allen Seiten hoch aufspritzte, wie wenn ein Regenschauer von Meteorsteinen aus der Höhe gefallen wäre. Die jungen, noch nicht flüggen Vögel erhoben ein betäubendes Geschrei, eine Art von Gebell, wie wenn Tausende von jungen Hunden die Felswände vertheidigen wollten, und von dem Rande der Klippen erhoben sich die Möven und Seeschwalben in förmlichen Wolken, krächzend, schreiend, belferd, pfeifend, als wenn das ganze Felsgerüst der Insel zusammenstürzen wollte. Wir machten uns das Vergnügen, durch ein Rottenfeuer die Aufregung noch zu erhöhen, und als der Skandal am höchsten war, alle Felswände von dem betäubenden Geschrei widerhallten, erschienen plötzlich zwei große Adler, die mit ihren vollen Flügeln langsam einhersegelten, verfolgt von einem Schwarm von Krähen, Raben und Raubmöven, welche ihr zorniges Geschrei in das allgemeine Konzert mischten. Der Aufruhr, den so jeder Schuß hervorbrachte, war wirklich betäubend und sinnverwirrend, und unmöglich war es, in dem unzähligen Schwarme, der uns umschwirrte, diejenigen seltenen Formen herauszusuchen, die für uns einiges Interesse gehabt hätten.²⁰²

Das ebenso wahllose wie zwecklose Schießen in aufgeschreckte Vogelschwärme scheint als eine Art von Frustrationsabbau fungiert zu haben, mit dem man die Erkenntnis, dass die Vogelpopulationen des Nordmeeres nicht mit den zur Verfügung stehenden Mitteln auf eine sinnvolle Weise ornithologisch zu erforschen waren, zu kompensieren versuchte. Evolutionsbiologische Erkenntnisse dagegen, die die verwandtschaftliche Nähe von Mensch und Tier bewiesen, machte sich Vogt wie kaum ein anderer Naturforscher seiner Zeit zu eigen. Man braucht den in der Vogtforschung wie in der zeitgenössischen Vogtpolemik exzessiv gebrauchten Topos vom „Affenvogt“ nicht zu bemühen, um zu unterstreichen, dass Vogt als europäischer Wortführer der sich auf Darwin berufenden Anthropologie auftrat. Gerade Vogt war es, der die Grenzen zwischen Mensch und Tier auslotete und durchlässig machte. Ein bizarres Zerrbild dieses Prinzips stellt das von Vogt verfasste Grotteskgedicht „Ein graues Rennthier“ dar, das sich auf ein konkretes Jagderlebnis während der Nordlandreise bezieht. Die ersten Zeilen mögen genügen, um den gemischten Eindruck zu vermitteln, den dieses merkwürdige Machwerk hinterlässt:

Ein graues Rennthier, altersschwach,
Sprach einst zu seinem Kinde:

202 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 210; S. 212.

„Es ist jetzt Zeit, daß ich in den Tod
 „Mich mit Ergebung finde.
 „Die Zähne sind mir abgenutzt
 „Bis zu den Wurzelstöcken,
 „Die Beine wollen nicht mehr fort,
 „Das Moos will nicht mehr schmecken.
 „Will mir der Himmel eine Bitt“
 „Vor meinem End‘ gewähren,
 „So stürb‘ ich gern durch einen Schuß
 „Wohl auf dem Felde der Ehren.
 „Und käme gar ein Jäger her
 „Aus fernen fremden Landen,
 „Der niemals noch auf einem Field
 „In Schnee und Moos gestanden –
 „So wollt‘ ich stürzen in die Kniee
 „Und bitten, daß er mich schieße,
 „Damit mein alter Schädel sich
 „Im Ausland sehen ließe. [...]”²⁰³

Kehren wir zu guter Letzt noch einmal auf das dem Beitragstitel vorangestellte Motto „Von Bären und Bärten“ zurück. Das wesentliche Manko der Expedition war der Umstand, dass die Expeditionsteilnehmer zwar allesamt Seeräuberbärte trugen, aber keine Seebärenmägen hatten, was sich schon bei dem geringsten Seegang bemerkbar machte. Man braucht wohl nicht eigens zu betonen, dass auch der junge Braunbär, der die Nordmeerreise ungewollt mitmachen musste, alles andere als ein Seebär war. Berna hatte ihn in der Nähe des Nordkaps erstanden und zusammen mit dem bereits erwähnten Hund namens Freitag in einem eilends zusammengezimmerten Holzverschlag an Bord verstaут.

Gressly schreibt in seinen „Briefen aus dem Norden“ unter dem 30. Juli: „Herr Berna vermehrte [...] die Menagerie mit einem 5 Monate alten Bären, Mutz genannt, den Vogt erzieht. Es ist ein drolliger Junge, der meist frei umherläuft, mit dem Hunde in einem Kasten haust und uns Allen viel Spaß durch seine Kampfspiele mit dem Hunde macht.“ Wie man aus diesem Zitat entnehmen kann, hatte Vogt nicht nur die Erziehung des Bären in seine Hände genommen, sondern ihm auch seinen eigenen Spitznamen abgetreten.²⁰⁴ Denn „Mutz“ wurde Vogt in Neuchâtel wegen seines damaligen Herkunftsortes Bern (und vermutlich auch

203 Carl Vogt, *Nord-Fahrt* (1863), S. 118-119.

204 Eine ähnliche identitätspsychologische Verschiebung zwischen dem Subjekt Mensch und dem Objekt Bär findet sich auch bei der Kraterbesteigung während der ersten Landung auf Jan Mayen, wo Vogt bei der Entdeckung des vermeintlichen Prankenabdruckes eines Eisbären genau an der Stelle, die man unmittelbar vorher passiert hatte, in helle Aufregung gerät, nur um hinterher festzustellen, dass es sich um einen Abdruck seiner eigenen Hand handelte. Diese triviale Banalität erschien Vogt offensichtlich so öffentlichkeitsrelevant, dass er diese Beinahebegegnung mit dem Alterego auch während seines Vortrages auf der Versammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft zum Besten gab.

wegen seiner Statur) nach dem dortigen mundartlichen Ausdruck für Bär von seinen Freunden genannt.²⁰⁵

Eine der von Hasselhorst entworfenen Abbildungen der *Nord-Fahrt* zeigt das Expeditionsteam an Deck des Schiffes, zum Teil mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt. Unterhalb des Hauptmastes ist ein Klappisch angebracht, an dem links Vogt seine Aufzeichnungen macht, rechts Gressly mit der Lupe einen Seestern betrachtet. Ein darüber gespanntes Segeltuch schützt die Arbeitenden vor der Sonne. Im Hintergrund stehen Berna und Herzen, der eine ebenfalls mit Lupe, der andere mit einem Buch in der Hand. Rechts vorne lehnt der Maler lässtig an der Reling. Zu seinen Füßen spielen die zwei mitreisenden Vierbeiner.²⁰⁶ (Abb. 11)

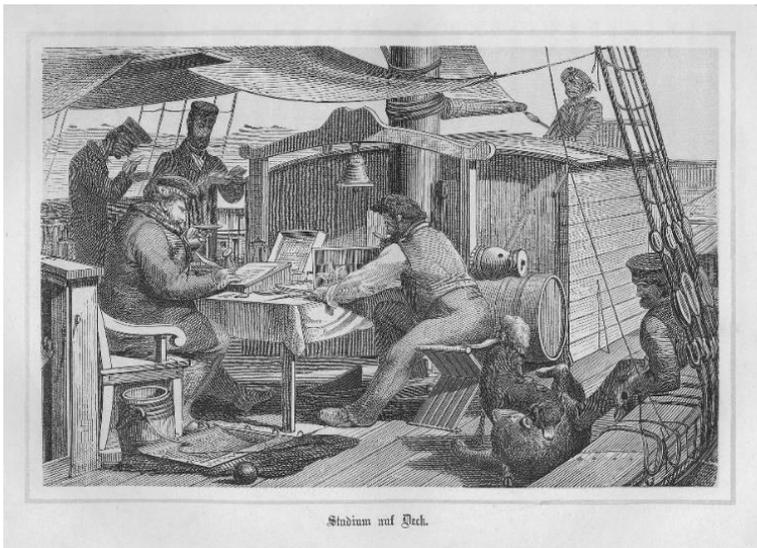


Abb. 11: „Studium auf Deck“, Buchillustration nach J.H. Hasselhorst (aus: Carl Vogt, „Nord-Fahrt“, 1863, S. 8). Am rechten unteren Bildrand zu Füßen Hasselhorsts: Hund „Freitag“ und Bär „Mutz“.

In Gresslys Notizbuch findet der Bär eine kurze Erwähnung im Zusammenhang mit der Jagd auf eine Bartrobbe, die sich unvorsichtiger Weise dem Schiff genähert hatte. Das geschilderte Ereignis fand am frühen Nachmittag des 23. August unmittelbar vor der zweiten Landung auf Jan Mayen statt:

Um zwei Uhr [...] wird ein auf uns zukommender Seehund erblickt u. er kommt bald ganz nahe, bis auf wenige Schritte ans Schiff. Eilig wird auf Kugel geladen. Hr. Berna geht fehl – Bald wird das Boot nieder gelassen u. Hr. Berna u. Cpt. fahren demselben nach. Der

205 In seinen Briefen an Vogt redet Eduard Desor seinen Freund durchweg als „Lieber Mutz“ an.

206 Gabriele Mendelssohn, *Der Frankfurter Maler Johann Heinrich Hasselhorst 1825-1904*. Diss. phil. Mainz 1986, S. 107-108.

Seehund erscheint aber wieder dicht hinter dem Schiff u. Hubert erlegt ihn durch einen Kornschuß durch die Ohrgegend, u. er treibt bald sterbend in einem Blutsee. Unser Boot holt ihn bald ein u. er wird auf das Schiff geschafft u. als *Phoca barbata* erkannt. Er verliert noch eine ungeheure Blutmenge bis an den folgenden Morgen, in der sich der Bär besäuft.²⁰⁷

Nun, die Bärenspäße des Raufens und Saufens hatten jedenfalls ein Ende, als man später auf der Überfahrt von Jan Mayen nach Island in einen Seesturm geriet. Auf den Ruf des Kapitäns: „Der Bär ersäuft!“ habe man, wie Vogt schreibt, in der Tat den „Bärenkasten lose“ und den Bären selbst „in höchst ungemüthlichem Seelenzustande“ gefunden. Er wurde gepackt und, nass wie er war, in den Raum am Vordertheil des Schiffes hinabgeworfen, wo die Segel lagen. Auch den noch stärkeren Sturm auf der Heimreise zwischen Island und Schottland, einen heftigen Äquinoxtialsturm, überlebte die gebeutelte Kreatur, denn Vogt erwähnt das Tier noch einmal im Zusammenhang mit der Zollkontrolle in Greenock.

Was ist aus dem Bären danach geworden? Auf der ordentlichen Generalversammlung der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft am 26. Mai 1862 legte der Präsident des Verwaltungsrates vor den versammelten Aktionären seinen jährlichen Rechenschaftsbericht ab. Dabei ließ er eine Liste mit Neuanschaffungen zirkulieren, die u.a. sechs Polarfüchse, einen Steinadler und einen braunen Bären aufführte, „welche Herr Dr. Berna hier, von seiner nordischen Reise mitgebracht“. Nicht auszuschließen also, dass in der heutigen Braunbärenpopulation des Frankfurter Zoos sich noch der eine oder andere Nachfahr unseres nordfahrt-erfahrenen Mutz befindet.

207 Naturmuseum Solothurn, „Notizbuch IV (1861); Amanz Gressly“, S. 295. – In Vogts Beschreibung der Episode kommt der Bär nicht vor. Auch sonst weicht die Erzählung Vogts von Gresslys Notizbucheintrag ab: „Es gelang Hubert, einen dieser Seehunde mit einem vortrefflichen Kugelschusse durch das Genick auf der Stelle zu tödten. Das große Thier wälzte sich nur einige Male krampfhaft auf der Oberfläche, schlug und zuckte gewaltig, trieb aber dann leblos in einer gewaltigen Blutlache, um welche sich augenblicklich die Sturmvögel sammelten. Es dauerte geraume Zeit bis das Boot herabgelassen, bemannt und die Robbe an Bord gebracht war, wo es sich herausstellte, daß es die Bartrobbe (*Phoca barbata*) sei. Es war ein großes, ausgewachsenes Männchen, das sogleich in Arbeit genommen wurde und bei der Untersuchung zeigte, daß es schon einmal Bekanntschaft mit Robbenjägern gemacht haben mußte, da es einige Schrotnarben in der Nähe der Augen hatte. Das Fett, welches den ganzen Körper einhüllte, war reichlich so dick als die Breite einer Hand, das Fleisch so grobfaserig und dunkelroth, daß selbst die Matrosen von der Absicht, es zuzubereiten, bei dem Anblicke zurückprallten. Leider verhinderte ein Zufall, den schönen Balg, um dessen Zubereitung sich Hubert eine unendliche Mühe gegeben hatte, mit nach Hause zu bringen. Er glitt später, als er zum Trocknen aufgehängt war, bei einer raschen Wendung des Schiffes in das Meer und blieb für uns auf immer verloren.“ – Vogt, *Nord-Fahrt*, (1863) S. 282.

Zur Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Gießen

Teil 1: Von der Vor- und Entstehungsgeschichte bis zum Ende des Ersten Weltkriegs

HERWIG GROß

Anfänge seit dem 19. Jahrhundert

Ferdinand August Maria Franz von Ritgen (1787–1867) war Professor an der damaligen Ludwigs-Universität und vor allem durch sein Wirken als Geburtshelfer bekannt. Vielseitig interessiert forderte er schon in den 1830er Jahren, eine „besondere psychiatrische Unterrichtsanstalt“ an der Universität Gießen zu erbauen, damit die zukünftigen Ärzte die Krankheitsbilder psychisch Kranker direkt studieren konnten. Er publizierte auch über Geistes- und Gemütskrankheiten.¹ Als Abgeordneter der zweiten Kammer des Landtages trug er immer wieder verschiedene Belange des Medizinalwesens betreffend vor und entwickelte eine Reihe innovativer Pläne. Es dauerte allerdings noch mehrere Jahrzehnte, bis die erste psychiatrische Institution mit der Eröffnung der psychiatrischen Universitätsklinik im Jahre 1896 unter Robert Sommer (1864–1937) eröffnet wurde.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich ein medizinisches Vorgehen mit dem Ziel einer möglichen Heilung und Besserung und Reintegration psychisch Kranker, mit der psychiatrischen Universitätsklinik kam nun die Forschung hinzu. Sommer forcierte auch den Bau einer Heil- u. Pflegeanstalt in der Provinz Oberhessen, er benötigte eine solche auch zur „Evakuierung“ seiner nur mit 100 Plätzen ausgestatteten Klinik. Beide Kliniken sollten nahe beieinanderliegen, die auszubildenden Ärzte könnten so kürzere Verläufe mit Schwerpunkt Diagnostik und Therapie und längerfristige Verlaufsformen mit unterschiedlichem Ausgang studieren. Das klinisch-praktische Element sollte so auch die Attraktivität des Medizinstudiums an der Ludoviciana steigern. Endgültig verankert wurde im Übrigen eine psychiatrische Pflichtausbildung im Medizinstudium erst in der Approbationsordnung von 1901.²

Das traditionelle fürsorgerische Element wurde durch die 1903 eingerichtete oberhessische Provinzial-Siechenanstalt in der Licher Straße 76 repräsentiert, die den Gemeinden und oberhessischen Kreisen die ansonsten verpflichtende soziale Daseinsfürsorge für „arme chronisch Kranke“ als zentrale Institution abnahmen und auch sog. boshafte Arme, Bettler und sozial Auffällige aufnahm.

1 Leitfaden für die Erkenntniß und Behandlung der Persönlichkeitskrankheiten, entworfen von Ferd. August Ritgen, Erster Band, 1837.

2 Irmtraud Sahlmann in: Psychiatrie in Gießen, Facetten ihrer Geschichte zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, Forschung und Heilung, Gießen 2003, S. 23

Damit hatten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts drei Säulen der psychiatrischen Versorgung am Standort Gießen etabliert, nämlich die Psychiatrische Universitätsklinik, die Heil- und Pflegeanstalt und die Provinzial-Siechenanstalt, wobei jede eine spezielle Ausrichtung hatte und eigene Entwicklungen durchmachte.

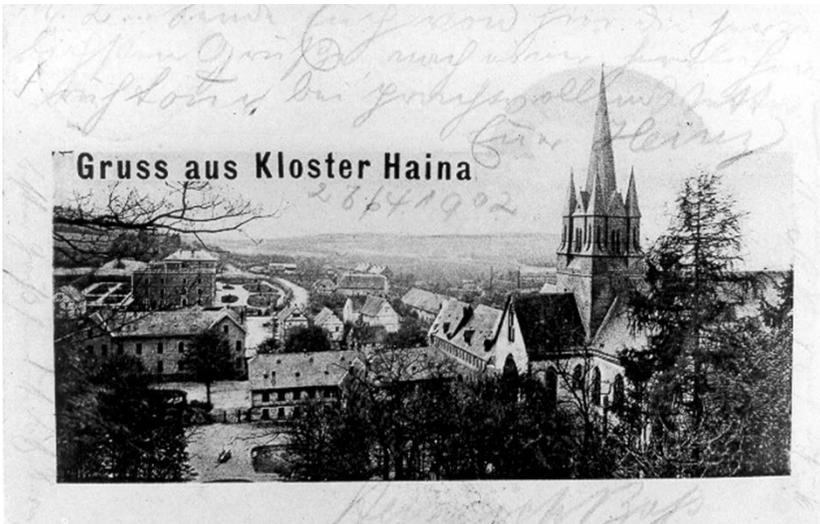
Ende des 18. Jahrhunderts wurden sog. Geisteskranke vermehrt als Kranke und Patienten wahrgenommen, die einer Therapie in einer Heilanstalt zugeführt werden sollten. Über die Ursache geistiger Erkrankungen kristallisierten sich damals zwei gegenüberstehende Theorien heraus: Die *Somatiker* vertraten die Auffassung einer körperlich-organischen Ursache, die *Psychiker* waren hingegen der Ansicht, dass psychische Krankheiten Erkrankungen der Seele selbst seien und körperliche Veränderungen nur sekundär aufträten, die Seele mache sich selbst und den Leib krank. Zwischen Psychikern und Somatikern wurden heftige Polemiken ausgetragen, die sich zum Teil bis in die Gegenwart auswirken.³

Im 19. Jahrhundert war die Nachfrage nach Unterbringungsplätzen für Geisteskranke stets steigend, diese Entwicklung hing auch mit den ökonomischen und sozialen Umwälzungen der beginnenden Industrialisierung zusammen. Der Lebensunterhalt wurde zunehmend aus industrieller Lohnarbeit gewonnen, hiermit setzte eine Migration in die Städte und in die Produktionszentren ein und damit brach auch die traditionelle dörfliche Familienstruktur auf: Der dörfliche Zusammenhang ermöglichte eher den Verbleib von psychisch Kranken in der Gemeinde, das städtische Umfeld war für die Kleinfamilie anonym, eine Nachbarschaftshilfe war kaum vorhanden. Man musste sich in engen und unzulänglichen Wohnverhältnissen einrichten, tendenziell mussten alle arbeitsfähigen Familienmitglieder zum Unterhalt beitragen, so dass eine Versorgung zu Hause unmöglich war.⁴

Innerhalb der Psychiatrie setzten sich im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts allmählich Konzepte durch, die auf jegliche Zwangsausübung verzichten wollten „non restraint“ und als sog. Stadtasyle die Nähe von Städten und Ortschaften bevorzugten gegenüber dem älteren Modell des fernab in „ländlicher Umgebung“. In eben jene wurden viele Jahre lang oberhessische und Gießener Patienten auf Besuch und mit Unterschrift des Dorfpfarrers und/oder des Schultheißens entweder ins Kloster Haina (für Männer zuständig) oder Kloster Merxhausen (Frauen) aufgenommen, wenn sie keinen Platz im städtischen Hospital fanden.

3 Uwe Hendrik Peters in „Wörterbuch der Psychiatrie und medizinischen Psychologie“, 4. überarbeitete und erweiterte Auflage, Urban & Schwarzenberg 1990.

4 Sahmland, Anm. 2, S. 24-25.



Gruß aus Kloster Haina

Ab 1828 konnten dann Gießener Patienten auch im Landehospital Hofheim bei Darmstadt (Philipps-Hospital Goddelau) aufgenommen werden. Dieses übernahm dann nach und nach die Patienten aus der oberhessischen Provinz. Eine Aufnahme konnte sich über mehrere Monate hinziehen, bei sog. gefährlichen und tobsüchtigen Kranken mussten externe Wachleute bis zur endgültigen Aufnahme engagiert werden, was zusätzlich eine finanzielle Last für die Familien bedeutete, so dass häufig die Ortsarmenverbände zusätzliche Hilfe leisten mussten. Im Allgemeinen verblieben die dann endlich Aufgenommenen bis zum Ende ihres Lebens im Hospital.

Zu den drei psychiatrischen Einrichtungen in Gießen

1880 wurde im gesamten Großherzogtum eine sog. Irren- und Siechenzählung durchgeführt, um den Bedarf mit der tatsächlichen Versorgungssituation zu erfassen, für den Kreis Gießen wurden 441 Personen ermittelt, die sich außerhalb einer Anstalt befänden,⁵ davon seien über die Hälfte aufnahmepflichtig. Betroffen seien „erworbene chronische Geisteskrankheiten“, „von Geburt an Geistesgestörte“, „Cretins“, „Epileptiker“, „Taubstumme“, „Blinde“, „Verkrüppelte“, „Lahme“ und schließlich „siche und hülflose Personen“, die unterstützungsbedürftig seien.⁶

5 Sahmland, Anm. 2, S. 42.

6 Cretins ist ein früher geläufiger Ausdruck für angeborenen Schwachsinn, der bevorzugt in Gebirgsgegenden beobachtet wurde und seine Ursachen in einer angeborenen massiven Schilddrüsenunterfunktion hat und mit Kleinwuchs einhergeht. Eine andere biologische Ursache für das Auftreten von geistigen Behinderungen war die Rachitis als Krankheit der industriellen Revolution. Durch fehlendes Sonnenlicht und damit Vitamin D-Mangel entwickelte sich bei Frauen eine rachitische Beckenverengung, die den Geburtsvorgang verzögerte und so zu Sauerstoffmangel im Gehirn des Neugeborenen führte, auch sog. *englische Krankheit*.

Gießen war seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Provinzialhauptstadt des großherzoglichen Oberhessen und Sitz der Verwaltung des Kreises Gießen und überdies seit 1607 Universitätsstadt. Als solche war sie geradezu prädestiniert für die Errichtung von Krankenanstalten, auch als weitere Ausbildungsstätte des medizinischen Nachwuchses.

Schon bei der Diskussion über den Standort der provinziellen Siechenanstalt (Eröffnung 1903, Licher Straße 76) standen Alsfeld, Grünberg und Gießen zueinander in Konkurrenz. Trotz heftiger Proteste aus Grünberg, die bis in den Landtag hineingetragen wurden, überwogen die Standortvorteile wie beispielsweise Verkehrsanbindung, Nähe zur Universität, bessere Infrastruktur für die Universitätsstadt. Zudem stellte Gießen den Baugrund sowohl für die Siechenanstalt als auch für die Heil- und Pflegeanstalt kostenlos zur Verfügung und band beide Standorte an das städtische Versorgungsnetz an.

Am 01.07.1902 entschied dann die Ständeversammlung in Darmstadt einstimmig, dass die neu zu errichtende sog. Landesirrenanstalt in Gießen zu errichten sei.

Blatt Nr. 12. 1975 Leitung Nr. Telegramm Nr.	Bürgermeisterei	
Angenommen von den / am / Uhr / Min. durch	Telegraphie des  Deutschen Reiches. Amt Gießen I.	Ausgefertigt: am / Uhr / Min. durch
Telegramm aus Darmstadt 28. 1902, den / am / um / Uhr / Min.		
<p>irrenanstalt giessen einstimmig genehmigt grüßlich</p>		

„Telegramm des Gießener Landtagsabgeordneten Dr. Egidius Gutfleisch mit der Erfolgsmeldung aus Darmstadt „irrenanstalt giessen einstimmig genehmigt““ (Stadtarchiv Gießen, L 1352/II)

Der zunächst vorgesehene Standort in unmittelbarer Nähe zur Psychiatrischen Universitätsklinik an der Frankfurter Straße Richtung Kleinlinden scheiterte am Grunderwerb. Die begonnenen, vorgenommenen Geländeuntersuchungen waren trotz größter Diskretion den diversen Privateigentümern nicht verborgen geblieben, so dass die Grundstückspreise stark anstiegen. Man einigte sich schließlich auf ein Gelände im Stadtwald zwischen Licher Straße und dem Alten Steinbacher Weg,

etwas außerhalb der Stadt, dieses Grundstück befand sich vollständig im Besitz der Stadt Gießen. 1906 wurde das ca. 23.000 qm große Gelände für 75.000 RM an das Land verkauft, für diesen Kaufpreis verpflichtete sich die Stadt, auf ihre Kosten Anschlüsse an Kanalisation sowie Wasser und Elektrizitätsleitungen bis an die Grundstücksgrenze bereitzustellen.

Zum Baubeginn Spätsommer 1906 wurde als erstes das unmittelbar an der Licher Straße gelegene Pförtnerhaus errichtet, in dem bis Herbst 2011 die staatliche Baubehörde das Baubüro die Bauleitung unterhielt. Zur Benennung der neuen Anstalt sollten zunächst Flurnamen verwendet werden, die Stadtverordnetenversammlung beschloss 1907 „Heilanstalt Waldhof bei Gießen“, 1908 „Heilanstalt Waldheim bei Gießen“. Das Ministerium wollte allerdings keine Phantasiebezeichnungen und ordnete die Bezeichnung „Großherzogliche Landesheil- und Pflegeanstalt“ an. Der Gießener Anzeiger berichtete Anfang September 1911 ausführlich über die Anstalt und hob insbesondere die architektonische Konzeption mit dem offenen und freiheitlich wirkenden Pavillonstil hervor. Damit war Oberhessen im Besitz einer eigenen Anstalt und die Patienten mussten nicht mehr in entfernte staatliche Einrichtungen gebracht werden.⁷

Alle drei in Gießen jetzt beheimateten psychiatrischen Institutionen wurden im modernen Pavillonstil errichtet, dieser löste baugeschichtlich sich von den kompakteren Formen des Kasernenbaus ab, sie imponierten vielmehr als Villenkolonien und verwiesen damit auch auf die neuen medizinisch-therapeutischen Konzepte, nach denen in ihnen gearbeitet werden sollte.

Die neueren Baukonzepte von sog. Irrenanstalten sahen großzügige Parkanlagen (bspw. Siesmayer-Caree, Universitäts-Nervenklinik) vor, bei Heil- und Pflegeanstalten kam häufig noch ein agrikoler Aspekt mit hinzu mit geregelter Tagesablauf in der Landwirtschaft, wobei die Patienten auch selbst einen Beitrag zur Deckung der Pflegekosten erwirtschafteten.

Allerdings ist die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts auch die Zeit von Drehstuhl, Zwangsstuhl mit völliger Fixierung und auch der Anwendung mit Zwangsjacken. Schon kurz nach der Eröffnung im Spätsommer 1911 wurde die Heil- und Pflegeanstalt im Gießener Volksmund als „Huppla“ benannt. Dies geschah keineswegs abwertend, sondern es artikuliert sich hierin eher eine unkompliziert-freundliche Einstellung der Bevölkerung dieser Einrichtung gegenüber. Die vorliegenden Quellen geben auch keinerlei Hinweise darauf, dass es in der Öffentlichkeit Diskussionen, Einwände oder gar Widerstände gegen die Errichtung einer sog. Landesirrenanstalt gegeben habe.⁸

Zur Planungs- und Baugeschichte der Landesheil- und Pflegeanstalt Gießen

Zwischen 1890 und 1910 entstanden in Deutschland viele Anstaltsneubauten. Besonders in den bevölkerungsreichen süddeutschen Staaten reichten die Erwei-

7 Gießener Anzeiger 04.09.1911.

8 Ludwig Brake, Die Stadt Gießen und die Errichtung der Landesheil- und Pflegeanstalt, in „Psychiatrie in Gießen“, Anm. 2., S. 93.

terungen schon bestehender Anstalten nicht mehr aus. Hintergrund war dabei eher nicht eine vermutete Zunahme von Geisteskrankheiten, auch nicht ausschließlich die rapide wachsende Bevölkerungszahl, sondern die Entwicklung der Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozesse, die die gesamte Gesellschaft tiefgreifend veränderten und so eine Vielzahl von Menschen aus ihren traditionellen und oft dörflichen Lebensverhältnissen herausriss und völlig neuen Anforderungen aussetzte.

Mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 änderte sich auch die staatliche Psychiatriepolitik hin zu ordnungspolitischen Aufgabenfeldern. Neben dem Fürsorgeaspekt wurden unter dem Einfluss der Degenerationstheorie die neue Lehre von den „psychopathischen Minderwertigkeiten“ aufgegriffen und jede Form abweichenden Verhaltens als krankhaft definiert und der Psychiatrie zugänglich gemacht. Es sei Aufgabe der Psychiatrie, „die Öffentlichkeit von geistig krankhaften gearteten Elementen möglichst vollkommen und dauerhaft zu befreien“.⁹ Finanziert werden konnte dieser Kraftakt des Baus neuer Anstalten u. a. durch die französischen Reparationszahlungen nach dem Krieg 1870/71. Aufgrund eigener Verlaufsuntersuchungen hatte der damalige Münchner Ordinarius Emil Kraepelin (1856-1926) – dessen Meinung in psychiatriepolitischen Fragen im damaligen Deutschen Reich von Bedeutung war – die Heilungschancen der an Schizophrenie erkrankten Patienten als geringfügig angesehen, diese Krankheitsgruppe mit dem Namen „Dementia praecox“ (vorzeitige Verblödung) belegt und die Dauerunterbringung in Anstalten gefordert. All dies trug zur beträchtlichen Ausweitung der Psychiatrie-Bettenkapazitäten in Deutschland zu jener Zeit bei.

Die Wiege der Psychiatrie im Großherzogtum Hessen befand sich in Hofheim (heute Goddelau), wo Landgraf Philipp der Großmütige zur gleichen Zeit wie in Haina und Merxhausen 1535 diese Klöster säkularisierte und daraus Armenhospitale stiftete, in welchen auch psychisch kranke Menschen Aufnahme finden sollten. Georg Ludwig (1826-1910), Hofheimer Direktor und einer der wichtigsten Psychiater-Persönlichkeiten im Großherzogtum, drängte auf Entlastung durch den Bau einer neuen sog. Irrenanstalt, dem 1858 beide Kammern der hessischen Landstände zustimmten. 1866 eröffnete die Anstalt Heppenheim. Die rheinhessische und oberhessische Provinz des Großherzogtums verfügten zunächst nicht über solche Einrichtungen und bedingt durch den absoluten Platzmangel in den Staatsanstalten wurden dann die Anstalt Alzey in Rheinhessen und Gießen für Oberhessen mit jeweils ca. 400 Betten geplant. 1908 wurde Alzey unter Dir. Carl Osswald (1875- ?) eröffnet, Osswald wechselte dann 1911 in gleicher Stellung nach Gießen.

Das großherzoglich-hessische Budget sah 1901/1902 zum Geländeerwerb einen Betrag von 150.000,- RM vor und beschrieb auch den Verwendungszweck: „... letztere soll in der Nähe der psychiatrischen Klinik zu Gießen erbaut werden und zwar sowohl, um die Evacuation dieser zu erleichtern, als auch, weil es zu den

9 Adolf Groß, ehem. Direktor der Anstalt Rufach im Elsass, zeitgemäße Betrachtungen zum wirtschaftlichen Betrieb der Anstalten, in: „Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie“, Band 79 (1923), S. 60-74.

Aufgaben des klinischen Instituts gehörend betrachtet wird, nicht nur „frische Fälle von Geistesstörung vorzuführen, sondern auch an möglichst zahlreichen chronisch Kranken den weiteren Verlauf und auch den Ausgang der Krankheit ebenso zu demonstrieren, wie etwaige Beziehungen zum Bürgerlichen Gesetzbuch, zum Strafgesetzbuch und zur Strafvollstreckung. Es würde dann auch eine Abteilung für criminelle Irre eingerichtet werden. Die Gießener psychiatrische Klinik würde sich dadurch in einer sehr vorteilhaften Weise vervollkommen“.¹⁰

Man wollte in Gießen ein perfekt funktionierendes Evacuierungssystem aufbauen: Die Universitäts-Nervenlinik entließ „uninteressant“ gewordene Krankheitsfälle in die Heil- und Pflegeanstalt, diese hatte die Möglichkeit, Patienten an die Siechenanstalt weiterzuleiten und dies alles innerhalb der Stadtgrenzen von Gießen. Allerdings ließ sich die ursprüngliche Absicht, die Anstalt in unmittelbarer Nähe der Nervenlinik zu errichten, nicht realisieren wegen der deutlich gestiegenen Grundstückspreise.

Als psychiatrische Experten für die Gestaltung der Gießener Anstalt und besonders dessen inneren Ausbaus und der Raumgestaltung der einzelnen Krankenhausstationen gelten Prof. Adolf Heinrich Dannemann (1867-1932), Oberarzt an der psychiatrischen Universitätsklinik und vor allem Dr. Carl Osswald, der vorher den Bau von Alzey als psychiatrischer Berater für die Bauleitung mitbeeinflusste. Die fast vollkommene Übereinstimmung vieler Häuser in Aufteilung und Größe zwischen Alzey und Gießen weist auf die praktischen Erfahrungen hin, die Osswald beim Bau von Alzey gewinnen konnte. Auf historischen Gesamtaufnahmen fällt auch die große Übereinstimmung des Gesamtensembles auf, lediglich die strenge Symmetrie mit einer Mittelachse in Alzey wurde in Gießen aufgrund der vorgefundenen Terrain-Verhältnisse mit flachen, aber auch hügeligen Anteilen aufgegeben. Die Funktionsgebäude wie Pförtnerhaus, Verwaltung, Kirche, Wasch- und Kochküche, Kesselhaus und Eiskeller wurden aus der Mittelachse herausgenommen und nahe der vorbeiführenden Licher Straße aufgestellt. Die Krankenvilla wurden tiefer in das Gelände und damit in Waldnähe hineingebaut, wobei zwischen den einzelnen Bauten bewusst solitär stehende Baumgruppen belassen wurden. Die Trennung der Geschlechter wurde beibehalten, im Gießener Plan ist das durch eine gestrichelte Linie ersichtlich, die im Plan als Geschlechterachse eingetragen ist. Die sozialdarwinistische Begründung für diese Geschlechtertrennung lautete u. a., dass „die Anstalt sich nicht aus sich selbst heraus vermehren sollte“.

Dadurch, dass man in Gießen die Gebäude selbst etwas kleiner hielt und den bestehenden Baumbestand geschickt nutzte, entstand nicht wie sonst der Eindruck einer Kasernenanlage mit dazwischenliegenden Exerzierplätzen.¹¹ Auch die Nähe zur Stadt, die leicht mit der Straßenbahn zu erreichen war, galt als Vorteil für die Beschäftigten. Schon zur damaligen Zeit hatten weiter von den Zentren abgelegene

10 Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift (PNW), Nr. 43 (1901), S. 422, unter „Mitteilungen“.

11 Johannes Breslers: Deutsche Heil- und Pflegeanstalten für psychisch Kranke in Wort und Bild, Halle a.d.S. 1910.

größere Anstalten schon große Mühe, ausreichend Personal zu bekommen, auch wegen des fehlenden Freizeitangebots.

Die Funktionalität der Krankengebäude

Alle Krankengebäude waren in ihrer Form und Funktion doppelt angelegt, jeweils auf der Frauen- und Männerseite. Man unterschied damals große, in drei Stationen gegliederte Gebäude für Wachbedürftige, die zum Teil mit Dauerbädern und großen Wachsälen ausgestattet waren.



„Wachsaal“

Dann gab es Gebäude für Pflegebedürftige und Gebäude für Unruhige mit jeweils zwei Abteilungen. In allen Kellern befanden sich Arbeitsräume für Patienten, in den Dachgeschossen befanden sich häufig Zimmer fürs Pflegepersonal und teilweise auch ein Kasino. Die insgesamt früher viermal vorhandenen sog. Landhäuser für jeweils 25 Patient/Innen, die in Landwirtschaft, Gärtnerei, Koch- und Waschküche, Bügelzimmer etc. beschäftigt waren, heben sich deutlich vom Krankenhaus-Charakter ab und entsprechen eher großen Familienhäusern. Sie besitzen im Erdgeschoss große Dielen, Wohn- und Tagesräume, im Obergeschoss kleinere Schlafsäle mit Waschräumen. Mit Extrazugang von außen in einen großen Kellerraum gab es Stiefelablage mit Reinigungsbecken und Aufbewahren der Arbeitskleidung, die dort auch trocknen konnte. In einem Landhaus auf der Männerseite befindet sich heute noch im Dachgeschoss eine große Kleideranlage für die Feiertags- und Sonntagskleidung der damaligen gesamten Männerabteilung.

Diese Landhäuser boten zwar keinen besonderen Komfort, ermöglichten aber mit ihren größeren Aufenthaltsräumen und den kleineren Schlafsälen deutlich mehr Bewegungsfreiheit und sogar so etwas wie Behaglichkeit. Auch waren in den Landhäusern das Pflegepersonal nicht ständig präsent, dies erinnert an sog. „Pflegerlose-Abteilungen“, wie es sie um die Jahrhundertwende in einigen „Reform“-psychiatrien gab. Die geschlossen geführten Häuser hatten alle eine Terrasse und einen umzäunten Garten, der in den Landhäusern offen war.

Das „Feste Haus“ in Gießen – eine Institution zwischen Strafvollzug und Psychiatrie

Das „Feste Haus“ war für das Großherzogtum eine neue und einmalige Einrichtung, da es sog. kriminelle Geistesranke per Gerichtsbeschluss aufzunehmen hatte, hier war der Sicherungsgedanke oberstes Gebot. Überwiegend mit Einzelzellen ausgestattet, umgab die beiden Innenhöfe eine über 4,20 m hohe und 60 cm dicke Mauer. Alle Fenster waren vergittert, der Zugang war nur über Schleusen möglich. Letztlich lässt sich als Fazit feststellen, dass die Anstalt in Gießen dem Standard entsprach, den die nach der Jahrhundertwende erbauten Anstalten in ihrer Mehrheit aufwiesen.

„Feste Häuser“, „Verwahrungs- oder Bewahrungshäuser“ entstanden als besonders gesicherte psychiatrische Abteilungen in den Jahren zwischen der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 und dem Ersten Weltkrieg, sie dienten der psychiatrischen Unterbringung und Behandlung sog. gemeingefährlicher Geistesranke. Hierunter waren v. a. vier Gruppen von Patienten gemeint:

Erstens Untersuchungshäftlinge, deren Geisteszustand nach § 81 StPO während mehrerer Wochen psychiatrisch beobachtet wurden, um Simulation auszuschließen und um festzustellen, ob die Gefangenen überhaupt straffähig waren.

Zweitens mit dem Gesetz in Konflikt geratene „Geistesranke“, die nach § 51 des Reichsstrafgesetzbuches als zurechnungsunfähig galten und daher straffrei blieben.

Drittens Straftäter, die während ihrer Haft in einem Zuchthaus oder Gefängnis psychisch erkrankten.

Viertens schließlich Psychiatrie-Patienten, die zwar nicht kriminell waren, aber als besonders aggressiv und gefährlich galten.¹²

Die Belegung der „Festen Häuser“ umfasste also kriminelle und nichtkriminelle Patienten und unterschied sich somit von den heutigen rein forensischen Abteilungen in psychiatrischen Einrichtungen. Fast ausschließlich handelte es sich um als besonders gefährlich und renitent geltende männliche Patienten, während straffällig gewordene Frauen in allgemein-psychiatrischen Abteilungen verblieben.

Bei den begangenen Straftaten, die zur Unterbringung in „Feste Häuser“ führten, überwogen um 1900 vor allem Eigentumsdelikte, während schwere körperliche Gewalttaten im Gegensatz zur heutigen Situation selten zu verzeichnen waren.¹³ In den meisten nicht-preußischen Ländern kam es nicht zur Gründung von Bewahrungshäusern oder „festen Häusern“, hier wurden sog. „Gemeingefähr-

12 Regulativ für die großherzoglichen Landesheil- und Pflegeanstalten über die Aufnahme, den Aufenthalt und das Ausscheiden der Pflöglinge, in „Großherzoglich-hessisches Regierungsblatt Nr. 35, Darmstadt, den 23.12.1911, S. 569-584, hier S. 571.

13 Christina Vanja, Das Feste Haus – Eine Institution zwischen Strafvollzug und Psychiatrie, in „Psychiatrie in Gießen“, Anm. 2, S. 125 ff, eine Statistik der Klinik für gerichtliche Psychiatrie Haina aus dem Jahr 1982 ergab, dass 38,5% der Patienten wegen Gewaltdelikten, 21,8% wegen Sexualdelikten, 11,5% wegen gewalttätiger Eigentumsdelikte und 9% wegen Brandstiftung eingewiesen wurden.

liche“ in gemischten Abteilung der Heil- und Pflegeanstalt untergebracht, oder es bestanden eigene psychiatrische Abteilungen als sog. Adnexe von Strafvollzugsanstalten.

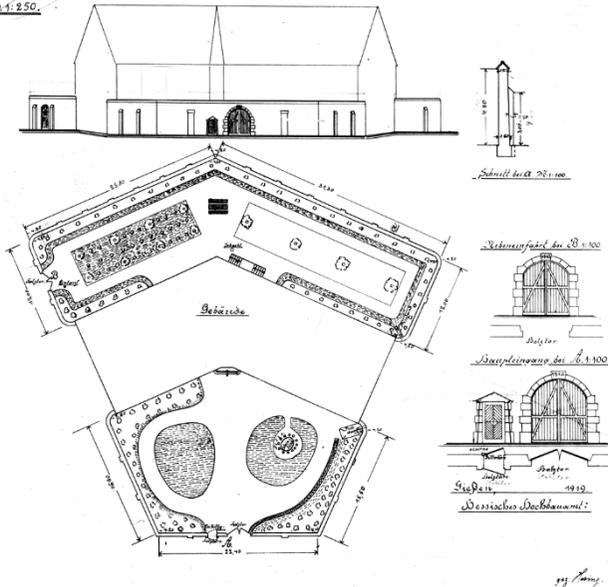
Die grundlegende Veränderung des Strafvollzugs Ende des 18. Jahrhunderts durch den Bau sog. Zellengefängnisse zur Isolierung der Gefangenen hatte zu einem starken Ansteigen des bisher unbekanntem Symptoms der Haftpsychosen geführt, so dass immer mehr Straftäter zu Psychiatrie-Patienten wurden. In den großherzoglich-hessischen Strafvollzugsanstalten Butzbach und Marienschloss Rockenberg kam der zuständige Anstaltsarzt Dr. Kullmann zu dem eindeutigen Ergebnis, dass Psychosen in Einzelhaft deutlich häufiger auftraten. Anfang des 19. Jahrhunderts mischten sich medizinische Beobachtungen immer stärker mit biologischen und sozialen Bewertungen. Im Unterschied zur Seelenheilkunde der ersten Jahrhunderthälfte, die Straftätern ebenso wie Psychiatrie-Patienten Chancen der Heilung und Resozialisierung zu bieten suchte, schien am Ende des Jahrhunderts unter dem Einfluss der Lehren des italienischen Psychiaters Cesare Lombroso (1835-1909) Geisteskrankheit ebenso wie Verbrechen endogen verursacht und damit grundsätzlich unheilbar. Auch wenn diese Thesen keineswegs von allen Experten der forensischen Psychiatrie in Deutschland damals geteilt wurden, setzte sich doch langfristig das neue biologische Denken durch. Kriminelle und „Geistesranke“ als wichtigste Vertreter eines angeblich defizitären Erbgutes gerieten somit gemeinsam in das Zentrum eines gesellschaftlichen Diskurses, der politisches Handeln forderte. Für den Staat galt als vorrangig, die Gesellschaft gegenüber „schwachsinnigen“ Straftätern ebenso wie gegenüber sog. Gemeingefährlichen zu schützen. Strafrechtlich blieb im Deutschen Kaiserreich – hier war zwar die Frage der Zurechnungsfähigkeit nach preußischem Vorbild von Straftätern geklärt – die Lösung des Problems offen, wie mit unzurechnungsfähigen oder gemeingefährlichen Straftätern umzugehen sei. Erst das nationalsozialistische Regime kam den Forderungen vieler Psychiater, Juristen und Kriminologen durch die Einführung des Maßregelvollzugs nach und regelte ab 1934 gem. § 42 b Reichstrafgesetzbuch die Einweisung psychisch kranker Straftäter grundsätzlich in Heil- und Pflegeanstalten.¹⁴ Das im Jahr 1911 auf dem Gelände der Landesheil- und Pflegeanstalt Gießen zusammen mit der übrigen Einrichtung eröffnete „Feste Haus“ bildet die einzige Abteilung ihrer Art, die jemals in den Vorgänger-Territorien des heutigen Bundeslandes Hessen errichtet wurde.

Die Institution wurde bis 1976 als „Festes Haus“ des psychiatrischen Krankenhauses Gießen genutzt, zuvor als staatliche Einrichtung des Großherzogtums, des Volksstaates bzw. des Landes Hessen sowie des Regierungsbezirks Darmstadt. Seit 1977 ist das Gebäude Teil der inzwischen durch einen Neubau erheblich erweiterten Gießener Außenstelle der Klinik für forensische Psychiatrie in Haina. Nach

14 Erst das Gesetz gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher und über Maßregeln der Sicherung und Besserung, das sog. Gewohnheitsverbrechergesetz vom 24.11.1933, führte das Merkmal der verminderten Zurechnungsfähigkeit in das Strafgesetzbuch ein und schuf mit dem § 42 die Grundlagen für eine zwangsweise Anstaltsunterbringung; s. dazu auch Vanja, Anm. 13, S. 125 ff.

Heil- u. Pflgeanstalt Gießen
Einfriedigungsmauer am festen Hause
№ 1. 250.

Blatt 6.



einer kurzen Unterbrechung, in der das Gebäude unbewohnt blieb, dienten die Räumlichkeiten mit noch zwei Stationen bis 2012 als Hochsicherheitsbereich.

Die Planung einer besonderen „Abteilung für kriminelle Irre“ in Gießen war zuvor erstmals in einer Regierungsvorlage des Hessischen Ministeriums des Inneren zu Darmstadt aus dem Jahr 1902 erwähnt.¹⁵ Sowohl die geplante Heil- und Pflgeanstalt als auch die Abteilung für kriminelle und unruhige Männer entsprach nämlich der Notwendigkeit einer Entlastung der psychiatrischen Klinik der Universität durch „Evacuation“, durch „Abfluss des Krankenmaterials oder, wie es an anderer Stelle heißt durch Internierung.

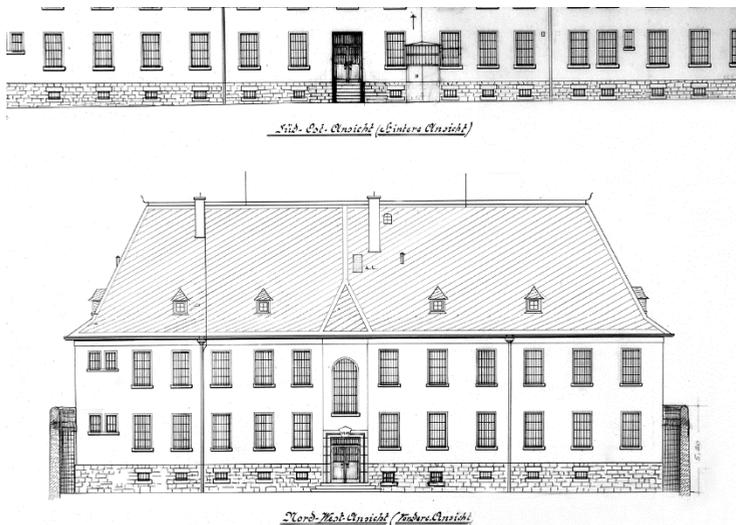
Abb. 1: „Das Feste Haus in Gießen: Bauentwurf des Großherzoglich-hessischen Hochbauamtes, Darmstadt 1909 (Banabteilung des ZSP Mittlere Lahn, Gießen)“.

15 Hess. Staatsarchiv Darmstadt, Abt. G 21 A Konv. 1883 Fsz.1: Acten des großherzogl. Ministeriums der Justiz betreffend: die Unterbringung von Geisteskranken, Epileptikern und Idioten in Anstalten, 1873 ff.

Abb. 2: „Nord-West Ansicht des Festen Hauses zu Gießen, um 1911 (Bauabteilung des ZSP Mittlere Labn, Gießen)“

Zu dieser Abteilung für „geistesranke Verbrecher und verbrecherische Irre“ war auch vom großherzoglichen Ministerium der Justiz angeregt worden, denn die beiden zentralen Strafvollzugsanstalten des Großherzogtums Hessen lagen gleichfalls in Oberhessen. Diese waren das 1811 eröffnete Landeszuchthaus Marienschloss bei Rockenberg und die zu dieser Zeit noch relativ neue, nämlich 1894 in Betrieb genommene Zellenstrafanstalt Butzbach. Eine Überführung psychisch Erkrankter oder zur Beobachtung bestimmter Straftäter konnte somit aus relativer Nähe erfolgen; die Abschiebung problematischer männlicher Patienten aus der Universitätsklinik und die zeitgemäße Lösung der Versorgung krimineller „Geisteskranker“ aus dem Strafvollzug durch Schaffung der neuen Institution waren demnach zwei wichtige Gründe für die Planungen in Gießen.

Entscheidend für den Standort und für die Einrichtung des „Festen Hauses“ anstelle der bisherigen gemischten Unterbringung dürfte jedoch ein weiterer Aspekt gewesen sein: nämlich der akademische Unterricht, und die Fortbildung der psychiatrischen Wissenschaft in diesem damaligen psychiatrischen Randgebiet. Einfluss nahm damals sowohl Prof. Sommer (1864-1937) von der Universitätsklinik als auch Dr. Carl Osswald, der dann auch erster Direktor wurde, beide waren an Fragen und Problemstellungen aus dem forensischen Bereich der Psychiatrie interessiert und fungierten auch als psychiatrische Gutachter in Strafverfahren. Bei Sommer bildete die forensische Psychiatrie seinen zentralen Forschungsschwerpunkt.¹⁶ Das Feste Haus in der nahegelegenen Heil- und Pflgeanstalt erschien aus diesem Blickwinkel als Beobachtungsstation bzw. Reservoir zur Rekrutierung ein-



16 Wegen dieser Spezialkenntnisse war Robert Sommer 1895 bereits mit Empfehlung von Emil Kraepelin als hervorragend geeignete Kraft für die Vertretung u. die Besetzung des Lehrstuhls für Psychiatrie in Gießen berufen worden, s. dazu Vanja, Anm. 13, S. 125 ff., 151.

zelter krimineller Geisteskranker für akademische Studien und Unterrichtszwecke im Rahmen des neuen Forschungsschwerpunktes der forensischen Psychiatrie geradezu ideal. Hier konnten auch die langfristigen Verläufe von schwierigen Geisteskrankheiten beobachtet und analysiert werden. Auch Carl Osswald hatte sich bereits als Oberarzt im Philipps-Hospital Goddelau intensiv mit Fragen der institutionellen Versorgung Geisteskranker Krimineller befasst und trat entschieden für besonders feste Bauten mit allen Sicherheitsmaßregeln ein. Er begrüßte die vorgesehene Gießener Lösung als einen außerordentlichen Fortschritt und Gewinn für das „hessische Irrenwesen.“

Den Interessen der Forensiker kam im Großherzogtum Hessen-Darmstadt entgegen, dass sich hier sowohl das Anstaltswesen und der Strafvollzug ebenso wie die Landesuniversität in staatlicher Verwaltung befanden und nicht unter verschiedenen öffentlichen Trägern aufgeteilt waren. Die im Mai 1904 von der Staatsregierung berufene und unter der Leitung eines Generalstaatsanwalts stehende Kommission aus Psychiatern und Strafanstaltsdirektoren einigte sich schnell über die Errichtung des Festen Hauses. Adolf Heinrich Dannemann, der sich auf Anregung von Sommer im Jahre 1901 für das Fach Psychiatrie, speziell forensische Psychiatrie und Anstaltswesen habilitierte, wurde 1909 als Oberarzt der Psychiatrischen Universitätsklinik „psychiatrischer Hilfsarbeiter“ in der Abteilung für öffentliche Gesundheitspflege im hessischen Innenministerium in Darmstadt und begleitete in dieser Funktion den Bau der Landesheil- und Pflegeanstalt in Gießen einschl. des Festen Hauses. 1913 wurde er zum Direktor der Landesheil- und Pflegeanstalt Philipps-Hospital ernannt, das auch nach der Eröffnung des Festen Hauses in Gießen einen Versorgungsschwerpunkt im Bereich der forensischen Psychiatrie behalten hatte.

Das Gebäude des „Festen Hauses

Das massive Gebäude, welches inzwischen unter Denkmalschutz steht, ist bis heute, von einem späteren Anbau für die Unterbringung für die Arbeitstherapie abgesehen, im Grundriss unverändert. Über 4 Meter hohe Mauern, die fast das gesamte Gebäude umschließen und durchgängig vergitterte Fenster, setzen das ausbruchssichere Gebäude deutlich gegen die sonstigen Pavillon-Bauten der Gießener Heil- und Pflegeanstalt ab und verleihen ihm ein gefängnisartiges Aussehen. Das Gebäude selbst steht im hintersten Winkel des Gesamtensembles und ist quasi in den Gießener Stadtwald hineingebaut. Es enthält vier Stationen mit über 20 Einzelzimmern und Schlafsälen. Die Wachabteilung im Erdgeschoss enthielt ein Dauerbad mit drei Wannen und ein reguläres Reinigungsbad. Diese Beschreibung zeigt, dass wichtige therapeutische Elemente der damaligen Psychiatrie in das Feste Haus eingepflanzt waren, nämlich Wachsaal, Dauerbad und auch Arbeitsräume für die Patienten, die sich zum Teil auch im Keller befanden. Die Mehrheit der Patienten waren in den als Einzelzimmer benannten Zellen untergebracht, die mit vergitterten Fenstern und doppelt verschlossenen Türen mit Gucklöchern dann doch eher Gefängniszellen als Krankenhauszimmern ähnelten. Besonders die Isolierzellen für „Tobsüchtige“, die einen weiteren zweiten Zugang an der Wandseite besaßen, ermöglichten eine totale Überwachung und schlossen

jede Intimsphäre der Patienten aus. Auch die beiden Höfe, durch die den Patienten etwas Bewegung und frische Luft ermöglicht wurde, waren, da von hohen Mauern umgeben und nur mit wenigen ausgewählten Pflanzen begrünt, den sonstigen Parkanlagen von Krankenhäusern und Heilanstalten nicht vergleichbar. Auch fehlte der Blick in ein harmonisches Umfeld, wie auch die übliche bürgerliche Innenausstattung der zeitgenössischen Heilanstalten, architektonische Momente, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert als wichtiges Therapeutikum angesehen wurden. Das martialisch aussehende Bauwerk dürfte einschüchternd und abschreckend, aber nicht angstbefreiend oder beruhigend gewirkt haben. Eindeutig dominierte also in baulicher Hinsicht staatliches Strafvollzugs- und Sicherheitsinteresse, auch wenn die erwähnten therapeutischen Binnenräume keine völlige Gleichsetzung mit Gefängnissen zulassen.

Der Patient Ludwig Schmidt im Festen Haus – eine Krankengeschichte

Aus den Jahren zwischen der Eröffnung des Festen Hauses bis zum Ersten Weltkrieg sind nur wenige Krankenakten von Patienten erhalten, hier soll exemplarisch die Akte eines Kranken vorgestellt werden, die in verschiedener Hinsicht interessant ist.

Der Patient Ludwig Schmidt¹⁷ war ein besonders eifriger Schreiber, der immer wieder über sein Leben im Festen Haus berichtete, er war außerdem zuvor als Patient im Philipps-Hospital/Goddelau und sowohl im Zellengefängnis Butzbach als auch im Landeszuchthaus Marienschloss als Gefangener untergebracht gewesen. Als Insasse des Festen Hauses in Gießen richtete er im August 1912 einen mehrseitigen Brief an „Herrn Geheimen Medizinalrat Prof. Sommer, Gießen“. Hierin setzte er sich aus Anlass seiner eigenen Leidensgeschichte intensiv mit den von ihm besonders sensibel rezipierten Vorstellungen über „Gemeingefährliche“ auseinander. Eindeutig sah Schmidt seinen Aufenthalt in der Heil- und Pflegeanstalt nicht als Chance seiner Heilung und Resozialisierung, sondern als eine für ihn unmenschliche Variante des Strafvollzugs. „Öffnet nicht selbst Gefängnis und Zuchthaus dem schwersten Verbrecher wieder die Pforten, um unter die Menschheit zu tauchen?“. Schmidt litt, ebenso wie vermutlich die meisten Patienten forensischer Einrichtungen, unter der Ungewissheit über die Dauer der psychiatrischen Unterbringung, die ihm zudem nicht auf seine Gefängnisstrafe angerechnet wurde und er sah sich dauerhaft hinter Mauern verbannt, „die nach dem Wunsch der Menschheit“, so Schmidt, „möglichst bis zum Himmel reichen sollten“. „Die Gemeingefährlichen blieben ohne Aussicht, jemals wieder die Freiheit zu sehen und ein brauchbares Mitglied menschlicher Gesellschaft zu werden...“.

Schmidt, der sich selbst nicht als „geisteskrank“, sondern als „nervenleidend“ verstand, erwartete nicht nur keine therapeutische Hilfe im Festen Haus, vielmehr sah er gerade in den Ärzten die eigentlichen „Höllenväter“: „Ich sehe in einem Arzte keinen Arzt wie draußen in der Freiheit, sondern bloß die Polizei – die Polizei aber ist kein Arzt“. Der mit „ein armer Sünder“ unterzeichnete Brief wurde

17 Name geändert; LWV-Archiv, Bestand 11 Krankenakte Ludwig Sch. 1915.

ebenso wie über ein Dutzend weiterer mit Bleistift engzeilig niedergeschrieben und mit zahlreichen literarischen Zitaten versehen zum eigenen Schicksal und zum Leben im Festen Haus ad acta gelegt, nachdem die Mediziner die für ihre Diagnose bedeutsam erscheinenden Stellen angestrichen hatten.

Wie war der offensichtlich intelligente und überdurchschnittlich gebildete, phantasievolle Mann zu einem Insassen des Festen Hauses geworden? Die über 400 Seiten umfassende Krankenakte lässt folgenden Lebensweg erkennen: Schmidt wurde 1869 als Sohn eines Kaufmanns im südhessischen Hirschhorn geboren, stammte aus einer relativ gutsituierten Familie. Bereits in der Schule fiel er trotz seiner Begabung negativ auf; sowohl eine kaufmännische als auch eine Bäckerlehre, die er anschließend begann, musste er wegen Betrugs und Unterschlagung abbrechen. In schlechte Gesellschaft geraten, beteiligte er sich an Diebstählen, weswegen er 1886 zum ersten Mal zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde. Nach erneuter Festnahme musste er 5 Jahre Haft in den beiden großherzoglichen Zuchthäusern Marienschloss und Butzbach verbüßen. Anschließend (1891) versuchte er, sich in London als Geschäftsmann niederzulassen, wo er auch heiratete. Um ein Startkapital zu besitzen, stahl er dem eigenen Vater, der seinem Sohn jede Hilfe verweigerte, 1100 Reichsmark.

Nachdem dieser Betrag verbraucht war, wurde Schmidt als Hehler tätig, bald jedoch gefasst und verbrachte danach fast weitere 5 Jahre in englischen Gefängnissen. Nach seiner Entlassung im Mai 1905 kehrte er unerkannt in die Umgebung seiner Heimatgemeinde zurück und verschaffte sich seinen Lebensunterhalt durch Einbruchdiebstähle, bis er eines Tages von zwei Gendarmen in Zivil gefasst wurde. Beide Beamte verletzte er bei der Verhaftung mit Hilfe einer Schnapsflasche, die er bei sich trug. Die Addition der Strafen für alle Einzelvergehen ergab ein Gesamtstrafmaß von 44 Jahren und 4 Monaten, die das Gericht in eine Zuchthausstrafe von 11 Jahren bei Entzug der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von 10 Jahren umwandelte. Von 1905 bis 1910 saß Schmidt im Landeszuchthaus Marienschloss ein und hatte damit fast die Hälfte seiner Strafe verbüßt, als er zur Beobachtung seines Geisteszustandes in die Landesheil- und Pflegeanstalt Philipps-Hospital bei Goddelau nahe Darmstadt überführt wurde. Seit 1908 hatten sich nämlich Verstöße gegen die Zuchthausordnung wie unbotmäßiges Verhalten, Prügeleien mit anderen Gefangenen und Fluchtversuche deutlich gehäuft. Diese Ereignisse wurden im Goddelauer Gutachten vom Juli 1910 als Frühsymptome einer schizophrenen Psychose mit erheblich beeinträchtigter Wahrnehmungsstörung gewertet. Bei seiner Aufnahme im Philipps-Hospital bot er das Bild der sog. „stuporösen Katatonie“, er lag „fast vollkommen regungs- und bewegungslos da, das Gesicht war maskenartig“.¹⁸ Er sollte noch fast 1 Jahr stumm bleiben und sich nur schriftlich oder durch Gebärden und Zeichen äußern, auch wenn sich sein Zustand ansonsten besserte, er sich im Krankensaal nützlich zu machen suchte, Zeitungen las und mit anderen Patienten Karten spielte. Erst bei einem gescheiterten Versuch, aus dem Philipps-Hospital zusammen mit anderen forensischen Insassen zu entweichen, fand er „fluchend“ und „schimpfend“ zur Sprache zurück.

18 LWV-Archiv, Bestand 11, Krankenakte Ludwig Sch.

Aus Sicherheitsgründen erfolgte im Februar 1912 die Überführung in das neu eingerichtete Feste Haus in der Gießener Heil- und Pflegeanstalt als „gemeingefährlicher Krimineller“.

Die zuchthäusliche Einrichtung dieser psychiatrischen Abteilung war für Schmidt offensichtlich so schockierend, dass er noch über Monate gegen diese Unterbringung rebellierte. Er lärmte, verweigerte das Essen und beschmierte regelmäßig seine Zelle mit Urin und Kot. Schließlich wurde er in eine der beiden besonderen Isolierzellen des Hauses verlegt und musste, nachdem er Matratze, Bettzeug und alle weiteren Utensilien zerstört hatte, auf dem blanken Boden schlafen. Auch verbrachte er viele Tage im Dauerbad. An besseren Tagen konnte er stundenweise in den Hof oder den Garten des Festen Hauses gehen oder sich im Gemeinschaftsraum aufhalten. Immer wieder wurden jedoch bei ihm Glascherben, die er im Mund verbarg, oder Nägel und Drähte in seinen Büchern versteckt gefunden, was eine Verstärkung von Kontrollen nach sich zog. An guten Tagen unterhielt er sich bei den zweimal täglich stattfindenden Visiten lange mit den Ärzten, an anderen verkroch sich Schmidt, der sich schlechter als die wilden Tiere im Zoologischen Garten versorgt fühlte, unter die Bettdecke. Im Sommer 1912 gelang für kurze Zeit der Wechsel vom zellenartigen Einzelraum in den Wachsaal, Schmidt fiel immer wieder in seine Protesthaltung zurück. Erst eine schwere körperliche Erkrankung führte letztlich zur Amputation eines Beines. Zum chirurgischen Eingriff in der Universitätsklinik verließ Schmidt einige Tage später erstmals seit seiner Einlieferung das Feste Haus, um knapp einen Monat später, „in gedrückter Stimmung“ dorthin wieder zurückzukehren. Bald jedoch konnte er die zuchthausartige Einrichtung verlassen, um in Wache III (Wachabteilung für Männer) zu leben und in der dortigen Schneiderei zu arbeiten. Es ging mit ihm in den nächsten Wochen weiter bergauf, so dass er bald den Wunsch äußerte, den Rest seiner Strafe im Marienschloss Rockenberg abzusitzen. Im Juni 1913 wurde er in das Zuchthaus verlegt, aber schon 14 Tage später von zwei Wachmeistern zurückgebracht, um erneut dem Festen Haus zugewiesen zu werden. Hier zeigte sich Schmidt verzweifelt und wütend, er schimpfte erneut, „dass man ihn in solch ein Haus läge“, verweigerte das Wiegen und Messen. Zwischenzeitlich konnte er das Feste Haus verlassen, um in ein Einzelzimmer auf der Männerabteilung III zu ziehen, wo er sich mit Buchbinderarbeiten beschäftigte. Im Sommer 1914 verschlechterte sich sein Zustand nochmals, er musste zurück ins Feste Haus, nachdem er damit gedroht hatte, den vor seinem Fenster arbeitenden Zimmerleuten ihr Zugseil durchzuschneiden. 1915 war er nochmals kurze Zeit im Strafvollzug, er konnte dann 1917 entlassen werden, um eine Beschäftigung bei der Frankfurter Maschinenbau AG anzutreten. Von der Staatsanwaltschaft Darmstadt wurde der „Schutzverein für entlassene Gefangene“ über diesen Schritt informiert und um Unterstützung gebeten. Der Arbeitskräftemangel der Kriegszeit dürfte diese Lösung, die von den noch ausstehenden Jahren der Zuchthausstrafe absah, befördert haben. Offensichtlich gelang der Entlassungsversuch, denn zugleich enden auch die Gießener Krankenaufzeichnungen.

Wenn man die Überlieferungen aus der Gießener Krankenakte mit den Niederschriften aus Marienschloss und dem Philipps-Hospital Goddelau ver-

gleich, so wird ersichtlich, dass das Feste Haus in Gießen tatsächlich eine Mittelstellung zwischen Strafvollzug und Psychiatrie einnahm. Im Zuchthaus Marienschloss kam dem Patienten keine therapeutische Hilfe zu, er war dort aber gegenüber der Gesellschaft relativ sicher verwahrt. Im Philipps-Hospital bekam er durchaus ärztliche Empathie, war aber dort nicht ausbruchsicher verwahrt. Im Festen Haus erhielt Schmidt zwar ärztliche Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme, der Lebensalltag stand jedoch stets im Zeichen der in therapeutischer Hinsicht negativen Sicherheitsverwahrung. Während im Strafvollzug das Ende der Haft durch Gerichtsurteil feststand, ermöglichte in der forensischen Psychiatrie allein Wohlverhalten die Freilassung, und zwar zunächst als Wechsel vom Festen Haus in andere Abteilungen der Heil- und Pflegenstalt und erst von hier aus erneut in den Strafvollzug oder in die Gesellschaft.

Vertreter der Justiz betrachteten die Handlungsfreiheit der Psychiater, „Gemeingefährliche“ in freie Stationen zu verlegen, stets argwöhnisch mit Blick auf das öffentliche Sicherheitsinteresse. Für Patienten wie Ärzte jedoch schien gerade durch die Einbindung des Festen Hauses in eine größere psychiatrische Einrichtung gewährleistet, dass es sich hierbei eben nicht nur um ein Gefängnis, sondern auch um eine, wenn auch spezifisch gesicherte, Krankenabteilung handelte.¹⁹

Zur Funktion der Reservelazarette während des Ersten Weltkrieges

Nahmen zu Beginn des Ersten Weltkrieges die „Nervenerkrankungen“ sowohl im Heer als auch in der Zivilbevölkerung ab, so traten spätestens ab Dezember 1914 in der Armee psychische Massenerscheinungen auf, die bis dahin unbekannt waren und in den medizinischen Lehrbüchern nicht vorkamen. Nach dem Stillstand der Anfangsoffensive – der anfängliche Eroberungskrieg wurde Ende 1914 zum Stellungskrieg – breiteten sich affektive Reaktionen oder abnorme Erlebnisreaktionen fast wie Epidemien über viele Frontabschnitte aus. Diese Erkrankungen, die im Allgemeinen keine körperlichen Ursachen hatten, die anfangs auch als Schreckneurosen, Granatschock, traumatische Neurosen und Kriegshysterie bezeichnet wurden, fasste man später unter dem Begriff „Kriegsneurosen“ zusammen. Zunächst klangen solche Zustände in den Ruhepausen zwischen den Kämpfen wieder ab. Dieses Phänomen kam bei allen am Krieg beteiligten Armeen vor.

Der Einsatz moderner Maschinenwaffen, von Flammenwerfern, die enorme Sprengkraft der Artilleriegranaten und die Angst vor Gasangriffen ersetzten bald anfängliche Kriegsbegeisterung junger Soldaten durch Angst und Entsetzen. Die enormen seelischen Traumatisierungen zeigten sich in „nervösen Zuständen, Weinkrämpfen, Erbrechen, Zittern und Schwäche der Beine – „Kriegszitterer“ – Heulen und Lachen abwechselnd“.²⁰

19 Vanja, Anm. 13, S. 125 ff., 143.

20 Robert Gaupp, Kriegsneurosen. Erweitertes Referat, gehalten auf der Kriegstagung der Gesellschaft deutscher Nervenärzte und des Deutschen Vereins für Psychiatrie in München am 22.09.1916 in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 34 (1916), S. 357-390.

Die durchlebten Strapazen, Ängste, Verschüttungen und Verwundungen lösten Stummheit, Taubheit, Taubstummheit und Blindheit aus, ohne dass Schädigungen der Sinnesorgane oder der Nerven nachzuweisen waren. Granateinschläge in nächster Nähe und Verschüttungen hinterließen zitternde, ihre Glieder schüttelnde Soldaten. Lediglich leichte Verwundungen führten zu Lähmungen des betroffenen Gliedes, die auch dann anhielten, wenn die Verletzungen von Muskulatur und Nerven verheilt waren. Nach langen, zermürbenden und nervenzerrütteten Monaten an der Front genühten oft geringe schreckauslösende Momente, um schwerste psychische Symptome zu erzeugen.²¹ Offensichtlich ging der zermürbende Stellungskrieg und der Einsatz moderner Kriegstechnologien und das damit verbundene massenhafte Sterben vielen Soldaten – unabhängig von der Nationalität – „an die Nerven“. Allein auf deutscher Seite mussten sich wegen Neurasthenien (Erschöpfungszustände) und verschiedener Formen hysterischer motorischer Störungen während des Krieges über 200.000 Soldaten in psychiatrische Behandlung begeben.²²

Über die Ursache der traumatischen Neurosen – die Kriegsneurose zählte zu einer Sonderform der traumatischen Neurose – waren sich Psychiater und Neurologen schon seit längerem nicht einig. Im sog. Simulationsstreit wurde von der Gruppe um den bedeutenden Neurologen Hermann Oppenheim (1858-1919) eine organische Läsion, nämlich Erschütterung von Rückenmark und Gehirn als Ursache für die Entwicklung traumatischer Neurosen angenommen. Den Betroffenen standen so eine Entschädigung bzw. eine kleine Rente als Ausgleich zu. Eine immer größer werdende Gruppe von Neuropsychiatern – Karl Bonhoeffer (1868-1948), Robert Gaupp (1870-1953), Alfred Hoche (1865-1943), Max Nonne (1861-1959) und Ferdinand Kehler (1883-1966) machten psychogene Ursachen, also psychische Erschütterungen als Auslöser für die Symptome verantwortlich. Es wurde zunehmend die Ansicht vertreten, dass die „traumatische Neurose“ für Lügner und Simulanten eine willkommene Möglichkeit böte, leicht in den Genuss von Renten oder Entschädigungszahlungen zu kommen.²³ Als Bindeglied zwischen der

21 Peter Riedesser/Axel Verderber, *Maschinengewehre hinter der Front. Zur Geschichte der deutschen Militärpsychiatrie*, Frankfurt 1996, S. 24 f.

22 Joachim Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität*, München 2000, S. 466.

23 Herwig Groß, *Das Reservelazarett während des Ersten Weltkrieges und die offene Nervenheilstätte*, in: *Psychiatrie in Gießen*, Anm. 2, S. 157 und 171: Mit Beginn der industriellen Entwicklung beobachtete man bei Industrie-Unfällen und hier besonders bei Eisenbahnunfällen schwere und langanhaltende psychische und physische Folgen, wobei die Personen sich eher leichte Verletzungen zugezogen hatten. Ärzte führten diese auf Irritationen des Rückenmarks zurück und nannten sie deswegen „Railway-spine“. Die bei den Betroffenen beobachteten Symptome sollten aus Verletzungen des Rückenmarks hervorgehen, die durch die früher so nicht gekannten gewaltigen körperlichen Erschütterungen bei solchen Unfällen verursacht worden seien. Die dabei auftretenden psychischen Veränderungen wären also auf Veränderungen des anatomischen Substrats zurückzuführen. Eine Weiterentwicklung dieser Theorie nahm an, dass die enormen Erschütterungen der Unfälle Störungen in der molekularen Struktur des zentralen Nervensystems verursachten und dass neben dem Rückenmark nun auch das Gehirn betroffen sei.

psychischen Ursache und der körperlichen Symptomatik sah man den „Schock“, einen Terminus, der aus der englischen Chirurgie übernommen wurde.

Während dieses Streites wurde der Begriff „Begehrungs-Vorstellungen“ in die Diskussion eingeführt. Hier unterstellte man den Kranken erstmals, er sei für die Ursache der Unfallfolgen selbst verantwortlich. Im Streit um die „traumatische Neurose“ gingen viele Neuropsychiatern so weit, den derart Erkrankten einen „Willen zur Krankheit“ zu unterstellen; es bestünde „ein Defekt des Gesundheitsgewissens“. Wer also infolge traumatisierender Einflüsse psychisch oder psychosomatisch erkrankte, sei psychisch minderwertig, sei ein Psychopath, denn nur Psychopathen könnten Belastungen psychisch nicht verkraften.²⁴ Schon vor 1914 bildete sich in der Neuropsychiatrie eine Abwehrhaltung gegenüber den so bezeichneten „Unfallneurotikern“.

Zur Militärpsychiatrie im Ersten Weltkrieg und ihre Auswirkung auf die Heil- und Pflegeanstalt in Gießen

Auf die rasche Ausbreitung der „Kriegsneurosen“ schon wenige Monate nach Beginn des Krieges waren die Neurologen und Psychiater nicht vorbereitet. Sie sahen in dem Massenphänomen allerdings auch eine Chance, die Psychiatrie und Neurologie als noch junge Fächer in der Medizin insgesamt zu stärken und auch ihre Nützlichkeit für die Nation zu demonstrieren.

War während der bürgerlichen Revolution von 1848 die Mehrzahl der deutschen Ärzte noch auf der Seite der Demokraten, so führte die Restauration die Ärzte in Standesverhältnisse, die sie veranlassten, sich mehr und mehr den politischen und gesellschaftlichen Herrschaftseliten anzunähern. Besonders die Militärpsychiatern²⁵ waren dabei willige Werkzeuge der militärischen und politischen Führung des Kaiserreichs, sie entwickelten wegen der hohen Identifikation mit dem politischen System aus eigenem Antrieb Methoden für die Behandlung von Soldaten, welche angesichts des Grauens des Krieges man nur mit dem Wort Folter, wie noch ausgeführt wird, bezeichnen kann. Wie andere Gruppen des Bildungsbürgertums in der wilhelminischen Zeit zeichnete sich eine Mehrheit der berufsständisch organisierten Ärzte durch eine nationalistisch-chauvinistische Einstellung aus, die mit Kriegsbegeisterung und Kriegsbereitschaft gepaart war. Vor diesem politischen und standespolitischen Hintergrund ist die Entwicklung und der Stand der deutschen Militärpsychiatrie am Vorabend des Ersten Weltkrieges zu sehen.

Die militärische Führung begann sich um die Schlagkraft der Armee, die Stabilität an der Front und auch um den Durchhaltewillen in der Heimat zu sorgen. Sie erwartete von der Militärpsychiatrie, gegen die Ausbreitung solcher neurotischen

24 Riedesser/Verderber, Maschinengewehre hinter der Front, Anm. 21, S. 31 f.

25 Herwig Groß, Anm. 23, S. 157; nachdem in der Militärmedizin Chirurgie, Hygiene u. die Lehre von den Infektionskrankheiten schon früh etabliert waren, wurde die Psychiatrie erst um die Jahrhundertwende von Bedeutung für die militär-ärztlichen Bildungsanstalten. Erste Sanitätsoffiziere wurden an psychiatrische Universitätskliniken abkommandiert, der erste war Dr. Becker an der gerade eröffneten Psychiatrischen und Nervenklinik in Gießen 1896.

Erscheinungen vorzugehen. Die Neuropsychiatrie hatte in den vorausgehenden Jahrzehnten einheitliche Krankheitstheorien entwickelt, die die psychischen Erkrankungen in der Hauptsache auf pathologische Veränderungen im Nervensystem zurückführten. Die körperliche Erschütterung, die eine Granatexplosion bei den Soldaten im nahen Umfeld auslöste, die körperlichen Beeinträchtigungen bei Verschlüngen wurden als Ursache für eine mechanische Irritation des Nervensystems angesehen, „Granatschock“ und „Schreckneurose“ waren zu Beginn die typischen Diagnosen, anfangs wurde den so Diagnostizierten noch Wohlwollen entgegengebracht, man genehmigte ihnen Erholungsurlaub und Badekuren. Zahlenmäßig am häufigsten wurden die Hysterie und die Neurasthenie (Schwäche oder Erschöpfung des Nervensystems durch Überlastung) diagnostiziert. Diese Krankheitsbilder machten im Reservelazarett Gießen Anfang 1916 schon etwa drei Viertel des gesamten Bestandes aus.²⁶

Die Neurasthenie, zu deren Symptomen rasche Ermüdbarkeit, körperliches und psychisches Schwächegefühl, Kopfschmerzen, Gliederschmerzen und Schlafstörungen gehörten und die damit zu einem allgemeinen Erschöpfungssyndrom bei den Soldaten führten, wurden durch Schonung und Erholung in Heimatnähe behandelt. Von den erschütternden Ereignissen des Krieges entfernt, erholten sich die meisten Soldaten, fast 50% von ihnen wurden als wieder kriegsverwendungsfähig gesundgeschrieben. Anders war dies bei der Hysterie: Hier lag die Zahl der nach einer Behandlung wieder kriegsverwendungsfähigen deutlich unter der der Neurasthenie.²⁷ Selbst monatelange Behandlungen in Spezial-Lazaretten brachten nicht den gewünschten Erfolg. Gemeinsam mit der militärischen und politischen Führung verschärften die Militärpsychiater während des Krieges fortlaufend ihre Maßnahmen gegen die nervenkranken Soldaten. In einer Zeit des „nationalen Notstandes“ sollten diejenigen bekämpft werden, die durch Krankheit dem Krieg zu entkommen suchten, „es wurde Zeit, mit den Neurosen aufzuräumen“.²⁸ Sprache und Methoden der Kriegsneurotiker-Behandlung verschärfen sich zusehends. In den einschlägigen Zeitschriften war zunehmend von „Kampf“ oder „Front“ gegen die Kriegsneurosen die Rede.²⁹ Die Militärführung entwickelte eine Vorliebe für die jüngeren Ärzte, die im Umgang mit den Neurotikern mehr „Schneid und Draufgängertum“ zeigten als die „durch Wissenschaft und Erfahrungen bedächtig gewordenen älteren“. Unter den Nervenärzten wirkte der Erste Weltkrieg generationsbildend, durch die veränderte Einstellung den Kriegsneurosen gegenüber ver-

26 Albert Wagner, Überblick über die in der Heil- u. Pflegeanstalt Gießen behandelten nerven- und geisteskranken Soldaten, in: Psychiatrie in Gießen, Anm. 2, S. 170 f.

27 Kriegshysteriker waren im Allgemeinen für die Kriegsverwendungsfähigkeit verloren, die Prognose der Kriegsneurotiker, was die Kriegswiederverwendungsfähigkeit betraf, war deutlich günstiger, „gut die Hälfte der Fälle habe man wieder kriegsverwendungsfähig schreiben können“, in Radkau, Das Zeitalter der Nervosität, Anm. 22, S. 472.

28 Max Nonne, Therapeutische Erfahrungen an den Kriegsneurosen in den Jahren 1914 – 1918, in Psychiatrie in Gießen, Anm. 2, S. 158.

29 Das setzte sich nach dem Ende des ersten Weltkrieges fort, noch 1926 lautete z. B. ein Artikel: „Der Ausrottungskampf gegen die Renten-Neurosen“ von Dr. Levy-Suhl in: Deutsche medizinische Wochenschrift, Nr. 41 (1926), Seite 1127.

änderten sich auch die therapeutischen Maßnahmen. In Korrelation zu der wachsenden Anzahl und weitgehender Therapieresistenz der hysterischen Störungen wurden immer aggressivere Verfahren entwickelt und angewendet. Überwogen anfangs noch Methoden der milden Psychotherapie, wie sie auch zu Friedenszeiten angewandt wurden, radikalisierte sich das medizinische Vorgehen mit dem Verlauf des Krieges in die Methode der Überrumpelung mit Zwangsbehandlung und später frontnaher Behandlung.³⁰

Unter Psychotherapie hatte man damals noch Zuspruch, Ermunterung, Überredung, Bettruhe, Bäder, Massagen, milde Strombehandlungen sowie suggestive Beeinflussungen verstanden. Die durchschnittliche Behandlungsdauer lag zwischen 2 und 6 Monaten. Die Behandlung war eher durch Milde und Nachsicht gekennzeichnet, eher zufällig hatte man noch registriert, dass sich die Langeweile des Lazarettalltags positiv auf die Heilung auswirkte. Doch bei den sog. objektivierten Hysterikern³¹ versagte diese Form der Behandlung vollständig. Bis zu drei Viertel mussten in dieser Periode aus dem Heeresdienst entlassen werden.³² Aus Sicht der militärpolitischen Führung brachte diese Methode zu geringe Erfolge, so dass sich auf der bekannten Kriegstagung des „Deutschen Vereins für Psychiatrie und der Gesellschaft deutscher Nervenärzte“ im September 1916 in München ein Richtungswechsel in der Beurteilung und daraus folgend auch in der Behandlung der Kriegsneurotiker abzeichnete. Es seien nicht so sehr die Körper und Seele erschütternden Kriegseinflüsse, die zur Kriegsneurose führten, sie beruhe vielmehr auf einem der Krankheit innewohnenden Willensmangel. Bei den Hysterikern sei ein „Wille zur Krankheit“ festzustellen, der als Abwehrreaktion gegen die militärische Verwendung anzusehen sei. Es solle zukünftig keine Schonung mehr gegenüber den „Schlechtwilligen“ geben, dies könnte sonst als bewusster oder unbewusster Anreiz von den Frontsoldaten verstanden werden, es den Neurotikern gleichzutun. Ein Großteil der Neuropsychiater äußerte die Befürchtung, dass der Krieg aus sozialdarwinistischer Sicht eine negative Auslese darstelle: „die besten werden geopfert, die körperlich und geistig Minderwertigen, Nutzlosen und Schädlinge werden sorgfältig konserviert, anstatt dass bei dieser günstigen Gelegenheit eine gründliche Kartharsis stattgefunden hätte, die zudem durch den Glorienschein des Heldentodes die an der Volkskraft zehrenden Parasiten verklärt hätte.“³³

30 Zitiert nach R.A.E. Hoffmann, Über die Behandlung der Kriegshysterie in den badischen Nervenlazaretten, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Bd. 55 (1920), S. 117.

31 Nach Ernst Kretschmar (1888-1964), Professor der Psychiatrie in Marburg und Tübingen und Begründer der weitverbreiteten Konstitutionspsychologie, war die letzte Phase bei der Entstehung der Kriegshysterie, das Stadium der „Objektivierung“.

32 Zitiert nach Michael Putzke/Herwig Groß, Kriegszitterer in Köppern während des Ersten Weltkriegs in: Christina Vanja/Helmut Siefert (Hg), „... in waldig-ländlicher Umgebung ...“, Das Waldkrankenhaus Köppern: Von der agricolen Kolonie der Stadt Frankfurt zum Zentrum für soziale Psychiatrie Hochtaunus (Historische Schriften des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, Quellen und Studien Ba 7), 2001, S. 159.

33 Max Nonne (Anm. 28), S. 102-121.

Auf der Münchner Kriegstagung stellte der Mannheimer Psychiater Fritz Kaufmann die dann später nach ihm benannte Methode vor. Kaufmann hatte dieses Verfahren – von ihm selbst „Überrumpelungsmethode“ genannt – schon ab 1915 an Kriegshysterikern ausprobiert. Es setzte sich aus mehreren Komponenten zusammen:

- Suggestive Vorbereitung
- Anwendung kräftiger Wechselströme unter Zuhilfenahme von reichlicher Wortsuggestion
- Strenge Innehalten der militärischen Form unter Benutzung des gegebenen Subordinationsverhältnisses und Erteilen der Suggestion in Befehlsform
- Unbeirrbar konsequente Erzwingung der Heilung in einer Sitzung.³⁴

Die Behandlungsergebnisse waren zunächst „erfolgreich“, die Behandlungsdauer wurde verkürzt und die körperlichen Symptome meist beseitigt.

Alle Lazarette und Krankenhauseinrichtungen, die Soldaten mit motorischen Lähmungen behandelten, schafften sich daraufhin, wie auch das Gießener Lazarett, einen Pantostaten an.³⁵ Das als „Kaufmann-Kur“ benannte Verfahren war so in der deutschen und österreichisch-ungarischen Militärpsychiatrie weit verbreitet, besonders in den badischen Reservelazaretten wurde mit starken Wechselströmen gearbeitet – in der Regel mit 70 – 80 Volt, gelegentlich sogar darüber (die damalige normale Arbeitsspannung in Häusern, Werkstätten und Fabriken betrug 110 Volt). Die „Überrumpelung“ bestand in erster Linie in der Applikation von schmerzauslösenden Stromschlägen, kombiniert mit scharfen, militärischen Befehlen. Besonders bei sog. therapieresistenten Fällen wurden sehr kräftige Ströme angewendet, wobei es unmittelbar bei der Anwendung vermehrt zu Todesfällen durch Herzstillstand kam. Die deutsche Kriegspsychiatrie wollte allerdings die „Kaufmann-Kur“ nicht aufgeben, da es nach einer langen Serie von Misserfolgen der traditionellen Methoden trotz der Todesfälle vielversprechend erschien. Außerdem vermutete man, dass die durch den Strom gestorbenen Soldaten eine pathologische Konstitution gehabt hätten, neben der „psychischen Minderwertigkeit“ wurde nun noch eine körperlich hinzuaddiert.

Eine weitere Verschärfung der therapeutischen Maßnahmen gegen die Kriegsneurosen war die von dem Freiburger Psychiater Ferdinand Kehrer entwickelte Zwangsbehandlung mit „Gewalt und Zwangsexerzieren“, die ab Frühjahr 1917 eingesetzt wurde. Diese Methode verband eine Kombination von scharfen Exerzierübungen im raschen Wechsel mit kurzen, schmerzhaften galvanischen Stromschlägen. Für Kehrer war das Durchsetzen der militärischen Autorität in den Lazaretten von großer Wichtigkeit. Der „Ton des Hauses“ hatte sich von einem ärztlichen zu einem militärischen gewandelt; der Kommandoton herrschte vor,

34 Fritz Kaufmann, Die planmäßige Heilung komplizierter psychogener Bewegungsstörung bei Soldaten in einer Sitzung, in: Münchener medizinische Wochenschrift, Feldärztliche Beilage, Nr. 22 (1916), S. 802 f.

35 Der Pantostat ist ein elektrischer Anschlussapparat, der Wechselströme liefert und zur Diagnostik und Therapie in vielen Disziplinen benutzt wurde. Im Gießener Psychiatrie-Museum, Vitos-Klinik, Licher Straße 106, wird ein Original-Erlanger-Pantostat gezeigt.

nach Kehrer musste man dem Hysteriker Angst einflößen, wollte man Herrscher über ihn bleiben. Aus Lazaretten für kranke Soldaten wurden so „unter ärztlicher Aufsicht stehende Besserungs- und Zwangs-anstalten.“³⁶ Die Armee selbst richtete eigene Neurotiker-Kompanien ein, dies waren Arbeits-kompanien, die militärisch-diszipliniert unter ärztlicher Aufsicht standen.

Die sog. therapieresistenten Fälle aus dem ganzen Reich wurden in die badischen Lazarette geschickt, da man „dort gute Erfolge erzielt“ habe; Ende 1917 habe man bei der Behandlung von ca. 1000 Soldaten nahezu vollständig Symptomfreiheit erzwingen können, die badischen Lazarette bildeten so „eine geschlossene Front gegen die Kriegshysteriker“.³⁷ Angespornt von diesen Erfolgen hatte man die früher als dienstunbrauchbar mit Renten nach Hause Entlassenen wieder militärisch eingezogen und zur Nachbehandlung gezwungen. Auch hier habe man größtenteils diese nachbehandelten Rentenempfänger „restlos geheilt“ und habe so fast 90% der ursprünglich zu zahlenden Renten eingespart.³⁸

In den letzten Kriegsmonaten wurde schließlich die sog. „frontnahe Behandlung“ eingeführt. Nervenabteilungen wurden dicht hinter der Front unter der Leitung von Psychiatern eingerichtet, es bestand ein Verbot, Frontsoldaten mit frisch aufgetretenen affektiven Störungen in ein Heimatlazarett zu verlegen. „Dicht hinter der Front wurden die Fälle vom 3. Kriegsjahre an meistens schnell geheilt. Hier wirkten die militärische Disziplin und die rauhe Notwendigkeit therapeutisch. Es gab Truppenteile, bei denen es therapeutische Gepflogenheit war, die Abwehrneurosen ins Trommelfeuer zu schicken und Ärzte solcher Truppenteile berichteten, dass dieses Vorgehen von großem prophylaktischem Wert gewesen sei.“³⁹ Entlassungen aus einem solchen Frontlazarett sollte es nur in eine Richtung geben, nämlich in Richtung Front. Eine neurotische Erkrankung war ab diesem Zeitpunkt keine Möglichkeit mehr, von der Front wegzukommen.

Alle diese Behandlungsverfahren galten allerdings nicht für Offiziere und andere, den Ärzten nahestehende Berufsstände. Bei ihnen wurde eher, so laut Gaupp, „seelische Überanstrengung, übermäßige Verantwortung für das Wohl der anvertrauten Mannschaft, Überspannung des Willens“ ausgemacht. Bei den Offizieren wurde in aller Regel Neurasthenie diagnostiziert und Erholungsurlaub und Badekuren als Therapiemethoden verordnet, „für Offiziere eignet sich die Kaufmann-Methode wahrscheinlich nicht, das ist Sache des Taktes“.⁴⁰ In der damaligen wissenschaftlichen Literatur wurde eine Hierarchisierung der psychonervösen Störungen vorgenommen, angelehnt an Hellpachs Aussage „nervöse Bürger –

36 Ferdinand Kehrer, Zur Frage der Behandlung der Kriegsneurosen, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Bd. 36 (1917), S. 14.

37 Zitiert nach R.A.E. Hoffmann, Über die Behandlung der Kriegshysterie in den badischen Nervenlazaretten, Anm. 30.

38 Ebenda S. 143.

39 Max Nonne, Therapeutische Erfahrungen an den Kriegsneurosen in den Jahren 1914-1918, Anm. 28, S. 114.

40 Ebd. Seite 231.

hysterische Arbeiter“ war die psychogene Hysterie die Krankheit der Mannschaften, die Neurasthenien die des Offizierstandes.⁴¹

Kritik von prominenter ärztlicher Seite an den Gewaltmethoden der Militärpsychiatrie wurde beispielsweise von Sigmund Freud (1856-1939) geäußert, der die Militärpsychiater als „Maschinengewehre hinter der Front“ bezeichnete. Es habe nicht so sehr die Gesundung der Kranken im Vordergrund gestanden als die Herstellung von Kriegstüchtigkeit; die Stärke der Strombehandlung sowie die Härte der sonstigen Behandlungen sei bis zur Unerträglichkeit gesteigert worden, um den Kriegsneurotikern den Gewinn, den sie aus ihrem Kranksein zogen, zu entziehen. Die Ärzte hätten ihre Humanität aufgegeben zugunsten der Unterordnung unter das Militär.⁴²

Wie schon erwähnt, trat das Phänomen der Kriegsneurosen in allen am Ersten Weltkrieg beteiligten Armeen auf, in keinem anderen Land wurden aber solche rabiate „Behandlungs-methoden“ entwickelt wie in der deutschen Kriegspsychiatrie. So hatten in Frankreich die Kriegsneurotiker einen ähnlichen Status wie die körperlich versehrten, entstellten und verstümmelten Soldaten, sie hatten ihre seelische Stabilität und seelische Gesundheit für ihr Vaterland hingegeben.

Ende 1914 stellte die Heil- und Pflgeanstalt Gießen der Militärverwaltung 65 Betten für verwundete Soldaten zur Verfügung. Diese Bettenzahl stieg im Verlauf des Krieges kontinuierlich an bis auf 194 Betten Mitte 1918. Überwogen anfangs noch körperlich verwundete Soldaten, so habe sich „nach und nach, dem Charakter unserer Anstalt entsprechend, diese Einrichtung als eine Sammelstelle für nerven- und geistesranke Kriegsteilnehmer aus den umliegenden Lazaretten gebildet“.⁴³ Durch die steigende Zahl musste vermutlich schon 1915 das Haupthaus der Männerseite dem Reservelazarett zusätzlich zur Verfügung gestellt werden. Diese bauliche Erweiterung wurde allerdings auch im therapeutischen Sinne genutzt. Wagner berichtete in einem Vortrag, gehalten auf der 5. kriegswissenschaftlichen Sitzung in Gießen, von den „schikanös günstigen baulichen Verhältnissen zur Behandlung dieser Kranken. [...] Es kommen nämlich alle Hysterischen zunächst auf die Ruhige Wache, wo sie in ihrer Freiheit recht beschränkt sind. Gerade gegenüber liegt das offene Lazarett mit seinen Freiheiten, Urlaubsbewilligungen – wie ein El Dorado. Sehnsüchtig sehen die auf der (geschlossenen) Ruhigen Wache da drüben ihre Kameraden den ganzen Tag frei aus- und eingehen. Um dahin zu gelangen müssen erst verschiedene Abteilungen mit methodisch-abgestaffelten Annehmlichkeiten als Läuterungsprozess durchlaufen werden. Erst Ruhige Wache, dann eine Rekonvaleszenten-Abteilung im

41 Willy Hellpach, Die Kriegsneurasthenien, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Bd. 45 (1919) S. 180.

42 Sigmund Freud, Gutachten über die Elektrobehandlung der Kriegsneurotiker, Auszug aus dem Verhandlungsprotokoll (14.10.1920), s. dazu H. Groß, Anm. 23, S. 162.

43 Albert Wagner, Oberarzt des Reservelazaretts II in Gießen, in: Überblick über die in der Heil- und Pflgeanstalt Gießen behandelten nerven- und geistesranke Soldaten, Vortrag gehalten in der 5. Kriegswissenschaftlichen Sitzung in Gießen, in: Feldärztliche Beilage zur Münchener medizinischen Wochenschrift, Nr. 15 (1916), S. 548.

Wachgebäude, dann eine Nervenabteilung, die aber immer noch geschlossen ist und schließlich öffnen sich die Pforten des ersehnten Offenen Lazarettes.“⁴⁴

Wagner war zunächst Oberarzt in der Heil- und Pflegeanstalt Gießen, er übernahm dann ab Ende 1914, als Medizinaloberrat, die Leitung des Reservelazaretts. Von 65 Betten 1914 über 135 Betten 1916 wurden 1918 194 Betten für „nervenranke Soldaten“ bereitgestellt. Da gleichzeitig die Aufnahmen und die Gesamtzahl der Patienten der Heil- und Pflegeanstalt kontinuierlich sank – ab 1917 setzte ein Hungersterben in der Psychiatrie in Deutschland ein, dem zehntausende Patienten zum Opfer fielen – war 1918 fast jeder zweite Patient ein Patient im Reservelazarett Gießen für Soldaten des Ersten Weltkrieges. In der Zeit zwischen 1914 und 1921 wurden insgesamt 4758 Soldaten im Reservelazarett II behandelt.⁴⁵ Wagner setzte sich mit der Theorie der traumatischen Neurose in mehreren Übersichtsarbeiten auseinander, gab damit einen Einblick in die von ihm zu verantwortenden und durchgeführten Therapiemethoden. Für Wagner stellte die traumatische Neurose ein eindeutig funktionelles, kein organisches Leiden dar. Er unterschied anhand von klinischen Kriterien zwischen der Hysterie und der Neurasthenie. Für letztere bedeutete nach Wagner der Krieg eine „große Höllenmaschine, in die sie hineingeworfen werden und aus der sie, je nach dem Vorrat ihrer Nervenkraft, mehr oder weniger rasch herauskommen“.⁴⁶ Für die hysterische Störung benutzte Wagner eine psychoanalytische Beschreibung, nämlich die Willensbestrebung der Seele, in dem ein Vorstellungskomplex aus dem Bewusstsein verdrängt werde, „nimmt man den überaus stark affektbetonten und zwar unlustbetonten Vorstellungskomplex „Krieg“ von dem Kranken fort, erklärt man ihm, dass er nicht mehr dienstfähig sei, gesundet er meist sehr rasch. Einige sind freilich so vorsichtig, dass sie wahrscheinlich erst nach Beendigung des Krieges gesundwerden“.⁴⁷

Wagner war nach seinem Selbstverständnis Nervenarzt und Psychotherapeut, er kannte die Schriften von Sigmund Freud, hatte die Psychotherapie-Methode der Hypnose erlernt und auch vielfach angewendet. Bei all dem theoretischen Verständnis für die erkrankten Soldaten lässt sich in seinen Übersichtsarbeiten doch herauslesen, wie sich Ton und Haltung gegenüber den nervenkranken Soldaten im Verlauf des Krieges verschärfen. Bis Ende 1916 waren Ruhe- und Liegekuren, gewollte Langeweile, gutes Essen und mehr oder weniger systematische Nichtbeachtung der Symptome neben der Anwendung von Hypnose und Überredung die Methode der Wahl. Großen Wert legte Wagner auch auf die Arbeitstherapie bei den Soldaten im Offenen Lazarett. „Möglichst sofort werden alle zu einer Arbeit gezwungen, am besten Gartenarbeit, die auch den Gebildeten, Primanern, Studenten, Buchhaltern ausgezeichnet bekommt [...]. Bei den meisten kommt man zurecht, wenn man ihre Klagen einfach ignoriert und sie schroff zur Arbeit verweist. Man kann deutlich beobachten, wie auf dem Wege von der Ruhigen Wache

44 Albert Wagner, Ebd. S. 549.

45 LWV-Archiv, Bestand 11, Aufnahme- und Entlassungsbuch des Reservelazaretts 1914-1921.

46 Wagner, Ebd. S. 550.

47 Wagner, Ebd. S. 550.

zu dem Offenen Lazarett auf der Zwischenstation immer mehr von den hysterischen Untugenden abbröckelt, bis schließlich die Heilung da ist. Bei 95% der Fälle geht es so.⁴⁸ Er unterstrich auch in seinem Beitrag vom April 1916 in der feldärztlichen Beilage der Münchner medizinischen Wochenschrift die Wichtigkeit von suggestiven Behandlungsmethoden: „die schwersten Kranken, die scheinbar gar nicht gehen können, werden sorgfältig mit der Droschke, von der Bahn oder in fahrbaren Krankenwagen hereingebracht. Gerade an diesen vollziehen sich häufig die bekannten Wunderkuren. Sie bekommen sofort Stöcke und Krücken abgenommen mit dem Hinweis, sie brauchten sie nicht, sie sollten sehen, wie sie ohne sie fertig würden. Sie bekommen empfohlen zu gehen – und sie gehen! [...]. Es ist das nur eine scheinbare Härte: Bei allem Wohlwollen haben wir mit Strenge, gutgemeinter Grobheit, vor allem mit Arbeit die besten Heilresultate erzielt. Keiner bekommt Urlaub, solange er zittert, stumm oder sonst wie ungeheilt ist“.⁴⁹ Im Gegensatz zu der Mehrzahl der militärärztlich tätigen Psychiater hielt Wagner geheilte Kriegsneurotiker in aller Regel für nicht mehr kriegsverwendungsfähig: „die Geheilten wurden dann meist nur als arbeitsverwendungsfähig entlassen. Kampfesfrohe Soldaten kann man aus ihnen nicht mehr machen [...]“.⁵⁰ Auch sah Wagner in der überwiegenden Zahl der Fälle den Zusammenhang der Dienstunbrauchbarkeit mit den Strapazen des Krieges und gestand bzw. begutachtete, dass hier eine einfache Rente oder Verstümmelungszulage zu gewähren sei.

Wagner stand anfangs dem „Kaufmann-Verfahren“ ablehnend gegenüber. „Als alter Psychotherapeut, der ich seit 25 Jahren mit der Behandlung Psychisch-Nervöser mich befasse, lehnte ich sofort das kaufmännische Verfahren als roh und brüsk ab. Man war eben in der Psychotherapie gewohnt, mehr, wenn ich so sagen soll, die feineren Methoden zu üben, die der Persuasion und die, bei der der Arzt seine ganze Persönlichkeit in die Waagschale werden musste.“⁵¹ Allerdings ließen ihn die hohen Erfolgsquoten und die verkürzte Lazarett-Verweildauer dann doch Teile des „Kaufmann-Verfahrens“ anwenden. Wagner hatte von den Todesfällen bei starker Stromanwendung gehört und ließ daher nur mit geringen Stromstärken arbeiten. Dabei wurde immer nur am Oberschenkel elektrisiert, da hier bekanntlich weder das Herz noch der Vagusnerv liege, sei es völlig ausgeschlossen, dass etwas passieren kann. Das Elektrisieren sei gar nicht mehr die Hauptsache, sondern die während derselben einsetzende Verbalsuggestion. Diese modifizierte „Kaufmann-Methode“ wurde Anfang 1917 in Gießen eingeführt und habe, so Wagner, „das ganze Bild unserer Abteilung [...] geändert“.⁵² Im Gegensatz zu vielen seiner Militärpsychiater-Kollegen blieb er als überzeugter Psychotherapeut den Grundlinien der Freud'schen Theorie weiter treu und betonte in mehreren Veröffentlichungen, dass die hysterischen Erscheinungen der Kriegsneurosen psychotrau-

48 Wagner, Ebd. S. 549 f.

49 Wagner, Ebd. S. 549

50 Albert Wagner, Die Dienstbeschädigung bei nerven- u. geisteskranken Soldaten. Militärärztlicher Fortbildungskurs am 02.05.1917, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie Bd. 37, 1917, S. 236, 241.

51 Albert Wagner, ebenda.

52 Albert Wagner, ebd. Seite 232.

matisch entstehen und psychogen fixiert würden. Sie stellten eine unbewusste Abwehr gegen den Kriegsdienst dar und sei eine Ausdrucksbewegung der Angst, des Schreckens und der Abwehr, wie sie bei normalen Menschen im ersten Moment der Einwirkung auftreten. Nur die dauerhafte Fixation dieser Erscheinung sei das hysterisch Krankhafte.

Für die Psychiater und Neurologen war der Widerspruch zwischen den Erfordernissen der deutschen Kriegsführung und dem ärztlichen Auftrag, zum Wohle des Patienten zu handeln, in vielen Fällen unlösbar. In einer Phase des Suchens nach einer eigenständigen wissenschaftlichen Identität geriet die Psychiatrie in den Sog einer Zeit, die ihr Menschenbild am Kriterium der nationalen Größe orientierte. Die Psychiatrie hatte es mit traumatisierten und schwach wirkenden Menschen zu tun. Doch nur Stärke, seelische wie körperliche, war im Zeitalter des Wilhelminismus und besonders in den Kriegszeiten gefragt. Eine so staatsnahe Wissenschaft wie die Psychiatrie wurde besonders stark vom Strudel der politischen Zeitläufe erfasst. Auch wenn in Gießen beispielsweise die „Kaufmann-Methode“ deutlich weniger intensiv eingesetzt wurde, interessierten auch hier Schicksalsfragen der Nation mehr als die Schicksale kranker Menschen. Die letzten nervenkranken Soldaten wurden erst 1921 aus dem Reservelazarett in Gießen entlassen.⁵³

53 Dirk Blasius, „Einfache Seelenstörung“. Geschichte der deutschen Psychiatrie 1800-1945, Frankfurt/a.M. 1994, S. 117 f.

Typisch und doch besonders: Das Werk des Architekten Wilhelm Gravert (1890–1965) in einer ersten biographischen Zusammenschau*

JASCHA PHILIPP BRAUN

Einleitung

Beinahe 30 Jahre lang bestimmte Wilhelm Gravert das Baugeschehen in Gießen. In seiner Position als Stadtbaudirektor steckte er nicht nur die allgemeine städtebauliche Entwicklung der Stadt ab, sondern übernahm ebenso den Entwurf zahlreicher Gebäude. Viele seiner Bauten prägen auch heute noch das Stadtbild, gleichwohl fehlt eine Zusammenstellung und Bewertung seines Œuvres bislang gänzlich. Der vorliegende Aufsatz unternimmt daher den Versuch einer ersten architekturhistorischen Einordnung. Auch wenn viele Fragen an dieser Stelle noch unbeantwortet bleiben müssen: Der Architekt Wilhelm Gravert hat ein vielseitiges Werk hinterlassen, das ohne Zweifel Anerkennung verdient.¹

Ausbildungsweg von Wilhelm Gravert

Die langjährige berufliche Verbindung Graverts mit Gießen war anfangs nicht abzusehen. Der spätere Architekt erblickte am 5. August 1890 in der westfälischen Stadt Höxter das Licht der Welt. Da sein gleichnamiger Vater an der Königlichen Baugewerkschule zu Höxter als Professor wirkte, war der Werdegang zum Architekten allerdings nicht völlig überraschend. Im Anschluss an das Abitur begann Gravert 1908 zunächst eine Maurerlehre im holsteinischen Kellinghusen. Im darauffolgenden Jahr immatrikulierte er sich als Student der Architektur an der Technischen Hochschule Darmstadt. Während seiner Studienzeit nutzte Gravert zweimal die Semesterferien für eine Beschäftigung bei der Baudeputation in Hamburg, wo er – nach eigenen Angaben – an der Planung des Neubaus der Kunsthalle beteiligt war. Nach dem erfolgreichen Studienabschluss 1914 schloss sich eine Ausbildung zum Regierungs-Bauführer beim Geheimen Baurat Heinrich Walbe in Darmstadt und am Hochbauamt von Offenbach am Main an. Aus der Ausbildung in Offenbach ergab sich nach dem Staatsexamen im Jahr 1918 eine Tätigkeit am dortigen Hochbauamt als Regierungs-Baumeister. Bereits fünf Monate später zog

* Leicht veränderte Wiedergabe des Erstdrucks: in: Denkmalpflege im Rheinland, Heft 1/2017, 34. Jahrgang, S. 1-9.

1 An dieser Stelle völlig unberücksichtigt bleiben muss Graverts ebenfalls spannendes stadtplanerisches Werk. So beschäftigte sich der Architekt (am Beispiel Giessens) zunächst mit Fragen der Altstadtsanierung und nach 1945 mit dem Wiederaufbau der kriegszerstörten Stadt. Auch großdimensionierte Umbau- sowie Stadterweiterungsplanungen wie beispielsweise eine neue städtebauliche Achse mit Rathausneubau entlang der Wiesack sind von ihm überliefert. Eine Bearbeitung dieses Nachlasses steht noch aus.

es Gravert jedoch nach Wilhelmshaven, wo er eine Anstellung bei der Marine-Intendantur (Marine-Garnison-Bauamt II) fand. 1919/20 arbeitete er dann für das Reichsverwertungsamt, die erste Hälfte des Jahres 1921 für das ebenfalls in Wilhelmshaven ansässige Eisenwerk Raschke.

Abb. 1: Wilhelm Gravert als junger Architekt/ Christopher Gravert



(Privatfoto von Wilhelm Gravert).

Die frühen Jahre als Architekt

Graverts ersten Berufsjahre waren nicht nur von vielen Stellenwechseln, sondern auch von wenigen baulichen Ergebnissen geprägt: Weder der von ihm bearbeitete Entwurf von Kriegerheimstätten in der Gemeinde Mühlheim am Main, noch die

Ausarbeitung für ein großes Kasernement für von Fernunternehmungen zurückkehrende U-Boot-Besatzungen in Wilhelmshaven² kam über das Entwurfsstadium hinaus. Erst der Übergang in die Selbstständigkeit 1921 verhalf dem Architekten zu seinen ersten dann auch realisierten Bauprojekten. Bis Mitte der 1920er Jahre waren dies Wohnhäuser sowie Industriebauten. Größtes Projekt jener Zeit stellte die Planung einer Einfamilienhaus-Siedlung in Rüstringen dar, die bis 1922 im Rahmen des Reichsheimstättenbaus errichtet wurde. Der Entwurf entsprach ganz dem Duktus der Zeit: Die insgesamt zwanzig Einfamilienhäuser entstanden in geschlossener Bebauung auf beiden Seiten der leicht geschwungenen Herbartstraße. Die Fassadengestaltung fiel im Ganzen betrachtet relativ puristisch aus. Allerdings wählte Gravert Gestaltungselemente mit eindeutig regionalem Bezug. So wurden die Gebäude nicht nur backsteinsichtig, sondern überdies mit markanten steilen Dreiecksgiebeln ausgeführt, wodurch sie an die hanseatische Bau-tradition erinnern.



Abb. 2: Siedlung in Rüstringen/ Stadtarchiv Wilhelmshaven.

Als Beispiel eines ausgeprägten Reformwohnungsbaus ist auch Graverts zweites wichtiges Werk im Wilhelmshavener Raum zu betrachten. Es handelt sich hierbei um ein großzügiges, für den Fabrikanten Heinrich Stamm, Mitinhaber einer Hanf-spinnerei, ebenfalls in Rüstringen errichtetes Wohnhaus (Kirchreihe 17). Das 1925 bezogene, heute stark veränderte Gebäude besaß zwei Geschosse und ein hohes Walmdach. Wie in der Herbartstraße dominierten auch hier Backstein und schlichte, wenn auch keineswegs zurückhaltende Außenansichten.

2 Bei einem Kasernement handelt es sich um die Gesamtheit der zum Bereich einer Kaserne gehörenden Gebäude.

Die außerordentlich schlechte wirtschaftliche Lage im Raum Wilhelmshaven, der als Marinestützpunkt von den im Versailler Vertrag verordneten Abrüstungsbestimmungen besonders betroffen war, zwang Gravert, sich beruflich andernorts zu orientieren. Die Suche nach Arbeitsmöglichkeiten brachte ihn ins niederrheinische Rheinhausen, wo er im April 1925 die Stelle als Leiter des dortigen Hochbauamtes antrat. Unter den zahlreichen Bewerbern setzte sich Gravert vermutlich unter anderem deshalb durch, da er trotz seines noch jungen Alters die in der Stellenausschreibung geforderten guten städtebaulichen und verkehrstechnischen Kenntnisse anhand einer langen Liste von Arbeiten nachweisen konnte.³ So war der Architekt während seiner dreijährigen Dienstzeit in der dynamisch wachsende Industriegemeinde mit zu dieser Zeit knapp 40.000 Einwohnern und einer jährlichen Baufertigstellung von rund 600 Wohnungen dann auch hauptsächlich größtenteils mit Themen der Stadtplanung befasst.⁴



*Abb. 3: Fabrikantenvilla in Rüstingen/ Christopher Gravert
(Privatfoto von Wilhelm Gravert).*

-
- 3 In seiner Bewerbung erwähnte der Architekt eine Ausarbeitung für die Stadterweiterung Darmstadt-Kranichstein für 6.000 Menschen (entstanden im Rahmen der Baumeisterarbeit, die durch die Abteilung für Bauwesen des Finanzministeriums in Darmstadt angekauft wurde), das Reichsheimstättenprojekt in Mühlheim a. M., die Kasernementsanlage für etwa 1.400 Marinemannschaften in Wilhelmshaven, die Siedlung an der Herbartstraße in Rüstingen sowie eine weitere Siedlung „gleichen Charakters und gleicher Größe“ in Wilhelmshaven.
- 4 Gravert beschäftigte sich vor allem mit der Erarbeitung eines Bebauungs- und Wirtschaftsplanes, welcher Verbandsstraßen, elektrische Schnell- und Kleinbahnen sowie städtebauliche Einzelheiten festlegte und einen Geländeaufteilungsplan enthielt.

Während Graverts insgesamt dreijähriger Dienstzeit am Niederrhein wurden lediglich zwei Gebäude realisiert, die mit Sicherheit aus seiner Feder stammen.⁵ Auf dem Peschacker vor den Toren Rheinhausens entstand nach einem Entwurf des Architekten – im Übrigen außerhalb seiner Tätigkeit für das Bürgermeisteramt – in den Jahren 1927/28 ein mächtiger Kirchenbau für die örtliche evangelische Kirchengemeinde. Prägende Merkmale des bis auf die Fenster in seiner äußeren Erscheinung bauzeitlich weitgehend überlieferten Backsteinbauwerks sind die dominierenden eckigen Formen in der Grundrissgestaltung, die hauptsächlich den Kirchturm charakterisierenden sehr schmalen hohen Fenster und das ihn abschließende Pyramidendach, der auffällige Dachüberstand und insbesondere die als Dreieck aus der Bauflucht hervortretenden Ziegelsteinverbände mit ihren getrepten kapitellartigen Abschlüssen. Überhaupt zeichnet die Friedenskirche ein vielseitiger und gleichzeitig dezidierter gestalterischer Einsatz des unverputzten Backsteins aus, so dass expressionistische Anklänge nicht zu verleugnen sind.

Dem Expressionismus stilistisch nahe steht auch das 1927 fertiggestellte Feuerwehrhaus in Rheinhausen-Friemersheim, dem zweiten nachweislich von Gravert entworfenem Gebäude im Rheinland. Bei der seit 1996 als Baudenkmal eingetragenen, aber bisher keinem Architekten zugeordneten Anlage handelt es sich um einen dreiteiligen Gebäudekomplex aus Backstein. Dieser besteht aus einer eingeschossigen Halle für Wagen und Geräte, einem daran anschließenden mit Staffgeschoss versehenen 16 Meter hohen Steigerturm sowie einem an diesen rückseitig angebauten zweigeschossigen Wohntrakt für den Brandmeister. Die expressiven Elemente treten am Turm in Form durchgehender Sohlbankgesimse und dreieckiger Fensterstürze in Erscheinung. Auch die Stürze der vier Toröffnungen des Hallentraktes besitzen die außergewöhnliche Dreiecksform. Die darin befestigten Flügeltüren fallen zudem durch im oberen Teil vorhandene Fensterflächen ins Auge, die durch strahlenförmig verlaufende Sprossen markant unterteilt sind.

5 Für mehrere in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre in Rheinhausen verwirklichte öffentliche Bauvorhaben, darunter die Errichtung einer Oberrealschule in der Schwarzenberger Straße 147 (heute ein Kultur- und Freizeitzentrum), einer Volksschule in der Langen Straße 15 (zuletzt Alfred-Hitz-Schule) und der Städtischen Sparkasse in der Friedrich-Alfred-Straße 80, ist bekannt, dass Gravert die Bauausführung oblag. Welche Rolle er im Entwurfsprozess spielte, war nicht zu rekonstruieren.



*Abb. 4: Ev. Friedenskirche in Rheinhausen/Girkon, Paul (Hrsg.):
Neubauten Evangelischer Gemeinden und Verbände
in Westdeutschland, Düsseldorf 1930, S. 59.*

Stadtbaurat in Gießen ab 1927

Ein völlig neuer, in Bezug auf sein architektonisches Werk äußerst ergiebiger Lebensabschnitt begann für Gravert dann im April 1928, als er mit den Stimmen aller im Stadtparlament vertretenen Parteien zum Stadtbaurat von Gießen gewählt wurde. Das Erscheinungsbild der Stadt, die ihm offenbar bessere Gehaltsbe-

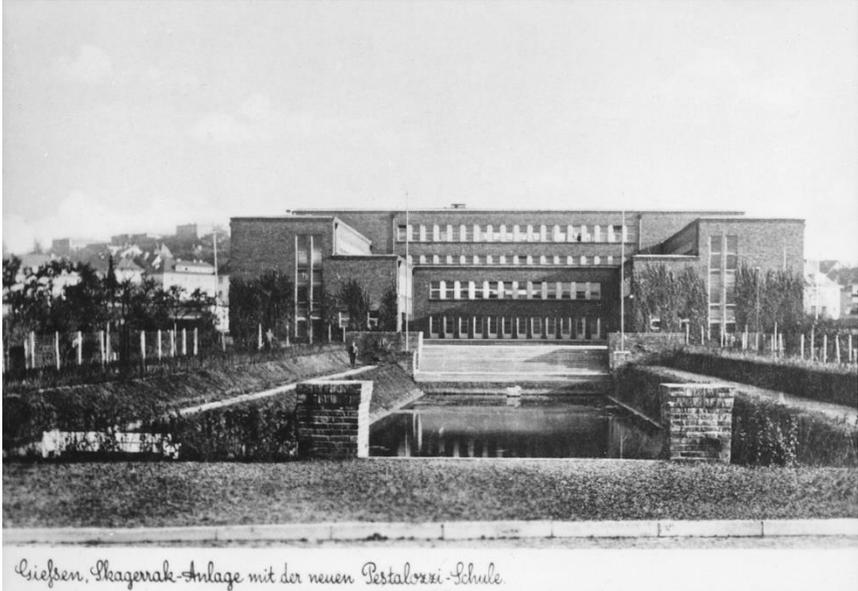
dingungen als Rheinhausen anbieten konnte, wird der Architekt von da an planerisch und baulich bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahr 1957 nachhaltig prägen, auch weil er wenig später zum Stadtbaudirektor befördert wurde.



Abb. 5: Feuerwehrhaus in Rheinhausen/ Stadtarchiv Duisburg.

Bereits 1929 erfolgte der Baubeginn für ein auf Ausarbeitungen Graverts zurückgehendes Großprojekt. Konkret ging es um einen Neubau für die Pestalozzischule, die aus der Innenstadt an den damaligen östlichen Stadtrand verlagert werden sollte. Der unter der Bauherrschaft des Städtischen Hochbauamtes bis 1934 errichtete dreiflügelige Bau besticht bis heute durch seine klaren Linien. Bemerkenswert ist hierbei seine Zusammensetzung aus unterschiedlich großen Baublöcken, durch die das Gebäude sukzessive auf vier Geschosse ansteigt. Ähnlichkeiten zu den Bauten in Rheinhausen ergeben sich vor allem aufgrund der dunklen Klinkerfassaden, die im Raum Gießen eher selten anzutreffen sind. Auch das alles in allem monumentale Außenbild des durch von der Straße aus über eine breite Freitreppe zugänglichen, völlig symmetrisch gestalteten Bauwerks, welches mittels einer axial

auf die Schule ausgerichteten, gestalteten Freifläche noch einmal verstärkt wird, lässt eine architektonische Verwandtschaft erkennen. Ansonsten steht die Pestalozzischule mit ihren flachgedeckten Dächern und horizontalen Fensterbändern sehr viel stärker als die Rheinhausener Gebäude in der Tradition des „Neuen Bauens“ der Zwischenkriegszeit.



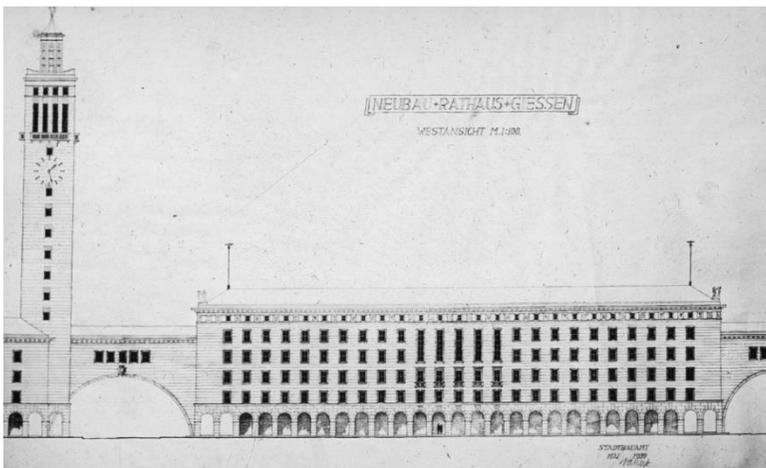
*Abb. 6: Pestalozzischule in Gießen/Christopher Gravert
(Postkartenmotiv aus den 1930er Jahren).*



Abb. 7: Orthopädische Klinik in Gießen/Stadtarchiv Gießen (61-013).

Noch deutlicher fallen derartige Bezüge allerdings bei einem anderen Bauwerk in Gießen aus, dessen Bauunterlagen mit Graverts Unterschrift versehen sind. Es handelt sich um die 1931 im Kliniksviertel eröffnete Orthopädische Klinik. Der durch den „Fürsorgeverein für Körperbehinderte“ aus Darmstadt ermöglichte Krankenhausbau mit 70 Betten repräsentiert all das, was wir heute gemeinhin als „Bauhaus-Moderne“ bezeichnen. Vor allem die flächig weiß verputzten und kaum ornamentierten Fassaden lassen das dreigeschossige Gebäude als progressiven Vertreter seiner Zeit ausmachen.

Eine völlig andere Architektursprache prägen die Gebäude, die Gravert in den 1930er Jahren konzipierte. Besonders hervor sticht wegen seines Umfangs die Planung eines Rathausneubaus. Der gegenüber dem Stadttheater von 1907 prominent am Gießener Anlagenring positionierte Bau sollte nach Vorstellung des Stadtbaudirektors aus einem Hauptgebäude mit fünf Vollgeschossen bestehen und – verbunden mit diesem durch eingeschossige Brückenbauten – zwei weitere Gebäudekomplexe umfassen. Das Rathaus ist der wohl monumentalste Entwurf von Gravert. Die beachtliche Länge der Hauptfassade wurde durch die symmetrische Anordnung von insgesamt 15 Fensterachsen noch einmal betont. Durchgehende Arkaden im Erdgeschoss, die Andeutung eines Mittelrisalits durch über zwei Geschosse reichende Rechteckfenster, ein Mezzaningeschoss als Gebäudeabschluss, ein umlaufendes Dachgesims und Akroterien im Dachbereich verweisen auf die in der Zeit des Nationalsozialismus verbreitete Bezugnahme auf klassizistische Vorbilder. Im Inneren war im Zentrum des mit zwei Innenhöfen ausgestatteten Hauptgebäudes eine pompöse Eingangshalle vorgesehen. Den eigentlichen Clou des Entwurfs stellte jedoch der nördlich des Hauptgebäudes jenseits einer Straße platzierte Rathhausturm dar. Der schmale, mindestens sechzehn Geschosse zählende Baukörper hätte für Gießen einen neuen Höhenrekord aufgestellt und die Stadtsilhouette weithin sichtbar verändert.



*Abb. 8: Entwurfskizze für ein neues Rathaus in Gießen/
Stadttarchiv Gießen (175-023).*

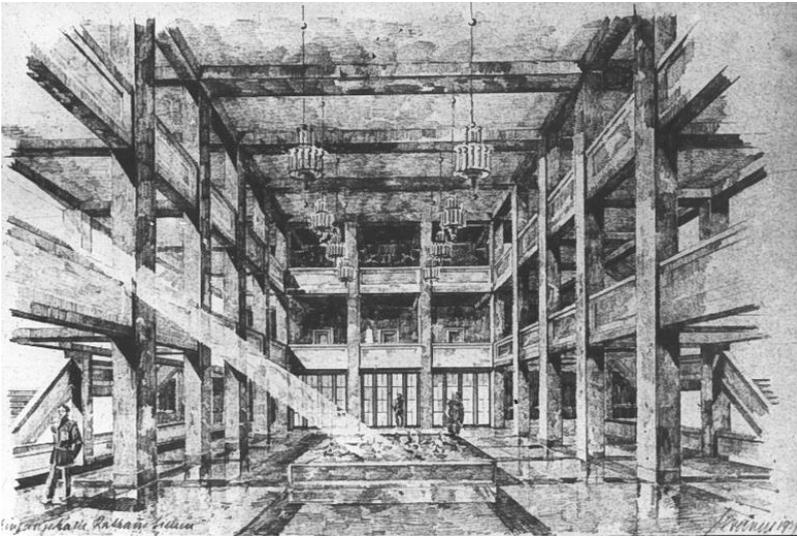


Abb. 9: Entwurfskizze für die Eingangshalle des neuen Rathauses in Gießen/ Stadtarchiv Gießen (175-043).

Von den hochtrabenden, im Frühjahr 1939 vorgelegten Plänen kam Nichts zur Ausführung. Realisiert wurde nach Plänen Graverts im selben Jahr hingegen der Sitz der Kreisleitung in der Liebigstraße 40. Obschon weitaus weniger monumental gestaltet, bildet das auf einem hohen Sandsteinsockel errichtete zweigeschossige Gebäude gleichwohl die bei Gravert zu dieser Zeit vorherrschende Entwurfshaltung ab. Die mittels dreier Rundbögen gestaltete Eingangshalle mit der ihr vorgelagerten breiten Treppenanlage, die symmetrische Fassadengliederung und das auffällige Walmdach zeigen auch hier dem Klassizismus nahestehende Gestaltungsprinzipien.

Nach dem Zweiten Weltkrieg verlor Gravert aufgrund seiner NSDAP-Mitgliedschaft im September 1945 seinen Posten als Stadtbaudirektor.⁶ 1952 erfolgte allerdings die politische Rehabilitation, an die sich die erneute Ernennung zum städtischen Beamten auf Lebenszeit anschloss. In dieser Phase war der Architekt mit dem Entwurf von drei baugleichen Wohngebäuden im Lärchenwäldchen befasst, die in der Gießener Stadtbaugeschichte einen bedeutenden Wendepunkt darstellen, da sie mit ihren acht Wohngeschossen den Wohnhochhausbau in der mittelhessischen Stadt vorbereiteten.⁷ Stilistisch können die auf beinahe quadratischem Grundriss, durch verschobene Geschosse und Gebäuderücksprünge jedoch aufgelockerten Häuser zweifellos der Nachkriegsmoderne zugeordnet werden. Schwebende Vordächer über den Eingängen, filigrane Balkongeländer und weit auskragende Flachdächer sind eindeutige Hinweise darauf.

⁶ Vgl. H. J. Weimann, Geschichte des Gießener Kunstvereins 1912, Biebental 2012, S. 16.

⁷ Die damals mit Abstand höchsten Gebäude der Stadt blieben letztlich unter der gesetzlich definierten Minimalhöhe von Wohnhochhäusern.



Abb. 10: Ehemalige Kreisleitung in Gießen/ Stadtarchiv Gießen (45-004).



Abb. 11: Hochhäuser am Lärchenwäldchen in Gießen/ Stadtarchiv Gießen (81-1103).

Auch in der stark zerstörten Gießener Innenstadt setzten der Stadtbaudirektor und das ihm unterstellte Hochbauamt in der Nachkriegszeit Akzente. 1953 wurde am Kirchenplatz ein fünfgeschossiges Wohn- und Geschäftshaus übergeben, das sich ebenfalls als typisches Bauwerk der 1950er-Jahre-Architektur präsentiert. Die modernen Elemente zeigen sich insbesondere in der Erdgeschossgestaltung, wo eine Arkade vier dort untergebrachte Ladengeschäfte begleitet. Die Freie Presse

berichtete anlässlich der Einweihung: „So wurde fast nach Kopenhagener Muster ein Fußgängerweg für Leute, die Zeit haben und die Geschäfte ansehen wollen, und ein Weg für die Schnellläufer geschaffen.“⁸



*Abb. 12: Wohn- und Geschäftshaus am Kirchenplatz in Gießen/
Stadtarchiv Gießen (81-1056).*

Bei seiner feierlichen Verabschiedung in den Ruhestand im Winter 1957 beklagte Gravert in einer Rede über seine Arbeit der zurückliegenden 30 Jahre, dass beim Wiederaufbau nach dem Krieg das Tragische gewesen sei, dass die Architektur keine festen Formen gefunden hätte. Auf allen Gebieten versuche die Architektur noch, das Gesicht der Zeit zu finden.⁹ Gravert traf damit eine Aussage, die er genauso über sein eigenes Werk hätte treffen können. Tatsächlich hinterlässt der Architekt ein Œuvre, welches sowohl stark konservative als auch unverkennbar zukunftsweisende Stilmittel aufweist und exemplarisch für den Mitte des 20. Jahrhunderts ausgetragenen Kampf zwischen Tradition und Moderne steht.

Auch wenn eine klare Handschrift in seinem Werk fehlt, mitunter gar eine gewisse opportunistische Haltung zu vermuten ist: Die architektonisch (und übrigens auch inhaltlich) sehr vielseitigen von ihm oder zumindest unter seiner Leitung ge-

8 Erster Arkadenbau in Gießen fertiggestellt. In: Freie Presse vom 28./29. November 1953.

9 Zitiert nach: Baudirektor Gravert im Ruhestand. In: Gießener Allgemeine vom 1. Februar 1957.

planten Bauobjekte weisen besondere Qualitäten auf. Wer die heute noch existierenden Gebäude aufsucht, stößt immer auf in sich stimmige, da wohlproportionierte Entwürfe. Darüber hinaus beherrschte Gravert die Einbettung seiner Bauten in den städtebaulichen Kontext. Dies lässt sich beispielhaft an der Pestalozzischule ablesen, die wirkungsvoll in sie umgebenden Stadtraum platziert ist. Besonders deutlich tritt die überzeugende bauliche Einordnung außerdem beim Mildred-Harnack-Fish-Haus (früher Otto-Eger-Heim) hervor. Der 1930 als Verpflegungseinrichtung für Studenten der Universität Gießen fertiggestellte Bau bildet den Abschluss der zentral verlaufenden Ludwigstraße und entfaltet durch eine erhöhte Lage weithin sichtbare Blickbeziehungen. Vor diesem Hintergrund ist es nur konsequent, dass zahlreiche Bauten von Gravert heute auf der Denkmalliste zu finden sind.¹⁰

Rekonstruiertes Werksverzeichnis (nur realisierte Bauwerke)

Bis 1928 (Zeit vor Gießen)

- Bauliche Anlagen für eine Abwrackwerft in Wilhelmshaven
- Verschiedene Lagerhäuser und Garagenbauten in Wilhelmshaven
- Sauerstoffwerk in Wilhelmshaven
- Siedlung mit 20 Einfamilienhäusern in der Herbartstraße in Rüstringen (1921/22)
- Fabrikantenvilla in der Kirchreihe in Rüstringen (1925)
- Feuerwehrhaus in der Clarenbachstraße in Rheinhausen (1927)
- Ev. Friedenskirche in der Lutherstraße in Rheinhausen (1928)

1928-1957 (Gießener Zeit)

- Erweiterungsbau der Neuen Marktauben in der Marktaubenstraße/am Lindenplatz (1928)
- Pestalozzischule in der Pestalozzistraße (1929)
- Mildred-Harnack.Fish Haus (vormals Otto-Eger-Heim) im Leihgesterner Weg (1930)
- Zuchtvieh-Versteigerungshalle an der Margaretenhütte (vermutlich 1930er Jahre)
- Orthopädische Klinik in der Freiligrathstraße (1931)
- Umbau des Provinzial-Kinderheims für die Provinzial-Direktion in der Licher Straße (1931)
- Verwaltungsgebäude des Schlachthofes in der Rodheimer Straße (1935)
- Kiosk-, Toiletten- und Umspannanlage in der Licher Straße (1937)

¹⁰ Außer den im vorliegenden Aufsatz genannten Gebäude (bis auf die stark veränderte Orthopädische Klinik) betrifft dies das Kiosk- und Toilettenhäuschen in der Licher Straße 2 und das Verwaltungsgebäude des Schlachthofes in der Rodheimer Straße 21. Unter den außerhalb Gießens liegenden von Gravert entworfenen Bauten stehen das Feuerwehrhaus sowie die Friedenskirche in Rheinhausen (heute ein Stadtbezirk von Duisburg) unter Denkmalschutz.

- Kreisleitung in der Liebigstraße (1939)
- Umgestaltung des Foyers im Hauptgebäude der Justus-Liebig-Universität in der Ludwigstraße (1940/41)
- Wohn- und Geschäftshaus am Kirchenplatz (1953)
- Wohnhochhäuser am Lärchenwäldchen (1954)

Quellen und Literatur

I. Archive

Stadtarchiv Duisburg: Fotosammlung, Personalakte W. Graverts.

Stadtarchiv Gießen: Fotosammlung, Personenstands-Register, Zeitungsausschnitte aus der Personengeschichtlichen Sammlung (8289).

Stadtarchiv Wilhelmshaven: Fotosammlung.

II. Zeitungsartikel

Einweihung des Feuerwehrgerätehauses in Friemersheim. In: Rheinhausener Zeitung vom 10. Oktober 1927.

Die Friedenskirche hat ihre Pforten geöffnet. In: Rheinhausener Zeitung, März 1929 (25. Jahrgang, Nr. 72).

Erster Arkadenbau in Gießen fertiggestellt. In: Freie Presse vom 28./29. November 1953.

Baudirektor Gravert im Ruhestand. In: Gießener Allgemeine vom 1. Februar 1957.

III. Literatur

Lang, Karlheinz; Wagner-Niedner, Christel (Mitarbeit): Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmäler in Hessen. Universitätsstadt Gießen, Braunschweig/Wiesbaden 1993.

Stürz, Henning: Klinik für Orthopädie. In: Roelcke, Volker (Hrsg.): Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen, Band 3: Von der Wiedegründung 1957 bis zur Gegenwart, Gießen 2007, S. 61-67.

Weimann, Hans-Joachim: Geschichte des Gießener Kunstvereins 1912, Biebertal 2012, insbesondere S. 15-16 mit Angaben zum beruflichen Werdegang W. Graverts.

Herzlich gedankt für weitere Informationen sei Ulrich Räcker-Wellnitz vom Stadtarchiv Wilhelmshaven, den Mitarbeitern des Stadtarchivs Duisburg, Dr. Ludwig Brake vom Stadtarchiv Gießen, Irene Serrano vom Institut für Geschichte der Medizin der Justus-Liebig-Universität Gießen und Dagmar Klein. Ein besonders großes Dankeschön für viele wertvolle Hinweise sowie die Übersendung von aufschlussreichen Materialien ist nicht zuletzt Christopher Gravert und Paul-Martin Lied auszusprechen.

Exemplarische Einblicke in die Spruchkammerverfahren Angenrods und seiner näheren Umgebung

INGFRIED STAHL

Am 30. März 1945 war in Angenrod und der Region Vogelsberg der Zweite Weltkrieg zu Ende. Pattons Panzer der 3. US-Armee hatten in raschem Durchmarsch nach dem Motto „push-push“ die Region von der unsagbaren Hitler- und Nazi-Diktatur befreit.

Die US-Amerikaner sollten dann aber noch weiter nach Deutschland vordringen, und zwar zunächst in nördlicher, dann in östlicher Richtung ins Thüringerland, wo sie mit der Befreiung des KZ Buchenwald bei Weimar die wohl schrecklichsten Erlebnisse ihres Soldatenlebens zu verarbeiten hatten.

Das offizielle Ende des Krieges wurde jedoch erst mit der Unterzeichnung der Kapitulationserklärung der Deutschen Wehrmacht in Berlin-Karlshorst besiegelt, und zwar am 8. Mai 1945.¹

Viele Tausende deutscher Soldaten gerieten in Gefangenschaft der Siegermächte: der Vereinigten Staaten von Amerika, von Großbritannien, Frankreich und der Sowjetunion.² Für manche dieser zumeist jungen Männer handelte es sich nur um kurzfristige Internierungen, insbesondere im Gewahrsam der Westalliierten. Für andere hingegen folgten langjährige Gefangenschaften unter zumeist menschenunwürdigen Bedingungen, so in fernöstlichen Arbeitslagern wie in Sibirien unter qualvollen Arbeits-, klimatischen, Verpflegungs- und Hygienebedingungen.³

Abertausende dieser vom Rest der Welt Abgeschnittenen sollten ihre Heimat Deutschland und ihre Lieben daheim nie wiedersehen: sie kamen in der Gefangenschaft um.⁴ Nur wenige Tausend der ehemaligen deutschen Wehrmacht- und auch Waffen-SS-Soldaten wie zum Beispiel Angehörige der 6. Armee von Stalingrad erlebten ab 7. Oktober 1955 dank des unablässigen Bemühens der deutschen Nachkriegsregierung unter Bundeskanzler Konrad Adenauer um Entlassung in die Heimat die kaum in Worte zu fassende Wiedersehensfreude mit ihren Familien.⁵ Es war die politisch ausgehandelte „Heimkehr der Zehntausend“, einhergehend

1 https://de.wikipedia.org/wiki/Bedingungslose_Kapitulation_der_Wehrmacht (abgerufen am 29.09.2017).

2 https://de.wikipedia.org/wiki/Kriegsgefangene_des_Zweiten_Weltkrieges#cite_note-27 (abgerufen am 29.09.2017).

3 Albrecht Lehmann: Gefangenschaft und Heimkehr, Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. C. H. Beck, München 1986; Sowjet-Union: Nichts vergessen in: Der Spiegel 27/83, 4. Juli 1983, S. 90 – 92.

4 So kam über ein Drittel der insgesamt gut drei Millionen in sowjetische Kriegsgefangenschaft gelangten deutschen Soldaten zu Tode.

5 <https://de.wikipedia.org/wiki/Heimkehrer> (abgerufen am 22.06.2017).

mit der auch Aufnahme diplomatischer Beziehungen Deutschlands mit der Sowjetunion.⁶

Da flossen sehr, sehr viele Tränen der Rührung, sowohl bei den ausgemergelt eintreffenden ehemaligen Soldaten, als auch bei ihren Frauen, Müttern, Kindern und allen übrigen Angehörigen ihrer Familien. Es war der historische Tag von „Friedland“ an der Zonengrenze der Siegermächte Sowjetunion und Alliierte.

Auf die hiesige Region Oberhessen und speziell des kleinen Ortes Angenrod und seiner Umgebung heruntergebrochen ergab sich mit der Befreiung durch die US-GIs zunächst die Situation, dass das politische Sagen im Dorf nun nicht mehr die Nationalsozialisten hatten, sondern die örtliche und regionale US-Militärkommandantur. Es sollten ja, angeordnet von deren höchsten Instanz, nämlich vom Oberkommandierenden der US-Streitkräfte in Europa, General Dwight D. Eisenhower (1890 – 1969), auch in Deutschland Demokratien aufgebaut werden.⁷ Eisenhower war während des Zweiten Weltkriegs zudem höchster militärischer Befehlshaber der Alliierten, der „Supreme Commander der Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force (SHAEF) in Europa.“⁸

Bei der Demokratie handelt es sich bekanntermaßen um die nach wie vor gerechteste, weil alle Stimmen der Bevölkerung berücksichtigende Staatsform - und dies bei freien Wahlen. Sie geht im Prinzip auf die klassische Form von „demokratós“ - Herrschaft des Staatsvolks - aus der griechischen Antike (5. Jh. v. Chr.) zurück, entstammt also Griechenland aus dessen kulturellem und politischem Vermächtnis für die Weltgeschichte überhaupt.⁹

In den USA und allen zivilisierten Nationen der Welt waren Demokratien, gepaart mit dem Gedankengut von Aufklärung und persönlicher Freiheit, schon seit langem etabliert – und sind es auch heute noch, wenngleich in manchen Teilen der Welt bereits wieder sehr bedenkliche Rückschritte zu Autokratien zu registrieren sind.

Deutschland nach der leidvollen Nazi-Diktatur musste allerdings nach dem Krieg erst für die Demokratie „umgepolt“ werden. Zu sehr war noch völkisch-nationales und rassistisches Gedankengut in den Köpfen vieler Menschen eingepägt.

Um Neuordnung des deutschen Staatsgebildes zur Demokratie auf den Weg zu bringen, hatten sich die Siegermächte ein tiefgreifendes politisches Verfahren ausgedacht: Elimination aller politisch belasteten Nationalsozialisten aus dem öffentlichen Leben, und dies auch auf längere Zeit - auch in Internierungslagern - und dann natürlich Etablierung in freien Wahlen neugewählter Gemeinderäte sowie Einsetzung entsprechender politisch unbelasteter Bürgermeister nach dem

6 https://de.wikipedia.org/wiki/Heimkehrer#Die_E2.80.9EHeimkehr_der_Zehntausend.E2.80.9C (abgerufen am 29.09.2017).

7 Die Direktive JCS 1067 der Alliierten mit Blick auf den demokratischen Neubeginn in Deutschland war bereits auf der Potsdamer Konferenz bekanntgegeben worden: <https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Entnazifizierung> (abgerufen am 29.09.2017).

8 https://de.wikipedia.org/wiki/Dwight_D._Eisenhower (abgerufen am 31.08.2017).

9 <https://de.wikipedia.org/wiki/Demokratie> (abgerufen am 29.09.2017).

Krieg. Dies alles erfolgte mit dem Ziel, Verwaltung und öffentliches und wirtschaftliches Leben wieder in Gang zu setzen, nun aber im Sinne demokratischer Verhältnisse.

Während in den ausgebombten Großstädten Deutschlands insbesondere der Wiederaufbau im Vordergrund stand, war dies für die ländliche Region zumeist von nur geringer Relevanz. Was die Ermittlung der für die Durchsetzung der NS-Politik 1933 bis 1945 verantwortlichen Personen und deren Aburteilung anbelangt, war schon gleich nach Besetzung auch Angenrods, wie generell praktiziert, der sogenannte „automatic arrest“ von den US-Offizieren umgesetzt worden.¹⁰ Hierbei handelte es sich um unverzügliche Festnahmen von mutmaßlichen NS-Aktivisten ohne vorausgehende Einzelprüfung.

Kleiner Exkurs: Gesetz zur Befreiung von Nationalismus und Militarismus

Schon unmittelbar nach dem Ende des Dritten Reiches, verbunden mit Absetzung und Inhaftierung der post-Hitler-Regierung unter Karl Dönitz, übernahmen die Siegermächte mit ihren Oberbefehlshabern – Dwight D. Eisenhower für die USA, Georgi Schukow für die UdSSR, Bernard Montgomery für das United Kingdom und Jean de Latrre de Tassigny für Frankreich – die oberste Regierungsgewalt im Nachkriegsdeutschland.

Grundlegend war hier das Besatzungsrecht. Dieses betraf unter anderem auch die Administration von ganz oben bis nach unten in die Gemeinden. Verkündet wurde diese Zäsur mit einer gemeinsamen Erklärung der Alliierten am 5. Juni 1945, auch als „Berliner-“ beziehungsweise „Juni-Deklaration“ bezeichnet.¹¹

Mit dem Ziel gemeinsamer Ausübung der Regierungsgewalt etablierten die Siegermächte nachfolgend den sogenannten Alliierten Kontrollrat. Zu seiner ersten und somit konstituierenden Sitzung trat er bereits am 30. Juli 1945, dies am Rande der Potsdamer Konferenz, zusammen.¹²

Mit einer ganzen Serie von sogenannten Kontrollrats-Gesetzen – von Nr. 1 (20. September 1945, Aufhebung von NS-Recht) bis Nr. 62 (20. März 1948, Staatskirchenrecht) – nahm der Kontrollrat in den ersten knapp drei Jahren nach Kriegsende die grundsätzliche und demokratisch orientierte politische Weichenstellung in Deutschland vor.¹³

Die in Abkehr vom NS-Deutschland wichtigsten dieser Gesetze waren wohl Nr. 1 (Aufhebung von NS-Recht), Nr. 2 (Auflösung und Liquidierung der NS-Organisationen), Nr. 10 (Bestrafung von Personen, die sich Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen den Frieden oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit schuldig gemacht haben) und Nr. 34 (Auflösung der Wehrmacht). In einer Reihe von

10 https://de.wikipedia.org/wiki/Automatischer_Arrest (abgerufen am 07.08.2017).

11 [https://de.wikipedia.org/wiki/Berliner_Erkl%C3%A4rung_\(Alliierte\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Berliner_Erkl%C3%A4rung_(Alliierte)) (abgerufen am 31.08.2017).

12 https://de.wikipedia.org/wiki/Alliiertes_Kontrollrat (abgerufen am 31.08.2017).

13 <https://de.wikipedia.org/wiki/Kontrollratsgesetz> (abgerufen am 31.08.2017).

Kontrollratsgesetzen, insgesamt 15, erfolgten dann auch Änderungen von bereits zuvor verabschiedeten Gesetzen.

Bezüglich des Verbots der NSDAP hatte der Kontrollrat bereits mit seiner Proklamation Nr. 2, Abschnitt XI, vom 20. September 1945 als eine der zusätzlichen an Deutschland gestellten Forderungen unter Punkt 38 fixiert: „Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei (NSDAP) ist völlig und endgültig aufgelöst und wird als illegal erklärt.“

Das Verbot der ihr zugehörigen Gliederungen und angeschlossenen Verbände und von der Partei abhängigen Organisationen sowie auch aller „Nazi-Einrichtungen, die von der Partei als Werkzeuge ihrer Herrschaft geschaffen“ worden waren, wurde gleich anschließend unter Punkt 39 als Forderung erhoben.¹⁴

Nur drei Wochen später, am 12. Oktober 1945, erfolgte dann durch das Kontrollrats-Gesetz Nr. 2 des Alliierten Kontrollrats das nun rechtswirksame endgültige Verbot der NSDAP einschließlich aller zugehörigen Gliederungen und Verbände. Es war eine essentielle und unverzichtbare legislative Maßnahme des Kontrollrats bezüglich Wegbereitung der Demokratie im Nachkriegsdeutschland.

Mit Blick auf primären Aufbau der Demokratie im damaligen Großhessen war es dann am 3. November 1945 ein Runderlass des Großhessischen Staatsministeriums, in dem aufgefordert wurde, bei den Stadt- und Landkreisen demokratische Reinigungs- und Benennungsausschüsse zu bilden.¹⁵ Es gelte, heißt es hier, „ganz allgemein die Reinigung des öffentlichen Lebens vom nationalsozialistischen und militärischen Ungeist“ zu fördern.

Hintergrund dieser Direktiven war die grundsätzliche Vorgehensweise der Alliierten, parallel zu den anhängigen internationalen Gerichtsverfahren in Nürnberg und der „reeducation“¹⁶, also der Umerziehung, den diktatorischen und menschenverachtenden Nationalsozialismus sowohl als Ideologie als auch als Phänomen auszuschalten. Hierfür richtungweisend war auch bereits das am 26. Septem-

14 <http://www.verfassungen.de/de/de45-49/kr-proklamation2.htm> (abgerufen am 29.09.2017).

15 Herbert Jäkel, Die Entnazifizierung in Alsfeld, *Heimatchronik der „Oberhessischen Zeitung“*, 13. Jahrgang, Heft 5, Mai 1996; Jäkel berichtet in seinem Beitrag auch über Klagen des Großhessischen Ministers des Innern, dass diese Ausschüsse nicht funktionierten. Es gingen Beschwerden ein, dass „Nazis Zulassungen für Kraftfahrzeuge erhalten, bekannte Antifaschisten dagegen nicht“ oder aber auch, dass „Naziaktivisten und Militaristen bestrebt seien, in der Landwirtschaft unterzutauchen, um sich damit besser der Kontrolle zu entziehen und um die Möglichkeit zu erhalten, im Umkreis ihrer Betätigung politischen Einfluß zu gewinnen.“ Die Ausschüsse sollten daher, so das Schreiben des Ministers, „Vorschläge unterbreiten zur Heranziehung von Personen zur öffentlichen Verwaltung, die weder der NSDAP noch einer ihrer Gliederungen angehörten.“ Besonders in Vorschlag gebracht werden sollten auch junge Leute, dies selbst, „wenn sie zwangsläufig der HJ oder dem BDM angehören mußten, ohne jedoch ein Amt bekleidet zu haben.“ Mit dieser personellen Strategie sollten in die „öffentlichen Verwaltungsapparate Menschen mit zuverlässiger demokratischer Gesinnung“ hineingelangen. In Alsfeld war es dann sogleich der Landrat, der die Bürgermeister im Kreis Alsfeld aufrief, „in der Gemeinde eine Stelle zu errichten, die alle Klagen über Mißstände in der Denazifizierung sammelt und an einen demokratischen Reinigungs- und Benennungsausschuss weiterleitet.“

16 <https://de.wikipedia.org/wiki/Reeducation> (abgerufen am 31.08.2017).

ber 1945 von der amerikanischen Militärregierung in Kraft gesetzte Gesetz Nr. 8 zu interpretieren.¹⁷ Es verbot die Beschäftigung von Mitgliedern der NSDAP und ihrer Organisationen auch in den wirtschaftlichen Betrieben, es sei denn als einfacher Arbeiter.

Nach einer geraumen Vorlaufzeit nach dem Krieg und dem in Gang setzen von Verwaltung und Wirtschaft im Nachkriegsdeutschland wurde am 5. März 1946 das „Gesetz Nr. 104 zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ verabschiedet.¹⁸ Mit diesem gelangte das Erfassungsprozedere in strukturierte und gesetzlich fundierte Bahnen.

In diesem für die weitere Entwicklung des Nachkriegsdeutschlands grundlegenden Gesetz heißt es unter anderem: „Nationalsozialismus und Militarismus haben in Deutschland zwölf Jahre die Gewaltherrschaft ausgeübt, schwerste Verbrechen gegen das deutsche Volk und die Welt begangen, Deutschland in Not und Elend gestürzt und das Deutsche Reich zerstört. Die Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus ist eine unerläßliche [sic] Vorbedingung für den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau.“

Weiter wurde auch – recht positiv für die deutsche Politik – bekräftigt, die Amerikanische Militärregierung habe nun entschieden, „daß [sic] das deutsche Volk die Verantwortung für die Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus auf allen Gebieten übernehmen kann.“

Etablierung von Spruchkammern in Hessen

In dem Gesetz, das als Gesetz Nr. 902 vom 23. Oktober 1947, als Gesetz Nr. 922 vom 29. März 1948 und Gesetz Nr. 923 vom 31. März 1948 noch drei Änderungen erfuhr, wurde die detaillierte Vorgehensweise bei den Einstufungen der Nazis und auch den Sühnemaßnahmen festgelegt. Auf örtlicher Ebene zuständig waren die mit Laien, also Nicht-Juristen gebildeten Spruchkammern.¹⁹ Sie trafen die Entscheidung über die Einreihung in die Gruppen Verantwortlicher und nahmen auch die Sühnefestsetzungen vor. Für jede dieser Kammern wurde ein öffentlicher Kläger berufen. Er erfüllte gleichsam die Funktion eines Staatsanwalts, vertrat also die staatliche Ebene. Alle Mitglieder der Kammern durften natürlich nicht nationalsozialistisch belastet sein.

17 https://www.landesarchiv-bw.de/stal/spk/1_Anfang.htm (abgerufen am 29.09.2017).

18 <http://www.verfassungen.de/de/bw/wuertt-b-befreiungsgesetz46.htm> (abgerufen am 29.09.2017).

19 Eine erste grundlegende Aufarbeitung der Spruchkammerverfahren bezüglich der Stadt Alsfeld erfolgte bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten durch Alsfelds Lokalhistoriker Dr. Herbert Jäkel: Herbert Jäkel, Die Entnazifizierung in Alsfeld, *Heimatchronik der „Oberhessischen Zeitung“*, 13. Jahrgang, Heft 5, Mai 1996 sowie Die Entnazifizierung in Alsfeld (Forts.), *Heimatchronik der „Oberhessischen Zeitung“*, 13. Jahrgang, Heft 6, Juni 1996. In den Einzelfällen werden hier die Spruchverfahren gegen „Karl Gottschämmer“, den „Heilpraktiker Willi Friedrich“, „Dr. B.“, den „Schüler J.“, „Schulrat Karl Rausch“, die Fälle „des Rechtsanwaltes W.“, des „Hilfsarbeiters G.“, des „Berufsschullehrers F.“, des „Buchhalters F.“ und des „Studienrates Dr. Sp.“ sowie gegen Alsfelds damaligen „Bürgermeister Dr. Völsing“ ausführlich erörtert.

Grundlage der Spruchkammerverhandlungen waren die von den Einzelnen auszufüllenden und abzugebenden Meldebögen der amerikanischen Militärregierung (MilGOV).²⁰ Dabei handelte es sich um einen gegenüber den Primär-Fragebögen der MilGOV²¹ dann deutlich reduzierten „Meldebogen“ mit nur noch 14 Hauptfragenbereichen (Abb. 1) (Abb. 2). Erstere (Rev. 15 May 1945, also unmittelbar nach Kriegsende konzipiert) umfassten noch 131 Einzelfragen zu insbesondere „E. Membership in Organisations“, also Mitgliedschaft in Organisationen, und waren zweisprachig abgefasst.

Lfd. Nr.	Einflieferungsort	Einflieferungstag	Aktzeichen	Buchstabe
----------	-------------------	-------------------	------------	-----------

Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. 3. 1946
Deutlich und lesbar ausfüllen (Druckbuchstaben)! Dick umrahmtes nicht ausfüllen! Jede Frage ist zu beantworten!

Zuname _____ Vornamen _____ Beruf _____
Wohnort _____ Straße _____
Geburtsdatum _____ Geburtsort _____ Familienstand ledig/verheiratet/verwitwet/geschieden
Wohnorte seit 1933:
a) _____ von _____ bis _____
b) _____ von _____ bis _____
c) _____ von _____ bis _____

1.	Waren Sie jemals Angehöriger, Anwärter, Mitglied, Förderndes Mitglied der:	Ja oder Nein	Stärker Angewandtheit RM	von	bis	Mittglieder-Nr.	Höchster Rang oder höchstes befristetes Amt oder Tätigkeit, auch vertretungsweise oder ehrenhalber	Klasse oder Teil B
a	NSDAP.							
b	Allg. SS							
c	Waffen-SS							
d	Gestapo							
e	SD (Sicherheitsdienst der SS)*							
f	Geheime Feldpolizei							
g	SA							
h	NSKK. (NS-Kraftfahr-Korps)							
i	NSFK. (NS-Flieger-Korps)							
k	NSF. (NS-Frauenstaff)							
l	NSDStB. (NS-Studentenbund)							
m	NSDoB. (NS-Dozentenbund)							
n	HJ.							
o	BdM.							

*Es ist auch nebenamtliche Mitglieder, z. B. Vertrauensmann, aufzuführen.

2.	Gehörten Sie außer Ziffer 1 einer Naziorganisation gemäß Anhang zum Gesetz an?	Bezeichnung	von	bis	Höchster Rang oder höchstes befristetes Amt oder Tätigkeit, auch vertretungsweise oder ehrenhalber	Klasse oder Teil B
a						
b						
c						
d						
e						
f						
g						

*Es ist jedem freigestellt hier auch die Zugehörigkeit zu anderen Organisationen nachzuweisen.

3. Waren Sie Träger von Parteiauszeichnungen (Parteiorden), Empfänger von Ehrensold oder sonstiger Parteibegünstigungen?
Welcher?

4. Hatten Sie irgendwann Vorteile durch Ihre Mitgliedschaft bei einer Naziorganisation (z. B. durch Zuschüsse, durch Sonderzuteilungen der Wirtschaftsgruppe, Beförderungen, UK-Stellung u.ä.)?
Welche?

5. Machten Sie jemals finanzielle Zuwendungen an die NSDAP. oder eine sonstige Naziorg.?
an welche _____ in welchen Jahren _____ insgesamt RM _____

Abb. 1: Meldebogen-Vordruck (Vorderseite), HStAD, R 12 C, Nr. 248.

20 HStAD, Best. R 12 C, Nr. 248.

21 HStAD, Best. R 12 D, Nr. 43.

6. Zugehörigkeit zur Wehrmacht, Polizeiformationen, RAD, OT, Transportgruppe Speer u. ä.

Genauere Bezeichnung der Formation		höchster erreichter Rang	ab wann	Klasse oder Teil B
a				
b				

c Waren Sie NS-Führungsoffizier (auch wenn nicht bestätigt)? _____ von _____ bis _____

d Waren Sie Generalstabsoffizier? _____ Rang _____ von _____ bis _____

7. In welchen Organisationen (Wirtschaft, Wohlfahrt) bekleideten Sie ein Haupt-, Neben- oder Ehrenamt?

Bezeichnung			von	bis	höchster Rang od. höchstes bekleidetes Amt od. Tätigkeit, auch vertretungsweise od. ehrenhalber		
a							
b							
c							
d							
e							
f							

8. Angaben über Ihre Haupttätigkeit, Einkommen und Vermögen seit 1932

Ziff.	Jahr	Waren Sie selbstständig oder Arbeitnehmer?	Falls selbstständig: Zahl der Beschäftigt.	Stellung od. Dienstbezeichnung als Arbeiter, Handwerker, Angestellter, Beamter, Vorstand, Gesellschafter, Aufsichtsrat, Unternehmer, freier Beruf etc.	Firma des Arbeitgebers oder eigene Firma bzw. Berufsbezeichnung mit Ausdrück	Steuerpflichtig: Klassen- Einkommen des Betroffenen RM	Steuerpflichtig: Vermögen des Betroffenen RM
a	1932						
b	1934						
c	1938						
d	1943						
e	1945						

9. Haben Sie Unternehmen oder Betriebe betreut oder kontrolliert?
Welche? _____

10. Wurden Ihnen von Staat, Partei, Wirtschaft o. ä. Organisationen bisher nicht aufgeführte Titel, Dienst-
ränge oder -bezeichnungen verliehen?
Welche? _____

11. Läuft oder lief für Sie bereits ein Prüfungsverfahren? _____ Akt.-Zeich? _____
Wo? _____ Mit welchem Ergebnis? _____

12. Ist Ihre Beschäftigung von der Militärregierung schriftlich genehmigt?
Vorläufig? _____ Endgültig? _____ Ist Ihre Beschäftigung von der Militärregierung abgelehnt?
Durch welche örtliche Militärregierung u. wann wurde Ihre Beschäftigung genehmigt oder abgelehnt?

Ich versichere die Richtigkeit und Vollständigkeit der von mir gemachten Angaben. Falsche oder irreführende oder unvollständige Angaben werden gemäß Art. 65 des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus mit Gefängnis oder mit Geldstrafe bestraft.

13. In welche Gruppe des Gesetzes gliedern Sie sich ein?
Falls Sie glauben, daß das Gesetz nicht auf Sie Anwendung findet, geben Sie Gründe an: _____

14. Bemerkungen: _____

_____ Datum _____ Unterschrift: _____ Name _____ Vorname _____

Abb. 2: Meldebogen-Vordruck (Rückseite), HStAD, R 12 C, Nr. 248.

Für Angenröder ging dieses Prozedere in den Jahren 1946 bis 1948 über die Bühne,²² gefolgt dann entweder von Spruchverfahren in schriftlicher Form ohne Verhandlung in Alsfeld – und das war ganz überwiegend der Fall – oder von Spruchkammerverhandlungen im Amtsgericht Alsfeld beziehungsweise später im Hotel „Deutsches Haus“ unter Ladung der Beklagten und dann auch der aufgebotenen Zeugen und im Beisein des Rechtsbeistands des Betroffenen.

Alle Verfahren, ob schriftlich oder aber vor Ort persönlich, mündeten dann in die Entscheide, die sogenannten Sprüche. In diesen wurde die Gruppeneinstufung

fixiert und gegebenenfalls das Strafmaß, die „Sühne“, festgelegt. In allen Fällen stand dem Betroffenen dann als nächste Instanz als Einspruchsmöglichkeit der Gang zum Berufungsgericht in Gießen optional zur Verfügung. Es konnte also, was durchaus in dem einen oder anderen Fall praktiziert wurde, mit Unterstützung eines Rechtsanwalts Berufung eingelegt werden, dies mit dem Ziel, entweder gänzlich als unbelastet erklärt zu werden oder aber auch, das Ausmaß der Sühne heruntersetzen zu lassen.



Abb. 3: Minister Gottlob Binder, HStAD, R 4, Nr. 14603

Vorgesetzter aller Kammern in Hessen war der damals institutionalisierte „Minister für politische Befreiung“, Gottlob Binder (1885 – 1967) (Abb. 3).²³ Dieser hatte die Dienstaufsicht, und er bestellte auch die Mitglieder der Kammern und den öffentlichen Kläger. Binder war Mitglied der SPD.

Grundlage aller Einzel-Überprüfungen war der bereits erwähnte obligatorische Meldebogen der US-Militär-Behörde. In der örtlichen Presse wurde bereits im Vorfeld großaufgemacht über das Inkrafttreten des „Gesetzes zur Befreiung von

23 HStAD Bestand S 1 Nr. NACHWEIS.

Nationalsozialismus und Militarismus“ berichtet, in der „Fuldaer Volkszeitung“ sogar in vollem Wortlaut, drei komplette Zeitungseiten umfassend und mit der Hauptschlagzeile: „Das neue Säuberungsgesetz ist in Kraft getreten.“²⁴ (Abb. 4)



Abb. 4: Säuberungsgesetz, Fuldaer Volkszeitung; 09.03.1947; (Hohhaus-Bibliothek)

Zu den Grundlagen des Gesetzesvorhabens wird den Lesern eingangs mitgeteilt: „Die alliierte Militärregierung hat das neue deutsche Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus genehmigt. Das Gesetz sieht zum erstenmal [sic] die Beteiligung deutscher Behörden bei der Durchführung der politischen Säuberung vor.

Die Unterzeichnung des Gesetzes erfolgte in München durch die Ministerpräsidenten der drei Länder in der amerikanischen Besatzungszone. Alle Deut-

24 Fuldaer Volkszeitung; 09.03.1947; der Autor dankt Herrn Prof. Dr. Karl-August Helfenbein (Lauterbach) ganz herzlich für seine Unterstützung bei der Einsichtnahme in die Archivalien der Hohhaus-Bibliothek in Lauterbach.

schen müssen auf Grund des Gesetzes einen Fragebogen ausfüllen. Die Einteilung der Nazis erfolgt in fünf Gruppen von den hohen Nazis bis zu den Mitläufern. Die Schuldigen werden je nach ihrer Beteiligung an den Methoden der Nazis zur Bestrafung herangezogen. Die Entscheidungen über die Art der Bestrafung erfolgen durch einen deutschen Gerichtshof.

Der stellvertretende amerikanische Militärbefehlshaber General Lucius D. Clay (1897 – 1978)²⁵ hat sich über die Zusammenarbeit der deutschen Behörden bei der Ausarbeitung des Gesetzes lobend ausgesprochen und sagte:

„Ich habe Achtung vor den Deutschen, die ein solches Programm ausarbeiten.“

Zu den Gruppen der Verantwortlichen werden in den Artikeln 5 bis 7 des Gesetzes (Hauptschuldige), in Artikel 8 (Militaristen), Artikel 9 und 10 (Nutznießer) sowie in den Artikeln 11 bis 13 (Minderbelastete, Mitläufer und Entlastete) die jeweiligen Details festgeschrieben. Auch die fallbezogen anzuwendenden Sühnemaßnahmen, insbesondere gegen Hauptschuldige, Aktivisten, Minderbelastete und Mitläufer, werden gesetzlich fixiert. Aber auch der gesetzliche Passus „Mildernde Umstände“ ist in das Gesetz integriert.

Etablierung der Spruchkammer Alsfeld 1946

Die Spruchkammer Alsfeld war eine von insgesamt 14 Spruchkammern in diesem Bezirk. Sie war erste Instanz für die Verfahren und für die Entnazifizierung in den Gemeinden des Kreises Alsfeld zuständig. Ihre Arbeit hatte sie bereits im Mai 1946 aufgenommen. Eine entsprechende Bekanntmachung im „Amtlichen Mitteilungsblatt für den Kreis Alsfeld“, das ab dem 4. Oktober 1945 erschien, erfolgte allerdings nicht. Wohl aber wurden in diesem Blatt ab dem 25.07.1946 die jeweiligen Spruchverfahren unter Angabe der Personen, deren Geburtsdaten und deren Terminierung dezidiert veröffentlicht.

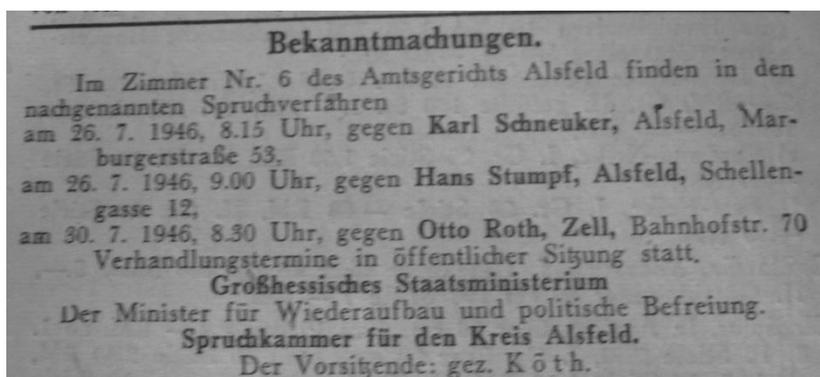


Abb. 5: Spruchkammer Lauterbach startet. Der Landrat des Landkreises Lauterbach - Mitteilungen 23.05.1946 (Hobhaus-Bibliothek)

25 HStAD Bestand S 1 Nr. NACHWEIS

In den „Mitteilungen“ des „Landrats des Landkreises Lauterbach“ ist aber die Tätigkeitsaufnahme der entsprechenden Kammer für den Nachbarkreis Alsfeld in einer offiziellen Meldung vom 23. Mai 1946 (Abb. 5) dokumentiert:²⁶

„Die Spruchkammer für den Kreis Lauterbach hat am 20. Mai ds. Js. aufgrund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946 ihre Tätigkeit aufgenommen.

Unsere Geschäftsräume befinden sich in Lauterbach im Amtsgericht, Marktplatz.

Es wurden vom Ministerium für Wiederaufbau und politische Befreiung ernannt:

Als geschäftsführender Vorsitzender Wilhelm Fester, Schlitz, als Vorsitzender Peter Meister, Schlitz, als öffentl. Ankläger Wilhelm Otterbein, Lauterbach, Eugen Korndörfer, Schlitz.

Spruchkammer Kreis Lauterbach.

Der Vorsitzende: Wilh. Fester.“

Da sowohl die „Oberhessische Zeitung“ (Alsfeld) als auch der „Lauterbacher Anzeiger“ (Lauterbach) aus politischen Gründen in der ersten Zeit nach Kriegsende 1945 nicht erscheinen durften,²⁷ waren es lediglich die von der US-Militärkommandantur gestatteten Amtsblätter des Landrats des Kreises Alsfeld beziehungsweise Lauterbach, die die hiesige Bevölkerung mit amtlichen Nachrichten informierten.

So erfolgte auch die offizielle Bekanntmachung des Gesetzes zur „Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ auf diesem Wege und in Durchführung dieses Gesetzes die Einrichtung der beiden regionalen Spruchkammern, zum einen in Alsfeld (Amtsgericht), zum anderen auch in Lauterbach, ebenfalls im dortigen Amtsgericht.

Im Lauterbacher Mitteilungsblatt wurden dann allerdings in den Folgemonaten keine Einzelverfahren der dortigen Spruchkammer veröffentlicht. Es findet sich lediglich am 24.10.1946 eine Mitteilung über öffentliche Spruchkammerverhandlungen mit R. und G. vor der Spruchkammer Darmstadt-Lager (Rheinstraße).

In ersterem Fall wurde der Verhandlungstag auf den 30.10.1946, 8 Uhr, terminiert. Im zweiten Fall, nämlich eines damals 64-jährigen Landwirts eines Kreisortes, war die Verhandlung auf den 01.11.1946, aber nun 13 Uhr, festgesetzt. Die Publikation weiterer Details zu diesen Verfahren erfolgte in den Mitteilungen des Landrats des Landkreises Lauterbach jedoch nicht mehr.

Im „Amtlichen Mitteilungsblatt für den Kreis Alsfeld“ finden sich erheblich später, nämlich erst ab 25.07.1946, diverse Bekanntmachungen zu öffentlichen

26 Der Landrat des Landkreises Lauterbach – Mitteilungen: 23.05.1946 (Hohhaus-Bibliothek Lauterbach).

27 https://de.wikipedia.org/wiki/Pressegeschichte_in_Deutschland (abgerufen am 02.10.2017); damals wurden sämtliche deutsche Medien, von Ausnahmen abgesehen, wegen der Gefahr sogenannter nationalsozialistischer Durchwirkung geschlossen, um einen demokratisch basierten Neuaufbau zu ermöglichen. Diese Phase des „Medienverstummens“ infolge der militärischen Medienpolitik in 1945 ging auch als „Blackout“ in die Zeitgeschichte ein: <https://de.wikipedia.org/wiki/Aussetzer> (abgerufen am 02.10.2017).

Sitzungen von Spruchkammerverhandlungen in Alsfeld (Abb. 6).²⁸ Den Bekanntmachungen des „Großhessischen Ministeriums für politische Befreiung“ zufolge fanden diese Sitzungen in Zimmer 6 des Amtsgerichts Alsfeld (Abb. 7) statt. Den Vorsitz hatte Otto Köth.

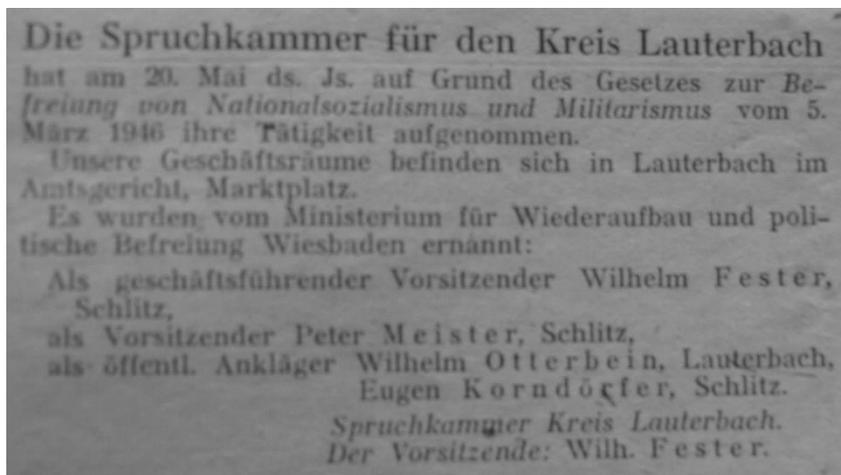


Abb. 6: Erste Bekanntmachung eines Verfahrens vor der Spruchkammer Alsfeld, OZ-Archiv: Amtliches Mitteilungsblatt für den Kreis Alsfeld 25.07.1946

Weitere Spruchkammerverhandlungstermine wurden in diesem Mitteilungsblatt an folgenden Tagen publiziert: 01.08.1946 (6 Beklagte), 08.08.1946 (Termine am 5.8.46, 1 Beklagter), 7.8.1946 (1 Beklagter), 8.8.1946 (3 Beklagte) und 15.08.1946 (insgesamt 8 Beklagte).

Detaillierte Berichte zu Spruchkammerverfahren in der Region erschienen jedoch, und das schon von Anbeginn an, in der „Fuldaer Volkszeitung“²⁹. Diese wurde in der Nachkriegszeit mit Genehmigung der US-Militär-Behörde von einem ausgewiesenen Nichtnationalsozialisten, nämlich Heinrich Kierzek, herausgegeben. Kierzek war mit gleichem Datum zugleich auch Gründer der „Fuldaer Verlagsanstalt.“

Für eine ganze Reihe von Jahren war die „Fuldaer Volkszeitung“ die einzige Lokalzeitung für den Raum Fulda, bis sie dann Ende Juni 1974 von der „Fuldaer Zeitung“ übernommen wurde. In der „Fuldaer Volkszeitung“ erschienen seinerzeit ausführliche Verhandlungsberichte der Spruchkammerverfahren nicht nur in Fulda, sondern auch in den Kreisen Hersfeld, Hünfeld und Lauterbach und sogar im September und Oktober auch zwei aus dem Landkreis Alsfeld.

28 OZ-Archiv: Amtliches Mitteilungsblatt für den Kreis Alsfeld, 25.07.1946.

29 Bildungsserver Hessen. Abgerufen am 08.07.2017; https://de.wikipedia.org/wiki/Fuldaer_Volkszeitung (abgerufen am 08.07.2015).



Abb. 7: Amtsgericht Alsfeld (alter Teil), Foto: I. Stabl

Die erste dieser beiden behandelte das Verfahren gegen Alsfelds langjährigen Bürgermeister Dr. Karl Völsing.³⁰

Für jede dieser Kammern, zunächst Groß-Hessens und nach Inkrafttreten der neuen Verfassung ab 1. Dezember 1946 des Landes Hessen, wurde ein öffentlicher Kläger berufen. Für die Spruchkammer Alsfeld und somit auch mit Blick auf die Sprüche für Angenröder Nationalsozialisten war dies der gebürtige Fuldaer Willy Ohlwein (1905 - 1996) (Angenrod) (Abb. 8).³¹



Abb. 8: Öff. Ankläger Willy Ohlwein, Foto (ausg.): Bildersammlung I. Stabl

Alle Mitglieder der Kammern mussten natürlich nationalsozialistisch unbelastet sein. Die Mitglieder der Spruchkammern rekrutierten sich demzufolge ganz über-

30 Fuldaer Volkszeitung: 16.09.1947.

31 HHStAW, Abt. 501, Nr. P 2294.

wiegend aus dem Kreis der Sozialdemokraten, auch Kommunisten und auch der Christlichen Demokraten oder aber sie waren parteilos geblieben.

Ohlwein war Erster Öffentlicher Kläger für die Spruchkammer Alsfeld ab dem 1. August 1946 und bis zum September 1948. Seine Verteidigung erfolgte am 16.08.1946.

Mit dem Betreff „Mitarbeit in Stellungnahmen bei der Durchführung von Spruchverfahren“ erging am 25. Mai 1946 ein Rundschreiben des damaligen Landrats des Landkreises Alsfeld, Dr. Ernst Raue,³² an alle Bürgermeister des Kreises.³³ In dem Schreiben heißt es:

„Wie bereits durch Presse und Rundfunk bekanntgegeben, ist aufgrund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946 und den dazu ergangenen Durchführungsbestimmungen die politische Bereinigung des öffentlichen Lebens den eigens hierfür geschaffenen Dienststellen (Spruchkammern) übertragen worden.

Durch das Gesetz ist ein besonderes Verfahren (Spruchverfahren), das in seiner Form dem Strafverfahren ähnelt, für jeden infrage kommenden Einzelfall durchzuführen, welches sich auf umfangreiche Ermittlungen und Überprüfungen erstreckt.

Gemäß den speziellen Verfahrensvorschriften wird für jeden zu behandelnden Fall ein Arbeitsblatt angelegt, das Behörden und anderen kompetenten Stellen jeweils zur Stellungnahme zugeleitet wird. Das Arbeitsblatt³⁴ ist in mehrere Rubriken gegliedert und ist in Rubrik 5 die ‚Auskunft des Ausschusses der politischen Parteien‘ vorgesehen.

Ich ersuche daher die Bürgermeister des Kreises umgehend aus allen in den Gemeinden bestehenden Parteien einen paritätisch zusammengesetzten Ausschuß zu bilden, der die in den einzelnen Verfahren geforderten Erklärungen abgibt. Die Spruchkammer Alsfeld wird dem neugebildeten politischen Ausschuß nähere Richtlinien in bezug auf Tätigkeit und Arbeitsweise zugehen lassen.

Über die Erledigung dieser Verfügung ist mir spätestens bis 1. Juni zu berichten.

II. An den Herrn Vorsitzenden der Spruchkammer für den Kreis Alsfeld.

Abschrift vorstehender Verfügung übersende ich Ihnen unter Bezugnahme auf Ihr Schreiben vom 21. Mai 1946 zur gefl. Kenntnisnahme.

In Anbetracht der Dringlichkeit der Angelegenheit habe ich die Bürgermeister in dieser Form benachrichtigt, da eine Veröffentlichung im Mitteilungsblatt (des Landrats, d. Verf.) mit Rücksicht darauf, daß es erst am Donnerstag nächster Woche erscheint, einen unnötigen Zeitverlust bedeutet hätte.

Nach Eingang der Berichte werde ich Ihnen weitere Nachricht geben.“

32 Raue war am 17. Mai 1946 von Regierungspräsident Prof. Dr. Bergsträßer feierlich in sein neues Amt als Landrat des Kreises Alsfeld eingeführt worden: HHStAW, Abt. 502, Nr. 977; OZ-Archiv (Amtliches Mitteilungsblatt für den Kreis Alsfeld): 23.05.1946.

33 HStAD, Best. H 2 Alsfeld, Nr. 3360.

34 HHStAW, Abt. 529/01, Nr. 3553.

Im Nachtrag wird, adressiert wiederum an den Vorsitzenden der Spruchkammer Alsfeld, noch folgendes geschrieben:

„Im Nachgang zu meinem Schreiben vom 25. Mai 1946 obigen Betreffs teile ich Ihnen mit, dass in sämtlichen Gemeinden des Kreises Alsfeld Ausschüsse zwecks Mitarbeit in Stellungnahmen bei der Durchführung von Spruchverfahren gebildet worden sind.

Sofern Sie beabsichtigen, den neugebildeten Ausschüssen Richtlinien in bezug auf Tätigkeit und Arbeitsweise zugehen zu lassen, bitte ich mir diese zuzustellen, damit ich sie den Bürgermeistern mit der Kurierpost weiterleiten kann.“

Zu öffentlichen Klägern der Spruchkammer Alsfeld bestellt wurden neben Willy Ohlwein zudem Hans Ebner (parteilos, Januar 1947 – September 1948), Werner Hammel (KPD, Juni 1947 – Dezember 1948) – er war zuvor als erster öffentlicher Kläger bei der Spruchkammer Darmstadt-Lager tätig gewesen – und der Alsfelder Kaufmann Max Mahlberg (KPD, April – August 1946).^{35 36} Als stell-

35 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 1058; HHStAW, Abt. 518, Nr. 1058, HHStAW, Abt. 518, Nr. Nr. 23169, Bd. 1 u. Bd. 2. Von der Spruchkammer Alsfeld war Mahlberg, geb. 1898 in Mühlbock/Schlesien, am 03.09.1946 vom öffentlichen Kläger Ohlwein als „nicht betroffen“ eingestuft worden. In den angeführten Archivalien geht es insbesondere um von Mahlberg später geltend gemachte Entschädigungsansprüche auf Grund des Bundesergänzungsgesetzes für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung. Mahlbergs Ansprüche wurden nach zähem justiziarischen Prozedere allesamt abgewiesen. In einem Schreiben des Landrats des Vogelsbergkreises Alsfeld (Betreuungsstelle) vom 20.05.1950 heißt es hierzu: „Vor seiner Verhaftung war Mahlberg bei der Spruchkammer Alsfeld öffentlicher Kläger und betrieb ausserdem ein Fischgeschäft. Ihm wurde nachgewiesen, mehrere Urkundenfälschungen vorgenommen und gegen die Bewirtschaftungsbestimmungen verstoßen zu haben. Mahlberg ist mit einer 17jährigen kriminellen Haft vorbestraft. Der Beirat der Betreuungsstelle schloß ihn deshalb seinerzeit aus der Betreuung aus.“

36 Herbert Jäkel, Die Entnazifizierung in Alsfeld (Forts.), *Heimatchronik der „Oberhessischen Zeitung“*, 13. Jahrgang, Heft 6, Juni 1996. Untertitelt „Alsfelds Öffentlicher Kläger war ein Berufsverbrecher“ schreibt Jäkel in seiner Mitteilung: „Es gab viele Gründe für das Mißtrauen gegenüber der Entnazifizierungsweise. Der schlimmste Fall in Alsfeld war schließlich die Feststellung, daß der öffentliche Kläger selbst ein Krimineller, ein Berufsverbrecher war, der in jenen desolaten Tagen des Kriegsendes nach oben geschwemmt worden war. Max Mahlberg, am 28. April 1946 in Wiesbaden als öffentlicher Kläger vereidigt und mit dem Aufbau der Spruchkammer Alsfeld beauftragt, war mit insgesamt 13 Jahren Zuchthaus und 3 Jahren Gefängnis vorbestraft, als er 1942 in das KZ Auschwitz eingeliefert wurde, wo er, den man den „Kanal-Maxe“ nannte, die Rolle eines Kapos spielte und wo er im Mai 1945 befreit wurde. Nach seiner Entlassung aus dem KZ hatte sich Mahlberg sofort einen Verfolgten-Ausweis beschafft und dem Befreiungsministerium einen von ihm gefälschten Strafregisterauszug zugestellt, nach dem Mahlberg angeblich zu 7 Jahren Zuchthaus wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt worden sei. Für seine KZ-Zeit erhielt er 4588,- Reichsmark, zur KZ-Zeit zählte er seine Zuchthausstrafe hinzu, so dass sich die Bezüge stattdlich erhöhten. Ohne Prüfung seiner Personalien war er als öffentlicher Kläger eingestellt worden. Nachdem Unregelmäßigkeiten bei der Alsfelder Bezugsscheinstelle festgestellt worden waren, sollte dessen Leiter, Gerhard Gancza, verhaftet werden, doch dieser war geflohen und hatte sich in die Ostzone abgesetzt, dagegen konnte sein zweifelhafter Kompagnon, Max Mahlberg, verhaftet werden.“ Der Prozess gegen Gancza, so heißt es bei Jäkel weiter, habe nach dessen zufälliger Verhaftung dann doch noch stattgefunden. Eine Vielzahl von Straftaten wie Betrug, Urkundenfälschung, Unterschlagung und Sittlichkeitsverbrechen

vertretender öffentlicher Kläger fungierte Ludwig Wollrab (SPD, April 1946 – August 1948). Darüber hinaus waren bei der Spruchkammer Alsfeld etwa 25 Beisitzer beschäftigt sowie zahlreiche Schreibkräfte. Alle Mitarbeiter von Spruchkammern wurden vor ihrer Einstellung von den Special Branches (Sonderabteilungen) der amerikanischen Militärregierung im Hinblick auf ihre Aktivitäten in der NS-Zeit überprüft, was mitunter zu Verzögerungen beim Aufbau der Spruchkammern führte.

Die Special Branches kontrollierten in gewissen zeitlichen Abständen auch die Arbeit der Spruchkammern und berichteten an die Militärregierung. In einem solchen Report vom Juli 1946 bewertet der Special Branch Advisor William K. Brohan die Spruchkammer Alsfeld positiv: Diese sei bisher die einzige Spruchkammer, die zu Ermittlungszwecken Anfragen an das Berlin Document Center richtete, zudem sei die Aktenführung vorbildlich. Aus einem späteren Bericht von Special Branch Officer 1st Lieutenant Edward C. Storr geht hervor, dass bis Ende Februar 1948 insgesamt 47.477 Meldebögen bei der Spruchkammer Alsfeld eingegangen waren.³⁷

Anhand der Meldebögen wurden 34.391 Personen als Nichtbetroffene eingestuft, weitere rund 10.000 Personen fielen unter die Heimkehrer-, Jugend- oder Weihnachtsamnestie. Die rechtskräftigen Sprüche der Spruchkammer Alsfeld führten zu folgendem Ergebnis: In Gruppe I der Hauptschuldigen wurde niemand eingestuft, in Gruppe II der Belasteten acht Personen, in Gruppe III der Minderbelasteten 108 Personen, in Gruppe IV der Mitläufer 764 Personen und in Gruppe V der Entlasteten 24 Personen. Weitere 1931 Verfahren waren im Februar 1948 noch anhängig.

In zweiter Instanz war für den Landkreis Alsfeld die Berufungskammer Gießen verantwortlich. Als die erstinstanzlichen Spruchkammern im Laufe des Jahres 1948 auf Anordnung des hessischen Ministers für politische Befreiung, Gottlob Binder, aufgelöst wurden, ging die Zuständigkeit für den Landkreis Alsfeld auf die

seien ihm angelastet worden. Er sei ins KZ Oranienburg und 1944 als SS-Mann an die Ostfront gekommen, dann in russische Gefangenschaft, habe fliehen können und sei schließlich als Ostflüchtling mit den sich zurückziehenden Amerikanern nach Alsfeld gekommen. Auch er habe einen KZ-Ausweis gefälscht, sei von Landrat August Rosenkranz mit der Leitung des Kreis-Ernährungsamtes betraut worden und habe mit Fischkaufmann Mahlberg, seinem Freund, Gelegenheit gehabt, „bewirtschaftete Lebensmittel, Fische, Wein, Sekt u. dgl. nach Gutdünken, zu Kompensationsorder Schwarzgeschäften auf Kosten der hungernden Bevölkerung zu verwenden.“

Am 26. Juni 1946 war Ganzca von der Alsfelder Spruchkammer als „nicht betroffen“ eingestuft worden. Als Begründung hierfür sei dessen politische Gegnerschaft zur NSDAP angeführt worden, aufgrund deren er acht Jahre im Konzentrationslager inhaftiert gewesen sei. Vom öffentlichen Kläger Mahlberg sei dieses Urteil seinerzeit mit der Behauptung bekräftigt worden: „Ganzca ist hier als Antifaschist von einwandfreiem Charakter.“ „Das muß den Alsfeldern wie Hohn geklungen haben“, formulierte Jäkel seine Eindrücke von diesen ersten Aktivitäten der Spruchkammer unter öffentlichem Kläger Mahlberg. Durch solche Leute, die über andere Urteile gesprochen hätten und bestechlich gewesen seien, sei die Alsfelder Spruchkammer „arg in Mißkredit gebracht“ worden.

37 <https://arcinsys.hessen.de/arcinsys/detailAction.action?detailid=b5489&comefrom=search> (abgerufen am 29.09.2017).

Berufungskammer Gießen über. Diese zeichnete fortan für alle in ihrem Berufungskammerbezirk gelegenen ehemaligen Spruchkammern verantwortlich. Dies waren neben Alsfeld die Spruchkammern des Stadt- und Landkreises Gießen, der Landkreise Büdingen, Friedberg, Usingen, Oberlahn, Wetzlar und des Dillkreises. Zum Jahresende 1949 wurden die verbliebenen Spruchkammern nochmals gebündelt zu zwei Zentralspruch- und Berufungskammern in Kassel und Frankfurt a.M., wobei der Landkreis Alsfeld in den Bezirk der Spruchkammer Frankfurt a.M. fiel.³⁸

Die Kennkarten-Lochung

Mit einer besonderen Verfügung war bereits hier im Kreis Alsfeld in einem Rundschreiben des Landrats an alle Bürgermeister die „Kennkartenlochung“ eingeführt worden:³⁹

- „1. Gemäß Exekutivbefehl Nr. 2, § 3, muß der Staatsanwalt der Eintragungsstelle des Wohnorts des Beklagten eine rechtswirksam beglaubigte Abschrift des Urteils übersenden, wobei er zu diesem Zweck das Gruppenregisterformblatt verwenden wird. Er muß auch eine rechtswirksame Abschrift einer Entscheidung, Verfahren einzustellen, und eine Liste der Personen, die nicht unter das Gesetz fallen, übersenden.
2. Das Eintragungsamt muß den Inhalt dieser Auskunft ohne Kürzung auf Seite 4 der Kennkarte eintragen und dieselbe unterzeichnen und abstempeln.
3. Außerdem müssen die Quadrate 1-15 auf Seite 4 der Kennkarte gemäß folgendem Schema gelocht werden.

Quadrat Nr. 1 Hauptbelasteter, allen Sühnemaßnahmen unterworfen.

- 2 Belasteter, den Sühnemaßnahmen gemäß Artikel 15 unterworfen.
- 3 Minderbelasteter (Bewährungsgr.) den Sühnemaßnahmen gemäß Artikel 17, I bis V unterworfen; Sühnemaßnahmen gemäß Artikel 17, VI können auferlegt werden.
- 4 Mitläufer, Maßnahmen gemäß Artikel 18 unterworfen.
- 5 Personen, die gemäß dem Gesetz nicht belangt werden können, Entlastete, Amnestierte und Begnadigte.
- 6 Urteil lautet auf Arbeitslager.
- 7 Besonderer Arbeit unterworfen.
- 8 Wird nur in gewöhnlicher Arbeit beschäftigt (Artikel 63).
- 9 Nicht befähigt, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Verlust des aktiven und des passiven Wahlrechts, des Rechts der politischen Aktivität, der Mitgliedschaft einer politischen Partei, einer Gewerkschaft oder einer wirtschaftlichen oder beruflichen Organisation.

38 HHStAW, Abt. 520/01(Geschichte des Bestandsbildners).

39 Exekutivbefehl Nr. 14 betreffend das Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946 mit Bezug auf die Eintragung in die Kennkarte, der Einstufung des Inhabers und der ihm auferlegten Bußen.

- 10 Einschränkungen betreffende Wohnung und Wohnort.
- 11 Verlust aller Genehmigungen, Lizenzen und Ermächtigungen sowie des Rechts, ein Kraftfahrzeug zu besitzen.
- 12 Verbot der Aktivität als Lehrer, Prediger, Schriftleiter, Schriftsteller oder Rundfunkkommentator.
- 13 Sperrung einer Teilhaberschaft und Ernennung eines Treuhänders für eine Bewährungsfrist.
- 14 Einschränkung der Ausübung eines Berufs und Verbot, Lehrlinge zu schulen.
- 15 Verbot, ein Unternehmen zu betreiben; Pflicht, einen Anteil zu verkaufen; Erhöhung der Pflicht zur Abgabe in bezug auf landwirtschaftliche Produkte oder andere Waren und Zuteilung von besonderer Arbeit.
4. Die Kennkarte eines als Hauptschuldiger eingruppierten Person wird in den Quadraten 2, 6 oder 7, 8, 9, 10, 11 und 12 gelocht.
5. Die Kennkarte einer als Belastete eingruppierten Person wird in den Quadraten 2, 6 oder 7, 8, 9, 10, 11 und 12 gelocht.
6. Die Kennkarte einer als Minderbelastete (Bewährungsgruppe) eingruppierten Person wird in den Quadraten 3, 12 und 13 gelocht. Die Kennkarte wird ferner je nach den auferlegten Sühnemaßnahmen in den Quadraten 14 und 15, falls anwendbar, oder in weiteren Quadraten gelocht.
7. Die Kennkarte einer als Mitläufer eingruppierten Person wird in Quadrat 4 gelocht.
8. Die Kennkarte einer Person, die entlastet, amnestiert, völlig begnadigt worden ist oder die seitens des Staatsanwalts als nicht gemäß dem Gesetz belangbar ist oder seitens der Spruchkammer, wird in Quadrat 5 gelocht.
9. Die Kennkarte wird ungültig sein, wenn mehr als ein Quadrat der Nummern 1-5 gelocht worden ist. Wird eine Person in eine andere Gruppe eingruppiert oder werden Sühnemaßnahmen gestrichen, so wird eine neue Kennkarte gemäß dem letzten Stand ausgegeben.⁴⁰

Vorstehende recht komplexe Lochungsverfahren bei den Kennkarten, also den Personalausweisen der Betroffenen und auch Nichtbetroffenen, sollten dem den Ausweis Überprüfenden mit schnellem Blick das Ausmaß der politischen Belastung aus dem Dritten Reich verdeutlichen. Es war eine der zahlreichen administrativen Maßnahmen zur Abkehr vom Nationalsozialismus und der Entwicklung der Demokratie im Nachkriegsdeutschland.

Nächster Öffentlicher Kläger: Willy Ohlwein (Angenrod)⁴¹

Beworben als Ankläger für die Spruchkammer Alsfeld hatte sich Willy Ohlwein am 6. Juli 1946 mit den Worten: „Auf Anforderung der Spruchkammer bin ich

40 Für die Gemeinden des Landkreises Lauterbach sind diese auf Spruchkammerentscheidungen basierenden Kennkartenlochungen ausführlich archiviert: HStAD, Best. H 2 Lauterbach, Nr. 434, Nr. 435 und Nr. 436.

41 HHStAW, Abt. 501, Nr. P 2294 (c).

vom Kreisvorsitzenden der CDU (Christlich Demokratische Union) Alsfeld als hauptamtlicher öffentlicher Ankläger vorgeschlagen worden. Ich füge meinem Antrag 2 Fragebogen bzw. selbstgeschriebenen Lebenslauf bei.“

Wesentlich für seine Ernennung war auch seine Deklaration vom 5. Juli 1946, in der er insbesondere bei den Fragen nach NSDAP-Zugehörigkeit beziehungsweise Mitgliedschaft (auch fördernde) von NS-Organisationen jeweils mit „nein“ antworten konnte. Später (am 15.04.1947) war Ohlwein dann auch vom Minister für politische Befreiung entlastend mitgeteilt worden: „Aufgrund der Angaben in Ihrem Meldebogen sind Sie von dem Gesetz für politische Befreiung und Entmilitarisierung vom 5. März 1946 nicht betroffen.“ Gezeichnet war die Mitteilung vom öffentlichen Kläger Ebner.

Von seinem Amt als Erster öffentlicher Kläger entbunden wurde dann Willy Ohlwein mit Einschreiben des Ministers für politische Befreiung und Entmilitarisierung, Gottlob Binder, mit Wirkung vom 30. September 1948.⁴² Seine Entbindung erfolgte „im Hinblick auf die 30.09.1948 angeordnete Auflösung sämtlicher Spruchkammern.“

1926 kam der gelernte Schneider Willy Ohlwein nach Angenrod und arbeitete dort seinen Angaben im Lebenslauf zufolge in der Maßschneiderei seines Schwiegervaters Heinrich Schneider. Nach dessen Tod übernahm er nach inzwischen abgelegter Meisterprüfung das Geschäft in Angenrod. Nebenbei führte er auch seit 1937 ein Textilwarengeschäft, das er aber 1940 infolge Einberufung zur Wehrmacht aufgeben musste.

Ab September 1940 und bis zum Ende des Krieges war Ohlwein Angehöriger der Luftwaffe mit Dienstrang eines Feldwebels. Nach seiner Entlassung führte der auch musikalisch in einem Fuldaer Konservatorium gut ausgebildete Angenröder seine Maßschneiderei weiter.

Wie Ohlwein später mitteilte, habe er nach seiner Spruchkammer-Tätigkeit zunächst sein Textilgeschäft weiterbetrieben, dieses jedoch nach einigen Jahren infolge anhaltender Depression nicht weiterführen können. Ohlwein war auch seiner vorzüglichen musikalischen Ausbildung entsprechend von 1956 bis 1963 verdienter Dirigent des seinerzeitigen Angenröder Männergesangsvereins „Harmonie“. ⁴³

Als geschäftsführender Erster Vorsitzender der Spruchkammer amtierte in Alsfeld von Ende April 1946 bis September 1948 der Sozialdemokrat Otto Köth. Hauptberuflich war Köth Kommissarischer Rektor und Schulrat in Alsfeld.⁴⁴

Details zu der Etablierung der Spruchkammern im Regierungsbezirk Darmstadt sind wie vorstehend den weiteren archivischen Angaben zur Geschichte Bestandsbildner des HHStAW zu entnehmen.

Als weitere Vorsitzende der Spruchkammer Alsfeld waren tätig: Heinrich Dettmann, von Beruf Industriekaufmann und parteilos (hauptamtlich ab Dezember

42 dto.

43 Kultur in Angenrod: Vereine-Kirche-Gemeinde; Hrsg. Ortsbeirat und die Vereine Angenrods sowie die Evangelische Kirchengemeinde Billertshausen, Red.: Ingfried Stahl, Angenrod (2006), S. 58.

44 HHStAW, Abt. 520/01, Geschichte des Bestandsbildners.

1947 bis Juli 1948), der Sozialdemokrat Wilhelm Mömmerzheim (Januar 1947 bis September 1948) (Abb. 9)⁴⁵ und Josef Lier (Seibelsdorf, CDU) (von Juni 1947 bis Juli 1948). Nur kurzzeitig in 1946 als stellvertretender Vorsitzender beschäftigt war Konrad Geisel (Alsfeld).

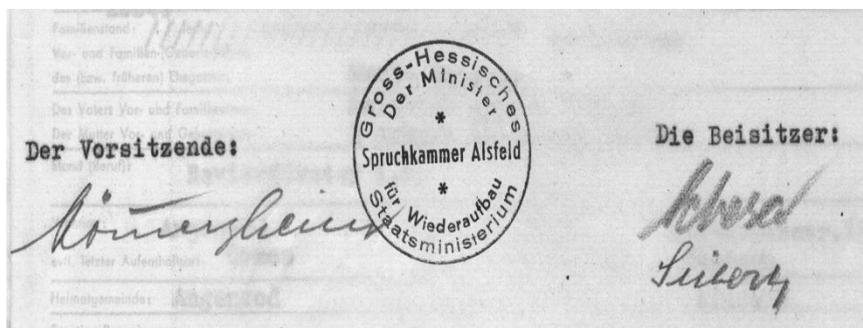


Abb. 9: Spruchkammerstempel mit Autographen des Vorsitzenden Wilhelm Mömmerzheim und der Beisitzer Scherer und Seibert (03.04.1947), HHStAW, 520/01, Nr. 1435

Aufgrund drohender Entlassung durch den Minister für politische Befreiung, Gottlob Binder (1885-1967, Amtszeit: 1945 – 1949),⁴⁶ trat dagegen Julius Möller nach nur vier Wochen Amtszeit als Vorsitzender der Spruchkammer zurück. Ihm wurde nach seiner Ernennung vorgehalten, in das NS-Regime verstrickt gewesen zu sein.

Die Spruchkammer Alsfeld, und das belegen auch einige Berichte in sowohl der „Oberhessischen Zeitung“ (Alsfeld) als insbesondere auch in der „Fuldaer Volkszeitung“, war also in der Zeit von September 1946 bis September 1948 tätig. In der Folge war die Spruch- und Berufungskammer Gießen Adressat für Spruchverfahren des Landkreises Alsfeld, dann aber schon mit stark zurückgegangener Tendenz.

Die Auflösung dann auch dieser Kammer in Gießen wurde schließlich mit Schreiben seines Präsidenten vom 27. Dezember 1949 an den Landrat des Kreises Alsfeld zum 31.12.1949 angekündigt:⁴⁷

„Da durch Erlass des hessischen Ministerpräsidenten vom 21.11.1949 die hessischen Spruchkammern zum 31.12.1949 aufgelöst werden und anstelle dieser Kammern zwei neue Zentralspruchkammern geschaffen wurden, bitte ich Sie, die Ihnen unterstellten Bürgermeister und Bürger Ihres Kreises in geeigneter Form davon zu unterrichten, dass ab sofort sämtliche Eingaben, Anfragen und neuausgestellte Meldebogen an die jetzt zuständige Zentralspruchkammer Hessen-Süd, Frankfurt/Main, Liebigstrasse 41 zu senden sind.“

45 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 1435.

46 HStAD, Best. S 1, Nr. Nachweis

47 HStAD, Best. H 2 Alsfeld, Nr. 3543.

Gleichzeitig gestatte ich mir, für die durch Sie und die Ihnen unterstellten Bürgermeister erwiesene Unterstützung bei der Durchführung der politischen Befreiung innerhalb ihres Kreises meinen Dank auszusprechen.“

Unterzeichnet war dieses Schreiben der Spruch- und Berufungskammer Gießen von dessen dienstaufsichtsführenden Vorsitzenden Schindler.

Die Alsfelder Spruchverfahren ab Herbst 1946

Bei der Sichtung der die Alsfelder Spruchkammer betreffenden Akten und hier ganz besonders für Beklagte aus Angenrod werden vom Verfasser bei den jeweils eingeholten Ermittlungsakten und dann auch bei den Zeugenaussagen in den Verfahren, und damit machen diese Aussagen keinen wesentlichen Unterschied zu den Äußerungen auch bei anderen Spruchverfahren, unter anderem folgende floskelhafte Platzhalter registriert wie: „hat sich nie hervorgetan“, „in politischer Hinsicht nie eine Rolle gespielt“⁴⁸, „war ein Nationalsozialist mit innerer Überzeugung, der sich jedoch nicht befleißigte, dies auf andere zu übertragen“⁴⁹, „ist politisch niemals hervorgetreten“⁵⁰, „... sich politisch nicht hervorgetan“⁵¹, „nie die nationalsozialistische Ideologie billigte“⁵², „in keiner Weise in politischer Hinsicht in Erscheinung getreten“⁵³, „in keiner Weise politisch gefährlich“⁵⁴, „keinerlei politische Aktivität entfaltet“ und „niemals ein richtiger Nationalsozialist“⁵⁵, „harmloser Mensch“ und „in politischer Hinsicht hat er sich nach Angaben der Zeugen wenig Sorgen gemacht“⁵⁶ oder auch die Stellungnahme eines damaligen Firmenchefs: „von einer aktivistischen oder propagandistischen Tätigkeit des X. ist mir nichts bekannt.“⁵⁷

Bei den im Rahmen der Spruchverfahren eingeholten Zeugenaussagen – zumeist von Mitbürgern oder Nachbarn im Ort – dürfte es sich ganz überwiegend eher um Gefälligkeitserweisungen gehandelt haben. Die Suche nach den wahren Gründen der NS-Hörigkeit war da nur sekundärer Natur.

Auf den Punkt gebracht werden können diese Zeugenaussagen mit sinngemäß etwa den Worten: „Mein Mitbürger beziehungsweise Nachbar war doch kein Nazi!“ Belastende Sachverhalte bei der Spruchkammer zu Protokoll zu geben waren daher eher eine Ausnahme.

Viele dieser sehr häufig dokumentierten eidesstattlichen Erklärungen zugunsten des Betroffenen, also des „Beklagten“, können, salopp gesprochen, als „Weißmacher“ eingestuft werden. Es handelt sich dabei um die zumeist auch bei Insidern, also den Zeit- und Augenzeugen nur Kopfschütteln hervorrufenden

48 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 3489.

49 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 735.

50 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 1067.

51 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2904.

52 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 1426.

53 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 3691.

54 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 456.

55 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 1835.

56 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2877.

57 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 3495.

„Persilscheine.“ Solche „Persilscheine“, also „bestellte“ pro-Aussagen von Nachbarn, Bekannten, Arbeitskollegen bis hin zu Firmenchefs, bedeuteten für die Betroffenen in der Regel eine klare Entlastung im Spruchverfahren.

Krassere Aussagen im Vorfeld des Spruchkammerverfahrens sind aber in einzelnen Fällen dennoch auch für Angenrod dokumentiert. So konstatieren Angenrods politische Parteien bezüglich einer von 1935 bis Kriegsende der NS-Frauen-schaft angehörenden Angenröderin: „Die Vorbezeichnete gehörte innerhalb der Gemeinde zu den bekanntesten Nazifrauen. Ihre aktivistische Tätigkeit ging über ihren engeren Kreis nicht wesentlich hinaus.“ In einem anderen Fall wurde er-mittlerseitig zu einer Angenröderin bemerkt: „... entstammt einer reaktionären faschistischen Familie, die schon lange vor 1933 zu den eifrigsten Anhängern der NSDAP zählte. Sie selbst hat sich alle Zeit für die Ziele des Nationalsozialismus begeistert eingesetzt. Denunzierungen irgendwelcher Art sind mir nicht bekannt.“⁵⁸

Und in zwei weiteren Fällen von Angenröder Männern ist im Ermittlungs-bericht unter anderem zu lesen: „... fanatisch für die Ziele Hitlers eingetreten“⁵⁹ und auch: „war bereits vor dem Jahre, bevor er Mitglied der NSDAP wurde, deren überzeugter Anhänger“ und „... hat sich bis zum Zusammenbruch für die Idee des Nazismus eingesetzt.“⁶⁰

Die hier zitierten Ermittlungsbericht-Auszüge stehen übrigens in klarer tenden-zieller Übereinstimmung mit den Überlieferungen der Angenröder Zeitzeugen, die ja die Entwicklungen und Vorgänge während der NS-Zeit vor Ort hautnah miter-leben konnten und noch, wie der Vergleich mit den Archivalien bestätigt, zuver-lässige Berichte zu tradieren imstande waren.

Bilanzierung der von der Spruchkammer Alsfeld durchgeführten Spruchverfahren

Eine statistische Bilanzierung der von der Spruchkammer Alsfeld durchgeführten Spruchverfahren in den Jahren 1946 bis zur Einstellung ihrer Arbeit im Herbst 1948 ist archivisch möglich durch Einsichtnahme und Auswertung der im HHStAW aufbewahrten Spruchkammerakten für den Landkreis Alsfeld – eine relativ aufwändige Prozedur.

Das Schriftgut u.a. für Angenrod zuständigen Spruchkammer Alsfeld, das im Hessischen Hauptstaatsarchiv den Bestand Abt. 520/01 bildet, umfasst rund 44 lfm. Davon sind 32 lfm bzw. rund 6600 Akten von Betroffenen und Amnestierten in dem hessischen Archivinformationssystem Arcinsys verzeichnet. Diese können via Arcinsys recherchiert und – sofern rechtlich keine Nutzungseinschränkungen entgegenstehen – von der Forschung ausgewertet werden.

Bislang noch nicht in Arcinsys erfasst sind Unterlagen der Spruchkammer Alsfeld zu Personen, die vom Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus nicht betroffen waren; in diesem Kontext sind ausschließlich Melde-

58 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2906.

59 HHStAW, Abt. 520 FB, Nr. 6815.

60 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2884.

bögen angefallen, die seitens des HHStAW über Karteien ermittelt werden müssen.

Sofern Betroffene gegen den ergangenen Spruch Berufung eingelegt haben, gelangten die Akten an die zuständige Berufungsinstanz. Bis zum Jahresende 1949 war dies die Spruchkammer Gießen, danach die Zentralspruch- und Berufungskammer Frankfurt a.M. Das Schriftgut dieser beiden Spruchkammern ist bislang nicht in Arcinsys recherchierbar.⁶¹

Eine zusammenfassende Statistik der durchgeführten Spruchverfahren für den Landkreis Alsfeld mit auch den Einstufungen der Beklagten ist allerdings im April 1949 dokumentiert. Ausgangspunkt dieser amtlichen Statistik-Überlieferung ist das Rundschreiben des Regierungspräsidenten Darmstadt – Polizeidirektion – vom 30. März 1949 an die Landräte des Zuständigkeitsbereichs, darunter auch Alsfeld.⁶²

„Auf Anordnung des Herrn Ministers des Innern ist dem Herr Direktor des Hessischen Landeskriminalpolizeiamtes bis spätestens 15.4.1949 eine Liste über die Namen den Ortspolizeibehörden von den Spruchkammern gemeldeten

Hauptschuldigen
Aktivisten und
Minderbelasteten

einzureichen. Die Liste muß [sic] folgende Angaben enthalten: Name (bei Frauen auch Geb.-Name), Vorname, geb. am, in, Beruf, wohnhaft, derzeitiger Aufenthaltsort, Urteil der Spruchkammer (Ort, Datum u. Aktenz.), eingestuft als, bekannte Vorstrafen.

Ich bitte, mir die Liste bis spätestens zum 10.4.1949 in zweifacher Ausfertigung vorzulegen. Falls eine der gemeldeten Personen verzieht, bitte ich, sofort hierüber zu berichten.

Abschließend möchte ich bemerken, daß [sic] auch die aufgrund des Befreiungsgesetzes in die Gruppe I, II oder III Eingereihten zu erfassen sind, die in Gemeinden ohne eigene Polizei wohnen.“⁶³

Archivische Belege zu den Listen, die von den Bürgermeistern des Altkreises Alsfeld nach Darmstadt eingereicht wurden, sind erfreulicherweise noch zu einem nennenswerten Teil erhalten.⁶³

Im Folgenden werden daher, alphabetisch geordnet, diese ortsbezogenen Mitteilungen in statistischer Übersicht zusammengefasst. In dieser Statistik sind aber auch einige Verfahren von Insassen des Internierungslagers vor der Spruchkammer Darmstadt-Lager, der Berufungskammer Gießen und auch der Spruchkammer Büdingen mit berücksichtigt.

Alsfeld	Gruppe II (3 Personen), Gruppe III (26 Personen)
Altenburg	Gruppe II (?), Gruppe III (6 Personen), eine Zuordnung fehlt

61 Informationen von Archivrätin Carina Schmidt, Leitung Referat NEW - Nationalsozialismus, Entnazifizierung, Wiedergutmachung - des HHStAW, für die der Verfasser ganz herzlich dankt.

62 HStAD, Best. H 2 Alsfeld, Nr. 3543.

63 dto.

Angenrod	Gruppe II (1 Person), Gruppe III (1 Person) ⁶⁴
Arnshain	Gruppe II (1 Person), Gruppe III (1 Person)
Bernsburg	Gruppe II (0 Personen), Gruppe III (1 Person)
Billertshausen	Fehlanzeige (10.04.1949)
Brauerschwend	Gruppe II (0 Personen), Gruppe III (2 Personen)
Elpenrod	Gruppe II (0 Personen), Gruppe III (1 Person)
Ermenrod	Gruppe II (1 Person), Gruppe III (0 Personen)
Grebenau	Gruppe II (0 Personen), Gruppe III (5 Personen)
Groß-Felda	Gruppe II (2 Personen), Gruppe III (8 Personen)
Heimertshausen	Fehlanzeige (10.04.1949)
Homberg	Gruppe II (0 Personen), Gruppe III (8 Personen)
Kirtorf	Gruppe II (2 Personen), Gruppe III (5 Personen)
Lehrbach	Gruppe II (0 Personen), Gruppe III (1 Person)
Leusel	Gruppe II (1 Person), Gruppe III (keine Angaben)
Maulbach	Gruppe II (0 Personen), Gruppe III (3 Personen)
Münch-Leusel	Fehlanzeige
Nieder-Gemünden	Gruppe II (1 Person), Gruppe III (5 Personen)
Nieder-Ofleiden	Gruppe II (1 Person), Gruppe III (2 Personen)
Nieder-Ohmen	Gruppe II (1 Person), Gruppe III (1 Person)
Ober-Gleen	Fehlbericht (10.04.1949)
Ohmes	Fehlbericht (09.04.1949)
Rainrod	Gruppe II (2 Personen), Gruppe III (0 Personen)
Reibertenrod	Gruppe II (0 Personen), Gruppe III (1 Person)
Romrod	Gruppe II (2 Personen), Gruppe III (8 Personen)
Ruhlkirchen	Fehlanzeige (09.04.1949)
Schwabenrod	Gruppe II (0 Personen), Gruppe III (2 Personen)
Seibelsdorf	Gruppe II (0 Personen), Gruppe III (1 Person)
Storndorf	Gruppe II (1 Person), Gruppe III (4 Personen)
Strebendorf	Gruppe II (1 Person), Gruppe III (2 Personen)
Vadenrod	Gruppe II (1 Person), Gruppe III (4 Personen), 2 Nachverf. beantragt
Vockenrod	Fehlanzeige (20.10.1948)
Zell	Gruppe II (1 Person), Gruppe III (3 Personen)

Bei den hier ausgewerteten 34 Orten des Kreises Alsfeld entsprechend etwa 40 Prozent aller Kreis-Gemeinden wurde in sieben Fällen sogar Fehlanzeige gemeldet, das heißt, in diesen Gemeinden wurde kein einziger Bürger aufgrund von Spruchkammerverfahren mit Sühnemaßnahmen oder gar Inhaftierung zur Rechenschaft gezogen.

Erwartungsgemäß befanden sich unter diesen Gemeinden auch drei der vier der traditionell dem atheistischen Nazi-Regime äußerst ablehnend eingestellten

64 Hierbei handelt es sich um einen erst nach dem Krieg in Angenrod wohnenden Heimatvertriebenen.

katholischen „Katzenberg-Dörfer.“ Der in Gruppe III eingereihte Minderbelastete des vierten Dorfes gehörte nicht der katholischen Konfession an.

Ursprünglich in Gruppe III (Minderbelastete) und mit Bewährungsauflagen eingereihte Personen machten, wie mehrfach in den Akten belegt, von der rechtlichen Möglichkeit des „Gnadengesuchs“ Gebrauch.

So wurde in einer amtlichen Mitteilung vom 6.8.1948, basierend auf dem Schreiben der Vollstreckungsstelle Alsfeld (24.07.1948), der Spruchkammer Gießen bezüglich des Verfahrens gegen den Lehrer Z. folgendes zur Kenntnis gegeben:

„Die über den Genannten eingezogenen Ermittlungen ergaben, dass sich Z. seit 1945 politisch nicht betätigte. Er ist in keiner Weise politisch in Erscheinung getreten und es kann nach den mir (bekannt, d. Verf.) gewordenen Berichten angenommen werden, dass er positiv zum neuen demokratischen Staat eingestellt ist. Nachteiliges wurde nichts berichtet.“

Und auch ein weiterer Fall belegt die rechtlichen Möglichkeiten im demokratischen Nachkriegsdeutschland, eine Begnadigung, dies auch unter Abmilderung vorher ausgesprochener Sühnmaßnahmen, zu beantragen.

Bezugnehmend auf das Spruchkammerverfahren gegen den Lehrer S. wurde vom Nachkriegsbürgermeister des Vogelsberg-Dorfes mit Schreiben vom 13. Juli 1948 an den Landrat des Landkreises Alsfeld folgendes ausgeführt:⁶⁵

„Der Obengenannte war von der Spruchkammer Alsfeld in die Gruppe III der Minderbelasteten mit einer Bewährungsfrist von zwei Jahren eingereiht. Ferner war durch den Spruch seine Pension um die Hälfte herabgesetzt worden. Die Spruchkammerentscheidung wurde am 5. Mai 1947 durchgeführt. Da S. über 40 Jahren [sic] in der Gemeinde tätig ist, besteht das beste Einvernehmen zwischen S. und Bevölkerung. Wenn die Pension um die Hälfte vermindert wurde, ist aber bis jetzt noch keine bezahlt worden. Die von der Spruchkammer auferlegten Sühnmaßnahmen sind erfüllt, auch an Sachwerten.

S. ist im 71. Lebensjahr und durch mehrere Operationen nicht in der Lage körperlich zu arbeiten. S. wurde mit der Erstellung des Gemeindearchivs betraut und auch von ihm zu Ende geführt. Wenn S. nicht in den Besitz seiner Pension so bald wie möglich gelangt, muss S. aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden. Eine Begnadigung von Seiten des Gemeinderates wird befürwortet.“

In einer amtlichen Stellungnahme zu deren Nachfrage (26.06.1948) wurde der Spruchkammer Alsfeld – Vollstreckungsstelle – mit Datum vom 19.07.1948 diese Begnadigung nachdrücklich unterstützt:

„Es wäre erwünscht, dass für S. eine Ermäßigung der Sühnmaßnahmen [auf dem Gnadenwege erfolgen würde, um damit eine Auszahlung seiner Pension zu bewirken.

Nachträgliches über sein Verhalten und seine Einstellung zum neuen demokratischen Staat ist nicht bekannt geworden.“

65 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 3543

Ausgewählte Spruchverfahren Angenrod (Amtspersonen)

Fall 1: Karl Hoffmann (1879 – 1951) (Abb. 10), Angenröder Bürgermeister von 1933 bis zu seinem Rücktritt aus gesundheitlichen Gründen Ende 1944, hatte sich, wie auch in der Presse bekanntgemacht,⁶⁶ am 03.03.1948, 14.00 Uhr, in einer öffentlichen Verhandlung vor der Spruchkammer Alsfeld (Oberhessen) zu verantworten.⁶⁷



Abb. 10: Dienstausweis Karl Hoffmann, HStAD, R 4, Nr. 9017

Dieser Terminierung entsprechend muss diese Verhandlung bereits in den Diensträumen der Spruchkammer im „Deutschen Haus“ (Alsfeld) stattgefunden haben (Abb. 11).⁶⁸ Seit Mitte Mai 1947 fanden die Spruchkammerverhandlungen nicht mehr im Amtsgericht Alsfeld, sondern im Hotel „Deutsches Haus“ statt.⁶⁹

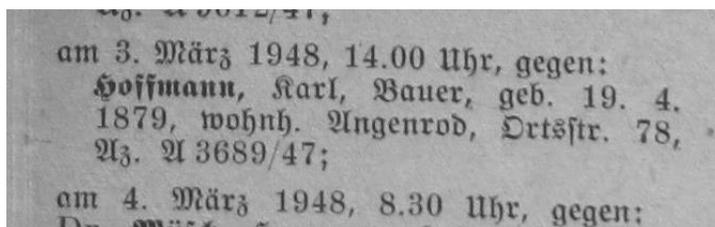


Abb. 11: Bekanntmachung Spruchverfahren Karl Hoffmann, OZ-Archiv: Amtliches Mitteilungsblatt für den Kreis Alsfeld, 12.02.1948

66 OZ-Archiv: 12.02.1948 (Amtliches Mitteilungsblatt des Kreises Alsfeld, Bekanntmachung des Verhandlungstermins).

67 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2880

68 OZ-Archiv: 12.02.1948 (Amtliches Mitteilungsblatt des Kreises Alsfeld, Bekanntmachung des Verhandlungstermins).

69 OZ-Archiv: 16.05.1947 (Amtliches Mitteilungsblatt des Kreises Alsfeld).

Bei den Bürgermeisterwahlen im März 1933 war Hoffmann seinem Gegenkandidaten Johannes Bernhard II. mit drei Stimmen unterlegen gewesen. Infolge Intervention von NSDAP-Mitgliedern wurde jedoch unter Missachtung des Gesetzes der unterlegene Kandidat als Bürgermeister ernannt. Im Gegensatz zu Bernhard II. war H. nämlich der neuen Bewegung gegenüber recht positiv eingestellt. Offizielles Mitglied der NSDAP war er seit 01.04.1933.⁷⁰

Im Spruchverfahren wurde H. zur Last gelegt, „seine Stellung als Bürgermeister zu Maßnahmen, Gewalttätigkeiten und Drohungen gegen politisch Andersdenkende und Juden ausgenutzt zu haben.“ Die Bürgermeisterwahl, so ist der Klageschrift der Spruchkammer⁷¹ zu entnehmen, soll von Hoffmann mit der Begründung angefochten worden sein, dass der Bürgermeisterwahlgewinner (Johannes Bernhard II., d. Verf.) „ja von den Juden und Marxisten gewählt worden sei.“ Die Wahl sei daraufhin „tatsächlich für ungültig erklärt“ worden.

Diese Beschuldigungen wurden dann aber vom Rechtsanwalt Hoffmanns korrigiert. Karl Hoffmann habe „von sich aus nichts getan, um diese Wahl ungültig zu machen.“ Wenn Parteigenossen von Angenrod ihrerseits die Wahl ungültig machten, so sei „dafür der Betroffene nicht zur Rechenschaft zu ziehen“, hieß es weiter.

Hoffmann habe nichts daran gelegen, „Bürgermeister zu werden.“ Wohl sei Hoffmann anfänglich von dem Nationalsozialismus überzeugt gewesen, „aber schon bald setzte Kritik ein, die in der Folgezeit sich immer mehr verstärkte.“

Es sei „einzig und allein das Verdienst des Bürgermeisters, dass im Jahre 1938 das Abbrennen der Synagoge verhindert wurde.“ Auch sei es „einzig sein Verdienst, dass im Jahre 1938 Ausschreitungen gegen die Juden vermieden wurden.“

In seiner Klageerwiderung hob Hoffmann hervor, er habe „wiederholt Auseinandersetzungen mit dem Kreisleiter Zürtz (Alfred Zürtz, d. Verf.) wegen kirchlicher Angelegenheiten“ gehabt: „Dabei nahm er mir das Parteibuch ab.“ Das müsse um 1938 gewesen sein.

Sein Amt, führte H. aus, habe er „vom rein menschlichen Standpunkt aus vertreten.“ Dass er die Gewaltmaßnahmen der Partei abgelehnt habe, gehe schon daraus hervor, „dass ich im Jahre 1938 den Synagogenbrand in Angenrod verhindert habe.“

Hoffmann hätte damals, also im November 1938, gemeinsam mit Gendarm Adam Stadtmüller⁷², der Befehl von der Behörde dazu gehabt habe – „das kann unter keinen Umständen geschehen“ – von 13 Uhr bis 1 Uhr nachts und dann unter gegenseitigem Wärmen bis 3 Uhr morgens in der Judengasse Wache gestanden.⁷³ Um 3 Uhr morgens sei dann Stadtmüller heimgegangen.

70 HStAD, Best. N 1, Nr. 205.

71 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2880.

72 Stadtmüller hatte seinen Stationssitz damals in Ruhlkirchen im Haus des vormaligen Ruhlkirchener Bürgermeisters Peter Diehl, da die Gendarmeriestation Angenrod von 1937 bis Herbst 1942 dorthin verlegt worden war. Grund hierfür, so die Archivalien (HStAD, Best. G 15 Alsfeld, Nr. Q 291, Aufn. 000243) sei das Scheitern der Wohnungsfrage in Angenrod gewesen.

73 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2880.

Direkt angrenzend an die Synagoge, das wird auch übereinstimmend von den Zeitzeugen kolportiert, habe aber auch das Wohnhaus eines damaligen Angenröder SA-Obersturmbannführers gestanden. Er war der ranghöchste NS-Repräsentant der Gemeinde überhaupt.

Laut Protokoll der öffentlichen Sitzung verlas Josef Lier, der Spruchkammervorsitzende, auch den Auszug aus dem Protokollbuch über Beschlüsse des Gemeinderats der Gemeinde Angenrod. Dabei handelte es sich unter anderem auch um den die Israeliten Angenrods krass ausgrenzenden Gemeinderatsbeschluss vom 13.08.1935.

Hierzu erklärte der Betroffene:

„Als Bürgermeister musste ich machen, was man vorgeschrieben bekam. Den Inhalt habe ich bekommen von der Kreisleitung über das Landratsamt. Ich habe dieses Aktenstück lange gehabt und später vernichtet. Ich musste eine Abschrift von dem verfassten Protokoll an die Kreisleitung einsenden. Das Protokoll ist nicht zur Ausführung gekommen. Wenn auch hie und da einmal eine Sache vorkam, gemeldet oder denunziert ist keiner geworden. Der Gemeinderat und ich wir haben das so ungern herausgegeben. Das wird auch aus einer eidesstattlichen Erklärung der Frau Jost ersichtlich sein. Der Betroffene (Bgm. Hoffmann, d. Verf.) erklärt, dass Verschiedene, die das Protokoll unterzeichnet haben, Nicht-Pgs. waren.“

Hoffmann schilderte auch noch einen Zwischenfall mit dem ehemaligen Kreisleiter Kirchner (Fritz Kirchner, d. Ver.).^{74 75} Dieser habe ihm 1936/37 angeboten, er solle die Kirche schließen und den Pfarrer (Heinz Spreng, d. Verf.) verhaften lassen. Seit dieser Zeit habe er, Hoffmann, „nie mehr etwas von Kirchner gehört.“

Zu seiner Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus erklärte Hoffmann vor der Spruchkammer: „Ich habe an die Sache geglaubt, aber später bin ich enttäuscht worden. Ich dachte, dem Bauer und Arbeiter werde es nun besser gehen.“

Er, H., habe auch zu Frau Jost, die ein Lebensmittelgeschäft betreibe, gesagt, sie möge in ihren Verkäufen an Juden „nicht so ängstlich sein und ihnen die Sachen eventuell bei Nacht ausfolgen.“ Von mehreren Zeugen wurde auch bestätigt, dass der Betroffene „niemals eine jüdenfeindliche Haltung eingenommen hat“⁷⁶ und dass Einzelne noch bis zum Jahre 1942 in Angenrod verblieben sind, was nicht möglich gewesen wäre, wenn sich der Betroffene im nationalsozialistischen Sinne gegen sie

74 HStAD, Best. G 35 E, Nr. 9096; HStAD, Best. S 1, Nr. NACHWEIS.

75 <http://www.reocities.com/Pentagon/bunker/7729/NSDAP/GauHessen-Nassau.html> (abgerufen am 11.04.2016); Kirchner, geb. 23.01.1901, war bis 10.04.1938 NSDAP-Kreisleiter Alsfeld. Ab 1939 befand sich der Verwaltungssitz der NSDAP-Kreisleitung Alsfeld-Lauterbach in Lauterbach.

76 HStAD, Best. G 29 E Alsfeld, Nr. 8; Vermutlich der deutschnationalen Euphorie der Anfangszeit des Nationalsozialismus in Deutschland geschuldet dürfte die hier etwas irritierende Stellungnahme Hoffmanns im Mai 1934 bei einem Entschuldungsantrag eines Angenröder Israeliten zu werten sein: „Ich bin als Nationalsozialist [sic] gewählt worden. X. (anonymisiert, d. Verf.) konnte doch als Jude mir seine Stimme nicht geben und ein echter Nationalsozialist [sic] nimmt nie die Hilfe und Liebenswürdigkeit eines Juden in Anspruch.“ Hoffmann schrieb dies in seiner Eigenschaft als Ortsgerichtsvorsteher Angenrods.

benommen hätte.“⁷⁷ Auch habe Hoffmann laut Aussagen von drei Nicht-Pgs. „Parteigegnern geholfen“, wurde konstatiert.

Die vernommenen Zeugen – sechs aus Angenrod und einer aus Ohmes – erklärten im Wesentlichen übereinstimmend, Hoffmann habe sein Amt als Bürgermeister so geführt, „wie es ihm von den Behörden vorgeschrieben wurde.“ Als Bürgermeister habe er „sich nicht hervorgetan, keine Propaganda entfaltet und hat auch keine Reden gehalten.“ Von einer Aktivität sei den Zeugen nichts bekannt.

Die Spruchkammer Alsfeld (Vorsitzender: Josef Lier, Beisitzer: Alfred Rinnsland und Georg Jungk, beide SPD, sowie Konstantin Zinßer, Seibelsdorf, und Ernst Brückner, beide CDU, öffentlicher Kläger: Hans Ebner) gelange dann am 03.03.1948 zum Spruch, dass das Verfahren gegen Karl Hoffmann aufgrund der Weihnachtsamnestie-Verordnung vom 05.02.1947 eingestellt werde. Vom öffentlichen Kläger war am 05.12.1947 noch, wie auch bei weiteren ähnlich gelagerten Fällen praktiziert, für H. die Einstufung als Gruppe II-Belasteter beantragt worden.

Das Verbleiben der letzten acht Angenröder Israeliten bis September 1942 in Angenrod ist allerdings mit einem nachfolgenden grausamen Schicksal der vier Familienangehörigen Speier, von Bertha Oppenheimer, Frieda Abt sowie dem Ehepaar Sally und Minna Wertheim verknüpft: der Deportation aus Angenrod letztlich in die Vernichtungslager im Osten.

Kein einziger der in Angenrod Verbliebenen überlebte das Dritte Reich. Fünf von ihnen (Familie Speier und Frieda Abt) wurden in Auschwitz, drei (Eheleute Sally Wertheim und Bertha Oppenheimer) im Generalgouvernement im Osten, vermutlich in Treblinka, ermordet.

Karl Hoffmann – später, wie er sagte, enttäuscht über den Verlauf der NS-Zeit – trat Ende 1944 aus gesundheitlichen Gründen als Bürgermeister Angenrods zurück. Ihm folgte mit Adolf Geiß noch einige Monate lang bis zum Kriegsende und der Besetzung Angenrods durch das US-Militär ein NSDAP-Aktivist an der Verwaltungsspitze Angenrods. Geiß war bereits sowohl Bürgermeister als auch NSDAP-Ortsgruppenleiter in Angenrods Nachbarort Leusel.

Fall 2: Dem Spruchverfahren musste sich, jedoch dann vor der Spruchkammer Friedberg, Angenrods ehemaliger NSDAP-Stützpunktleiter und Lehrer Karl Pfeiffer (geb. 1883 in Seeheim/Bergstraße, gest. 1965 in Feldatal-Köddingen) stellen. Ein Spruch der Kammer ist leider nicht archiviert.

Seinen eigenen Angaben 1946 gegenüber der Militäradministration zufolge war Karl Pfeiffer am 01.03.1933 in die NSDAP eingetreten (Mitgliedsnummer 1 766 940). In der Zeit vom 15.02.1934 bis zum 01.06.1938 versah er das Amt des Stützpunktleiter-Anwärters ohne Dienstrang in Angenrod.⁷⁸ Dieser Angabe Pfeiffers entsprechend dürfte somit die NSDAP-Ortsgruppe in Angenrod am 15.02.1934 gegründet worden sein. Pfeiffer war auch als Soldat im Ersten Weltkrieg

⁷⁷ Anm. d. Verf.: Zu dieser Zeit hatte allerdings reichsweit schon längst die Ghettoisierung der verbliebenen Israeliten eingesetzt, auch in Hoffmanns Wohnort Angenrod und somit dessen Zuständigkeitsbereich.

⁷⁸ HHStAW, Abt. 520 Fri, Nr. 6815.

(30.04.1916 bis 24.10.1916) eingesetzt, und zwar in Frankreich. Dort geriet er auch vom 24.10.1916 bis 30.01.1920 in Kriegsgefangenschaft.

Pfeiffer, der ab Juni 1907 bis 1938, also über drei Jahrzehnte, als Volksschullehrer in Angenrod wirkte und später nach Friedberg versetzt wurde, erklärte in einem Schreiben an die Spruchkammer Friedberg, er habe nach Heimkehr aus der Gefangenschaft durch die Inflation sein gesamtes Vermögen verloren.

Als sein ältester Sohn (Adolf, d. Verf.) 1929 die TH in Darmstadt habe besuchen wollen, habe er, Pfeiffer, um seine Versetzung gebeten, „um bessere Möglichkeiten für die Ausbildung meiner beiden Söhne zu haben.“ Diese seine Bemühungen seien jedoch erfolglos geblieben.

1933 sei ihm allerdings die Unterstützung der Kreisleitung der NSDAP zugesagt worden, vorausgesetzt, er trete der Partei bei. Nach seiner bisherigen politischen Einstellung habe ihm dieser Beitritt zunächst unmöglich erschienen. Er habe sich dann doch sagen müssen, dass er auf andere Weise nicht mehr dazu kommen könne, die Ausbildung seiner Söhne zu ermöglichen.

Auf Basis seiner Landstelle sei ihm dies nicht möglich gewesen. Er habe sich daher im Interesse seiner Söhne, „deren Zukunft mir über alles ging“, „wenn auch schweren Herzens“, zum Eintritt in die Partei entschließen müssen.

Wegen seiner demokratischen Gesinnung und seines Verkehrs mit den Juden seines früheren Wirkungsorts (Angenrod, d. Verf.) sei er, Karl Pfeiffer, vor 1933 häufig von alten SA-Männern angefeindet worden: „Als diese Ende Januar 1933 ins Schulhaus eindringen und die Hakenkreuzfahne hissten, kam es zwischen ihnen und mir zu einer heftigen Auseinandersetzung.“

Er sei daraufhin dem Kreisleiter gemeldet worden und habe von diesem eine Verwarnung erhalten: „Es war dies der berüchtigte Propagandist Klostermann (Alfred Klostermann, d. Verf.), der im Nachbarort (Vockenrod, d. Verf.) als Lehrer tätig gewesen sei und schon jahrelang „durch alle möglichen Versprechungen versucht hatte, mich zum Eintritt in die Partei zu bewegen.“

Er, Pfeiffer, habe sich jedoch nicht beeinflussen lassen. 1934 sei er dann gezwungen worden, die Geschäfte des neugegründeten kleinen Stützpunktes (Angenrod, d. Verf.) zu führen: „Eine Ablehnung dieses Auftrages war für mich unmöglich.“

Seine Arbeit in der Geschäftsführung dieses Stützpunktes habe jedoch nicht die Zufriedenheit der Partei gefunden. Nachweislich laut Mitgliederbuch habe er keinen Dienstrang erhalten. Seine Arbeiten habe er nach Ansicht der Partei „oft nur mangelhaft“ erledigt. Mehrmaligen Aufforderungen zum Austritt aus der Kirche habe er keine Folge geleistet.

Und Pfeiffer hob weiter hervor, seine politischen Ansichten wie auch seine Stellung in der Judenfrage seien „dieselben geblieben.“ Letzteres gehe auch dadurch hervor, dass jüdische Eltern, die nach 1933 auswanderten, „sich ihre Kinder von mir verabschieden ließen und mir aus Amerika Grüße sandten.“

Auch habe er nicht verhindert, dass wegziehende jüdische Familien ihre Möbel und sonstigen Gegenstände hätten verkaufen können. Die Teilnahme an einem Schulungslehrgang für politische Leiter habe er „jedesmal abgelehnt.“ Er habe nur auf den Tag gewartet, „an dem mir der Stützpunkt abgenommen werden würde.“

Aus diesen Gründen habe auch die Partei seine Versetzung auf eine für ihn günstigere Stelle nicht unterstützt. Immer wieder seien ihm jüngere Bewerber vorgezogen worden, die sich zur Mitarbeit in der SA und HJ bereit erklärt hätten.

Erst im Jahre 1938 sei er endlich durch Unterstützung außerhalb der Partei stehender Schulräte nach Friedberg versetzt worden. Und dann folgen im Schreiben Pfeiffers noch detaillierte Angaben zu seinen schwierigen finanziellen Verhältnissen und sein Ersuchen an die Spruchkammer, seine „besonderen Verhältnisse sowohl zur Zeit seines Eintritts in die Partei als auch bis heute zu berücksichtigen.“

Im Vorfeld des Friedberger Spruchverfahrens wurden auch aus Angenrod und Billertshausen Auskünfte zu dem Betroffenen eingeholt. Unter anderem teilte Angenrods Bürgermeister mit Schreiben vom 10.11.1947 der Spruchkammer Friedberg mit: „Der Obenbezeichnete hat bis zum Jahre 1938 hier als 1. Lehrer amtiert. Vor dem Jahre 1933 war er als allgemeiner Gegner des Nationalsozialismus bekannt. Sofort nach der Machtübernahme jedoch trat er zur NSDAP über. Besonders als Stützpunktleiter ist er in der Öffentlichkeit fanatisch für die Ziele Hitlers eingetreten.“⁷⁹

Von einem Angenröder Landwirt und Gemeinderat dagegen wurde mit Datum vom 9. November 1945 eine positive Stellungnahme zu Pfeiffer abgegeben: „Herr Lehrer Pfeiffer von Friedberg war 32 Jahre hier als Lehrer tätig. Er galt als tüchtiger und gerechter Lehrer, der keinen Unterschied zwischen den einzelnen Berufsständen und Konfessionen kannte. Pfeiffer ist 1933 der NSDAP beigetreten.

Ich nehme an, dass er dieses tun musste, da ihm sonst von älteren Parteimitgliedern Schwierigkeiten gemacht worden wären, was er vermeiden musste, weil er der Ausbildung seiner Söhne wegen auf eine bessere Stelle versetzt werden wollte. Gegnern der NSDAP, zu denen auch ich gehörte, hat er keine weiteren Schwierigkeiten gemacht.“

Eine Gegnerschaft zur NSDAP und ein Sympathisieren mit der SPD attestierte Pfeiffer auch 1948 ein Angenröder Lehrerkollege. Er könne bestätigen, „dass Pfeiffer ein Judenfreund und kein Judenfeind war.“ Er habe oft beobachtet, dass Pfeiffer bei in der Nachbarschaft wohnenden Judenfamilien Besuche gemacht habe.

Bezüglich der Nachfrage nach Details des Spruchverfahrens zu Karl Pfeiffer wurde dem Verfasser vom Referat NEW (Nationalsozialismus, Entnazifizierung, Wiedergutmachung) des HHStAW mit E-Mail vom 19.11.2015, wofür der Autor herzlich dankt, folgende präzise Auskunft gegeben:

„In der Tat liegt in der hier überlieferten Akte über das Entnazifizierungsverfahren betreffend Karl Pfeiffer kein Hinweis auf den Ausgang des betreffenden Entnazifizierungsverfahrens vor.

Aufschluss brachte die bereits zeitgenössisch angelegte Kartei zur Verwaltung des Aktenbestandes, der uns heute als Findmittel für die Recherche der jeweiligen Verfahren dient.

Nach dem Eintrag wurde Karl Pfeiffer, geb. 22.03.1883, im Rahmen des sogenannten B II -Verfahrens (Beschleunigtes Verfahren) entnazifiziert. Dies diente

79 dto.

der Entlastung der Entnazifizierungsverwaltung und sah eine wesentliche Vereinfachung im Verfahrensweg vor.

Danach war es in der Regel so, dass die Betroffenen, wenn nicht belastende Eingaben erfolgten, Zeugnisse vorbringen konnten, die eine Einstufung als Mitläufer bestätigten, wenn nicht aus umfassenden formellen Belastungen eine solche Einstufung von vorne herein ausgeschlossen werden konnte. Nach dem Eintrag erlangte die Einstufung in die Gruppe IV der Mitläufer Rechtskraft am 21.05.1948.

Das hiesige Beispiel belegt wieder einmal, dass die betreffende Kartei nicht nur Hilfsmittel ist, sondern ihr in Teilen auch wesentlichen Charakter einer Primärquelle zukommt.

Die angesetzte Sühne lautete auf 400 Mark. Der Entscheid trat nach diesem Datum einen Tag nach der Währungsreform in Kraft (somit am 21. Juni 1948, d. Verf.).“

Eine Überlieferung weiterer Akten/Aktenteile am anderen Ort habe nicht festgestellt werden können, so die Abschlussbemerkung des HHStAW.

Fall 3: Selbst der Nachfolger Pfeiffers als Ortsgruppenleiter der NSDAP, Karl Nagel (1899 – 1983), verdeutlichte in seinen Aussagen, jetzt allerdings vor der zuständigen Spruchkammer Darmstadt-Lager, er habe, so gut es ging, die Angenröder Israeliten beschützt. Auch habe er, und dies wird unabhängig von diversen Zeitzeugen tradiert, die Angenröder Juden auf die bevorstehenden Gefahren aufmerksam gemacht und sie zur Emigration aufgefordert.

Nagel, gebürtiger Nieder-Gemündener und später Steinbruchbesitzer in Billertshausen, war am 01.12.1929 in die NSDAP eingetreten.⁸⁰ Er war vom 01.08.1938 bis 30.12.1941 Ortsgruppenleiter der NSDAP in Angenrod. Der allgemeinen SS trat er, wie der Klageschrift der Spruchkammer zu entnehmen ist, 1932 bei. Er, Nagel, bezeichne sich als Unterscharführer. Im amerikanischen Fragebogen habe er sich als SA-Mitglied vom Jahr 1930 an bezeichnet.

Für seine Parteidienste sei ihm das 10- und 15jährige Ehrenzeichen verliehen worden. Trotz eines Offenbarungseids sei er 1938 in Angenrod Stützpunkt- beziehungsweise Ortsgruppenleiter der NSDAP geworden. Folglich müsse er sich um die Nazibewegung „doch verdient gemacht haben“, wurde in der Klageschrift abgeleitet. Sein früher Beitritt zur Partei, SA und SS und die Übertragung der Parteiämter ließen mit Berechtigung den Schluss zu, den Betroffenen als „Aktivisten“ einzureihen.

Bei der Auskunfteinholung im September 1946 zu N. wurde unter anderem geschlussfolgert, dass er sich „als aktivster Nationalsozialist der ganzen Gemeinde“ gezeigt habe. Der Auskunft des Angenröder Ausschusses der politischen Parteien zufolge sei N. „uns allen als schon frühzeitiger Naziaktivist bekannt. Schon vor 1930 gehörte er der Allgem. SS an und hat größten Anteil an der Machtergreifung Hitlers.“ Und weiter heißt es: „Bis zum Zusammenbruch übte er seinen Dienst als Polizeibeamter der Gendarmeriestation Alsfeld weiter aus und hat sich auch hier bis zum Schluß für die verbrecherischen Ziele des Nazismus eingesetzt.“

80 HHStAW, Abt. 520 Nr. DZ-512429.

Vor der Spruchkammer Darmstadt-Lager – am 16.10.1946 – sagte der Betroffene dann aus, er sei anfangs überzeugt gewesen, „dass es jetzt besser werden würde.“ Bei der Stellenbesetzung habe er aber schon gesehen, „dass das nicht der Fall war.“ Er habe aber noch immer geglaubt, dass dieses sich ändern würde: „Es geschah aber nichts dergleichen.“

Bei der Führung des Stützpunktes Angenrod habe er während dieser Zeit versucht, jedem gerecht zu werden. Er habe auch eine Lohnerhöhung der Steinbrucharbeiter durchführen wollen. Deswegen sei er auch von der Arbeitsfront mit Vorwürfen überschüttet worden. Seinen Eintritt in die SS habe er nur deshalb vollzogen, weil er immer im Musikzug gewesen sei, und es hätte damals ein SS-Musikzug aufgestellt werden sollen.

Aus der Arbeitsfront sei er 1941 wegen Zerwürfnis ausgetreten. An Versammlungen habe er stets in Zivil teilgenommen. Deswegen seien ihm vom Ortsgruppenleiter (damals Pfeiffer, d. Verf.) Vorhaltungen gemacht worden: „Gegen Juden habe ich mich auch in jeder Weise anständig und gerecht benommen.⁸¹ Es ist zu keinen Ausschreitungen und Plünderungen in Judenhäusern gekommen.⁸² Auch ist der Synagoge und dem Judenfriedhof nichts passiert.“

Er habe ob dieser Haltung auch Vorwürfe des NSDAP-Kreisleiters einstecken müssen. Es sei dies wohl auch ein Grund gewesen, ihn, N., seines Amtes als Stützpunktleiter zu entheben. Dies sei im August 1943 bestätigt worden: „Aktivistisch habe ich mich für die NSDAP nicht eingesetzt.“

Mit dem Kreisleiter habe er sich schon damals überworfen gehabt, „dass er mir einmal ein Bierglas an den Kopf geworfen hat.“ Unter anderem habe er es auch abgelehnt, die Maschinen im Steinbruchwerk abzubauen. Sie hätten nach Lemberg kommen sollen. Trotz seines Kirchenaustritts 1936 habe er aber niemals gegen die Kirche gearbeitet, so N. vor der Spruchkammer.

Der damalige Angenröder NSDAP-Stützpunktleiter wechselte dann ab 01.02.1942 aufgrund Notdienstverpflichtung zur Gendarmerie-Reserve des Landrats in Alsfeld (Dienststrang: Oberwachtmeister).⁸³

Auf Antrag von NSDAP-Kreisleiter Alfred Zürtz wurde N. dann auch mit Schreiben vom 29. Juli 1943 und mit Wirkung vom 1. August 1943 aus seiner Dienststelle „Ortsgruppe Angenrod Kreis Alsfeld-Lauterbach“ vom Gauleiter Hessen-Nassau, Jakob Sprenger, enthoben.⁸⁴ Im Rahmen des Spruchkammerverfahrens wird von Seiten seines Anwalts betont, dass der Angenröder Stützpunktleiter während seiner Amtszeit sich „gegen jedermann korrekt und anständig benommen“ habe. Auch stehe fest, „dass in Angenrod keinerlei Ausschreitungen

81 Das wird auch von vom Rechtsanwalt des Betroffenen benannten Angenröder Zeugen in gleichem Sinne bestätigt.

82 Diese Aussage wird konterkariert durch übereinstimmende Zeit- und Augenzeugenberichte, wonach zum Beispiel wie weitverbreitet im damaligen Deutschen Unrechtsstaat auch das Ghettohaus Speier nach Deportation der letzten Angenröder Israeliten von NS-Frauenschafts-Mitgliedern zumindest Teilen des dortigen Hausrats wie Kleidung, Wäsche und Geschirr entledigt wurde.

83 HHStAW, Abt. 520, Nr. DZ-512429.

84 dto.

gegen die Juden erfolgt sind. Dies ist allein der Initiative des Betroffenen zu verdanken, der ... die Juden immer menschlich behandelt hatte.“

Diese, seine durchaus anständige und menschliche Handlungsweise habe ihm das Misstrauen des Kreisleiters Zürtz eingetragen, heißt es weiter in dem Schreiben des Rechtsanwalts an die Spruchkammer Darmstadt-Lager. Er, der bisherige Ortsgruppenleiter, sei auf die Veranlassung von Zürtz seiner Stellung enthoben worden – „ohne Dienstrang.“ Nach seiner Dienstverpflichtung als Gendarm habe er sich auch niemals an Ausschreitungen gegen Ausländer beteiligt.

Dennoch gelangte die Spruchkammer in Darmstadt am 16.10.1946 mit Rechtskraftenerlangung am 21.11.1946 nach der Anhörung weiterer Zeugen 1946 zum Spruch, Karl Nagel nach Art. 7 Abs. 1/1 in die Gruppe II der Aktivisten einzureihen. Er habe, neben der Abführung von Vermögensanteilen und auch des Verlusts des Wahlrechts, der Wählbarkeit und weiterer Rechte, Sonderarbeiten auf die Dauer von 3 Jahren, wöchentlich drei Tage, für die Allgemeinheit zu verrichten.

Angenröder Spruchverfahren bei Nicht-Amtspersonen

Fall 1: Zu dem Spruchverfahren gegen den vor der Jahrhundertwende in Angenrod geborenen K. X. (anonymisiert, d. Verf.), seinerzeit von Mai 1934 bis 1945 NSDAP-Kassenleiter, bemerkt im Ermittlungsbericht mit Datum vom 15. Juli 1947 der um Auskunft nachgefragte Bürgermeister Müller: „Der umstehend bezeichnete K. X. war bereits vor dem Jahr, bevor er Mitglied der NSDAP wurde, deren überzeugter Anhänger. Das Amt des Kassenleiters hat er stets im nationalsozialistischen Sinne geführt und sich bis zum Zusammenbruch für die Idee des Nazismus ausgesprochen.“⁸⁵ Und auch im Bericht des Ausschusses der politischen Parteien Angenrods – unterzeichnet am 01.08.1947 von August E., Georg J., J. V. und Helwig B. – wird Ähnliches formuliert: „Derselbe war ein begeisterter Nationalsozialist, hat sich jedoch weiter nicht hervorgetan.“⁸⁶

Im Meldebogen vom 01.06.1946 (Ifd. Nr. 146) hatte X. seine Kassenleitertätigkeit bestätigt und auch dass er vom 01.05.1934 bis 1945 NSDAP-Mitglied war. Seinen Angaben zufolge, und dies war in Übereinstimmung mit den „party records“ der US-Militärbehörde, gehörte der Betroffene auch noch der Arbeitsfront und dem N.S.V. als NS-Organisationen an.

Im zugehörigen Ermittlungsblatt des öffentlichen Klägers der Spruchkammer Alsfeld (Oberhessen) ist dann, wie in anderen Spruchverfahren auch, eine Übersicht der eingeholten Einzelauskünfte zu dem Betroffenen vorhanden.

Es sind dies neben dem 1. Auszug aus dem Meldebogen im Einzelnen: 2. Auskunft der örtlichen Militärregierung (special branch) Alsfeld mit Blick auf „party records“, also Parteizugehörigkeiten, 3. Auskunft des Bürgermeisters Angenrod und 4. Auskunft der Polizei Angenrod.

Regelmäßig eingeholt wurden auch 5. Stellungnahmen des Ausschusses der politischen Parteien (Gemeindevertreter), 6. des Betriebsrates oder der Gewerkschaft – bei Beamten der vorgesetzten Dienststelle –, 7. Auskunft der Berufsvertretung

85 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2884.

86 dto.

wie zum Beispiel Kreisbauernschaft (Alsfeld), 8. Auskunft des Arbeitsamtes Alsfeld und 9. Auskunft des Finanzamtes Alsfeld.

Zum weiteren Verfahren vor der Spruchkammer liegen allerdings keine Archivalien mehr vor. Lediglich eine Sammelbeantragung des öffentlichen Klägers Ohlwein vom 23.12.1947 für gleich acht Personen – darunter auch der Betroffene – und adressiert an die Militärregierung in Alsfeld lässt Rückschlüsse auf das Spruchverfahren-Prozedere zu: „Bei nachfolgend aufgeführten Personen beantrage ich, unter Bezugnahme auf das Abänderungsgesetz vom 7.10.47, vorausgesetzt Ihrer Zustimmung, Einreihung in Gruppe 4 der Mitläufer. Nach Rückgabe der Listen werde ich Sühnebescheide⁸⁷ erlassen bzw. Weihnachtsamnestie-Bescheide ausfertigen.“ Es findet sich dann noch der handschriftliche Vermerk: „genehmigt lt. Schreiben der Mil. Reg. v. 3.1.48.“

Mit Mitteilung vom 7. Januar 1948 wurde dann auch der angekündigte Weihnachtsamnestiebescheid⁸⁸ von der Spruchkammer Alsfeld als schriftliche Nachricht an den Betroffenen versandt.

Fall 2: Im Spruchverfahren gegen den seit angelaufenen Dritten Reich in Angenrod wohnenden Arbeiter W. X., seit 1936 Mitglied der NSDAP und von 1937 beziehungsweise 1938 Mitglied und Helfer der NSV, des DAF und des RLB, wurde ermittlungsseitig im Bericht (09.06.1947) folgendes konstatiert: „X. (d. Verf.) ist ein Mann, der von der nazistischen Ideologie überzeugt war. Er wird als leichtgläubiger Mensch geschildert, der den Versprechungen der Nazis zum Opfer gefallen ist.“⁸⁹

Als Angehöriger der NSDAP verkaufte er NS-Zeitschriften (Ich kämpfe mit, Macht und Wille, usw.) und hat so den Nazis zu ihrem Ziel verholfen. Jedoch wird ihm nachgesagt, daß er nicht böswillig sei und daß sich Nazi-Gegner bei ihm aussprechen konnten ohne Gefahr zu haben, denunziert zu werden. An Ausstreitungen hat sich X. (d. Verf.) nicht beteiligt und wird für Naziverbrechen nicht fähig gehalten.

Nach Aussagen des derzeitigen Bürgermeisters, Müller, Angenrod, hat X. (d. Verf.) während des dritten Reiches keine finanziellen Vorteile gehabt. Trotzdem war er ein williges Werkzeug der Nazis, so daß er bei allen möglichen Gelegenheiten in Erscheinung trat. Z. B. bei Hochzeiten überreichte er dem Jubelpaar das Buch „Mein Kampf“.

Der Bericht des Ermittlers Dippel schließt mit den Namen der Gehörten, zwei Angenrödern und einem auswärtigen Bürgermeister.

In der Klageschrift des öffentlichen Klägers Ebner (11. Juni 1947), und das wurde bei allen ähnlich gelagerten Spruchverfahren so praktiziert, wurde zunächst auf die eingegangenen NS-Mitgliedschaften abgehoben: „Durch die eingegangenen oben erwähnten Mitgliedschaften hat der Betroffene den Nat. Soz. örtlich unterstützt und fällt nach dem Anhang des Gesetzes vom 5.3.46 (Art. 10) in die

87 HHHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2884.

88 HHHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2973.

89 HHHStAW, Abt. 520/01, Nr. 456.

Klasse II der Belasteten. Die geführten Ermittlungen haben nicht erbracht, dass der Betroffene sich über den Rahmen der Mitgliedschaften hinaus im nat. soz. Sinne parteipolitisch betätigt hat.

Unter Zugrundelegung des Artikels 2,2 beantrage ich, den Betroffenen nach dem Masse (sic) der tatsächlichen Mitverantwortlichkeit, gemäss Artikel 11,1 in die Gruppe 3 der Minderbelasteten einzureihen.“

Auch vom damaligen Arbeitgeber des Betroffenen wurde in einer eidesstattlichen Erklärung vom 09.07.1947 ein durchweg günstiges Bild von X. gezeichnet, endend mit der Feststellung: „Meiner Ansicht nach kann für X. (d. Verf.) gerechterweise überhaupt keine andere Einstufung als die als Mitläufer in Frage kommen.“

Dieser positiven Einschätzung schloss sich auch der damals kurzzeitig suspendierte und zuvor von der US-Militärbehörde eingesetzte Bürgermeister Müller in seiner eidesstattlichen Erklärung an. Mit dem Betroffenen habe er ab 1942/43 „oft zusammen die Auslandssender“ gehört. Und auf seine detaillierten Vorbemerkungen Bezug nehmend schloss der Bürgermeister mit der Feststellung, „dass X. (d. Verf.) wohl Pg. war und sich für die NSDAP betätigte, sich aber im Allgemeinen gegen jedermann, auch gegen Nazi-Gegner anständig und loyal geführt hat und in keiner Weise politisch gefährlich war.“ In Vertretung des Bürgermeisters wurde dessen Unterschrift vom Ersten Beigeordneten amtlich beglaubigt.

Das Spruchverfahren endete dann am 14.04.1948 mit Erteilung der Weihnachts-Amnestie.

Fall 3: Die Klageschrift der Spruchkammer Alsfeld gegen den Angenröder DAF-Ortswart (Januar 1935 bis Ende September 1939) im Dritten Reich und NSDAP-Mitglied von Mai 1937 bis 1943, H. X., war am 18.10.1946 verfasst worden. In den Arbeitsblättern für den Ermittlungsbericht war dem Betroffenen als zwar idealistisch seit langem den Zielen des Nationalsozialismus anhängend dennoch eine stets menschliche Haltung zuerkannt worden. Er habe auch gegenteiligen Ansichten nicht widersprochen.

Seine innerörtlichen parteilichen Funktionen habe er getreu seiner Aufgabensetzungen ausgeführt.

Die Spruchkammer gliederte X. dann in schriftlichem Verfahren mit Spruch vom 27.11.1946 in die Gruppe 4 der Mitläufer ein, dies bei Entrichtung eines Sühnebetrags von 300 RM. X. legte gegen den Spruch keine Berufung ein.⁹⁰

Fall 4: Dr. jur. Sigfrid Graf Bernstorff (1882 – 1960), letzter Hofgutbesitzer in Angenrod und im Zweiten Weltkrieg beruflich in Berlin tätig, war seinen eigenen Angaben im Meldebogen zufolge von 03/1933 bis 09/1944 förderndes Mitglied der allgemeinen SS.⁹¹ Mitglied der NSDAP war Graf Bernstorff allerdings nicht.

90 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 735.

91 Ausführlichere Darstellung seiner Gegnerschaft zum Nationalsozialismus siehe bei: Ingfried Stahl, Angenrod im Dritten Reich: Nonkonformismus und Zivilcourage in: MOHG 99. Bd., Gießen (2014), S. 148 – S. 160.

In seinem Meldebogen, als Nr. 51 in Angenrod am 15.06.1946 eingeliefert und mit dem Aktenzeichen A 110/46 registriert, gab Graf Bernstorff auch zwei persönliche Stellungnahmen, sicher mit Blick auf wohl anstehende Verfahren vor der Spruchkammer Alsfeld,⁹² ab.

Zum einen unter Punkt 13 („In welche Gruppe gliedern Sie sich ein?“): „in keine.“ Und ergänzend zu seinen Gründen hierfür merkte Graf Bernstorff an: „weil ich im Juni 44 Stellung als Versicherungsmakler niederlegte, um nicht in Partei eintreten zu müssen, ständig von Gestapo verfolgt wurde, 2mal verhaftet, 2 Haussuchungen, 17 Kreuzverhöre, Post- und Telefon Überwachung, dauernd bespitzelt, seit August mich verstecken musste, um Verhaftung zu entgehen, engste Zusammenarbeit mit bekannten Nazigeignern, 5 Juden Ausreise ermöglicht, andre Juden mitversteckt, vielen selbstverständlich geholfen, wenn möglich.“

Durch Beschluss des öffentlichen Klägers der Spruchkammer Alsfeld vom 14.01.1947 wurde Graf Bernstorff's Spruchverfahren eingestellt. Eingereiht wurde er als Entlasteter in Gruppe 5. Grundlage für diesen Einstellungsbeschluss⁹³ war hier der Art. 33 V. des Befreiungsgesetzes, „obgleich er 1933 bis 39 der SS als förderndes Mitglied angehört habe.“

Fall 5: Zu dem Spruchkammerverfahren von E. X. liegen neben dem obligatorischen Meldebogen (Ifd. Nr. 63, Datum: 26.04.1946)⁹⁴ archivisch keine Verhandlungsdetails vor. Der Betreffende war nach seinen Angaben SA-Mann von 1934 bis 1936, außerdem Angehöriger der Naziorganisation Arbeitsfront (1934 bis 1939) und des RLB (1936 bis 1939). Im Krieg war er in der Formation KW Werkstatt 251 eingesetzt. Höchster erreichter militärischer Rang des Befragten war Stabs-Gefreiter (1945).

Alle weiteren Fragen des Meldebogens, insbesondere bezüglich NS-Engagement und besonderer Verdienste inklusive Auszeichnungen durch die NSDAP und deren Gliederungen, konnte der Befragte verneinen.

Zum Ergebnis seiner Spruchkammersache wurde dann am 05.03.1947 X. die am 11.11.1946 ergangene „rechtskräftige Entscheidung“ der Spruchkammer Alsfeld mitgeteilt, wonach er wie auch noch einige weitere Angenröder in die Gruppe 4 der Mitläufer eingeordnet wurde: „Sühnebescheid: Gruppe 4 der Mitläufer; Sühnebetrag: RM 50,- zzgl. der Kosten; Erfüllungstermin 31.12.1946; Anstelle von je RM 5,- 1 Tag Arbeitsleistung; Streitwert: 1500 RM.“

Vorstehende Nachricht wie auch die weiteren für die anderen Personen des Entnazifizierungsverfahrens erging gemäß Artikel 51 des Gesetzes vom 5. März 1946 für das Gruppenregister beim Minister für politische Befreiung und das örtliche Melderegister, Formblatt 21.

92 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 98.

93 dto.

94 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 528.

Fall 6: Etwas ausführlicher gestaltet sich der archivistische Beleg zur Spruchkammersache des Fabrikarbeiters K. X. (geb. 1882).⁹⁵ Hierzu liegt auch die Archivalie der Ladung des öffentlichen Klägers der Spruchkammer mit Datum vom 25.10.1946 vor:

„Sie werden hiermit aufgefordert, am 19.11.1946 vormittags 10 Uhr vor der Spruchkammer Alsfeld/Oberhessen, Zimmer 14, zu Ihrer Vernehmung zwecks Gruppenregister, Spruchausfertigung zu erscheinen.“

Aufgrund seiner Angaben im Meldebogen (Ifd. Nr. 292, Datum: 26.04.1946), die jegliche Verbandelung mit der NSDAP und ihren Gliederungen ausschlossen – X. war lediglich Mitglied der Deutschen Arbeitsfront (1933 – 1945) und des Reichskriegerbunds (1925 – 1935) –, hatte der öffentliche Kläger bei der Spruchkammer, hier Willy Ohlwein, X. mit Anschreiben vom 04.10.1946 bereits die erfreuliche Mitteilung per Post zustellen lassen:

„Auf Grund der Angaben in Ihrem Meldebogen sind Sie vom Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5.3.1946 nicht betroffen.“

Fall 7: Mit Klageschrift vom 23.09.1947 erhob der öffentliche Kläger II der Spruchkammer Alsfeld Klage gegen den Angenröder Landwirt H. X. mit dem Antrag, diesen in die Gruppe 3 der Minderbelasteten einzureihen.⁹⁶

Zur Begründung des Antrags wurde ausgeführt, X. sei von 1933 – 1945 Mitglied der NSDAP, von 1934 – 1945 der NSV, von 1937 – 1945 des RKB und von 1937 – 1945 des Reichsnährstands, und dies als Ortsbauernführer, gewesen.

In der Klageschrift heißt es dann weiter: „Auf Grund der vorstehend angeführten Mitgliedschaften fällt der Betroffene nach dem Anhang des Gesetzes vom 5.3.1946 gemäß Artikel 10 in die Gruppe II der Belasteten. Die geführten Ermittlungen und Arbeitsblattermittlungen erbrachten keine weiteren Belastungsmomente.

Unter Zugrundelegung des Artikels 2,2 beantrage ich, den Betroffenen nach dem Masse [sic] seiner tatsächlichen Mitverantwortlichkeit gemäss Artikel 11,1 in die Gruppe 3 der Minderbelasteten einzureihen.“

Im offiziellen Ermittlerbericht in Sache des Landwirts X. vom 17.09.1947 wird der Spruchkammer hierzu entlastend mitgeteilt:

„Die Ermittlungen ergaben, daß der Obengenannte in keiner Weise in politischer Hinsicht in Erscheinung getreten ist. X. (anonymisiert, d. Verf.) wird allgemein als anständiger Mensch mit gutem Charakter bezeichnet, der niemand etwas zuleide getan hat. Auch gegen Gegner des Naziregimes ist der Betroffene stets anständig und korrekt [sic] geblieben.

Als Ortsbauernführer hat er die damit verbundenen Aufgaben erfüllt, aber auch hier konnte nichts nachteiliges über den Betroffenen vermutet werden. Der Gesundheitszustand des Betroffenen wird als schlecht bezeichnet, da er seit längerer

95 HHSStAW, Abt. 520/01, Nr. 569.

96 HHSStAW, Abt. 520/01, Nr. 2882.

Zeit nervenkrank ist und sich diese Krankheit als Nervenschock auswirkt. Über die aktenmäßige Belastung hinaus konnte keine weitere festgestellt werden.“

Vorstehender Bericht des Ermittlers kann bezogen auf zahlreiche andere Berichte gleichsam als Blaupause eingestuft werden. Fast regelmäßig werden den NS-Amtspersonen gute charakterliche Eigenschaften zugebilligt, dies auch gepaart mit guter sozialer Integration und gutnachbarschaftlichen Verhältnissen. Nur ganz selten finden sich in derartigen Berichten, hin und wieder dann auch vom Angenröder Bürgermeister, der natürlich ebenfalls bei den Ermittlungen befragt wurde, kritische Töne.

Die grundsätzliche Ausgangssituation bei NS-Amtspersonen war seitens des öffentlichen Klägers, diese in der Klageschrift in die Gruppe II der Belasteten einzustufen. Im vorstehenden Fall wich der öffentliche Kläger II der Spruchkammer, und das wurde fast durchgängig auch in anderen Fällen praktiziert, von dieser gravierenderen Primäreinstufung ab. Vielmehr stellte er hier den Antrag, X. „in die Gruppe 3 der Minderbelasteten einzureihen.“

Das Spruchverfahren gegen X. endete dann am 13.07.1948 erwartungsgemäß mit postalischer Zustellung des Geldsühnebescheids in Höhe von 100 RM. Eingestuft wurde der Landwirt in die Gruppe IV (Mitläufer).

In einer nicht unerheblichen Zahl von Mitteilungen an Angenröder Bürger wurde den Betroffenen bei gänzlicher Entlastungserteilung von der Spruchkammer lapidar, aber sicher höchst erfreulich für die Adressaten, auf postalischem Wege mitgeteilt: „nicht betroffen.“

Fall 8: Ihren Meldebogen-Angaben (Ifd. Nr. 333, Az. 1862/46) zufolge war H. X. von 1938 bis 1945 Mitglied der NSDAP (Mitgl. Nr. 4897864). Überdies bekleidete sie vom 1.12.1935 bis zum Zusammenbruch – nach übereinstimmenden Zeitzeugenangaben überaus aktivistisch – das Amt der NS-Frauenschaftsleiterin in Angenrod (Mitgl. Nr. 1992436). Weitere Verfahrensarchivalien liegen allerdings nicht vor, lediglich der Bescheid über die Erteilung der Weihnachtsamnestie mit Datum vom 09.03.1948.⁹⁷

In der Zusammenstellung ergibt sich für die archivisch zugängigen insgesamt 41 Spruchverfahren von Angenrödern⁹⁸ folgende statistische Übersicht⁹⁹:

Gruppe 1 (Hauptschuldige)	=	0 Personen
Gruppe 2 (Belastete, Aktivisten)	=	1 Person
Gruppe 3 (Minderbelastete)	=	0 Personen
Gruppe 4 (Mitläufer)	=	14 Personen
Gruppe 5 (Entlastete, Nichtbetroffene)	=	7 Personen
Spruchvakanz	=	4 Personen
Weihnachtsamnestie	=	13 Personen
Verfahrenseinstellung	=	2 Personen

⁹⁷ HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 1510.

⁹⁸ HHStAW, Abt. 520/01, Angenrod.

⁹⁹ Für diese Übersicht wurden lediglich die vor Kriegsende in Angenrod lebenden Männer und Frauen, nicht dagegen die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, berücksichtigt.

Ausgeprägte NS-Aktivisten, darunter auch die Ortsgruppenleiter, die Bürgermeister im Dritten Reich, NS-Leitungspersonen und SS-beziehungsweise Waffen-SS-Angehörige wurden zumeist in Internierungslagern, in Hessen im Internierungslager Darmstadt (Abb. 12),¹⁰⁰ gefangen gehalten. Zuvor waren sie in provisorischen US-Camps, zum Beispiel auch in Schwarzenborn, vom öffentlichen Leben abgeschnitten.



Abb. 12: Das Internierungslager für zeitweise bis zu 28 000 NS-Funktionäre in Darmstadt (1945): eine mit Stacheldraht und Wachtürmen umgebene Zeltstadt. Das Lager befand sich auf dem Gelände der heutigen Telekom-City an der Unteren Rheinstraße westlich stadtauswärts. Es war das Größte in der amerikanischen Zone. HStAD, R 4, Nr. 23824

Alle Camps waren mit Stacheldrahtumzäunungen ausgestattet. Hintergrund der Internierungen war insbesondere, eine „Umerziehung“, also Entnazifizierung der NS-ideologisch maßgebenden Personen jener Ära, zu bewirken.

Allen von Sprüchen der Spruchkammern, hier in Alsfeld, Betroffenen stand auch noch ein weiterer rechtlicher Weg gegen den Spruch offen. Für den zweiten Rechtszug war dann die Berufungskammer Gießen zuständig. Diese Option, nicht immer mit Erfolg, wurde in dem einen oder anderen Fall auch wahrgenommen.

Im Kreis Alsfeld wurde die Öffentlichkeit dann mit einer recht unscheinbaren Bekanntmachung über die Beendigung der Spruchkammerverfahren in Alsfeld informiert:¹⁰¹

„Die Spruchkammer Alsfeld stellt ihre Tätigkeit am 1. August 1948 ein.

100 HStAD, Best. R 4, Nr. 23824.

101 OZ-Archiv: 29.07.1948 (Amtliches Mitteilungsblatt für den Kreis Alsfeld).

Wegen der vorzubereitenden Uebergabe ist die Spruchkammer für den Publikumsverkehr ab sofort geschlossen. Anfragen und sonstiger Schriftverkehr sind ab diesem Zeitpunkt an die Spruch- und Berufungskammer Gießen, Westanlage (Hotel Köhler) zu richten.

Der dienstaufsichtsf. Vorsitzende: Köth.“

Ausgewählte Spruchverfahren im Umfeld von Angenrod

Fall 1: Über das Spruchverfahren gegen Alsfelds langjährigen Bürgermeister, auch dann im Dritten Reich, Dr. Karl Völsing (1878 – 1958) (Abb. 13)^{102 103 104}, findet sich in der „Fuldaer Volkszeitung“ ein recht ausführlicher Bericht.¹⁰⁵ Die Mitteilung ist überschrieben: „Ein Zwangsparteigenosse.“



Abb. 13: Dienstaussweis Karl Völsing, HStAD, R 4, 9018

„Der ehemalige Bürgermeister von Alsfeld, Dr. Völzing (Völsing, d. Verf.), wurde von den Nazis selber als Zwangsparteigenosse bezeichnet; in dem am 12.9. durchgeführten Spruchkammerverfahren wurde jedem deutlich, daß diese Charakterisierung durchaus zutreffend war.

102 HStAD, Best. R 4, Nr. 9018.

103 HStAD, Abt. 520/01, Nr. 727.

104 HStAD, Best. R 128, Nr. 6701; HStAD, Best. S 1, Nr. Nachweis.

105 Fuldaer Volkszeitung: 16.09.1947.

Dr. V., der seit 1909 ununterbrochen den Posten des Bürgermeisters innehatte, hat vor der Machtübernahme immer wieder vor der Hitlerpartei gewarnt. Wenn er 1933 dennoch in die Partei eintrat, so deshalb, um die ihm liebgewordene Arbeit weiter versehen zu können und um zu verhindern, daß die Stadt dem Regiment eines Naziaktivisten ausgeliefert würde.

Immer wieder versuchten die Parteigrößen, den Bürgermeister zu übernehmen, immer wieder gelang es Dr. V., ihnen einen Strich durch die Rechnung zu machen. Ihm ist es zu verdanken, daß entgegen den Befehlen der damaligen Regierung das Vermögen der Stadt nicht in Reichsschatzanweisungen angelegt und damit für die Kriegsfinanzierung zur Verfügung gestellt wurde, so daß heute Alsfeld eine der wenigen Städte ist, deren Vermögen über diese Jahre hinweggerettet wurde.

Ihm ist auch in hohem Maße zu danken, daß in den Tagen, als der Krieg sich seinem Ende näherte, Alsfeld nicht verteidigt, sondern den alliierten Truppen kampflos übergeben wurde. Ein wenig hervortretender Mann, der aber in Stunden der Entscheidung sich durchaus bewährt hat. Die Alsfelder Bevölkerung wird es in weiten Kreisen bedauern, daß das Gesetz keine Handhabe bot, Dr. V. zu entlasten.

So wurde er aufgrund seiner nominellen Mitgliedschaft in der NSDAP in die Stufe IV der Mitläufer eingestuft und eine Sühne von 2000 Mk. verhängt.“

Im Rahmen seiner Beiträge in der „Heimatchronik“ der „Oberhessischen Zeitung“ wurde von Dr. Herbert Jäkel unter anderem auch schon über das Spruchverfahren des Alsfelder Bürgermeisters, jedoch ohne Quellenangaben, berichtet.¹⁰⁶

Jäkel schreibt in seinem Beitrag: „Von besonderem öffentlichen Interesse war natürlich die Spruchkammerverhandlung gegen das langjährige Stadtoberhaupt, das als solches drei Staatsformen durchstanden hatte, das Wilhelminische Kaiserreich, die Weimarer Republik und das ‚Dritte Reich‘. Die Alsfelder Spruchkammer hatte unter Vorsitz von Josef Lier und den Beisitzern Heinrich Wilhelm, Georg Jungk, Albert Klemer und August Dollinger am 12. September 1947 nach Antrag des Öffentlichen Klägers Hans Ebner und auf Grund zahlreicher Zeugenaussagen Bürgermeister a. D. Dr. Karl Völsing in die Gruppe der Mitläufer eingestuft und ihn zu einem Sühngeld von 2000 RM verurteilt.

Der Betroffene, der nach der ‚Machtergreifung‘ Hitlers die Wahl hatte, nach 22jähriger Bürgermeistertätigkeit sich pensionieren zu lassen oder der Partei beizutreten, um sein Amt beizubehalten, trat – obwohl ‚nicht für den Nationalsozialismus eingestellt‘ – am 1. Mai 1933 der NSDAP bei, um zu verhüten, ‚dass sein bisheriges Lebenswerk durch andere zerstört würde‘.

In der Verhandlung konnte nachgewiesen werden, daß Dr. Völsing wegen ‚seiner inneren Einstellung oft Schwierigkeiten mit den Nazis hatte‘. Der damalige Ortsgruppenleiter bezeichnete in seinem politischen Werturteil den Bürgermeister als ‚Zwangs-Parteigenosse‘ und meinte, er habe keinen ‚politischen Instinkt‘.

Der Zeuge S. konnte als Protokollführer bezeugen, daß der Gemeinderat 1936 Dr. Völsing als hauptamtlichen Bürgermeister absetzen wollte, doch Völsing er-

106 Herbert Jäkel, Die Entnazifizierung in Alsfeld (Forts.), *Heimatchronik der „Oberhessischen Zeitung“*, 13. Jahrgang, Heft 6, Juni 1996.

reichte über den hessischen Gemeindetag sein Verbleiben im Amt. Der Versuch, ihn ganz abzusetzen, scheiterte an der finanziellen Belastung, die auf die Stadt durch seine Pensionierung zugekommen wäre.

Bürgermeister Dr. Völsing habe sich auch wiederholt ‚gegen die Nazi-Anordnungen‘ gewandt. So habe er die Bestimmung der Landesregierung, die Rücklagen der Stadt in Höhe von 300 000 RM in Reichsschatzanweisungen anzulegen, ignoriert, so daß die Rücklagen noch vorhanden waren. Nach Aussagen des Zeugen St. sei Völsing besonders empört gewesen, als Grabdenkmäler von Judengräbern umgeworfen worden seien. Er soll ausgerufen haben: ‚Solch eine Gesellschaft! Nicht einmal vor dem toten Eigentum machen sie halt‘. Er habe die Grabdenkmäler sofort wieder aufsetzen lassen und sich auch später gegen eine Schändung des jüdischen Friedhofes gewehrt.

Die Zeugen St. und Sch. bestätigten, daß sich der Bürgermeister entscheidend dem Naziführer widersetzt habe, als die Stadt gegen die Amerikaner verteidigt werden sollte. Bei seiner Absicht, die weiße Fahne zur Schonung der Stadt auf dem Kirchturm hissen zu lassen, wurde ihm von den ‚Parteibonzen‘ erklärt, daß er dann innerhalb von 3 Minuten umgelegt würde‘. Immerhin sei ihm erlaubt worden, sich an die Bevölkerung zu wenden, die Stadt zu verlassen und sich in der Umgebung in Sicherheit zu bringen.

Der Zeuge R., städtischer Vorarbeiter, bestätigte, daß er als Nicht-Pg., wie auch seine Kameraden, wegen ihrer politischen Einstellung niemals von Dr. Völsing belästigt worden seien. Selbst in Kreisen der Antifaschisten konnte nichts Nachteiliges gegen Völsing festgestellt werden. Er sei auch nicht aus der Kirche ausgetreten. Die Uniform habe er nur getragen, wenn das vorgeschrieben wurde.

„Auf Grund der Gesamthaltung des Betroffenen und unter Zugutehalten der Tatsache, dass er sich den Nazis in mehreren Fällen widersetzte, kam die Kammer zu dem Beschluss, ihn in die Gruppe der Mitläufer einzureihen.“

Die mündliche Verhandlung fand im Amtsgericht Alsfeld, Sitzungssaal Nr. 6, statt.¹⁰⁷

Vorstehende Berichte über das Spruchverfahren gegen Alsfelds langjährigen ehemaligen Bürgermeister Dr. Karl Völsing wurden jetzt noch vom Verfasser dieses Beitrags, nun basierend auf den Original-Spruchkammerakten des HHStAW, ergänzt.¹⁰⁸

So fügte der damals Beklagte in seinem Meldebogen noch unter Punkt 13. („In welche Gruppe des Gesetzes gliedern Sie sich ein?“) die Begründung hinzu: „Ich betrachte mich nicht als Aktivist, da auch die Partei selbst mich stets als Zwangsmitglied beurteilt und behandelt hat. Weitere Ausführungen hierüber behalte ich mir vor.“

Und unter Punkt 14. („Bemerkungen“) trug der Bürgermeister ein: „zu Frage 1 a.): Ich habe in 1942 einmal 4 Wochen den Ortsgruppenleiter vertreten müssen, war aber nicht sein ständiger Stellvertreter. Zu Frage 2 b.) Mitgliedschaft bestand nur bei dem NS-Rechtswahrbund.“

107 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 727.

108 dto.

Die Ladung Völsings zur Spruchkammerverhandlung durch die Geschäftsstelle des öffentlichen Klägers erging am 26. Januar 1948: „Sie werden hiermit aufgefordert, am 29.1.1948 vormittags 10 Uhr vor der Spruchkammer Alsfeld/Oberhessen Zimmer 4 zu ihrer Vernehmung zu erscheinen.“

Im Vorfeld der Spruchkammerverhandlung hatte der Ausschuss der politischen Parteien Alsfelds im entsprechenden Arbeitsblatt (07.08.1946) folgendes konstatiert: „Dr. Völsing hat sich als Bürgermeister der Stadt Alsfeld politisch betätigt und sich von den Nazigrößen in Alsfeld stark beeinflussen lassen, was durch seine Energielosigkeit bedingt war.“

In der bereits erwähnten Anlage zum Meldebogen geht Völsing in einem vierseitigen maschinenschriftlichen Schreiben auf seine Beziehung zur NSDAP ein: „Vor allem möchte ich feststellen, daß ich kein Nazi-Bürgermeister in dem üblichen Sinne bin. Ich bin 68 Jahre alt und habe am 1. Dezember 1909 mein Amt als Bürgermeister der Kreisstadt Alsfeld angetreten und habe dieses 35 Jahre lang bis zum 30. März 1945, dem Tag der Besetzung der Stadt Alsfeld durch die amerikanische Wehrmacht, geführt. Als Bürgermeister der Kreisstadt Alsfeld war ich bei der Machtübernahme durch Adolf Hitler gezwungen, der Partei beizutreten. Der damalige Kreisleiter erklärte mir, es sei selbstverständlich, dass der Bürgermeister der Kreisstadt Alsfeld der Partei angehören müsse, sonst könne ich nicht im Amt bleiben.

Ich erklärte daraufhin meinen Beitritt und wurde am 1. Mai 1933 in die NSDAP aufgenommen. Vor der Machtübernahme hatte ich mich von der Partei vollständig ferngehalten, da ich eine links gerichtete politische Einstellung hatte. Wie ich von den maßgebenden Parteistellen infolge meiner politischen Einstellung beurteilt wurde, geht aus einem politischen Gutachten hervor, das Ortsgruppenleiter Kimmel in Alsfeld über mich für die Zwecke meiner Mitarbeit in der NS-Volkswohlfahrt abgab.

Dieses Gutachten war in Akten der NS-Volkswohlfahrt, die von Kreisinspektor a. D. Hermann Stickel (Alsfeld) auf dem hiesigen Landratsamt gefunden wurden, enthalten. Das Urteil über mich lautete: ‚Zwangsparteigenosse, Mangel an politischem Instinkt, deshalb oft unselbständig.‘ Als Zeugen hierfür benenne ich Kreisinspektor a. D. Hermann Stickel, Alsfeld (s. anliegende Bescheinigung). Die Partei hat in den folgenden Jahren mehrmals den Versuch gemacht, mich aus meinem Amt als Bürgermeister zu verdrängen, weil ich ihr infolge meiner politischen Einstellung nicht genehm war und nur geduldet wurde.

Hierfür gebe ich zwei Vorgänge an!

Ortsgruppenleiter Kimmel ließ mich rufen und stellte das Ansinnen an mich, ich sollte mein Amt als Bürgermeister an den alten Kämpfer der Partei, SA-Obersturmbannführer Trips, abgeben; dafür sollte ich Leiter der Bezirkssparkasse Alsfeld werden.

Ich lehnte dieses Ansinnen ab. Einen weiteren Versuch, mich aus meinem Amte als Bürgermeister zu verdrängen, unternahm die Partei im Jahre 1936, als ich nach Ablauf meiner Wahlperiode zur Wiederwahl stand. Hierzu mußten die nationalsozialistischen Ratsherren Stellung nehmen.

In der Ratsherrnsitzung vom 27. Juni 1936, der ich nicht beiwohnte, faßten sie den Beschluß, den ich in Abschrift beifüge. Dieser bedeutete für mich eine schwere Kränkung meiner Ehre. Nach diesem Beschluß sollte ich, nachdem ich bereits 27 Jahre lang mein Amt als hauptamtlicher Bürgermeister der Kreisstadt ohne jeden Tadel geführt hatte, zum Beigeordneten herabgesetzt und dem ehrenamtlichen Bürgermeister, als welcher SA-Obersturmbannführer Trips in Aussicht genommen war, unterstellt werden, weil man mit meiner Einstellung nicht zufrieden war.

Ich lehnte eine solche unerhörte, beleidigende Zumutung ab und beschwerte mich bei dem Deutschen Gemeindetag. Von hier aus wurde den Parteidienststellen klar gemacht, daß ein solcher Beschluß vom Standpunkt der Gemeindeverwaltung Unsinn sei. Auch die Hessische Landesregierung sprach sich dagegen aus. So mußte die Partei ihren Plan, mich zum Beigeordneten zu degradieren, fallen lassen, und ich wurde auf weitere 12 Jahre als Bürgermeister berufen.

Auch in der folgenden Zeit mußte ich immer wieder die Erfahrung machen, dass ich infolge meiner politischen Haltung von der Partei nur geduldet wurde; man scheute sich aber vor der Bürgerschaft vor der finanziellen Belastung der Stadt bei meiner Zwangspensionierung. Wenn ich damals mein Amt als Bürgermeister nicht niedergelegt habe, so geschah dies deshalb, weil ich bei einer freiwilligen Amtsniederlegung meinen Anspruch auf Ruhegehalt verloren hätte und bei meinem damals immerhin schon vorgerückten Alter Gefahr laufen mußte, keine andere Stelle mehr zu bekommen. Außerdem befanden sich damals meine beiden Söhne in ihrer beruflichen Ausbildung, die mir erhebliche Kosten verursachte.“

In seiner Stellungnahme erklärte Völsing auch, er habe vor 1933 der Demokratischen Partei angehört. Und er erwähnte auch noch, sicher mit Blick auf Entlastungsargumente im Spruchverfahren, seine Erklärung vor der Alsfelder Finanzkommission „noch kurz vor der Machtübernahme durch Hitler“: „wenn der Nationalsozialismus in Deutschland zur Herrschaft komme, sei Deutschland verloren.“

Die zuvor bereits wiedergegebenen zeithistorischen Berichte in der Presse über das Verhalten Völsings zur „Judenfrage“ werden auch in der Erklärung des Bürgermeisters inhaltlich bestätigt. Zu ergänzen sind diese noch mit weiteren Details in dessen Schreiben.

So sei vor einigen Jahren die Parteileitung mit dem Ansinnen an ihn herangetreten, er möge „den Judenfriedhof in Alsfeld einebnen lassen und die jüdischen Grabdenkmäler veräußern oder anderweitig verwenden.“ Er und sein Oberinspektor seien sich sofort darüber klar gewesen, „dass ein solcher Antrag unbedingt abgelehnt werden müsse, da eine Stadtverwaltung eine Friedhofsschändung nicht zulassen kann.“

Der Antrag sei somit von ihm abgelehnt worden, und er habe die Ortsgruppenleitung darauf hingewiesen, „dass eine solche Tat eine Kulturschande sei, einerlei, ob sie an einem christlichen oder jüdischen Friedhof verübt werde.“

Hierdurch sei es ihm gelungen, und Völsing benannte auch zwei Zeugen, den jüdischen Friedhof in Alsfeld unversehrt zu erhalten.

Karl Völsing konstatierte auch noch seine unverrückbare Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche in der NS-Zeit und außerdem seinen entschiedenen Widerspruch zur Verteidigung der Stadt Alsfeld beim Heranrücken der Amerikaner.

Wörtlich beschreibt er diese dramatischen Stunden, eingeleitet mit einer Lagebesprechung auf dem Wehrmeldeamt Alsfeld, wie folgt: „Als dort die Vertreter der Deutschen Wehrmacht sowie der damalige Landrat Legau (James Legau, d. Verf.), ein SS-Hauptsturmführer, erklärten, die Stadt Alsfeld solle verteidigt werden, habe ich mich mit aller Entschiedenheit gegen eine solche Absicht ausgesprochen und darauf hingewiesen, eine solche Maßnahme sei völlig sinnlos im Hinblick auf die gänzlich unzureichende deutsche Abwehr und brächte die bis dahin noch sonst unversehrt gebliebene Stadt Alsfeld in die größte Gefahr, in einen Trümmerhaufen verwandelt zu werden.

Trotz meines Protestes wurde jedoch die Verteidigung der Stadt Alsfeld angeordnet mit dem Hinweis, ich hätte hier als Bürgermeister nichts zu sagen. Als dann die amerikanischen Truppen bereits in der Nähe der Stadt Alsfeld standen, rief ich das Wehrmeldeamt Alsfeld an und teilte dem Vertreter des Kampfkommandanten mit, dass ich die weiße Flagge auf dem Kirchturm hissen würde.

Daraufhin antwortete mir dieser wörtlich! „Wenn Sie die weiße Flagge hissen, sind Sie in drei Minuten erschossen!“ Angesichts dieser Nötigung konnte ich meine Absicht nicht durchführen. Viele Bürger der Stadt haben mir nachher in Anerkennung meiner Haltung in dieser Angelegenheit ihre große Befriedigung über mein Eintreten für die Stadt Alsfeld ausgesprochen.“ Hierfür benannte Völsing Landrat August Rosenkranz als Zeugen.

Völsing schließt seine Erklärung unter anderem auch noch mit der klaren Feststellung, „dass ich nie ein Aktivist der Partei gewesen bin, da ihre Gewaltmethoden meinem Gerechtigkeitssinn als Jurist und als Christ zuwider waren und ich innerlich stets überzeugt war, dass der Nationalsozialismus Deutschlands Verderben werden würde.“

Fall 2: Das Spruchverfahren gegen Otto Merlau (Billertshausen, 1890 – 1976), im Dritten Reich Ortsgruppenleiter von Angenrods Nachbargemeinde Billertshausen und auch Bürgermeister, wurde am 06.04.1948¹⁰⁹, 8.30 Uhr, in einer öffentlichen Sitzung der Spruchkammer Alsfeld – Vorsitzender: Mömmerzheim, 4 Beisitzer (2 SPD, 1 CDU, 1 parteilos), Rechtsbeistand: RA Stumpf (Alsfeld) – durchgeführt. Als öffentlicher Kläger fungierte Hans Ebner.¹¹⁰

Insgesamt 22 Zeugen waren vom Betroffenen M. benannt worden. Davon nahmen 13 an der Verhandlung teil (acht aus Billertshausen, zwei aus Zell und je einer aus Angenrod, Wetzlar und Alsfeld).

M. wurde in dieser recht lebhaft geführten Verhandlung jeweils mit Fragen des Vorsitzenden konfrontiert, die sich aus der Klageschrift des öffentlichen Klägers ergaben. Die hier dokumentierten Antworten, auch der befragten Zeugen, geben

109 OZ-Archiv (Amtliches Nachrichtenblatt des Landrats des Landkreises Alsfeld): 01.04.1948 (Terminbekanntmachung).

110 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 3677.

dabei einen wichtigen zeithistorischen Einblick in unrühmliche Ereignisse der engeren Region, insbesondere auch mit Blick auf die Evangelische Kirchengemeinde des Kirchspiels Billertshausen.

Zu den in der Klageschrift vorgeworfenen Anschuldigungen nahm M. zunächst wie folgt Stellung. Er, M., sei 1925 in den Billertshäuser Gemeinderat als Beigeordneter gelangt. Seit 1928 jedoch sei er von seinen Wählern „dahin genötigt“ worden, „doch in die Partei einzutreten.“ In die Partei (NSDAP, d. Verf.) eingetreten sei er dann am 1.1.1930: „Das waren alte Pgs. (Parteigenossen, d. Verf.) wie Tripps, Krämer von Angenrod usw.“

Die vorgebrachten Beschuldigungen entsprächen nicht der Wahrheit. Zu seiner Funktion als Billertshäuser Ortsgruppenleiter erklärte M.: „Ich war ab 1933 erst Ortsgruppenleiter mit 13 Pgs. und wurde 1938 auf automatische Anordnung als Ortsgruppenleiter bestätigt. Belastungen sind mir nicht bekannt.“

Der Spruchkammer-Vorsitzende thematisierte dann die Landesverweisung von Pfarrer Heinz Spreng, die maßgeblich von Gendarmerie-Wachtmeister Stadtmüller (Adam Stadtmüller, d. Verf.) und M. durchgeführt worden sei. „Das dürfte nicht stimmen“, so M. zum Vorsitzenden: „Ich weiß, dass in der Kirche ein gewisser Streit entstand, betitelt ‚BK-Front‘.“ Mit BK dürfte die „Bekennende Kirche“, der Spreng zugewandt war, gemeint gewesen sein (d. Verf.).

Eines Tages sei er, M., im Gottesdienst gewesen: „Als ich die Kirche verließ, merkte ich, dass auf der Seite nach Angenrod ein Menschaufmarsch war. In der Kirche entstand ein Streit von größerem Ausmaß, die Männer kamen ins Freie. Ich habe dem mit zugesehen und dachte, wenn es so ist, wenn in der Kirche geschlagen wird, bleibe ich aus.“

Das sei vor seinem Kirchenaustritt gewesen, fuhr M. fort. Pfarrer Spreng habe damals im Gottesdienst öfters Äußerungen über die damalige Regierung getan. Stadtmüller sei beauftragt worden, den Gottesdienst zu beaufsichtigen. Er sei gekommen, habe bereits den Haftbefehl gehabt, „und Pfarrer Spreng musste binnen 24 Stunden Hessen-Nassau verlassen.“

Ein Kirchenbesucher von Angenrod habe die Rede und Äußerung gegen die Regierung zur Anzeige gebracht. Der Name sei ihm nicht bekannt, es sei ein damals in Angenrod zu Besuch Weilender gewesen. Pfarrer Spreng sei seinerzeit nicht bei ihm, M., gewesen. Polizeilich abgemeldet worden sei er von seiner Frau. Dieser habe er seinen „Schutz“ angeboten.

Als amtierender Bürgermeister, so der öffentliche Kläger Ebner weiter, sei von M. der Spruch gebraucht worden: „Jetzt habe ich die Peitsche in der Hand und kann fahren.“ M. hierzu: „Das stimmt nicht.“ Wegen Krankheit des Bürgermeisters führte M. sieben Monate lang bis zur Machtergreifung dessen Amtsgeschäfte.

Auf die Vorhaltung Ebners, dann solle „der ganze Schulvorstand aus dem gesamten Gemeinderat zur Auflösung gekommen sein“, erwiderte der Beklagte, es sei Befehl gewesen, „dass nur Pgs. mit im Gemeinderat tätig sein durften.“ Dem Einwurf Ebners, dass es viele Gemeinderatsmitglieder in anderen Gemeinden gäbe, die keine Parteimitglieder seien, begegnete M. lapidar: „Die Bestimmung bestand. Manche haben sich daran gehalten, manche nicht.“

In der Folge der Verhandlung entspann sich dann ein lebhaftes Wortwech-spiel mit von Ebner vorgehaltenen Anschuldigungen, „dass viele Leute behaupten, dass sie durch Sie in ihrer Amtszeit stark geschädigt wurden.“ Ebner verlas dann konkrete Vorhaltungen aus den Ermittlungsberichten wie Nutznießerschaft und Abhalten von Kindern vom Gottesdienst, denen M. jeweils detaillierte Erklärungen anfügte. Auf die sich aus dem Ermittlungsbericht ergebende Nachfrage des Vorsitzenden, ob „Stadtmüller damals einer“ gewesen sei, „der schnell vom Schla-gen Gebrauch machte“, antwortete M.: „Da kann ich nicht behaupten. Ich war nicht dabei, wie er einen Polen abgezogen hat oder misshandelt.“

Aus dem Verhandlungsprotokoll geht überdies hervor, dass M. „gegen ausländische Arbeiter nie eine persönliche gehässige Haltung eingenommen habe.“ „Im Gegenteil, er wurde angeklagt wegen Begünstigung von polnischen Arbeitern, kam vor das Parteigericht und wurde als Ortsgruppenleiter enthoben.“ Mit Bleistift in Klammern findet sich auch die Zeitangabe der Suspendierung: 1944/45.

Ergänzende und das Vorstehende bestätigende Aussagen eines Zeugen aus Billertshausen vermitteln dagegen ein eher ungünstiges Bild von M. in der Zeit des Dritten Reichs. Man habe die Lebensmittelkarten abrechnen müssen. Seine Tochter sei gar nicht mehr zu ihm gegangen: „Er war der Gewaltmensch, brutal. Ich war nicht in der Partei, ich wurde mit allem weggedrückt.“

In einer Bauernversammlung habe der Betroffene erklärt, er würde kontrollieren, ob ausländische Arbeiter auch alleine beim Mittagstisch saßen: „Es soll sich jeder hüten.“ Zu der Auflösung des Gemeinderats seinerzeit sagte der Zeuge: „Alles, was nicht in der Partei war, kam heraus.“ Angesprochen auf die „Angelegenheit des Pfarrer Spreng“ sprach der Zeuge Klartext: „Da hat er sich böß betragen. Soviel ich weiß und mir bekannt ist, war der R. von Zell und W. aus Hainbach sowie M. in Darmstadt, um den Pfarrer wegzuschaffen. Das habe ich nur gehört.“

Und abschließend erwiderte der Gefragte bezüglich dem Abhören von Predigten durch Wachtmeister Stadtmüller: „Der war viel in der Kirche. Dass die drei in Darmstadt waren, das hat man gehört.“

Ein eklatant heftiger Disput zwischen dem Betroffenen M. und dem letzten Zeugen, nämlich Willy Ohlwein (Angenrod), später auch öffentlicher Kläger der Spruchkammer Alsfeld, entspann sich nach den Ausführungen Ohlweins zu den Kontrollen Pfarrer Sprengs im Gottesdienst auf dem Getürms.

Ohlwein führte aus, „die ganze Sache mit Pfarrer Spreng“ habe er selbst erlebt: „Fast 2 Jahre.“ Pfarrer Spreng habe sich Notizen gemacht, das wisse er, Ohlwein, „genau.“ Der Betroffene, also M., habe die Polizei und Gestapo gegen Spreng auf-gewiegelt: „Die Gestapo war mehrere Male bei ihm.“ Und er, Zeuge Ohlwein, wisse auch, dass der Betroffene M. in der Kirche gewesen sei: „Ich habe es selbst gesehen, dass er sich Notizen gemacht hat.“ Er habe „in Verein mit dem Lehrer W. die Sache vollzogen, Stadtmüller musste sie ausführen.“

Als „beim Spreng die Gestapo das 3. Mal dort war, hat der Betroffene den Pfarrer ganz außergewöhnlich belastet. Ich war selbst dabei, wie sich Pfarrer Spr. Notizen darüber gemacht hat und ich vermute, dass diese Vorkommnisse auch in der Kirchenchronik enthalten sind. Pfarrer Spreng und ich waren fast täglich zusammen.“

Der Pfarrer habe sich alles bei ihm, Ohlwein, niedergeschrieben, „und es ist bestimmt in die Kirchenchronik gekommen.“ Auch der Rechtsbeistand stellte ebenfalls den Antrag auf Heranziehung der Kirchenchronik und bestand darauf, „dass in der Klageschrift diese Punkte hätten angeführt werden müssen.“

Hierzu erklärte der öffentliche Kläger Ebner, dass er gemäß Strafprozessordnung die Heranziehung der Kirchenchronik als Beweismittel beantragt habe. Vorsitzender Mömmerzheim bemerkte dann hierzu: „Die Angelegenheit mit der Kirchenchronik läuft schon einige Monate, und man hätte die Klageschrift schon einmal darauf aufbauen können.“ Darüber habe er sich schon mehrmals mit dem öffentlichen Kläger ausgetauscht.

Und Zeuge Ohlwein konkretisierte im Nachgang das enttäuschende Zwischenergebnis dieser Bemühungen bis hin zu Rücksprache mit dem obersten Kläger und Einschaltung des Justizministeriums: „die persönliche Herbeischaffung der Chronik ist versucht worden, alles ergebnislos.“

Der Betroffene M. erklärte hierzu unter anderem zu seinen Notizen in der Kirche und der Aufwiegelung von Gestapo und Polizei gegen den Pfarrer: „Das entspricht aber auch restlos keiner Spur von Wahrheit. Der Pfarrer Spreng war mir wie jeder andere Mensch lieb und wert“ und „So wahr ich hier stehe, ich habe keinen Bleistift in der Kirche zur Hand genommen.“

Zeuge Ohlwein entrüstete sich dann vehement gegenüber den Ausführungen von M.: „Ich verbiete mir ganz energisch, dass er mich als Lügner hinstellt. Wir können ja die Frau Pfarrer Spreng fragen, ob der Betroffene ihr Unterstützung zugesagt hat. Wenn er sagt, er hat sich keine Notizen gemacht, ist das eine Lüge. Ich habe es gesehen, was er geschrieben hat, weiß ich nicht“ und ergänzt mit: „Der Betroffene hat immer den 1. Schuss abgegeben“ und „die Gestapo kam sogar zu mir und hat Spreng gesucht.“

Nachdem dann auch wieder M. betonte, er habe sich auch mit anderen Pfarrern gut verstanden, bilanzierte öffentlicher Kläger Ebner: „Ich kann lediglich ein Verfahren über die Staatsanwaltschaft beantragen, nur der Untersuchungsrichter ist berechtigt, in die Kirchenchronik Einsicht zu nehmen.“

Anstelle des vorgesehenen Spruchs der Spruchkammer Alsfeld erfolgte dann aufgrund der Problematik der Einsichtnahme in die Kirchenchronik am 6. April 1948 nach geheimer Beratung ein Beschluss. Dem Antrag des Rechtsbeistands nachkommend wurde die Verhandlung „auf unbestimmte Zeit“ vertagt.

Die Kammer werde versuchen, „die Kirchenchronik in der Gemeinde Billertshausen, die wesentliche Bestandteile in sich enthalten soll (wohl: zu beschaffen, d. Verf.), um die schwere Belastung betreffs der Landesverweisung und der damit verbundenen Folgen des gefallenen Pfarrers Spreng aufzuklären und die Freigabe dieser Chronik zu erwirken.“

Hieraus werde sich ergeben, „wieweit der Betroffene mit dieser schweren politischen Belastung in Zusammenhang steht.“ Es werde dann versucht, „diese Angelegenheit innerhalb von 11 Tagen zu klären.“ Über den Abschluss dieses komplizierten Spruchkammerverfahrens liegen allerdings keine archivischen Belege vor.

Fall 3: Heinrich Hill. I. (1880 – 1951), seinerzeit Bürgermeister von Ohmes und in der Zeit des Spruchverfahrens bereits 67 Jahre alt, wurde mit Spruch im schriftlichen Verfahren vom 3.11.47 in die Gruppe 4 (Mitläufer) eingereiht.¹¹¹ H. war seit Mai 1933 auch Mitglied der NSDAP.¹¹² Als Sühnebetrag wurden 600 RM zuzüglich Verfahrenskosten festgesetzt.

In der Spruchbegründung wird unter anderem ausgeführt: „Durch die besonderen Verhältnisse, wie sie in den 4 katholischen Dörfern des Kreises Alsfeld während der Nazizeit allgemein bekannt waren, übernahm der Betroffene als Beigeordneter der Gemeinde auf Anraten der Ohmeser Bevölkerung die dortigen Bürgermeistergeschäfte. In dieser Tätigkeit war der Betroffene vorwiegend darauf bedacht, zum Wohle aller sein Amt als Bürgermeister durchzuführen und hat sich weder hier noch innerhalb der Partei laut Auskünften der Arbeitsblätter propagandistisch oder aktivistisch im Sinne des Gesetzes hervorgetan.“ Und weiter später heißt es: „Er genießt laut Ermittlungsbericht vom 12. September 1947 einen sehr guten Ruf bei der Bevölkerung und war stets bemüht, nazistische Gewaltmaßnahmen und Terroraktionen, wenn sie drohten aufzutreten, niederzudrücken.“

Und abschließend kommt die Spruchkammer unter Vorsitz von Willi Mömmerzheim zum Entschluss, „den Betroffenen in die Gruppe der Mitläufer einzureihen, da er gerade während der Nazizeit als Bürgermeister des sogenannten Katzenberges manche Kämpfe mit den Nazis durchkosten mußte.“

Fall 4: In dem Verfahren gegen den Ohmeser Ortsbürger X., seinerzeit unter anderem ab 1933 Mitglied der SA und seit 1937 NSDAP-Mitglied, erließ die Spruchkammer in Alsfeld am 22. August 1947 folgenden Spruch: Das Verfahren gegen den Beklagten wurde aufgrund der Weihnachtsamnestie-Verordnung eingestellt. Die Verwaltungs- und Verfahrenskosten seien von X. zu tragen.¹¹³

In der Begründung zum Spruch wurde ausgeführt, dass X. aufgrund seiner NS-Zugehörigkeit und auch einiger Gliederungen sowie aufgrund seines Amtes als Blockwaller zu den Belasteten gehöre und nach der Anlage A des Gesetzes in die Klasse II falle.

„Nach den durchgeführten Ermittlungen und den amtlichen Auskünften der Arbeitsblätter liegen keine Tatsachen vor, die zu einer Einordnung in die Klassen I bis III Anlass geben könnten.“ Durch „verschiedene einwandfreie Zeugen-niederschriften“ sei festgestellt worden, „dass der Betroffene zu keiner Zeit aktivistisch oder propagandistisch im Sinne der Nazis auftrat.“

Fall 5: Adolf Geiß (1892 – 1961),¹¹⁴ gebürtiger Leuseler, war bereits seit dem 26.01.1939 Bürgermeister der Nachbargemeinde Angenrods. Er löste dort den langjährigen Bürgermeister Rudolf Fink (1923 – 1939) in diesem Amt ab. Der NSDAP gehörte er seit 1931 an, und in Leusel war er dann zunächst Stützpunkt-

111 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 3608.

112 HStAD, Best. N 1, Nr. 203.

113 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2631.

114 Sterbedatum: 23.10.1961 (Stadtverwaltung Alsfeld, Abt. 32 Personenstandwesen)

¹¹⁵ und danach NSDAP-Ortsgruppenleiter.¹¹⁶ Seit 1933 bis Kriegsende gehörte er auch der SA an. Seit 1938 war er Oberscharführer.

Parallel hierzu übernahm Geiß auch nach dem Beurlaubungsgesuch des Bürgermeister Angenrods, Karl Hoffmann, ab 14. November 1944 mit Beauftragung des Landrats auch die Funktion des kommissarischen Bürgermeisters von Angenrod.¹¹⁷ Zuvor führte er schon in Angenrod nach dem Ausscheiden von Karl Nagel ab 1942 und dann bis Kriegsende das dortige und damals vakante Amt des NSDAP-Ortsgruppenleiters.¹¹⁸

Adolf Geiß, seinen eigenen Angaben zufolge Fleischbeschauer, hatte sich nach der deutschen Kapitulation am 8. Mai 1945 und der Besetzung auch Angenrods und des Kreises Alsfeld der Verantwortung gegenüber der Spruchkammer Darmstadt-Lager unter Vorsitz von Glogau zu stellen.¹¹⁹

Geiß wurde gemäß Spruch vom 30.06.1947 in die „Gruppe II der Belasteten“, also der Aktivisten, eingeordnet. Dabei wurden ihm eine ganze Reihe recht gravierender Sühnemaßnahmen auferlegt. Unter anderem dürften der Verlust des Wahlrechts, der Wählbarkeit und des Rechts, „sich irgendwie politisch zu betätigen und einer politischen Partei als Mitglied anzugehören“, vom Beklagten als besonders einschneidend empfunden worden sein.

In der Spruchbegründung der Spruchkammer Darmstadt-Lager heißt es: „Der Betroffene, der Ortsgruppenleiter und Bürgermeister eines größeren Dorfes in Oberhessen, war sicher ein wesentlicher Förderer des Nationalsozialismus. Der berüchtigte Kreisleiter dieser Gegend, Zürtz, hätte diesen Mann nicht in der Hochburg der Partei in seinem Dienst belassen, wenn er nicht mit vollem Eifer seinen Parteipflichten nachgekommen wäre. Er ist auch seinem Auftreten nach kein unintelligenter Mensch, der sich der Tragweite seiner Handlungen und der Tendenzen seiner Partei nicht bewusst war. Der Betroffene musste [sic] sehr wohl, was den Menschen blühte, die im Gegensatz zur Partei standen. Er war sich auch der Macht bewusst, die er als treuer Gefolgsmann des Kreisleiters ausübte. Damit ist die vom öffentlichen Kläger beantragte Einstufung in Gruppe II nach Art. 7, I, 1 begründet und wird von der Kammer dementsprechend angewendet.

Dagegen wird dem Betroffenen zuerkannt, dass er seine Ämter in menschenwürdiger, anständiger Weise verwaltet hat. Er hat oft geholfen, wo er helfen konnte nicht nur in der Vetternschaft des Dorfes, sondern auch bei Gegnern der Partei, wenn sein Gerechtigkeitsgefühl sich gegen schlechte Gesinnung auflehnte. Durch diese Handlungen soll ihm die Milderung des Art. 2, wenn auch nicht uneingeschränkt, angerechnet werden und darum hat die Kammer die Sühnemassnahmen gering bemessen, geht aber mit der Bestimmung für drei Jahre Sonderarbeit mit je fünfzig Tagen unbezahlter Arbeit über den Antrag des Klägers hinaus, um die Beobachtungszeit auszudehnen.“

115 OZ-Archiv: 15.05.1934.

116 OZ-Archiv: 01.07.1935.

117 Ingfried Stahl: Angenrod vor 1945 – Band 2 - Vom Anfang bis zum Ende der NS-Diktatur, Angenrod, Selbstverlag 2017, S. 527 – S. 530.

118 HHStAW, Abt. 501, Nr. 32173-30546; HHStAW, Abt. 520/DZ, Nr. 512429.

119 HHStAW, Abt. 501 R, Nr. 30546.

Bezüglich eines Vorgangs in Angenrod soll Geiß, einer glaubhaften Zeitzeugenangabe zufolge, damals seinen Vater, der sich verbotener Weise auf dem „Stück“ mit Leopold Speier, einem Angenröder Israeliten, unterhalten habe, beim Kreisleiter Zürtz gemeldet haben. NS-Kreispropagandaleiter Lehrer Reinhard Schmoll (Elpenrod), der turnusmäßig auch oft in Lauterbach im Kreisleiteramt vorstellig geworden ist und auch entfernt mit dem Angenröder Landwirt verwandt war, habe damals dafür Sorge getragen, dass dieses gemäß NS-Gesetz verbotene Gespräch für seinen Vater keine gravierenden Folgen wie Inhaftierung zeitigte.¹²⁰

Von Seiten des Gießener Anwalts von Adolf G. wurde dann am 14. Januar 1950 bei der dann zuständigen Zentral Spruchkammer Süd in Frankfurt Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens gestellt.¹²¹ Zum einen, so ist den Akten zu entnehmen, wurde „mit Bestimmtheit“ die Wiederaufnahme des Verfahrens erwartet, aber zum anderen dann auch „die Einstellung, ohne dass mein Mandant in die Gruppe I oder II eingestuft ist.“

Die Entnazifizierungsakte von Geiß wurde vom Hessischen Staatsministerium – Der Minister für politische Befreiung Wiesbaden – mit Verfügung vom 17.06.1956 endgültig zur Seite gelegt: „Ich hebe den Spruch gem. Art. 52 des Gesetzes zur Befreiung vom Nationalsozialismus vom 5. März 1946 auf.“¹²²

Fall 6: Der Vorgänger von Geiß im Bürgermeisteramt, Rudolf Fink, geb. 1877 und langjähriger Leuseler Bgm. (1923 bis 1939) – „ich habe mich politisch in keiner Weise betätigt und wurde deshalb abgesetzt“ – hatte sich ebenfalls einem Verfahren der Spruchkammer zu stellen.

F. war seinen Angaben im Meldebogen zufolge kein Mitglied der NSDAP. An „Ausschreitungen oder sonstigen Gewalttätigkeiten“ habe sich der Betroffene nicht beteiligt, wurde im Ermittlungsbericht festgestellt. Vorgehalten wurde ihm jedoch das eigenmächtige „Anbringenlassen“ von Schildern und das Bestellen von diversen Büchern und Zeitschriften jener Zeit für die Gemeinde. Ein Mehrheitsbeschluss der Gemeindevertretung hierzu habe nicht vorgelegen.

Es erging am 14. Mai 1948 ein Sühnebescheid unter Einreihung von F. in die Gruppe der Mitläufer. Die Geldsühne wurde auf 500 RM festgesetzt.¹²³

Fall 7: In dem Spruchverfahren gegen den Leuseler Bürger K. X.¹²⁴ teilte der Beklagte mit Blick auf seine Vorgeschichte in der NS-Zeit folgendes der Spruchkammer mit: „Ich kam 27. d. Mts. aus dem Internierungslager Darmstadt und bitte meinen Meldebogen berichtigen zu dürfen. Ich war von 1936 bis 1941 Propagandawalter im Stützpunkt und Propagandaleiter von 1941 bis 1942. Ich glaube der SA Reserve 1934 ab angehört zu haben keinen Rang. Der NSV glaube ich 1936/37 beigetreten zu sein. Auch dort hatte ich kein Amt inne.“

120 Zeitzeugenaussage des Sohnes.

121 HHStAW, Best. 501-R2173-30546.

122 dto.

123 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 2147.

124 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 1727.

Ich glaube mich in die Gruppe der Minderbelasteten eingliedern zu können. Bemerken möchte ich noch, dass ich vom 23. November 1945 bis 27. Juli 1946 insgesamt 8 Monate im Internierungslager Darmstadt verbringen musste. Ich bitte meine Internierung beim Spruchverfahren berücksichtigen zu wollen.“

In einem weiteren ausführlichen Schreiben an die Kammer erläuterte X. seine Einstellung zur NSDAP. Sein Parteieintritt in 1933 sei nicht erfolgt, weil er „von den Ideen des Nationalsozialismus überzeugt war.“ Er sei „nie politisch besonders interessiert“ gewesen und „vor allem nicht nationalsozialistisch eingestellt.“ So habe er elf Jahre der freien Gewerkschaft angehört. In die Partei eingetreten sei er, da er „als Geschäftsmann in einem kleinen Ort wie Leusel, das fast ausschließlich nationalsozialistisch wählte, mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten rechnen musste.“ Er sei aber nur zahlendes Mitglied gewesen ohne politische Betätigung seinerseits.

Als 1934 Leusel selbständige Ortsgruppe geworden sei, habe ihn der damalige Ortsgruppenleiter ohne sein Vorwissen zum Propagandaleiter bestimmt. Er, X., habe dann das Amt ablehnen wollen. Es sei ihm jedoch dann erklärt worden, dass er nur kommissarisch eingesetzt sei und da man die Besetzung des Postens habe melden müssen, sei sein Name angegeben worden.

X. führte weiter aus, er habe sich „in keiner Weise um die Sache gekümmert, keinerlei Reden oder Versammlungen abgehalten oder sonst irgendwelche Propaganda für die Partei gemacht.“ Den monatlich vom Propagandaleiter einzureichenden Bericht habe er „nicht ein einziges Mal erstattet.“ Deshalb sei er 1942 vom Kreisparteigericht seines Postens enthoben worden. Im Herbst 1945 sei er trotzdem noch zivil interniert worden, vermutlich, weil er, X., vorsorglich sein früheres Amt als Propagandaleiter angegeben hatte. Er sei aber nicht bestätigt, sondern seines Amtes enthoben worden.

In der Parteigerichtsverhandlung sei ihm auch die „zu gute Behandlung der polnischen Landarbeiter vorgeworfen“ worden. Diese sei „als Sabotage ausgelegt“ worden: „Es stimmt, dass ich meine fremdländischen Arbeiter menschenwürdig und nicht als Arbeitssklaven behandelte.“

Sie hätten trotz Verbot bei ihnen am Tisch gegessen. Seine Frau, so X. weiter, habe ihnen Kleider gegeben, „und sie wurden in jeder Weise gerecht behandelt.“ Dies habe er auch weiterhin so getan. Was es heiße, Gefangener zu sein, wisse er, X., genau, „war ich doch selbst 6 Jahre lang Gefangener in Sibirien.“ Auch habe sein französischer Arbeiter (Kriegsgefangener) seine Frau veranlasst, „sich bei mir dienstverpflichten zu lassen“, was er sicher nicht getan hätte, wäre die Behandlung schlecht gewesen.

In 1945 sei der Betroffene von den amerikanischen Truppen, die in Leusel eingezogen waren, als Bürgermeister eingesetzt worden. Dieses Amt habe er wegen seines Geschäfts nur unter Vorbehalt angenommen und dann im Juli 1945 um endgültige Amtsenthebung gebeten. Bezüglich der Amtszuweisung sei doch zu folgern, dass man ihn nicht als Nationalsozialisten angesehen habe.

Im Verfahren vor der Spruchkammer Alsfeld erging dann am 10. Juni 1947 unter Vorsitz von Willi Mömmerzheim folgender Spruch gegen X. Der Betroffene wurde in die Gruppe 4 der Mitläufer eingereiht. Es wurde ihm ein Sühnebetrag von 1500 RM auferlegt. Außerdem habe er die Kosten des Verfahrens zu tragen.

In der Begründung wurde hervorgehoben, X. sei „als sehr anständiger, entgegenkommender Mensch bekannt, der wohl nicht die Energie aufbrachte, einem recht aggressiven Ortsgruppenleiter bei der Werbung für die NSDAP und der Verteilung der Ämter entsprechend entgegenzutreten.“ Sehr günstig spreche für ihn, dass er die fremdländischen Arbeiter allgemein und bis zum Schluss des Krieges sehr gut behandelt habe und sich sogar für einen Polen persönlich eingesetzt habe. Bei der Einreihung in die Gruppe der Mitläufer sei von der Kammer der Artikel 39/II herangezogen worden, „da der Betroffene durch Interessenlosigkeit seines kleinen Amtes innerhalb der Partei enthoben wurde.“

Fall 8: August Geißer (* 1892)¹²⁵ war von 1940 bis 1945 NSDAP-Ortsgruppenleiter von Homberg. Auch diverse Zeitungsberichte jener Zeit bestätigen ihn in dieser amtlichen NS-Funktion. Zudem war G. in der NS-Zeit mehrere Jahre, bis die Amerikaner kamen und die Region befreiten, Bürgermeister in der Ohmstadt (1939 – 1945). Mitglied der NSDAP war er seit dem 01.04.1932 mit der Mitgliedsnummer 1 061 969.¹²⁶

G. hatte sich nach dem Krieg in einer öffentlichen Sitzung am 20.04.1948 vor der Spruchkammer Alsfeld zu verantworten.¹²⁷ Den Vorsitz führte Josef Lier (Seibelsdorf), öffentlicher Kläger war Willy Ohlwein (Angenrod) und Protokollführer Heinrich Säger. Insgesamt elf Zeugen waren geladen. Die Verhandlungsterminierung wurde auch seinerzeit im Amtlichen Mitteilungsblatt für den Kreis Alsfeld bekanntgemacht.¹²⁸

Im Verfahren wurde G., der aufgrund seiner Ämter 20 Monate im Internierungslager Darmstadt verbringen musste, unter anderem entlastend zugutegehalten, dass in seiner Homberger Amtsperiode keine Ausschreitungen gegen Juden erfolgt seien. Auch eine Synagogenverbrennung sei unterblieben.

Geißer wurde dann laut Spruch der Kammer in die Gruppe 3 (Minderbelastete, Bewährungsgruppe, 9 Monate) eingeordnet. Als Sühnemaßnahme wurde die Zahlung eines einmaligen Sonderbeitrags in Höhe von RM 1200 auferlegt, die an den Wiedergutmachungsfonds zu entrichten war.

Fall 9: Reinhard Schmoll, geb. 1877 in Frankfurt am Main, war vor dem Krieg lange Jahre angesehener Volksschullehrer in Elpenrod. In der NS-Zeit war er von 1933 bis Kriegsende unter anderem NSDAP-Mitglied (seit 01.05.1933, Mitgl. Nr. 2601900), in der gleichen Zeit auch, und das bestätigen auch Bekanntmachungen in der „Oberhessischen Zeitung“, Schulungsredner der Partei. Ab 1934 fungierte er zudem als Ortsgruppen-Propagandaleiter. Jeweils Führer war Schmoll dann auch beim NSLB und RLB.¹²⁹

125 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 4566.

126 HStAD, Best. N 1, Nr. 205.

127 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 4566.

128 Amtliches Mitteilungsblatt des Landrats des Kreises Alsfeld: 01.04.1948 (Terminbekanntmachung).

129 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 3923.

Mit Spruch der Spruchkammer Alsfeld vom 06.05.1947 wurde Schmoll in die Gruppe 3 der Minderbelasteten eingestuft.¹³⁰ Vorsitzender der öffentlichen Sitzung, Beginn: 8.30 Uhr, war Otto Köth. Als Beisitzer waren zugegen: Albert Klemer, Heinrich Wilhelm und Alfred Rinninsland aus Alsfeld (alle SPD) sowie August Dollinger (Alsfeld, LDP). Öffentlicher Kläger war einmal mehr Willy Ohlwein (Angenrod).

Der Betroffene hatte für die Verhandlung insgesamt sechs Zeugen aufgeboten: drei aus seinem Wohnort Elpenrod, davon zwei auch Mitglieder des dortigen politischen Ausschusses, und je einen Zeugen aus Angenrod, Nieder-Ohmen und Rainrod.

Laut Sitzungsprotokoll nahm Schmoll in seiner Klageerwiderung wie folgt Stellung: „Ich bin vor 1933 politisch vollständig uninteressiert gewesen. Meine Hauptaufgabe sah ich in meiner Arbeit in der Schule und in der Volksbildungsarbeit, die ich betrieben hatte.

Dazu wurde ich getrieben, da in den Dörfern zu wenig geistiges Leben war. So wurde ich in der Volksbildungsarbeit bekannt. Im Jahre 1933 wollte ich meine Volksbildungsarbeit weiter treiben. Ich habe mich damals befragt, ob ich das könne und es wurde mir gesagt, nur, wenn ich in die Partei eintreten würde.

So trat ich am 1.5.1933 in die Partei ein und ich konnte meine Volksbildungsarbeit weiter betreiben. Das ging einige Zeit so weiter, bis wir mit dem Kreis Lauterbach verbunden wurden. Von da ab musste ich nur noch schulisch tätig sein.

Es war klar, dass die Nazis auf mich zurückgriffen, da ich durch meine Volksbildungsarbeit rednerisch geschult war. Das, was wir gesprochen haben, wurde uns zugeschickt. Das, was mir dabei nicht passte, habe ich weggelassen. Ich konnte natürlich z. B. nicht etwas sagen, was gegen die Kirche gerichtet war.

Ich habe früher in Offenbach und Frankfurt gewohnt. Dass ich soviel dachte und die Menschen betreuen wollte ist darum bei mir selbstverständlich. Es ist bei mir auch nicht bei Worten geblieben, sondern ich habe ihnen auch die Taten folgen lassen. An meine Türe hat niemand vergebens zu klopfen brauchen.“

Jeweils auf Fragen des Vorsitzenden nahm der Betroffene dann unter anderem wie folgt Stellung. Er habe mit den Leuten über Themen wie „Familie“ und „Kunst“ gesprochen. Es seien meistens Vorträge gewesen, die von den Schulungsleitern vorgehalten worden seien, „und wir haben draussen darüber gesprochen.“

Auf die Frage von Köth, wie der Betroffene es mit seinem Gewissen habe vereinbaren können, dass er „sich noch bis zum Schluss so eingesetzt“ habe, antwortete S.: „Wenn ich weggegangen wäre, wäre ich nicht mehr in der Lage gewesen zu helfen. So habe ich eine Frau in der Nachbarschaft gehabt, der ich aus dem Gefängnis geholfen habe.“

Vorsitzender Köth führte dann weiter aus, der Beklagte habe ja erst die Voraussetzung dafür geschaffen, „dass diese Frau ins Gefängnis kommen konnte.“ „Wenn Sie in der Öffentlichkeit Reden gehalten haben, haben Sie es – und das unterstelle ich Ihnen – in der Schule erst recht getan. Ich setze voraus, dass Sie

130 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 984.

keinen hinter Schloss und Riegel gebracht haben. Das wollen wir Ihnen zu Gute halten. Fühlen Sie sich denn verantwortlich?“

Der Betroffene gab dann unumwunden zu: „Ja, ich fühle die ganze Schuld. Ich habe versucht, wieder gut zu machen, an denen, die alles verloren hatten. Ich habe gegeben, was zu geben war.“

Und vom Vorsitzenden gefragt, warum er, S., geholfen habe, wiederholte dieser: „Weil ich wieder gut machen will.“

Nach der Anhörung der Zeugen, die dem Betroffenen insgesamt ein gutes Zeugnis attestierten, fasste der öffentliche Kläger seinen Antrag unter anderem wie folgt zusammen: Die Beweisaufnahme habe erbracht, dass der Betroffene „durch seinen frühen Parteieintritt und die inne gehaltenen Ämter den NS wesentlich unterstützt“ habe, „nicht zuletzt durch das Ansehen seiner Person.“

„Als Propagandist und Schulungsredner der Partei“ habe der Betroffene „nazistisches Gedankengut verbreitet und sich somit aktiv für die Ziele der NSDAP eingesetzt.“ „Nach Art. 7, II, 1 ist Aktivist, soweit er nicht Hauptschuldiger ist, wer durch Wort und Tat, insbesondere öffentlich durch Reden, oder durch Einsetzen seines persönlichen Ansehens wesentlich zur Stärkung, Begründung oder Erhaltung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft beigetragen hat.“

Laut Ermittlungsbericht habe „sich der Betroffene bis zum Zusammenbruch als Propagandist bewährt.“ Als mildernde Fakten wurden dann vom öffentlichen Kläger angeführt, dass der Betroffene sich „an Judenaktionen und Denunzierungen nicht beteiligt hat und er niemanden zur Anzeige brachte.“

Seitens der Zeugen werde ihm „das beste Zeugnis ausgestellt.“ Er habe „politisch anders eingestellten Personen in jeder Zeit geholfen.“ Auch habe er, dabei unter Verweis auf eine glaubwürdige Zeugenaussage, „sozial an seinen Mitmenschen gehandelt.“

„In Anbetracht des hohen Alters“ wurde vom Kläger dann der Antrag gestellt, den Betroffenen in die Gruppe 3 der Minderbelasteten einzureihen mit einer Bewährungsfrist von zwei Jahren. Auch sollten ihm Sachwerte in Höhe von 1000 Mark eingezogen werden, und er solle auch die Kosten des Verfahrens tragen.

Diesem Antrag folgte dann im Wesentlichen auch die Spruchkammer mit Spruchverkündung „Einreihung in die Gruppe 3 der Minderbelasteten.“ In der Spruchbegründung wurde unter anderem auch die positive Stellungnahme von Schulrat Karl Rausch, dass S. sich vor der Machtübernahme „politisch nicht betätigt“ habe, angeführt. Hervorgehoben wurde auch neben seiner propagandistischen Tätigkeit, dass der Betroffene „jederzeit hilfsbereiter und sozial eingestellter Mensch gewesen“ sei. Er habe „zwar ein starkes Geltungsbedürfnis, das sich aber nicht in übersteigender egozentrischer Form geäußert“ habe.

Und bezogen auf seine pädagogische Arbeit in der Schule wurde abschließend noch resümiert: „Er ist ein tüchtiger und fleißiger Lehrer, der in der Schule die Seelen der Kinder mit dem nationalsozialistischen Gedankengut nicht vergiftet hat.“

Da der Betroffene S. im Verhandlungstermin nach Befragen des Vorsitzenden den Spruch anerkannte und auch der öffentliche Kläger keine Einwendungen hatte, erlangte der Spruch sogleich auch Rechtskraft.

Spruchkammerdokumentation in den OMGUS-Akten

Die amerikanische Militärregierung in Hessen (OMGHE) dokumentierte in den OMGUS-Akten – Office of Military Government for Germany (US) – alle relevanten Militärverwaltungs-Maßnahmen darunter auch die Durchführung der Spruchkammerverfahren.¹³¹ So ist für die Spruchkammer Alsfeld unter anderem auch eine Beurteilung der Spruchkammer-Mitwirkenden aus Sicht der US-Militärverwaltung enthalten.¹³²

Zur „Efficiency of Prosecutors“, also der Effizienz der Ankläger, wird konstatiert:

„1. Ohlwein, Willi, not very severe, hates to step on people’s toes. His results are not the best, however, he is still satisfactory.

2. Ebner, Hans (no party). He is the driving force of the Spruchkammer. Chairman cannot intimidate him, his charges are well prepared, and his results are satisfactory.

3. Wollrab, Ludwig (SPD, has done very little work and cannot be rated. He is carried as a substitute PP.”

Die beste Beurteilung erhielt also Hans Ebner als treibende Kraft der Spruchkammer, den auch der Vorsitzende nicht habe einschüchtern können und dessen Beschuldigungen gut vorbereitet und dessen Resultate zufriedenstellend gewesen seien.

Bezüglich der “Efficiency of Chairmen”, also der Effektivität der Vorsitzenden, ist zu lesen:

„1. Moernerzheim [sic, d. Verf.], Wilhelm (SPD). An ardent SPD member who is said to be easily influenced by his fellow party members. His decisions are often too lenient and D & E reports have to be filed.

2. Lier, Josef, ist [sic, d. Verf.] a strict chairman who hands down strict verdicts. It is said, that if he could, he would put everyone into a higher group, than that what the law calls for.

3. Dettmann, Heinrich, is a former PP. As such he was a very good man. In his new position, however, he is too new to be rated.”

Wilhelm Mömmerzheim (Eulersdorf), einem leidenschaftlichen SPD-Mitglied, wurde attestiert, sich, wie man habe hören können, leicht von seinen Parteifreunden beeinflussen zu lassen und seine Entscheidungen seien oft zu nachsichtig.

Josef Lier sei ein genauer Vorsitzender, der strenge Urteilsprüche niederhalte. Von ihm werde gesagt, dass er, falls er könne, jeden in eine höhere Gruppe einstufen würde als die, für die das Gesetz auffordere.

131 HStAD, Best. Q 4. Die Originalakten, die in den 1970er Jahren von hessischen Archivaren gesichtet und für die Verfilmung auf Mikrofiches ausgewählt wurden (Angaben: Bestandsbildner Q 4 des HStAD), befinden sich im Nationalarchiv der Vereinigten Staaten (NARA) Washington D.C. Der Best. Q 4 ist mittlerweile digitalisiert und kann via Internet am Home-PC recherchiert werden.

132 HStAD, Best. Q 4, Nr. 8/79-1/10.

Und Heinrich Dettmann als früheres Mitglied der Volkspartei sei ein sehr guter Mann, jedoch in seiner neuen Position zu neu, um beurteilt zu werden.

In den OMGUS-Akten werden auch in sogenannten weekly reports statistische Angaben zu den durchgeführten Spruchverfahren der Spruchkammer Alsfeld dokumentiert.

Im „Status of Denazification in Landkreis Alsfeld“ mit Datum vom 1. März 1948 (Period of Report: 25. Februar 1948) werden folgende Zahlen zu bereits abgeschlossenen Verfahren festgehalten:

„Class 1:	0
Class 2:	8
Class 3:	108
Class 4:	764
Class 5:	24
Quashed	
Youth Amnesty by Tribunal:	362
Christmas Amnesty by Tribunal:	327
Others:	2
Youth amnesty by PP:	3514
Christmas amnesty by PP:	5676
Others:	97
Non-chargeables:	34391“

Als Gesamtzahl der abgegebenen Meldebogen wird die Zahl 47477 genannt.

11 Verfahren der Gruppe 2, 100 der Gruppe 3 und 163 der Gruppe 4 seien noch nicht beendet.

Verfasser der vorstehenden statistischen Angaben war 1st Ltd. Edward C. Storr (SBO) vom Detachment Alsfeld (Landkreis: Alsfeld, Regierungsbezirk: Fulda, Land: Hessen).

Statistische Angaben auf Landesebene zur Entnazifizierung und den Spruchkammerverfahren sind der Website des Landesgeschichtlichen Informationssystems Hessen zu entnehmen. So wird die Zahl der in Hessen nach dem Befreiungsgesetz erfassten Personen, basierend auf einer Meldung der American Force Press (AFP) laut Mitteilung des damaligen Ministers ohne Geschäftsbereich, Gottlob Binder, auf 745 000 beziffert (Datum: 20. Oktober 1946).¹³³

Rund 28,8 Prozent der 3,2 Millionen Einwohner Hessens, die den „Fragebogen“ ausfüllten, waren Mitglieder von NS-Organisationen. Diese über 900 000 Menschen galten demzufolge als „Betroffene“ im Sinne des Befreiungsgesetzes. Die hessischen Spruchkammern schlossen bis Herbst 1948 insgesamt 168 234 Verfahren ab. Verurteilungen als Hauptschuldige ergingen in 436 Fällen (0,26%), als Schuldige in 5682 Fällen (3,3%). Als Minderbelastete (Gruppe 3) wurden 16,2%

133 „Zahl der in Hessen nach dem Befreiungsgesetz erfassten Personen, 20. Oktober 1946“, in: Zeitgeschichte in Hessen <<http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/edb/id/3494>> (Stand: 22.10.2017)

der Angeklagten, als Mitläufer¹³⁴ 77,2% und als „unbelastet“ und nicht betroffen wurden 3% eingestuft. Zu berücksichtigen bei diesen Zahlen ist allerdings, dass 777 372 aller Verfahren, das sind insgesamt 81,5%, infolge Amnestie oder anderen Gründen eingestellt wurden.¹³⁵

Schlussbemerkung

Die Umsetzung des Gesetzes für politische Befreiung und Entmilitarisierung hat im Bereich der Spruchverfahren, und da sind sich die Historiker in der Bewertung einig, nicht den von den Besatzungsmächten angestrebten Erfolg gezeitigt. Schließlich mussten, um staatliches und wirtschaftliches Leben in Deutschland wieder in geordnete Bahnen zu führen, zunehmend Milderungen wie Amnestien und Begnadigungen vorgenommen werden.

So stellt der Alsfelder Lokalhistoriker H. Jäkel in seinen Abschlussbemerkungen zur Entnazifizierung die rhetorische Frage: „Die Spruchkammerverfahren – eine Farce?“ und resümiert seine kritischen Vorbemerkungen mit den Worten: „Die Entnazifizierung war politisch ein Fehlgriff, so daß bereits 1948/49 die Schlußgesetze erlassen wurden, um die Verfahren zu beenden.“¹³⁶

Insbesondere seit Ende des 20. Jahrhunderts befasst sich eine zunehmende Zahl zeithistorischer Publikationen mit der Thematik rund um die Entnazifizierung,¹³⁷ zumal bereits fünf Jahrzehnte seit Ende des Dritten Reichs und auch der Initiierung der Entnazifizierung vergangen waren.¹³⁸ Übereinstimmung in der Bewertung besteht dabei in der Regel darin, dass es den alliierten Besatzungsmächten zielorientiert zwar gelungen sei, die NSDAP-Granden aus ihren Schlüsselstellungen auf Dauer zu eliminieren. Das habe aber nicht für die Beamtenschaft

134 In einer zeithistorischen Publikation ist in diesem Zusammenhang sogar ein Kapitel getitelt: „Die deutsche Entnazifizierung – eine Mitläuferfabrik?“, vgl. Bernd Mayer, Helmut Paulus: Eine Stadt wird entnazifiziert – Die Gauhauptstadt Bayreuth vor der Strafkammer, Ellwanger (Bayreuth) 2008, S. 39 (<http://d-nb.info/99095143X>).

135 „Einrichtung von mehr als 100 Spruchkammern zur Entnazifizierung, 15. Juni 1946“, in: Zeitgeschichte in Hessen <<http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/edb/id/3543>> (Stand: 16.8.2017).

136 Herbert Jäkel, Die Entnazifizierung in Alsfeld (Forts.), *Heimatchronik der „Oberbessischen Zeitung“*, 13. Jahrgang, Heft 6, Juni 1996.

137 Vgl. zum Beispiel Ulrich Schuh: Die Entnazifizierung in Mittelfranken – Vorhaben, Umsetzung und Bilanz des Spruchkammerverfahrens in einer vielfältigen Region, Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte Band 72, Schmidt (Neustadt an der Aisch) 2013 (<http://d-nb.info/1032941138>); Armin Schuster: Die Entnazifizierung in Hessen 1945 – 1945, Historische Kommission für Nassau (Wiesbaden) 1997 (<http://d-nb.info/955585414>); Bernd Mayer, Helmut Paulus: Eine Stadt wird entnazifiziert – Die Gauhauptstadt Bayreuth vor der Strafkammer, Ellwanger (Bayreuth) 2008 (<http://d-nb.info/99095143X>); Willi Mörke: Spruchkammern Darmstadt-Lager, Selbstverlag Darmstadt/Hessen 1950 (<http://d-nb.info/453426182>); Michael Kissener (Hrsg.): Rhein Hessische Wege in den Nationalsozialismus, Studien zu rheinhessischen Landgemeinden von der Weimarer Republik bis zum Ende der NS-Diktatur, Worms-Verlag (Worms) 2010 (<http://d-nb.info/1007433566>).

138 https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Entnazifizierung#Zum_Ergebnis_der_Entnazifizierung (abgerufen am 22.10.2017).

gegolten, also für Vertreter von beispielsweise der staatlichen und kommunalen Ebene, der Wirtschaft und auch der evangelischen Kirche.

Allzu oft drängt sich bei der Sichtung und Auswertung der spezifischen Spruchverfahrensakten auch der hiesigen Region die Frage auf, ob die Aussagen der Betroffenen nicht vielmehr Schutzbehauptungen, Ausreden und Beschönigungen sind. Im Vordergrund der Stellungnahmen stand zweifellos zumeist das Bemühen der Betroffenen, möglichst unbeschadet, also ohne größere Sanktionen, aus diesen Verfahren herauszugelangen. Schließlich galt es, die eigene soziale, wirtschaftliche und persönliche Zukunftsperspektive nicht zu gefährden. Die teils recht stattliche Zahl der aufgebotenen Zeugen war dabei sicher ein wesentlicher Mosaikstein auf dem Wege, die Glaubwürdigkeit der Aussagen der Betroffenen gegenüber der Spruchkammer noch zu intensivieren. Und auch hier kann in den allermeisten Fällen von Gefälligkeitsaussagen ausgegangen werden.

Mit Adolf Hitlers menschenverachtendem Nationalsozialismus wollte retrospektiv doch keiner etwas zu tun gehabt haben. Und hätte man a priori gewusst, wohin dies alles führt, wären doch sicher die meisten nicht damit einverstanden gewesen. Ob den einzelnen Betroffenen nicht doch bewusst war, dass sie alle als Bürger der ländlichen Mikroebene des Dorfes ganz maßgeblich zum Aufkommen und der Konsolidierung des Nationalsozialismus im Deutschen Reich beitrugen, sie also mit dafür verantwortlich waren? Denn ohne die massive Zustimmung und Förderung auf den unteren Ebenen wäre die NS-Diktatur überhaupt nicht realisierbar gewesen.

Die schrecklichen Geschehnisse der Vergangenheit und hier speziell des Nazi-Totalitarismus unter Hitler lassen sich aber nicht ungeschehen machen. Sie werden, so dunkel sie auch sind, für immer Bestandteil der Geschichte der Deutschen sein.

Bezüglich der von den Alliierten auf den Weg gebrachten Entnazifizierungsverfahren für betroffene Deutsche ist vielleicht eine Feststellung – nur ein einziger Satz – von Ferdinand Porsche als Gefangener der französischen Siegermacht bei seinem Verhör 1945 gar nicht so unzutreffend für die Verstrickung so vieler Deutschen in den Nationalsozialismus: „Wer kann sagen, er ist nicht dabei gewesen?“¹³⁹

Die für Angenrod gemeindepolitisch wohl wichtigste Entscheidung der US-Amerikaner bezüglich Schaffung demokratischer Verhältnisse in der Gemeinde dürfte primär die Einsetzung des Nachkriegsbürgermeisters der damals selbständigen Gemeinde Angenrod gewesen sein. Er durfte ja vor allem kein Nationalsozialist – im Volksjargon: „Nazi“ – sein. Ausgewählt wurde Wilhelm Müller (1916 – 1990),^{140 141} der einer Arbeiterfamilie mit sozialdemokratischem Hintergrund entstammte. Müller, später auch 1. Kreisbeigeordneter, war Sozialdemokrat und von

139 http://tingz.blogspot.de/images/formatiert_fertig_01.pdf, S. 3 (abgerufen am 03.04.2016); ZDF info: „Hitlers Manager – Ferdinand Porsche – Der Techniker“, Deutsche Erstrausstrahlung 24.12.2004, ZDF.

140 HStAD, Best. S 1, Nr. Nachweis.

141 HHStAW, Abt. 520/01, Nr. 490.

1945 – mit einer kurzen Unterbrechung in 1945 – bis 1985 Bürgermeister beziehungsweise nach der Kommunalgebietsreform Ortsvorsteher Angenrods.

„Im deutschen Volkskörper, im moralischen Leben des deutschen Volkes, gibt es heute keinen Nationalsozialismus mehr – kein nationalsozialistisches Empfinden. Wir sind ein Rechtsstaat“, so die Zwischenbilanz Bundeskanzler Konrad Adenauers in seiner Fernsehansprache am 10. April 1961 zum Weg der Bundesrepublik und seiner Bürger in die Staatsform der Demokratie.¹⁴²

Demokratie ist aber nie eine Selbstverständlichkeit im sozialen Miteinander, und wie gerade auch wieder ganz aktuell die aufkommenden Tendenzen zum Autoritarismus, sogar in Europa, deutlich signalisieren, gilt es diese immer wieder zu behaupten und gegenüber Radikalismus, Rassismus und Bedrohung der so überaus wertvollen persönlichen Freiheit zu schützen.

142 https://www.youtube.com/watch?v=iC-ggqVTB_8 (abgerufen am 10.07.2017).

Zwischen Weimar und Bonn – Siebzig Jahre Hessische Verfassung*

HEINHARD STEIGER

Vor einigen Wochen haben wir 70 Jahre Hessische Verfassung gefeiert. Ich möchte heute Abend die Frage erörtern, was diese Verfassung im Kontext deutscher Verfassungsentwicklung zwischen der Weimarer Reichsverfassung und dem Bonner Grundgesetz bedeutet. Ich tue das in drei Teilen, Erster Teil: Entstehung des Landes Hessen und seiner Verfassung; Zweiter Teil: Schwerpunkte ihres Inhaltes; Dritter Teil: Schlussfolgerungen auch im Hinblick auf ihre diskutierte Revision.

I. Entstehung des Landes Hessen und seiner Verfassung

a. Besatzungsherrschaft

Der Ausgangspunkt für eine eigene deutsche Verfassungsgebung war 1945/46 denkbar ungünstig. Das Deutsche Reich hatte nach der Kapitulation vom 7./8. Mai 1945 und durch die vollständige Besetzung des Reichsgebietes durch die Alliierten Siegermächte die Ausübung seiner Staatsgewalt auf allen Ebenen vollständig von den Kommunen bis zur Zentralgewalt an diese verloren.

Bereits 1944 hatten die Alliierten beschlossen, Deutschland nach seiner vollständigen Besetzung in zunächst drei, später vier Besatzungszonen zu teilen. Diese Einteilung der Besatzungszonen wurde weitestgehend ohne Rücksicht auf die ältere, überlieferte politische Einteilung des Deutschen Reiches in seine Gliedstaaten oder Länder zur Zeit der Weimarer Republik vorgenommen. So gingen die Grenzen der Besatzungszonen auch mitten durch den Volksstaat Hessen, der jedoch seit 1933 nur noch eine leere Hülle war, sowie durch Preußen, das später durch das Kontrollratsgesetz Nr. 46 vom 25. Februar 1947 aufgehoben wurde, und seine hessischen Provinzen.

Die amerikanische Besatzungszone umfasste in ihrer endgültigen Gestalt neben bayerischen und württembergischen Gebieten sowie Bremen die Provinzen des Volksstaates Hessen Starkenburg und Oberhessen und den östlich des Rheins gelegenen Teil Rheinhessens, der westliche Teil fiel in die französische Besatzungszone, sowie die im Dritten Reich errichteten preußischen Provinzen Kurhessen und Nassau, vorher Provinz Hessen-Nassau, ausschließlich der zugehörigen Exklaven und der Kreise Oberwesterwald, Unterwesterwald, Unterlahn und St. Goarshausen, die ebenfalls in die französische Besatzungszone fielen. Die amerikanische Militärregierung hatte in dieser Zone die volle Regierungsgewalt in Gesetzgebung und Verwaltung inne. Sie war in deren Wahrnehmung und Ausübung völlig frei, gewissermaßen souverän, soweit nicht gesamtalliierte Regelungen

* Um eine Nachbemerkung und ein Literaturverzeichnis ergänzte Fassung meines Vortrages vor dem Oberhessischen Geschichtsverein am 11. Januar 2017.

oder Bindungen an zwingendes Völkerrecht bestanden. Aber sie setzte auf verschiedenen Ebenen deutsche Organe ein, die von ihnen beauftragt oder bevollmächtigt wurden, unter ständiger Anweisung und Kontrolle der Militärregierung Verwaltungsaufgaben wahrzunehmen.

b. Entstehung des Landes Hessen

Es bestand Konsens zwischen den Alliierten, dass zunächst auf der Ebene der Besatzungszonen Länder als erste Form neuer deutscher staatlicher Organisation gebildet werden sollten. Durch die Proklamation Nr. 2 der amerikanischen Militärregierung vom 19. September 1945 wurden in der amerikanischen Besatzungszone die Länder Bayern, Bremen, Groß-Hessen und Württemberg-Baden errichtet. Es handelte sich dabei um territoriale Neubildungen kraft besatzungsrechtlicher Hoheitsgewalt. Die Errichtung Groß-Hessens war also kein Akt demokratischer, souveräner deutscher oder hessischer Selbstbestimmung, sondern ein besatzungsrechtliches Oktroi. Es war auch kein Akt der Wiedererrichtung eines früheren staatlichen Gebildes, sondern der Errichtung eines neuen Landes in Deutschland.

Allerdings hat dieses neue deutsche Land in seinen Bestandteilen tiefe historische Wurzeln. Es bestand und besteht zum ersten aus den genannten Provinzen des Volksstaates Hessen. Dieser hatte sich 1918 aus dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt gebildet, das seinerseits 1806 aus der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt entstanden war. Der zweite Bestandteil, die preußischen Provinzen Kurhessen und Nassau, soweit sie zur amerikanischen Besatzungszone gehörten, umfassen zum einen das 1866 von Preußen annektierte Kurfürstentum Hessen-Kassel, das seinerseits 1803 aus der Landgrafschaft Hessen-Kassel hervorgegangen war und zu dem u.a. auch das Fürstentum Fulda gehörte, und zum anderen das gleichermaßen von Preußen 1866 annektierte Herzogtum Nassau, das 1803 aus verschiedenen bis dahin selbständigen hessisch-nassauischen Grafschaften sowie Gebietsteilen der 1803 aufgehobenen geistlichen Kurfürstentümer Mainz und Trier gebildet worden war. Zudem war 1866 die hessische Freie Stadt Frankfurt von Preußen annektiert und der Provinz Hessen-Nassau eingegliedert worden. Seit 1928 war das ehemalige Fürstentum Waldeck Teil dieser preußischen Provinz. Die beiden Landgrafschaften waren ihrerseits aus den Teilungen der seit 1247 bestehenden Landgrafschaft Hessen nach dem Tode Philipps des Großmütigen im 16. und 17. Jahrhundert entstanden. Es gab also historische Zusammenhänge der nunmehr zusammengefügte Teile, die es rechtfertigen, dass Hessen zu den fünf Flächenländern in Deutschland gehört, die kein „Bindestrichland“ sind, sondern einen historischen Namen tragen und eine gewisse historische Kontinuität wahren.

Der neue Staat Groß-Hessen konstituierte sich am 16. Oktober 1945. Er erhielt eine Regierung unter Karl Geiler, der von der amerikanischen Militärregierung zum ersten Ministerpräsidenten ernannt wurde. Die oberste Gewalt lag jedoch weiterhin bei dieser, da alle Regierungsakte der neuen deutschen Regierung der Genehmigung durch sie bedurften. Der neue Staat ging also der Verfassung voraus. Er wurde nicht durch diese rechtlich konstituiert, wie später die Bundesrepublik Deutschland durch das Grundgesetz. Vielmehr gab er sich eine Verfassung in

einem Prozess, der einen Monat nach seiner Konstituierung im November 1945 begann.

c. Entstehung der Verfassung

Das groß-hessische Staatsministerium erließ am 22. November 1945 das „Staatsgrundgesetz des Staates Groß-Hessen“. Sein Erlass erfolgte zwar durch das Staatsministerium, beruhte aber auf der in der Proklamation Nr. 2 erteilten Vollmacht, also nicht auf eigenem ursprünglichem deutschem Recht. Es bedurfte auch der Genehmigung durch den Militärgouverneur. Beides wird in dem Staatsgrundgesetz allerdings nicht erwähnt. In Art. 1 wurde festgelegt, dass Groß-Hessen „ein Glied im künftigen demokratischen Deutschland“ sei. Separatistische Tendenzen gab es in Hessen nicht. Als „Staatsgebiet“ wurden in Art. 2 die ehemaligen preußischen Provinzen Kurhessen und Nassau und der Volksstaat Hessen bezeichnet, aber hinzugefügt, dass die in der französischen Besatzungszone gelegenen Teile dieser Gebiete „z.Z. nicht zu dem Staatsgebiet des Staates Groß-Hessen“ gehören. Trotzdem war das ein Gebietsanspruch, der etwas absonderlich wirkt. In Art. 9 erklärt sich die Groß-Hessische Staatsregierung zur „Treuhänderin des Hessischen Volkes“ und gibt das Versprechen, „eine demokratische Verfassung vorzubereiten“.

Maßgebend für die Einleitung der Verfassungsgebung war jedoch der Auftrag und die Bevollmächtigung durch die amerikanische Militärregierung, Verfassungsberatungen in Hessen und den anderen Ländern der amerikanischen Besatzungszone Bayern und Württemberg-Baden aufzunehmen. Konkret bildete eine Anordnung der Militärregierung v. 4. Februar 1946 die Grundlage für den ersten Schritt der Verfassungsgebung, die Berufung einer aus 12 Mitgliedern bestehenden vorbereitenden Verfassungskommission durch den Ministerpräsidenten. Sie sollte Material sammeln und auch einen ersten Entwurf einer Landesverfassung erstellen. Damit sollten Grundlagen für die Beratungen einer zu wählenden Verfassungsberatenden Versammlung bereitgestellt werden. Die Kommission legte, nachdem sie Stellungnahmen der Parteien, Gewerkschaften, Unternehmensverbände, Kirchen, Universitäten, Gerichtspräsidenten u.a. eingeholt hatte, am 18. Juni 1946 einen Entwurf vor. Gleichzeitig arbeiteten die vier Parteien Entwürfe aus.

Noch während der Arbeit der Kommission erließ der Ministerpräsident wiederum auf Anordnung der Militärregierung am 16. Mai ein Wahlgesetz zur Wahl der „Verfassungsberatenden Großhessischen Landesversammlung“. Die Wahl fand am 30. Juni statt. Erst durch diese entstand eine ursprüngliche, deutsche demokratische Legitimationsgrundlage für die künftige hessische Verfassung neben der bis dahin allein tragenden besatzungsrechtlichen Legitimierung. Wahlberechtigt waren alle deutschen Staatsangehörigen, die seit dem 1. Januar 1946 ihren Wohnsitz in Groß-Hessen hatten. 152440 deutsche Bewohner des Landes, d. h. rund 6,5 % der Wahlberechtigten waren jedoch gem. Abs. 2 wegen ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit von der Wahl ausgeschlossen. Gewählt wurden 90 Mitglieder, 42 SPD, 35 CDU, 7 KPD, 6 LDP. § 2 bestimmte als Aufgabe der Versammlung „eine Verfassung des Landes Groß-Hessen vorzubereiten“. Diese Verfassung soll in Kraft treten, wenn sie „von der Militärregierung der

Besatzungsmacht genehmigt und durch einen Volksentscheid gebilligt wird.“ Sie hatte also von vorneherein eine doppelte Legitimitätsgrundlage, die der Besatzungsmacht und die der deutschen Bevölkerung Hessens.

Die Militärregierung gab der Landesversammlung für ihre Beratungen zunächst eine Frist bis zum 30. September vor, die dann aber bis zum 30. Oktober verlängert wurde, drängte also aufs Tempo. Inhaltlich gab es keine Direktiven, wohl aber Rahmenseetzungen, vor allem die Beachtung des Vorranges des Besatzungsrechts, Demokratische und dezentrale Ausrichtung der Verfassung. Im Übrigen wuchs im Laufe der Beratungen ein eher informeller Austausch zwischen Mitgliedern der Landesversammlung und Vertretern der Militärregierung heran. Zwar gab es keine konkreten Interventionen. Jedoch wird in diesem Verfahren deutlich, dass der Prozess der Verfassungsgebung nicht in voller Unabhängigkeit geführt werden konnte, sondern unter einer Kontrolle der Militärregierung stattfand.

Die Landesversammlung begann ihre Beratungen am 15. Juli. Zunächst wurde ein Verfassungsausschuss aus 29 Mitgliedern eingesetzt, der die Verfassung vor allem ausarbeiten sollte, später ein noch kleineres Gremium aus 7 Mitgliedern gebildet. Das Plenum beriet die Verfassung in drei Lesungen. Die Militärregierung prüfte den in zweiter Lesung verabschiedeten Text eingehend. Vor allem bereitete der Artikel 41 der amerikanischen Militärregierung Schwierigkeiten. Sie wurden erst in Washington gelöst. Denn dieser Artikel sah eine unmittelbare Sozialisierung bestimmter Industrien etc. mit und durch Inkrafttreten der Verfassung vor. Die Militärregierung wollte diesen sog. Sozialisierungsartikel in eine Kannvorschrift umwandeln, wogegen sich jedoch SPD, CDU und KPD gemeinsam eindeutig wandten. So genehmigte die Militärregierung zwar den Entwurf, aber mit gewissen Änderungsaufgaben, vor allem der Forderung nach einer getrennten Volksabstimmung über den Sozialisierungsartikel 41. Noch bis zum Schluss übte sie also kraft ihres Besatzungsrechts Einflussnahme aus.

Erst nach der Genehmigung und dem Vollzug der darin geforderten Änderungen stimmte die Landesversammlung ebenfalls am 29. Oktober über den Gesamttext in dritter Lesung ab. 82 Abgeordnete stimmten für, 6 gegen die Verfassung. Die Volksabstimmung sollte zunächst am 17. November 1946 stattfinden, wurde dann aber auf den 1. Dezember 1946 verschoben. Am selben Tag wurde der erste Landtag nach dieser Verfassung gewählt. Die Volksabstimmung ergab eine Zustimmung von 76,8% der gültigen Stimmen. Stimmberechtigt waren die in Groß-Hessen lebenden deutschen Staatsangehörigen, dieses Mal auch die Bürger mit nationalsozialistischer Vergangenheit. Die hessischen deutschen Staatsbürger waren als ein bereits staatlich organisierter Teil des deutschen Volkes auch Träger der verfassungsgebenden Gewalt für diesen Teil. Die Verfassung trat mit der Annahme durch die Volksabstimmung am 1. Dezember 1946 in Kraft. In der Verfassung wurde der Name des Landes „Groß-Hessen“ in „Hessen“ geändert. Die umfangreiche Beschreibung des Staatsgebietes aus dem Staatsgrundgesetz wurde nicht wiederholt, und damit ein irgendwie erhobener Anspruch auf Gebietsteile des alten Volksstaates Hessen, die in der französischen Besatzungszone lagen und heute zu Rheinland-Pfalz gehören, auch indirekt nicht mehr geltend gemacht.

d. Wertung

Die Entstehung des Landes Hessen und seiner Verfassung ist ein Vorgang, in dem sich zwei „Gewalten“ mischen, die der amerikanischen Militärgewalt aus Besatzungsrecht und die deutsche verfassungsgebende Gewalt. Die erstgenannte war übergeordnet, eröffnete der zweiten erst die Wirksamkeit und bestimmte deren Details. Am Ende allerdings steht ein souveräner Akt der deutschen Bevölkerung des Landes in der Volksabstimmung über die Verfassung. Sie ratifizierte damit nachträglich auch die Errichtung des Landes Hessen selbst, an dessen Entstehung sie ursprünglich nicht hatte mitwirken können. Noch allerdings stand alles unter Vorbehalt des übergeordneten Besatzungsrechts. Die volle Selbstbestimmung Hessens war mit der Verfassung noch nicht hergestellt. Auch erhob Hessen keinen Anspruch auf eine volle staatliche Souveränität, sondern verstand sich von vorneherein als Gliedstaat einer künftigen deutschen föderalen Republik. Aber ab dem 1. Dezember 1946 beruhte das Handeln der Organe des Landes in Gesetzgebung, Exekutive und Rechtsprechung auf dem eigenem demokratischen Willen der deutschen Bevölkerung, nicht mehr auf Bevollmächtigung durch die Besatzungsmacht, weder im Ganzen noch im Einzelnen. Mir scheint, dass dies, unabhängig vom Inhalt der Verfassung die eigentlich entscheidende Bedeutung der hessischen Verfassungsgebung des Jahres 1946 ist.

Wenden wir uns nunmehr dem Inhalt zu.

II. Zum Inhalt der Verfassung vom 1. Dezember 1946

a. Verfassungsrechtliches Umfeld

Die hessische Verfassung bildete mit den fast gleichzeitig in Kraft getretenen Verfassungen von Württemberg-Baden und Bayern den Beginn der deutschen Verfassungsentwicklung nach dem Untergang der Weimarer Republik und dem Ende ihrer Verfassung 1933. Aber alle drei stellten nur die Verfassung jeweils eines Teiles Deutschlands dar. Das gleiche gilt für die nachfolgende Verfassung Thüringens noch im Jahre 1946 und die Verfassungen der anderen vier Länder der sowjetischen Besatzungszone, sowie der vier Länder der französischen Besatzungszone und Bremens im Jahre 1947. Alle diese Länder definierten sich wie Hessen als Glieder einer sich noch zu organisierenden gesamtdeutschen föderalen Republik. Alle gingen offenbar davon aus, dass die Weimarer Reichsverfassung keine Geltung mehr hatte, obwohl sie nie formell aufgehoben, sondern durch die staatsrechtlichen Entwicklungen im Dritten Reich zwischen 1933 und 1945 und die Übernahme der deutschen Staatsgewalt durch die Alliierten nach der deutschen Kapitulation nach und nach überholt und außer Kraft gesetzt worden war. Eine Rückkehr zu ihr wurde nicht ernsthaft ins Auge gefasst. Die in der Politik wie in der Rechtswissenschaft höchst umstrittene Frage des Fortbestandes des Deutschen Reiches wurde in der hessischen Verfassung offengelassen. Als Verfassungen mit gesamtdeutschem Anspruch wurden am 23. Mai 1949 das „Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland“, das durch den aus Vertretern der Parlamente der in den drei westlichen Besatzungszonen gelegenen Länder gebildeten

Parlamentarischen Rat in Bonn ausgearbeitet und beschlossen worden war, und am 7. Oktober 1949 die „Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik“, die durch einen aus Vertretern von Parteien und gesellschaftlichen Gruppen überwiegend der Sowjetischen Besatzungszone gebildeten Volkskongress und einem aus diesem hervorgegangenen Volksrat ausgearbeitet und durch die „Provisorische Deutschen Volkskammer“ in Berlin beschlossen worden war, in Kraft gesetzt. Auch sie bedurften noch der Genehmigung durch die Besatzungsmächte. Aber das Grundgesetz erhielt nur die der Amerikaner, Briten und Franzosen und die Verfassung der DDR nur die der Sowjetunion. So entfalteten beide Verfassungen verfassungsrechtliche Wirkung jeweils nur für einen Teil Deutschlands, das Grundgesetz bis 1990 nur in den drei westlichen Besatzungszonen, damit auch für Hessen, die Verfassung der DDR nur in der sowjetischen Besatzungszone in dem territorialen Stand nach der Abtrennung der an die Sowjetunion und die Volksrepublik Polen gefallen Gebiete jenseits der Oder und Görlitzer Neiße.

Ich will einige Schwerpunkte setzen, die für die Verfassungsentwicklung zwischen der Weimarer Verfassung und dem Bonner Grundgesetz von Bedeutung sind und damit den Rang der hessischen Verfassung ein wenig hervorheben. Denn die hessische Verfassung steht in einem Entwicklungsprozess deutscher Verfassungsgebung.

b. Tradition

Die Deutschen mussten freiheitliche Demokratie und eine entsprechende Verfassungsgebung 1945 nicht erst lernen. Es gab eine entsprechende lange deutsche, im Austausch mit den westeuropäischen Entwicklungen stehende Tradition, die zwar nicht von allen Deutschen aber doch von wesentlichen Teilen der Gesellschaft getragen wurde. Vor allem war diese seit fast über 150 Jahren in einer gewissen Entwicklung in Verfassungsordnungen auf einzelstaatlicher wie auf gesamtstaatlicher Ebene in Deutschland in geltendes Recht umgesetzt worden. 1848 wurden im Deutschen Bund und einigen Gliedstaaten erste Versuche unternommen, eine freiheitliche demokratisch-parlamentarische Regierungsform zu errichten. Sie schlugen zwar fehl. Aber die dabei entwickelten politischen Ideen blieben lebendig, wirkten fort und entwickelten sich weiter. Zwar hatte das Deutsche Reich von 1871 auch noch keine demokratisch-parlamentarische Verfassung. Aber es gab im Reich, wenn auch nicht in Preußen, bereits von Anfang an das allgemeine und gleiche Männerwahlrecht zum Reichstag ab 25 Jahre. Eine demokratisch-parlamentarische Verfassung wurde erst durch die Revolution von 1918 eingeführt, aber das Material dafür lag bereits damals bereit, musste nicht erst mühsam außerhalb Deutschlands zusammengesucht werden. Dabei wurde auch das allgemeine aktive und passive Frauenwahlrecht in Deutschland gesetzlich verankert, das zwar bereits in einigen anderen Staaten bestand, aber z.B. in Großbritannien erst 1928 und in Frankreich sogar erst 1944 eingeführt wurde. In der Reichsverfassung, die 1919 in Weimar verabschiedet wurde, und in den Verfassungen des Volksstaates Hessen 1919 und Preußens von 1920, gewann die freiheitliche demokratisch-parlamentarische Ordnung rechtliche und politische Gestalt. Zwar war diese neue Verfassungsform im Volk nicht unbestritten und fand im Laufe der Zeit, vor allem ab

dem Ende der 20er Jahre aus vielen Gründen immer mehr Gegner. So brach das System im Reich 1933 zusammen. Aber nach dem katastrophalen Ende der nationalsozialistischen Herrschaft stand außer Zweifel, dass für die Neubegründung staatlicher Ordnung nur das freiheitliche demokratisch-parlamentarische System deutscher und westeuropäischer Tradition als Grundlage dienen konnte. Es ist auch zu bedenken, dass die Männer und Frauen, die an den Beratungen im Vorbereitungsausschuss wie in der Landesversammlung beteiligt waren, die Weimarer Republik erlebt hatten, zum Teil bereits politisch tätig gewesen waren, entsprechende Erfahrungen gesammelt hatten. Manche hatten im Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime gestanden, waren auf Grund ihrer politischen Überzeugungen im KZ gewesen oder waren in die Emigration gegangen.

c. Hessen in Deutschland

Wie bereits dargelegt, wurde Hessen von vorneherein einhellig als Gliedstaat eines föderal geordneten deutschen Gesamtstaates gesehen. So bezeichnet sich Hessen in der Präambel der Verfassung als „Gliedstaat der Deutschen Republik“. Der Begriff „Deutsches Reich“, der noch für die Weimarer Republik als offizielle Staatsbezeichnung gegolten hatte, war durch das Dritte Reich völlig diskreditiert und findet sich daher auch im Grundgesetz nicht mehr, obwohl sich die Bundesrepublik als identisch mit dem Deutschen Reich von 1871, wenn auch inzwischen in den gegenwärtigen Grenzen von 1990 begreift.

d. Vollverfassung oder Organisationsstatut?

Die hessische Verfassung ist eine Vollverfassung mit Grundrechten und weiteren materiellen Bestimmungen und nicht nur ein Organisationsstatut, in dem lediglich die Organisation des Landes, d.h. deren Organe, deren Bildung und deren Kompetenzen zur Ausübung der Staatsgewalt geregelt werden. Das war nicht unumstritten. Aber man erwartete, mit einer vollen Verfassung die staatliche Existenz gegenüber den Besatzungsmächten zu festigen. So enthält die hessische Verfassung in ihrem Ersten Teil Menschenrechte, Grundrechte, Bestimmungen über die gesellschaftliche und wirtschaftliche Ordnung, das Verhältnis Staat-Kirchen und über die Schule. Im Zweiten Teil wird die Organisation des Landes geregelt. Diesem Aufbau werden wir folgen. Denn bereits darin lag eine entscheidende Neuerung der hessischen Verfassung gegenüber der Weimarer Reichsverfassung. Diese hatte erst die Organisation des Reiches und dann die Grundrechte etc. geregelt. Die Umkehrung war 1946 nicht selbstverständlich. Die fast gleichzeitige bayerische Verfassung folgt dem Weimarer Aufbau. Das Grundgesetz hat jedoch das hessische Beispiel aufgenommen.

e. Teil I der Verfassung - Materielle Grundlegungen

1. Menschen- und Grundrechte

Nicht nur in der Anordnung der materiellen Grundlagen der Verfassung im I. Teil liegt ein fundamentaler Unterschied zur Weimarer Reichsverfassung, sondern vor allem in ihrem Inhalt. An der Spitze der Verfassung stehen die dem Staate vorge-

gebenen und gewährleisteten, nicht von ihm gewährten „Rechte des Menschen“ mit den Regeln zu ihren „Grenzen und Sicherung“. Der maßgebliche und grundlegende Fortschritt der hessischen Verfassung gegenüber der Weimarer Reichsverfassung wird in den Überschriften der Abschnitte deutlich: „Grundrechte und Grundpflichten der Deutschen“ in der Weimarer Reichsverfassung und „Rechte des Menschen“ in der hessischen Verfassung. Nur das Auslieferungsverbot, das Versammlungsrecht und das Recht, Vereine zu bilden, sind auf Deutsche beschränkt. Andererseits gibt es bereits ein Asylrecht für politisch Verfolgte und Flüchtlinge. Mit diesem menschenrechtlichen Ansatz folgt die hessische Landesverfassung zum einen den Erfahrungen aus dem Dritten Reich, aber vor allem den nach und seit dem Zweiten Weltkrieg vorherrschenden Auffassungen, dass jeder Mensch kraft seiner Würde unveräußerliche Rechte habe, die nicht mehr durch eine staatliche Verfassung oder staatliche Gesetze gewährt werden, sondern allen Menschen als Menschen von vorneherein zukommen. So formuliert Art. 3 LV „Leben und Gesundheit, Ehre und Würde des Menschen sind unantastbar“. Auch in Art. 27 und Art. 30 als Grundlegung der Sozial- und Wirtschaftsordnung und bezgl. der Gestaltung der Arbeitsbedingungen wird auf die „Würde des Menschen“ Bezug genommen. Der hessische Verfassungsgeber wendet sich damit gegen die Unrechtsordnung des Nationalsozialismus und dessen Vernichtung der Grundlagen einer am Menschen und seiner Würde orientierten staatlichen Ordnung und bekundet, dass die Menschen- und Grundrechte die gesamte staatliche Ordnung Hessens tragen und die ganze Staatsgewalt binden sollen, einschließlich der Gesetzgebung. Der Katalog der Menschenrechte der hessischen Verfassung umfasst die klassischen Gleichheits- und Freiheitsrechte, einschließlich der Kommunikationsfreiheiten, zudem ein neues Informationsfreiheitsrecht, sowie den besonderen Schutz für Ehe und Familie.

Das Grundgesetz stellt in Art. 1 die allgemeine Garantie der Würde des Menschen an die Spitze. Auch dieses setzt in seinen Ersten Teil die Rechte des einzelnen als unveräußerliche Menschenrechte fest. Es sind, wenn auch anders formuliert, die gleichen wie in der hessischen Verfassung. Auch das menschenrechtliche Asylrecht erscheint hier.

2. Sozial- und Wirtschaftsordnung

Die materiellen Bestimmungen der hessischen Verfassung zur Sozial- und Wirtschaftsordnung, zur Religionsverfassung und zur Schule, die ausführlich geregelt sind, waren in den Verfassungsberatungen z.T. kräftig umstritten und verzögerten den Prozess der Verfassungsgebung erheblich. Im Abschnitt zur Sozial- und Wirtschaftsordnung ging es vor allem um die generelle Ausrichtung der Wirtschaftsordnung. SPD und KPD wollten Hessen als eine „sozialistische“ Republik ausrichten. Sie wären damit erheblich über die Weimarer Reichsverfassung hinausgegangen, die eine wesentlich liberalere Wirtschaftsordnung mit bestimmten Elementen einer sozialen Ausrichtung, insbesondere in Bezug auf die Arbeiter zu verbinden suchte. Die ausdrückliche Bezeichnung als „sozialistisch“ wurde zwar nicht durchgesetzt, aber wesentliche Elemente des Konzeptes wurden in die Verfassung auch mit Zustimmung der CDU eingefügt. So werden einerseits ein Recht auf

Arbeit, andererseits die sittliche Pflicht zur Arbeit in Art. 26 verankert. Generell werden die Arbeitskraft unter den besonderen Schutz des Staates gestellt und Einzelrechte für diesen Schutz festgelegt. Kollektiv werden das Recht zur Bildung von Gewerkschaften und deren Rechte auf den Abschluss von Tarifverträgen, auf Betriebsvertretungen für die Wahrnehmung von Mitbestimmungsrechten und zur Führung von Streiks verankert. Die Wirtschaftsordnung wird generell auf das Wohl des ganzen Volkes und auf die Befriedigung seines Bedarfes festgelegt, wofür der Gesetzgeber die entsprechenden Maßnahmen anordnen kann. Die Ausrichtung auf die Sicherung des Bedarfes durch den Gesetzgeber erklärt sich wesentlich aus der Notlage der Nachkriegszeit. Nur in diesem Rahmen wird eine wirtschaftliche Freiheit gewährt. Das alles ging noch nicht wesentlich über die Weimarer Reichsverfassung hinaus. In den drei westlichen Besatzungszonen, der sog. Trizone, die die Bundesrepublik präfiguriert, wird nach der Währungsreform vom 20. Juni 1948 der entgegengesetzte Weg eingeschlagen, die sukzessive Aufgabe der Bewirtschaftung und Öffnung des Marktes. Dem folgte das Grundgesetz. Weitere Regelungen der Landesverfassung waren wesentlich stärker an sozialistisch geprägten Vorstellungen orientiert. Die Aussperrung wurde verboten. Es sollte ein einheitliches Arbeitsrecht für Arbeiter, Angestellte und Beamte geschaffen werden. Zwar wird in Art. 45 das „Privateigentum“ gewährleistet, aber der Regelung durch Gesetz unterworfen. Seine Enteignung durch Gesetz ist zulässig. Schon hier gibt es eine Unterscheidung zur Weimarer Reichsverfassung, die in Art. 153 das „Eigentum“ gewährleistet. Die begriffliche Differenz ist nicht ohne Bedeutung. Denn mehrere Artikel der hessischen Verfassung sehen unter der Voraussetzung des Missbrauchs der wirtschaftlichen Freiheit die Einziehung des wirtschaftlichen Vermögens allgemein und insbesondere des Großgrundbesitzes durch Gesetz, unter bestimmten Voraussetzungen sogar ohne Entschädigung, vor. Darüberhinausgehend konstituiert der bereits genannte Sozialisierungsartikel 41 die Überführung gewisser Industrien in Gemeineigentum unmittelbar mit dem Inkrafttreten der Verfassung. Es gibt also eine grundsätzliche Unterscheidung der Eigentumsarten. Die Weimarer Reichsverfassung hatte sich mit der Klausel, Eigentum verpflichte und solle auch dem Wohl der Allgemeinheit dienen, einem allgemeinen Artikel zur Sozialisierung durch Gesetz sowie einigen Regelungen zur Bodennutzung begnügt. Hier liegt der zweite Schwerpunkt der Fortentwicklung der hessischen Verfassung gegenüber der Weimarer Reichsverfassung in eine stärkere sozialistisch geprägte Richtung. Sie hatte allerdings anders als die Regelung der Menschenrechte keinen Bestand. Denn das Grundgesetz kehrte in Art. 14 und 15 bezgl. der Eigentumsgarantie zu den Regelungen der Weimarer Reichsverfassung zurück, garantiert das Eigentum ganz allgemein und sieht Sozialisierungen nur durch Gesetz gegen volle Entschädigung vor. Es enthält im Übrigen auch keine weiteren Bestimmungen zur Wirtschafts- und Sozialordnung. Bestand 1946 in der hessischen Verfassungsgebenden Versammlung in den Fragen der sozialen und wirtschaftlichen Ordnung weitgehender Konsens über eine stärker sozialpolitisch ausgeprägte Verfassung, so zeichneten sich 1948/1949 bereits verschiedene Modelle ab, die im Parlamentarischen Rat politisch kontrovers vertreten wurden. So vermied man eine Festlegung in bestimmte Richtungen. Eine Direktive gibt

lediglich die allgemeine verfassungsgestaltende Grundentscheidung der Bundesrepublik als Sozialstaat, die aber nirgendwo konkretisiert wird. Diese Zurückhaltung des Grundgesetzes hat aber Auswirkungen auf die Regelungen der hessischen Verfassung zur Wirtschafts- und Sozialordnung, deren gestaltende Kraft durch das vorrangige Bundesverfassungs-, wie vor allem durch das Gesetzesrecht des Bundes entweder eingeschränkt oder gar aufgehoben wurde. Denn nach der Kompetenzordnung der Bundesrepublik ist die Ausgestaltung der Wirtschafts- und Sozialordnung weitestgehend dem Bundesgesetzgeber überlassen. Er hat diese genutzt und tut dies fürderhin. So hat sich die Wirtschaftsordnung in Richtung einer freiheitlichen, aber sozialen Marktwirtschaft entwickelt.

3. Kirchen und Staat

Die Regelungen der hessischen Landesverfassung zum Verhältnis von Kirchen und Staat stehen voll in der Tradition der Weimarer Reichsverfassung. Grundprinzip ist die Trennung von Kirchen und Staat wie vorher in der Weimarer Reichsverfassung und später im Grundgesetz. Aber es bestehen doch bestimmte Verknüpfungen zwischen ihnen. Vorstellungen einer Art laizistischer Ordnung nach französischem Vorbild, in der Religion und deren Institutionen völlig aus dem staatlichen Bereich ausgeklammert und in den rein privaten Bereich abgedrängt worden wären, wurden in den Verfassungsberatungen von keiner Seite vorgebracht. Wie in der Weimarer Reichsverfassung werden die entsprechenden Vorschriften über die Kirchen und Religionsgesellschaften auch auf die Weltanschauungsgemeinschaften ausgedehnt. Ihnen wird völlige Autonomie gegenüber dem Staat gewährleistet. Die Rechtsstellung der Kirchen als Körperschaften des öffentlichen Rechts mit eigenem Besteuerungsrecht wird aufrechterhalten. Wie unter der Weimarer Reichsverfassung und auch unter dem Grundgesetz kann dieser Status auch anderen Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften übertragen werden. Sie wissen, daß dies gegenwärtig eindringlich für islamische Gemeinschaften diskutiert wird. Weitere Einzelheiten lasse ich dahingestellt. Da das Grundgesetz die Weimarer Bestimmungen zum Verhältnis Staat - Kirchen als solche übernommen hat, bestehen auch keine inhaltlichen Unterschiede zwischen diesem und der hessischen Landesverfassung.

4. Schule und Staat

In den Beratungen zur hessischen Landesverfassung bildete der Abschnitt zu Erziehung, Schule und Staat den dritten Schwerpunkt erheblicher Auseinandersetzungen, insbesondere um das Elternrecht, die Konfessionsschule, den Religionsunterricht und die Zulassung von Privatschulen. Zwar wird das Erziehungsrecht der Eltern im Allgemeinen und in Bezug auf die Teilnahme am Religionsunterricht im Besonderen gewährleistet. Aber das Schulwesen wird ausschließlich dem Staat zugeordnet. Als einheitliche Schulform wird die Simultanschule festgelegt. Damit werden vor allem die staatliche Konfessionsschule, aber auch die christliche Gemeinschaftsschule abgelehnt. Die Weimarer Verfassung hatte eine solche Festlegung nicht getroffen. Jedoch wird, wie dort, der Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach an den staatlichen Schulen gewährleistet, wie das auch

später in Art. 7 des Grundgesetzes geschah. Vor allem, und das ist neu, werden bestimmte Grundsätze und Ziele der schulischen Erziehung festgelegt, Rücksicht auf die religiösen und weltanschaulichen Empfindungen der Schüler, deren Bildung zu sittlichen Persönlichkeiten, Vorbereitung zur beruflichen Tüchtigkeit und politischen Verantwortung und verantwortlichem Dienst an Volk und Menschheit, zu Ehrfurcht und Nächstenliebe, Achtung, Duldsamkeit, Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit. Wesentlich kürzer waren die Formulierungen der Weimarer Reichsverfassung. Diese ausführliche Festlegung war wohl der Erfahrung mit dem Nationalsozialismus geschuldet. Ein besonderes Anliegen bildete die Einführung der Unentgeltlichkeit des Unterrichts an allen öffentlichen Schulen und Hochschulen. Die Weimarer Reichsverfassung hatte dazu keine Regelung getroffen. Da die Zuständigkeit für das Schulwesen in die Autonomie der Länder fällt, sind die diesbezüglichen Regelungen des Grundgesetzes sehr knapp.

5. Schutz der Verfassung

Nach den Erfahrungen des Untergangs der Weimarer Republik hielt man Bestimmungen zum Schutz der Verfassung gegen ihre Gegner für notwendig, die die Grundrechte gegen die Verfassungsordnung einsetzen. Insbesondere ein Dilemma gab es damals und gibt es bis heute: Die Kommunikationsfreiheitsrechte. Auf Grund der Erfahrungen aus der Weimarer Republik sieht Art. 17 vor, dass sich darauf nicht berufen kann, „wer den verfassungsmäßigen Zustand angreift oder gefährdet“. Die Entscheidung darüber liegt beim Staatsgerichtshof. Das Grundgesetz sieht sogar die Verwirkung auch weiterer Grundrechte vor, wenn sie zum „Kampf gegen die freiheitlich demokratische Grundordnung“ missbraucht werden, die das Bundesverfassungsgericht aussprechen muss. Zudem stellt die hessische Landesverfassung den „Revolutionären Verfassungsbruch“ unter Strafe. Schließlich verpflichtet sie jeden, für den Erhalt der Verfassung einzutreten und sichert jedermann ein Widerstandsrecht und eine Widerstandspflicht gegen verfassungswidrig ausgeübte öffentliche Gewalt zu. In der Weimarer Reichsverfassung fehlte ein solches Recht. In das Grundgesetz wurde es erst 1968 im Zuge der Einführung der sogenannten Notstandsverfassung eingeführt. Auch diese Neuerung der hessischen Landesverfassung war den Erfahrungen von 1933 und danach geschuldet.

f. Teil II der Verfassung – Politische Organisation

Ich wende mich nun dem zweiten, dem organisatorischen Teil der Landesverfassung zu. Diese errichtet gemäß der deutschen Verfassungstradition der gescheiterten Verfassung von 1848, der Weimarer Reichsverfassung wie der Verfassungen des Volksstaates Hessen und des Freistaates Preußen von 1919 ein freiheitlich demokratisches parlamentarisches Regierungssystem. Auch das Bonner Grundgesetz folgt später diesem System. Ein Präsidialsystem wie in den USA stand offenbar nicht zur Erörterung. Vorschläge der CDU für eine zweite Kammer und die Einführung eines hessischen Präsidenten konnten sich nach heftigen, sehr streitigen Diskussionen nicht durchsetzen.

1. Parlamentarisches Regierungssystem

Entsprechend diesem demokratisch-parlamentarischem System liegt die Staatsgewalt „unveräußerlich beim Volke“. Nach dem Wahlgesetz wählen die deutschen Staatsbürger, die zur Zeit der Wahlen seit einer bestimmten Zeit in Hessen wohnen, den Landtag. Ein zentraler Punkt im parlamentarischen System ist die Bildung der Regierung. Da nach den herrschenden Auffassungen der Zeit die Weimarer Regelungen defizitär und daher für den Untergang der Weimarer Republik mitursächlich waren, wollte man es besser machen. Zwar hielt man wie diese am Verhältniswahlrecht fest, führte aber eine 5% Klausel ein, um eine Zersplitterung des Landtages zu verhindern und stabile Mehrheiten zu ermöglichen. Da es keinen Staatspräsidenten gibt, der den Ministerpräsidenten ernennen könnte, ist die Sache von vorneherein etwas einfacher. Der Landtag selbst muss diesen mit der Mehrheit seiner Mitglieder wählen. So hat er von vorneherein eine klare Mehrheit. Gelingt das nicht, führt das letztlich zur Auflösung des Landtages und zu Neuwahlen. In dem bisher einzigen Fall, in dem eine Wahl scheiterte, der Nichtwahl der Kandidatin der SPD Andrea Ypsilanti für das Amt der Ministerpräsidentin nach den Landtagswahlen von 2008, hat das funktioniert. Ist er oder sie im Amt, kann er oder sie zurücktreten oder zum Rücktritt durch Votum des Landtages gezwungen werden. Aber der Landtag muss binnen festgelegter Fristen für die Nachfolge sorgen, sonst ist er aufgelöst. Da Neuwahlen unangenehme Folgen für Parteien und Abgeordnete haben, sah der Verfassungsgeber darin wohl einen hinreichenden Zwang, mit dem Sturz einer Regierung besonnen umzugehen. Ein Auflösungsrecht der Regierung, wie es noch der Vorentwurf vorsah, besteht nicht. Der Landtag kann sich nur selbst auflösen.

Das Grundgesetz ging auf Grund der anderen organisatorischen Konstruktion der obersten Bundesorgane andere Wege, um dasselbe zu erreichen. Die 5% Klausel hat es im Wahlrecht übernommen. Das Bundesverfassungsgericht hat das, wenn auch zähneknirschend, gebilligt. Zwar gibt es den Bundespräsidenten. Aber auch das Grundgesetz vertraut die Regierungsbildung und Regierungsstürze zentral dem Bundestag an. Der Bundespräsident hat zwar ein einmaliges Vorschlagsrecht einer Person für das Kanzleramt nach Beginn einer neuen Legislaturperiode bzw. nach Rücktritt der Kanzlerperson. In der bisherigen Praxis schlägt er jedoch die Person zur Wahl vor, die ihm von der Partei oder den Parteien präsentiert wird, die allein mehrheitsfähig ist oder die, was die Regel ist, vorher eine mehrheitsfähige Koalition gebildet haben. Die Initiative liegt also bei den Parteien, die im Bundestag vertreten sind, nicht beim Bundespräsidenten. Die oder der Vorgeschlagene bedarf der Wahl durch den Bundestag, sei es zu Beginn der Legislaturperiode, sei es nach Rücktritt. Eine Ablösung der amtierenden Kanzlerperson setzt sogar die Wahl einer anderen Kanzlerperson durch den Bundestag durch das sog. konstruktive Misstrauensvotum voraus. Der erste Versuch, auf diese Weise 1972 Willy Brandt zu stürzen und durch den Vorsitzenden der CDU/CSU-Fraktion Rainer Barzel zu ersetzen, scheiterte. Ein zweiter Versuch 1982, an Stelle des amtierenden Kanzlers Helmut Schmidt den Vorsitzenden der CDU/CSU-Fraktion Helmut Kohl zum Kanzler zu wählen, gelang. Diese Regelung nimmt

bemerkenswerter Weise einen Vorschlag des Heidelberger Staatsrechtslehrers Walter Jellinek auf, den dieser in seinem Entwurf einer hessischen Verfassung gemacht hatte, dem aber bereits der Vorbereitende Ausschuss nicht gefolgt war. Ein Auflösungsrecht des Bundespräsidenten gegenüber dem Bundestag besteht nur, wenn der Bundestag nach einer Neuwahl oder nach dem Rücktritt einer Kanzlerperson nicht in der Lage ist, eine Kanzlerperson mit absoluter Mehrheit zu wählen

2. Gesetzgebung

Der zweite Schwerpunkt des parlamentarischen Regierungssystems, die Ausgestaltung der inneren rechtlichen Ordnung des Landes, obliegt in Hessen grundsätzlich dem Landtag, insbesondere die Gesetzgebung. Allerdings gehen die meisten Gesetzesentwürfe auch in Hessen von der Regierung aus. Aber die hessische Verfassung sieht ausdrücklich auch Volksabstimmungen, Volksbegehren und Volksentscheide vor. Auch die Weimarer Reichsverfassung hatte solche eingeführt. Der Landtag hat zudem die üblichen weiteren Rechte, vor allem die Haushaltshoheit und die allgemeinen Kontrollrechte gegenüber der Regierung. Diese Rechte stehen auch dem Bundestag zu, wenn auch die Vertretung der Länder, der Bundesrat, an deren Wahrnehmung beteiligt ist. Das Grundgesetz nennt zwar auch die Möglichkeit der „Abstimmungen“ des Volkes, konkretisiert diese aber nicht näher, so dass streitig ist, ob Volksentscheide etc. auf Bundesebene zulässig sind. Jedoch wird heute wieder lebhaft diskutiert, ob man auch auf Bundesebene mehr Elemente direkter Demokratie einführen sollte.

3. Krisenbewältigung

Aber was geschieht in einer Krise des Landtages, der wegen innerer Zersplitterung keine Regierungsmehrheit bildet und seine Aufgaben, insbesondere der Gesetzgebung nicht erfüllt? Einen erheblichen Kritikpunkt an der Weimarer Reichsverfassung bildeten die einseitigen Befugnisse des Reichspräsidenten aus Art. 48 zur Ausrufung des Notstandes und den Erlass von Notverordnungen sowie Einschränkungen zentraler Grundrechte. Man sah darin Grundlagen für die Regierungsübernahme durch Hitler. Die hessische Verfassung billigt in genau umschriebenen Notstandsfällen der Landesregierung ein gewisses Notverordnungsrecht zu, wenn der Landtag nicht versammelt ist. Das Grundgesetz enthält eine komplizierte Regelung im Zusammenwirken zwischen Bundespräsident, Bundesregierung und Bundesrat, um in einem Gesetzgebungsnotstand die notwendigen Verordnungen zu erlassen.

4. Schutz der Verfassung

Auch im institutionellen Teil spielt der Schutz der demokratischen freiheitlichen Verfassungsordnung eine gestärkte Rolle gegenüber den Regelungen der Weimarer Reichsverfassung. Die Notstandsbefugnisse des Reichspräsidenten zum Schutz der Verfassung hatten sich 1932 ff. gerade gegen die Verfassungsordnung gekehrt. Zwar gab es einen Staatsgerichtshof zum Schutz der Verfassung. Aber dieser hatte nur beschränkt Wirkung gehabt. Es bedurfte weiterer Vorkehrungen, für die es keine Vorbilder gab. Zwar errichtet auch die hessische Verfassung einen Staatsgerichtshof. Aber dieser hat wesentlich weitergehende Rechte, insbesondere zur

Gesetzeskontrolle auf Antrag einer bestimmten Anzahl von Stimmberechtigten und staatlicher Organe bzw. Organteile. Er ist zuständig für die Grundrechtsklage, die jedermann erheben kann. Die Verfassung enthält schließlich ein Verbot, durch Verfassungsänderung die demokratischen Grundgedanken der republikanisch-parlamentarischen Staatsform aufzuheben oder die Errichtung einer Diktatur herbeizuführen, eine sog. Ewigkeitsklausel. Denn für die Weimarer Reichsverfassung ging eine nicht unerhebliche Meinung der Staatsrechtslehrer dahin, dass sich die Demokratie auch demokratisch aufheben und in eine andere Staatsform umwandeln könne. Das Grundgesetz geht den hessischen Weg weiter. Das Grundgesetz und das Gesetz über das Bundesverfassungsgericht sehen eine umfassende Kontrolle nicht nur der Gesetzgebung, sondern des gesamten staatlichen Handelns auch durch den einzelnen mit der Verfassungsbeschwerde vor. Die Ewigkeitsklausel in Art. 79 Abs.3 nimmt die hessische Ewigkeitsklausel in zudem erweiterter Form auf.

III. Conclusio

a. Würdigung

Ist die hessische Landesverfassung ein eigener Schritt der deutschen Verfassungsentwicklung von Weimar nach Bonn? Ich denke, man kann diese Frage bejahen. Das gilt in erster Linie für den Wandel von gewährten Grundrechten zu menschenrechtlichen Freiheits- und Gleichheitsrechten. Das gilt aber auch für die erörterten staatsorganisatorischen Regelungen des demokratisch-parlamentarischen Regierungssystems und seiner Effektivierung und Sicherung. Im Bereich Staat und Kirchen bestätigt die hessische Landesverfassung die alte Linie, die auch in das Grundgesetz eingeht. Insoweit besteht Kontinuität von Weimar über Wiesbaden bis Bonn. Im Bereich Schule und Bildung enthält die Landesverfassung einige Innovationen gegenüber Weimarer Regelungen, vor allem die Gebührenfreiheit für den Besuch aller Schulen und Hochschulen, deren volle Realisierung aber lange gedauert hat. Am schwierigsten ist die Frage für den höchst umstrittenen Abschnitt „Soziale und wirtschaftliche Rechte und Pflichten“ zu beantworten. Er war wohl in besonderer Weise zukunftsweisend auch für eine gesamtdeutsche Verfassungsordnung gedacht. Das Grundgesetz ist dem zwar nicht gefolgt. Viele Bestimmungen sind daher zwar auf der Ebene der Verfassung ins Leere gelaufen. Aber inhaltlich politisch haben die in ihnen niedergelegten Vorstellungen der sozialen Ordnung fortgewirkt und die Gestaltung des Sozialstaates auf der Ebene der Gesetzgebung getragen und bestimmt, z. B. die Mitbestimmung der Arbeiter in den Unternehmen in ihren unterschiedlichen Formen. Anderes, vor allem die Regelungen zur Sozialisierung haben keine Wirkung entfalten können. Sie widersprechen z.T. den Regelungen des Grundgesetzes zur persönlichen Handlungsfreiheit, zur Garantie des Eigentums ganz allgemein über das Privateigentum hinaus, der Sozialisierungsmöglichkeit nur gegen Entschädigung. So ist der Sozialisierungsartikel 41 nur noch von historischem Interesse. Das Gleiche gilt vom Aussperrungsverbot.

b. Revision

Damit stellt sich die Frage einer Gesamtrevision der Verfassung, um Regelungen, die im Widerspruch zum Grundgesetz wie zum ebenfalls übergeordneten einfachen Bundesrecht stehen, aufzuheben oder anzupassen, aber vor allem um neue grundlegende Bestimmungen aufzunehmen. Eine solche Revisionsdebatte wird gegenwärtig durch eine Enquetekommission des Landtages geführt. Allerdings leidet diese Debatte von vorneherein an zwei Mängeln: Sie ist äußerst langwierig und findet weitgehend ohne Echo in der allgemeinen Öffentlichkeit unter Experten statt, wenn auch die „Gießener Allgemeine“ vor einigen Tagen darüber berichtete. Die Landesverfassung ist in ihren materiellen Teilen sehr stark den Zeitumständen ihres Zustandekommens geschuldet, der vollständigen Niederlage, der weitgehenden Zerstörung der Lebensbedingungen, der Unfassbarkeit der Verbrechen der vorhergegangenen deutschen Regierung, der Suche nach den Gründen einerseits und Strategien für ihre zukünftige Vermeidung andererseits.

Aber macht eine neue Landesverfassung, die mehr ist als ein bloßes Organisationsstatut, überhaupt noch politischen Sinn? Zentrale Materien sind inzwischen durch das Grundgesetz oder das einfache Bundesrecht geregelt, die damit nicht mehr in die Zuständigkeit des Landes fallen. Das gilt vor allem für den gesamten Bereich der Gewährleistung der Grund- oder Menschenrechte, denen einige Bestimmungen der hessischen Verfassung sogar ausdrücklich widersprechen, sei es die Aufrechterhaltung der Todesstrafe in Art. 21 Abs. 1 oder das skurrile Verbot für Angehörige der bis 1918 regierenden Häuser, Mitglied der Landesregierung zu werden in Art. 101 Abs. 3. Zivilrecht, Strafrecht, Baurecht, Umweltrecht, Arbeits- und Sozialrecht in seiner ganzen Breite, um nur einiges zu nennen, sind Bundesrecht. Im Polizei- und Sicherheitsrecht führen die durch die terroristischen Bedrohungen notwendigen Reformen zu einer immer stärkeren Zentralisierung auf Bundesebene. Selbst im Schulrecht, der bisher unantastbaren Herzdomäne der Länder, wächst die Kompetenz des Bundes. Vor kurzem haben Bund und Länder eine Reform der Finanzbeziehungen beschlossen, von der es in einer in Hessen erscheinenden großen deutschen Tageszeitung hieß, die Länder hätten damit endgültig ihre Autonomie verloren und seien auf dem Weg, bloße Provinzen des Bundes zu werden, da sie nicht nur in der Erhebung von Steuern, sondern in der Zuteilung von Geld, ja selbst in den Entscheidungen über dessen Verwendung weitgehend vom Bund abhängig werden. Was soll da noch eine Vollverfassung, wenn die Eigenstaatlichkeit Hessens inhaltlich immer mehr erodiert?

Man kann es aber auch umgekehrt sehen. Indem Hessen seine Verfassung erneuert, stärkt es eben gegen den Trend seine Staatlichkeit. Dazu gehört dann aber gerade auch die Festlegung seiner Grundlagen unter den Bedingungen der Gegenwart, nach unserem Verständnis an erster Stelle der Menschenrechte als Fundament hessischer Ordnung und allen staatlichen Handelns. Der Verweis auf das Grundgesetz oder andere rechtliche Instrumente, z.B. die europäische Menschenrechtscharta genügt dafür nicht. Es ist dann weiter zu überlegen, was gegebenenfalls neu in eine revidierte Verfassung aufgenommen werden könnte, um den eigenstaatlichen Charakter zu begründen, z. B. bestimmte Staatsziele wie die selb-

ständige Entwicklung der ländlichen Regionen, die gegenwärtig immer mehr zurückfallen. Es könnte auch eine stärkere Partizipation der Menschen an der Ausübung der Staatsgewalt wünschbar sein. Für diese ist zu prüfen, ob und inwieweit, in welcher Form anders als bei Wahlen nicht-deutsche Dauerbewohner stärker eingebunden werden können.

Aber eine Verfassung ist weder ein Bekenntnisbuch noch ein Katalog frommer Wünsche, sondern ein Rechtsbuch zur Ordnung des Zusammenlebens der Menschen und zur Steuerung der Ausübung der Staatsgewalt. Sie muss daher für diese anwendbare und vollziehbare Regeln setzen. Das Problem ist allerdings, dass in der Bevölkerung kein wirkliches Bedürfnis für eine Verfassungsrevision zu bestehen scheint. Sie darf jedoch nicht nur ein Projekt politischer oder anderer Eliten und Experten sein. Entscheidend für eine erfolgreiche Revision der Verfassung, die mehr ist als nur eine Entschlackung von überholten Normen, wird sein, ob es gelingt, sie im Volk, d.h. im Bewußtsein und Leben der Bevölkerung Hessens zu verankern, weil sie deren zentrale, grundlegenden Anliegen aufnimmt. Beim achtzigsten Jubiläum wird man sehen, was daraus geworden ist.

IV. Nachbemerkung zur Diskussion:

In der Diskussion nach dem Vortrag wurde die Frage der Verfassungsrevision noch einmal vertieft. Ich bin darauf zwar am Ende des Vortrages eingegangen und habe bereits dort eine gewisse Skepsis gegenüber den Bemühungen um eine Revision der Verfassung von 1946 und dem Verfahren erkennen lassen. Ich habe in der Diskussion einige weitere über die im Vortrag geltend gemachten hinausgehende Einwände vorgetragen, die ich hier weiterführen möchte.

Wie im Vortrag angedeutet, kann eine Revision auf zweierlei Weise erfolgen, durch eine Entschlackung des historischen Textes, d.h. die Aufhebung solcher Regelungen, die inzwischen aus verschiedenen Gründen überflüssig geworden zu sein scheinen, oder durch Ergänzung unter Beibehaltung des historischen Textes einschließlich überholter Vorschriften, für die ich zwei genannt habe. Der zweite Weg erscheint mir aus den folgenden beiden Gründen als der bessere.

Die hessische Verfassung ist, wie ich mehrmals im Vortrag betont habe, ein aus der konkreten historischen Situation Deutschlands und Hessens im Jahre 1946 erwachsenes Dokument. Sie spiegelt die Vorstellungen und das politisch-gesellschaftliche Ringen der damals tragenden politischen und gesellschaftlichen Kräfte für die gesellschaftliche und politische Neuordnung in Deutschland und Hessen nach der Katastrophe des Dritten Reiches und der totalen Niederlage Deutschlands wider. Sie fand seinerzeit eine breite Zustimmung der Bevölkerung. Sie ist damit nicht nur ein Zeitdokument, sondern ein deutscher und hessischer „Erinnerungsort“ im Sinne des französischen Historikers Pierre Nora. Als solche sind nicht nur geographische Orte im Wortsinn zu verstehen, sondern Punkte in der Geschichte eines Landes, eines Volkes, die für das eigene Selbstverständnis eine grundlegende, identitätsstiftende Bedeutung haben. Die hessische Verfassungsgebung des Jahres 1946 war ein für Hessen begründender identitätsstiftender Prozess, der seinen Niederschlag in der Verfassung vom 1. Dezember 1946 gefunden hat. Sie hat in gewisser Weise die Einheit Hessens gestiftet. Seit siebzig

Jahren hat sie das Zusammenwachsen und Zusammenleben der Menschen in Hessen, die aus historisch sehr verschiedenen Herkunft und Traditionen kamen und noch immer kommen, getragen. Erst durch die Verfassung und ihre Annahme in einem Volksentscheid wurde, wie ich im Vortrag gesagt habe, das durch die Besatzungsmacht per Oktroi gebildete Land Hessen demokratisch legitimiert und in übertragenem Sinne „gegründet“. Kein anderes Dokument zeugt noch heute von diesem demokratischen konstituierenden Akt. Deshalb wird alljährlich dieses Aktes durch Feiern gedacht, vor allem an runden Jahrestagen. Dazu gehört aber gerade auch der Inhalt dieser Verfassung in seiner Einzigartigkeit und seiner zukunftsweisenden Richtung in der bestimmten historischen Situation.

Das führt zum zweiten Grund eines Plädoyers für die Erhaltung des ursprünglichen Textes. Manches ist schlicht durch die Zeit überholt. Manches der inhaltlichen Regelungen ist durch die Bestimmungen des Grundgesetzes überlagert, ja außer Kraft gesetzt. Aber die Bundesrepublik ist ein föderaler Staat. Das heißt, insbesondere ihre materielle Verfassungsordnung umfasst die Verfassungen des Bundes und der Länder als eine Gesamtheit. Die hessische Verfassung bringt, wie die Verfassungen aller Bundesländer, das Spezifische dieses Landes in diese Gesamtheit ein. Das gilt nicht nur für die organisatorischen Regelungen des Zweiten Teiles, die mehr oder weniger eigenständig bleiben, sondern auch für die materiellen Regelungen des Ersten Teiles, die Entsprechungen im Bundesverfassungsrecht haben. Die menschenrechtlichen Bestimmungen werden durch das Grundgesetz nicht verdrängt, sondern konstituieren nach wie vor die Grundlagen des hessischen Staates. Auch die Regelungen zu Wirtschaft und Gesellschaft sind nicht ohne weiteres durch die des Grundgesetzes oder die Bundesgesetzgebung seit 1949 obsolet geworden, wenn auch vor allem der sog. Sozialisierungsartikel 41 Landesverfassung keine rechtliche Wirkung entfaltet. Andererseits spiegelt sich gerade in diesem Versuch zu einer grundlegenden gesellschaftlichen Gestaltung, der von der breiten Mehrheit der SPD, KPD und CDU in der Landesversammlung getragen wurde und in der Volksabstimmung hohe Zustimmung von 72% der Abstimmenden erhielt, eine ganz spezifische Idee einer neuen gesellschaftlichen Ordnung. Wie ich im Vortrag dargelegt habe, ist zudem manches, was damals in Hessen für die neue Gesellschaftsordnung in Hessen geplant war, auf gesetzgeberischem Wege in die gesellschaftliche Gesamtordnung der Bundesrepublik eingegangen. Inhaltliche Orientierungen für das Handeln der hessischen Staatsorgane geben auch die anderen materiellen Bestimmungen nach wie vor, sei es zum Verhältnis von Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften und Staat, und für die Schulpolitik, die ja nach wie vor eine, wenn auch gefährdete, zentrale eigenständige Aufgabe und Kompetenz des Landes darstellt.

Ein purifizierter, entschlackter, der Gegenwart angepasster Text der hessischen Verfassung würde die Erinnerung an die geschichtliche Herkunft zumindest in Frage stellen, wenn nicht aufgeben. Er würde die Tradition abschneiden und damit auch das fortwirkende Charakteristikum dieses Landes. Das gilt auch für eindeutig überholte Vorschriften. Ergänzungen, wie ich sie beispielsweise im Vortrag genannt habe, sind dadurch nicht ausgeschlossen. Sie sind auch bisher schon erfolgt. Die hessische Verfassung vom 1. Dezember 1946 bleibt eine lebendige Verfassung.

Verzeichnis der benutzten Literatur

Berding, Helmut (Hrsg.), Die Entstehung der hessischen Verfassung von 1946, Eine Dokumentation, Historische Kommission für Nassau, Wiesbaden 1996

v. Brünneck, Wiltraut, Die Verfassung des Landes Hessen vom 1. 12. 1946, 1954

Cancik, Pascale, Die Verfassungsentwicklung in Hessen. In: Jahrbuch des Öffentlichen Rechts der Gegenwart, Neue Folge Bd. 51, Tübingen 2003, S. 271–299

Caspary, Friedrich H., Vom Werden der Verfassung in Hessen, Aus den Verhandlungen des Verfassungsausschusses der Verfassungsberatenden Landesversammlung Groß-Hessen, Offenbach a. M., 1946

François, Étienne, Schulze, Hagen (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bände, München 2008

Hessischer Landtag, Festakt „50 Jahre Hessische Verfassung“ und Gedenkveranstaltung zur Erinnerung an die Erste Sitzung der Verfassungsberatenden Landesversammlung vor 50 Jahren, Hessische Schriften zum Föderalismus und Landesparlamentarismus Nr. 9, Wiesbaden 2003

Jellinek, Walter, Entwurf einer Verfassung für Hessen nach den Beschlüssen des Vorbereitenden Verfassungsausschusses für Groß-Hessen, Kassel-Sanderhausen 1946

Lengemann, Jochen, Das Hessen-Parlament 1946–1986, Biographisches Handbuch des Beratenden Landesausschusses der Verfassungsberatenden Landesversammlung und des Hessischen Landtags (1.–11. Wahlperiode). Präsident des Hessischen Landtags (Hrsg.), Frankfurt am Main 1986

Nora, Pierre/François, Étienne (Hrsg.), Erinnerungsorte Frankreichs, München 2005

Schmidt, Wolf-Dietrich, Die Auseinandersetzung um die Länderverfassungen in Hessen und Bayern 1946. Dokumente. Herausgegeben vom Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF), Marxistische Paperbacks 87, Frankfurt am Main 1978

Stein, Erwin (Hrsg.), 30 Jahre hessische Verfassung 1946-1976, Wiesbaden 1976

Will, Martin, Die Entstehung der Verfassung des Landes Hessen von 1946, Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts 63, Tübingen 2009

Zinn, Georg August/Stein Erwin, fortgeführt v. Friedrich v. Zezschwitz, Verfassung des Landes Hessen, Kommentar, 2 Bde., Loseblattausgabe, Baden-Baden

Erinnerungskultur

Denkmalsturz und Namenswechsel. Ehrung und Entehrung in der Kontroverse¹

WINFRIED SPEITKAMP

Einführung: Ehrung und Entehrung

Historiker werden immer wieder um Stellungnahmen gebeten, wenn Straßenbenennungen oder Denkmäler in die Diskussion geraten, wenn gefordert wird, Anstößiges zu beseitigen, etwa Kolonial- oder Kriegerdenkmäler oder Objekte mit Bezug zum Nationalsozialismus. Im Oktober 2016 konnte man der Presse entnehmen, dass das Geburtshaus Hitlers im österreichischen Braunau am Inn abgerissen werden solle. Hitler hat dort nur wenige Monate nach der Geburt gelebt, und man behauptet auch nicht, dass das Haus Hitler zum Nationalsozialisten gemacht habe und deshalb zerstört werden müsse. Man wollte, so hieß es, lediglich verhindern, dass das Haus als Wallfahrtsort für Neonazis diene. Keller und Bodenplatte sollten erhalten bleiben, darauf sollte ein neues Gebäude entstehen. Man hatte Angst, dass eine freigelassene Fläche erst recht zum sakralen Ort der Rechten werden würde. Entschieden hatte das die Regierung, vorausgegangen war das Votum einer Expertenkommission. Im Dezember allerdings beschloss das Parlament nur die Enteignung; das Gebäude sollte dann nach einer Sanierung der Lebenshilfe Oberösterreich zur Nutzung angeboten werden, um ein deutliches Zeichen gegen Hitlers Weltanschauung und Politik zu setzen.

In solchen Debatten ist immer auch historische Expertise gefragt. Zugleich geht es um mehr als um Geschichte, es geht um Symbolik und symbolisches Handeln und, was Denkmäler und Straßennamen angeht, um Ehrung und Entehrung. Warum wird eigentlich beständig geehrt, Ehre zugeteilt, dann aber auch wieder entzogen? Warum werden Denkmäler errichtet und dann auch wieder gestürzt? Nach welchen fachlichen, politischen oder moralischen Kriterien wird dabei geurteilt und gehandelt? Die Beispiele sind vielfältig und jedem präsent, sie erstrecken sich nicht nur auf Zeiten und Räume politischer Systemwechsel. Kontroversen um Symbolwechsel flammen immer wieder auf, unkalkulierbar in ihrem Entstehen und unberechenbar in ihrer Dynamik und ihrem Ausgang. Das gilt namentlich für die Zeit seit der letzten Jahrtausendwende.

1 Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um die erheblich gekürzte, bearbeitete und neu gerahmte Fassung meines Beitrags: *Verlorene Ehre. Ehrungen im politischen Streit um Vergangenheit und Gegenwart*, in: Dietmar von Reeken/Malte Thießen (Hg.), *Ehrregime. Akteure, Praktiken und Medien lokaler Ehrungen*, Göttingen 2016, S. 311–342. Dort finden sich die Einzelnachweise, auf weitere Belege wurde hier daher verzichtet.

Nur wenige Beispiele seien aufgeführt: In Gießen ist das Otto-Eger-Heim, ein Studierendenwohnheim mit Mensa, wegen der NS-Belastung des Namensgebers Ende 2015 umbenannt worden.² Der Jurist Otto Eger hatte von 1918 bis 1946 in Gießen gelehrt.

Nun heißt das Gebäude Mildred-Harnack-Fish-Haus. Die neue Namensgeberin war am Widerstand gegen das „Dritte Reich“ beteiligt und ist 1943 von den Nationalsozialisten hingerichtet worden. In Marburg ist im September 2016 das Gebäude der Kunstwissenschaft, das Ernst-von-Hülens-Haus“ – von Hülens war von 1920 bis 1945 Kurator, das heißt Verwaltungschef, der Universität – umbenannt worden; es heißt jetzt offiziell „Kunstgebäude“ – ein auf den ersten Blick relativ schwacher Begriff, man darf gespannt sein, ob er in der Lage sein wird, im alltäglichen Sprachgebrauch den alten zu überlagern. Die Stadt Gießen sah sich kürzlich veranlasst, sich von der Hermann Schlosser, langjähriger Vorstandsvorsitzender der DEGUSSA, 1965 verliehenen Ehrenbürgerernennung durch das Stadtparlament zu distanzieren, wegen der schweren Verstrickung des Konzerns in die NS-Politik.³ Zu den jüngeren Entwicklungen zählt auch das Bemühen mancher Kommunen, zum Beispiel Münchens, alle Straßennamen einer Überprüfung zu unterziehen, um Belastetes zu identifizieren. In Freiburg hat eine Historikerkommission vorgeschlagen, zwölf Straßennamen abzuändern, darunter den Martin-Heidegger-Weg, und andere um erklärende und distanzierende Tafeln zu ergänzen, unter anderem die Fichtestraße, benannt nach dem Philosophen Johann Gottlieb Fichte.

In den Debatten um Ehrungen und Entehrungen schlagen sich Zeitstimmungen, Gefühlslagen, Generationenempfindungen und politische Konflikte nieder. Oft sind lokale und überregionale Kontroversen dabei verknüpft, und häufig ist die Entschlüsselung derartig vermengter Konfliktlagen schon die erste Herausforderung, wenn man verstehen will, was passiert. Aber wenn in Deutschland Hindenburg als Namensgeber wie in Münster immer noch und erneut kontrovers diskutiert wird, wenn in Russland erwogen wird, Stalin wieder als Namensgeber einzusetzen, nämlich für Wolgograd, das schon einmal Stalingrad hieß, wenn Universitäten und Städte ihre vergangene Namenspolitik durchforsten, wenn in Kapstadt und Oxford die „Rhodes-must-fall“-Bewegung die Beseitigung von Denkmälern des britischen Kolonialpropagandisten Cecil Rhodes fordert – dann sagt das offenkundig etwas über die Gesellschaft aus, über politische Konjunkturen und Paradigmenwechsel.

Die teilweise dramatischen Konflikte deuten darauf hin, dass es um mehr geht als bloß um Symbole, Namen, Objekte. Der Historiker Martin Sabrow hat von „historischem Exorzismus“ gesprochen, der Denkmalpflege- und Architekturkritiker Arnold Bartetzky, auch im Kontext der „Rhodes must fall“-Bewegung, von einem „Reflex, unliebsame Zeugnisse der Vergangenheit zu eliminieren“, und sogar von der „Tyrannei der Beleidigten“. Solche Wertungen polarisieren. Es geht

2 S. dazu unten Anhang 1 Rede der Kanzlerin der Justus-Liebig-Universität Gießen. Susanne Kraus, S. 422.

3 S. dazu im Einzelnen unten Anlage 2; Beitrag von Ulrike Krauthelm, S. 429.

immerhin um ernsthafte und tiefgreifende Wunden in der Gesellschaft, im Extremfall auch um Täter und Opfer von Diktaturen, es geht bei Auseinandersetzungen über Ehrung und Entehrung um die Frage, ob und wie eine Verständigung über Vergangenheit, Werte und gemeinsame Identität möglich und nötig ist.

Auch wenn der Begriff der Ehre überholt scheint, so wird nach wie vor auf vielen Feldern geehrt, von individuellen Auszeichnungen bis zu Namensgebungen, von Vereinen bis zu Universitäten, von Kommunen bis zu Staaten. Das belegt die enorme Attraktivität von Ehrungen, Menschen sind stolz auf Ehrenbezeugungen, auf symbolische Anerkennung, auf die Anerkennung für langjährige Mitgliedschaft oder die Auszeichnung für besondere Leistungen, auf die Verdienstmedaille, auf das Bundesverdienstkreuz. Ehrnachweise sind symbolisches Kapital, mit dem Menschen wuchern können. Menschen ehren aber auch gern selbst, verleihen Ehrenzeichen und Ehrenbürgerschaften oder Ehrenmitgliedschaften und Preise. Dabei erhofft sich der Ehrende von der vergebenen Ehre mit zu profitieren: Die Stadt, die eine Ehrenbürgerschaft verleiht, der Verein, der langjährige Mitgliedschaft auszeichnet, die Universität, die gute Absolventen ehrt – alle Ehrenden ehren sich zunächst einmal selbst für ihren Status, für ihre Möglichkeit, überhaupt Ehre verleihen zu können, für die Treue ihrer Mitglieder, die Qualität ihrer Studierenden. Im Ehrungsprozess fällt immer auch etwas für den Stifter oder Überbringer der Ehre ab. Und wenn der Geehrte die Ehrung ablehnt oder auch nur mangelnde Begeisterung erkennen lässt, wie Bob Dylan 2017 nach der Zuerkennung des Nobelpreises, dann ist das eine Beleidigung, eine Entehrung der Ehrwilligen.

Menschen streben also nach Anerkennung, in der Gesellschaft, vor ihren sozialen Bezugsnetzen, Familie, Verein, Berufskollegen, Kommilitonen und Menschen handeln mit Anerkennung, indem sie Ehrung vergeben. Worum geht es da eigentlich, wozu dienen solche Ehrungen, und warum sind Ehrungen nach wie vor so brisant, dass darüber scharfe politische Konflikte entstehen? Warum war es gerade für diktatorische Regime, ob „Drittes Reich“ oder DDR, so wichtig, möglichst viele Bürger zu ehren – freilich nicht alle. Wird die Ehre entwertet, wenn fast jeder irgendeinen Orden erhält, wie das in Diktaturen gängig ist? Welche Bedeutung haben Ehrung, Ehre und Entehrung für die Verortung des einzelnen in der Gesellschaft? Ehrungen sind Erinnerungspolitik. Die Ehrung ist die Form der Erinnerung mit höchster Dignität und Nachhaltigkeit. Wer geehrt ist, in Straßennamen oder Denkmal, wird erinnert. Umso dramatischer ist, wenn sich das Bild des Geehrten wandelt, wenn Belastungen und Fehlverhalten zutage treten, wenn der Denkmalsturz droht.

Die hier angerissenen Fragen und Aspekte sollen zunächst im Blick auf Namensgebungen, besonders bei Straßen, und dann mit Blick auf Denkmäler und Denkmalstürze verfolgt werden.

Straßennamen und Namenswechsel

Die Geschichte der Namensgebungen und Namenswechsel ist ein Spiegel der Wechselfälle der Geschichte, denn bei Straßennamen ist eine ständige Neube-

nennung möglich. So gibt es in Kassel einen Platz, der früher Wilhelmshöher Platz genannt wurde. In Napoleonischer Zeit hieß er für einige Zeit Napoleonshöher Platz, dann wieder Wilhelmshöher Platz, nach 1933 Adolf-Hitler-Platz und heute Brüder-Grimm-Platz. Die Namen wechseln, die Straße bleibt und mit ihr zumindest nicht selten auch die Erinnerung an historische Benennungen.

Straßennamen haben zunächst einmal Differenzierungs- und Orientierungsfunktion in der Stadt. Man benötigt sie. Deshalb sind Namenswechsel auch nicht unproblematisch. Sie schaffen zumindest Verwirrung, für Rettungswagen, Lieferdienste, Navigationssysteme und Ortsfremde. Noch mehr Verwirrung kommt auf, wenn widerspenstige, traditionalistische Bürger den alten Namen nicht aufgeben wollen, inoffiziell weiterführen, gar das Straßenschild aufbewahren und am Haus anbringen. Zugleich sind Straßennamen, die Personen gelten, immer Namen, die Ehre ausdrücken sollen. Das macht eine Historisierung schwierig. Während man ein missliebiges Denkmal vielleicht stehen lassen kann und mit einer Tafel erklären, ist das bei Straßennamen als Alltagsehrenzeichen kaum sinnvoll möglich. Man kann in ein Adressfeld oder auf der Visitenkarte nicht noch die Erklärung einfügen, warum die Straße Hindenburgstraße heißt, warum Hindenburg eine problematische Rolle gespielt hat und man die Straße heute nicht mehr so benennen würde. Die Orientierungsfunktion verlangt Kürze, und doch wird die Ehrung damit mittransportiert.

Darüber hinaus stehen Straßennamen im Zusammenhang eines Zeichensystems mit historischen Bezügen, das uns allenthalben umgibt, ohne dass wir uns dies bewusst machen und ohne dass wir im Einzelnen darüber ständig nachdenken und urteilen. Das umfasst neben den Straßennamen die Benennungen von Schulen und anderen öffentlichen Einrichtungen. Hier ist die Bezeichnung manchmal schon deshalb problematischer, weil die Institution einer Aufgabe gewidmet ist, die Ehrung also einen didaktisch-pädagogischen Unterton hat. Wenn eine Schule heute noch nach Hindenburg benannt ist, ist das wohl doch etwas anderes als im Fall einer Straße. Zu dem Zeichensystem mit historischen Bezügen gehören im übrigen Briefmarken, Münzen und Banknoten. Sie bilden eine alltägliche Geschichtslandschaft, in der wir uns bewegen, ohne lange nachzudenken. Es ist allerdings unklar, welche Wirkungen davon ausgehen. Dass bestimmte Namen zum Beispiel von NS-Tätern für die Opfer und deren Nachkommen unerträglich sind, ist sofort nachvollziehbar. Aber mehr kann man kaum sagen. Werden wir militaristisch, wenn wir in einer Mackensenstraße aufwachsen? Wenn die Carl-Peters-Straße problematisch ist, weil sie auf einen rassistischen und brutalen Kolonialisten verweist, gilt das auch für die Togo-Straße, oder kann man sie zum bloß geographischen Bezug umdeuten? Fast kein Fall klärt sich von selbst, jeder scheint von konkreten Umständen geprägt und bedarf demnach jeweils einer Einzelfalldebatte. Aber wann die Debatten ausbrechen, scheint unkalkulierbar. Straßennamen sind quasi schlafende Erinnerungen. Sie stehen im Kontext vergleichbarer Erinnerungszeichen, die eher subkutan wahrgenommen und oft jahrelang nicht verstanden werden, dann aber irgendwann an Brisanz gewinnen.

Bei Straßennamen handelt es sich großteils um topographische Benennungen oder um Bezugnahmen auf Flora und Fauna. Ein erhöhtes Bedürfnis, Straßen mit

Personennamen zu belegen, kam seit dem frühen 19. Jahrhundert auf und dann besonders bei den großen Expansionsschüben und Eingemeindungswellen im Zuge der Urbanisierung am Ende des 19. Jahrhunderts. Bedürfnisse des Bürgertums nach Identitätsvergewisserung, nach Bestärkung bürgerlicher Autonomie, aber auch nach nationalen Sinnzeichen wirkten zusammen. Neben Fürsten und Kriegsherren wurden nun auch Bürger derart geehrt. Personennamen dienten vermehrt dem Nachweis einer kulturellen Orientierung, sie waren oft mehr der Kulturnation im weitesten Sinn gewidmet. Das wirkt sich bis in die heutige Straßenlandschaft aus, ohne dass das immer bewusst ist: Beispielsweise dürften die meisten heute gar nicht mehr wissen, dass Friedrich Ludwig Jahn, der sogenannte Turnvater, zu den meistgeehrten Personen des 19. Jahrhunderts zählt, in Denkmälern nach Wilhelm I. und Bismarck vermutlich an dritter Stelle, und heute noch in personenbezogenen Straßennamen an dritter Stelle hinter Schiller und Goethe rangiert. In Deutschland gab es ca. 150 Jahndenkmäler, und noch heute existieren nach den Zahlen von Rainer Pöppinghege 1.913 Jahnstraßen gegenüber 2.231 Schillerstraßen und 2.145 Goethestraßen. Die Begeisterung für Jahn im Kaiserreich ist unschwer zu erklären: Jahn stand für die Gründung der Nation aus dem Geist des Bürgertums in der Zeit der Befreiungskriege, für Franzosen- und Judenfeindschaft, aber auch für das emanzipative Potential der bürgerlichen Nationalbewegung. Viele konnten für sie jeweils Passendes in ihn hineinlesen: die nationaldemokratisch Gesinnten, die Großdeutschen, die Völkischen, die Preußen, die Kleinstaatenvertreter, die Bürger, die Gebildeten und Studenten. Im Rahmen des nationaldeutschen Denkens war Jahn, wie ein Passepartout, auch im 20. Jahrhundert ein nützliches Symbol. Noch in der Bundesrepublik blieb er auch ein Vorbild der Jugend, wie zahlreiche Jahn-Turnhallen bis heute bezeugen. Da gilt er quasi als unpolitischer Vorturner der Schulnation. Selbst in der DDR blieb Jahn als Kämpfer für die bürgerlich-nationale Befreiung akzeptabel und ehrenwürdig.

Ein anderer Held des Bürgertums im späten 19. Jahrhundert war Bismarck. Eine Flut von Ehrungen erfolgte vor allem nach seinem Ausscheiden aus dem Amt: Denkmäler, Türme und Ehrenbürgerschaften, oft kollektive Ehrenbürgerschaften ganzer Stadtverbände, und das auch in Regionen, die nicht direkt mit Bismarcks Preußen zu tun hatten wie Thüringen oder sogar die Kolonien, wo es mehr Bismarck- als Kaiser-Wilhelm-Denkmal gab, obwohl Bismarck kein begeisterter Befürworter eines Kolonialreichs war. Bismarck wurde auf jede erdenkliche Weise eher als Abstraktum geehrt, als Signum der Stärke der Nation, als deutscher Roland, meist stark stilisiert, kaum als Individuum. Und man konnte Bismarck immer wieder umdeuten. Zahllose Bismarck-Benennungen und -Denkmäler sind deshalb in Westdeutschland erhalten geblieben, trotz kurzzeitiger Zweifel in manchen Kommunen.

Im 19. Jahrhundert jedenfalls installierte das deutsche Stadt- und Bildungsbürgertum seine Erinnerungslandschaft aus einer Fülle an historischen Zeichen, zusammengesetzt aus monarchischen, nationalen und kulturellen Elementen, hybrid, aber nicht unentschlossen, Spiegel der nationaldeutschen Erinnerungskultur. Diese bürgerliche Zeichenwelt hielt nicht über die Weltkriege hinaus. Jeweils nach Zäsuren wurden nun, im 20. Jahrhundert, neue systemgerechte

Straßennamen vergeben, besonders in den zentralen Bezirken, für die offiziellen Anschriften, aber auch als Demonstration politischer Loyalität bis in jede Kleinstadt hinein. Dabei zeigen die Straßennamen gerade in autoritären Regimen paradigmatisch das jeweilige Pantheon, die sakralisierten Figuren: Üblicherweise setzt sich das zusammen aus erstens den Märtyrern, bei den Nationalsozialisten Horst Wessel, in der DDR Thälmann und manchmal Liebknecht und Luxemburg, zweitens den historischen Vorläufern und Vorbildern, auch im Dritten Reich noch Hindenburg, in der DDR die Vertreter der bürgerlichen Revolution, beispielsweise Babeuf, drittens den Großen des Regimes, im Nationalsozialismus Hitler, Göring, in der DDR etwa Wilhelm Pieck, und viertens weiteren je spezifischen Gruppen, etwa regionalen oder lokalen NS-Größen, in der DDR auch Vertretern der sogenannten Bruderstaaten. Die Zusammensetzung konnte sich wandeln: Die DDR nahm die Großen der Befreiungskriege auf, als sie diese als Kämpfer für die nationalrevolutionäre Sache, die Befreiung vom Westen oder für die deutsch-russische Waffenbrüderschaft reklamieren wollte.

Nach 1945 ging man im Westen höchst zögerlich in der Politik des Ehrwechsels vor. Nur die Namen der unzweideutig nationalsozialistischen Größen verschwanden. Bei vielen anderen, zum Beispiel Carl Peters, dem Kolonialenthusiasten, den die Nationalsozialisten als Helden stilisiert hatten, oder bei Hindenburg versuchte man zwischen der eigentlichen Person und der nationalsozialistischen Nutzung zu unterscheiden. Bei Hindenburg strich man am ehesten diejenigen Ehrenbürgerschaften und Benennungen, die seit 1933 erfolgt waren, behielt dagegen diejenigen eher bei, die vor 1933 vergeben worden waren, also in republikanischen Zeiten – ungeachtet der möglicherweise antirepublikanischen Intention.

Nach 1989 war die Konstellation noch komplexer; über die Namenslandschaft auf DDR-Gebiet wurde lange gestritten, mit höchst unterschiedlichen Resultaten: War Thälmann als Opfer des Nationalsozialismus nicht doch noch der Ehrung würdig? War Rosa Luxemburg primär Opfer und zugleich als Urheberin der Formel von der Freiheit der Andersdenkenden nicht auch für die Demokratie zu reklamieren? Oder musste sie als bloße Vorkämpferin des Kommunismus und des revolutionären Kampfes gegen die Weimarer Republik nicht doch in die Vorgeschichte der DDR eingegliedert und daher aus der Vorgeschichte der Bundesrepublik ausgegliedert werden? Wo war Karl Liebknecht in diesem Zusammenhang einzuordnen? Musste man Karl Marx von den Straßenschildern in den neuen Ländern streichen – obwohl es im Westen, beispielsweise in der Geburtsstadt Trier, noch viele Formen der symbolischen Marx-Ehrung gab, einschließlich Straßennamen? Die Antworten sind vielfältig und widersprüchlich ausgefallen.

Ebenso strittig war die Frage, wie man mit Straßennamen umgehen sollte, die an Ereignisse oder Konstellationen erinnerten. Eine Straße der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft (landläufig: „Straße der DSF“) gab es in vielen DDR-Städten, einige wenige gibt es heute noch. Als historischer Tag in der deutschen Geschichte gilt bekanntermaßen der 9. November mit seiner mehrfachen Bedeutung, aber der 3. Oktober wurde nun einmal Nationalfeiertag. Es gibt allerdings nur vier Straßen, die nach dem 3. Oktober benannt sind. Und die erste Straße, die nach dem 9.

November benannt ist, fand sich in Paris: Seit 2010 existiert in Berlin ein Platz des 9. November 1989, aber schon seit 2007 in Paris die Esplanade du 9 novembre 1989. Überhaupt war man in Paris sehr schnell bei der Einstellung auf neue Zeitverhältnisse: Schon kurz nach der Umbenennung von Leningrad in St. Petersburg 1991 reagierte auch die Pariser Stadtverwaltung: Aus der Rue Leningrad wurde die Rue des St. Petersburg. Und hier offenbart sich die höchst suggestive und sehr geschichtsmächtige Wirkung der Benennungspolitik. Indem man bestimmte Wörter qua Straßennamen ächtet, schafft man zumindest auf die Dauer eine selbstverständliche neue Begriffswahl, die de facto zu einer damnatio memoriae führt und den öffentlichen Sprachgebrauch steuert.

Historiker sind damit in einer schwierigen Situation. Einerseits werden sie oft als Experten gefragt, welche Namen denn noch zulässig seien, ob ein bestimmter Name beibehalten werden könne. Andererseits ist für sie der Namenswechsel selbst Gegenstand von Forschung. Sie beeinflussen also als Experten die Straßennenennungen, die sie dann als Wissenschaftler untersuchen. Und schließlich sind sie selbst in einen Alltag eingebunden, müssen also Dinge benennen, dies auch beim wissenschaftlichen Schreiben. Insofern sind gerade die alltäglichen Zeichen gar nicht so unwirksam, selbst wenn man sich ihre Aussage nicht ständig bewusst macht. Straßennamen belegen einerseits den konkreten Raum, andererseits die Alltagssprache und selbst die Wissenschaftssprache, also den Raum der Kommunikation.

Wie kann man also umgehen im Namenswechsel? Mehrere Wege werden gewählt:

Erste Variante: Beibehaltung des Namens mit einer Historisierung und/oder Relativierung der Belastungen und Verbrechen. Dabei wird dann etwa auf Zeitumstände verwiesen, die Fehlverhalten entschuldbar oder zumindest erklärbar machen und den Namen erträglicher erscheinen lassen.

Zweite Möglichkeit: Beibehaltung des Namens und Bewahrung als negatives Erinnerungsmal, eventuell ergänzt um eine Historisierung durch eine erklärende Tafel. Dabei gilt es also die Ambivalenz der Geschichte zu akzeptieren. Wolf Biermanns Lied „Acht Argumente für die Beibehaltung des Namens ‚Stalinallee‘ für die Stalinallee“ (1973) zählte die Schrecknisse der DDR-Geschichte auf, die dort passiert waren, und plädierte – ironisch – dafür, den Namen der Straße, die im Zuge der Entstalinisierung in Karl-Marx-Allee umbenannt worden war, gerade wegen ihrer besonderen Geschichte beizubehalten.

Dritte Option: Eine partielle Änderung des Namens oder eine neue Kontextualisierung. Es ist etwas anderes, ob die Straße Marxstraße heißt, die benachbarte Engels- und die dann folgende Leninstraße – dann geht es um drei Vordenker und Vorkämpfer des Kommunismus – oder ob an die Marxstraße die Hegelstraße und die Kantstraße anschließen – dann handelt es sich um die Verbindung von Philosophen, Marx würde dabei also nicht primär für den Marxismus in Anspruch genommen, sondern für die deutsche Philosophie. Es ist etwas anderes, ob eine Richard-Wagner-Straße zwischen Beethoven-, Mozart- und Händelstraße liegt – dann wird er erkennbar primär als Musiker in Erinnerung gerufen – oder ob Wagner in der Straßenlandschaft zwischen Jahn, Arndt und Körner angesiedelt ist;

dann wird er im Kontext der deutschen Nationalbewegung geehrt. Doch fragt sich, ob die Nutzer einer Straße derartig feine Differenzierungen wahrnehmen.

Vierte Lösung: Die komplette Beseitigung des Namens, eine *damnatio memoriae*.

Das Freiburger Gutachten zur Überprüfung der kommunalen Straßennamen schlug eine Verbindung verschiedener Vorgehensweisen vor. Offenbar gibt es Abstufungen zwischen Beibehalten, Beibehalten mit Erklärung, Entfernen und Neu-belegen. Und es gibt Namen, die nach einem Systemwechsel immer als unerträglich erscheinen, auch im Blick auf die Gefühle der Opfer und ihrer Nachkommen. Das gilt an erster Stelle für NS-Verantwortliche wie Hitler, Himmler, Göring und Goebbels. Bei diesen, namentlich bei Hitler, hat das Thema noch eine weitere Dimension, die schon zum Denkmalsturz überleitet. Wie oben erwähnt, wurde erwogen, das Geburtshaus Adolf Hitlers abzureißen und den Ort neu zu bebauen. Kein bauliches Relikt sollte hier mehr an Hitler erinnern, um die Aura des Orts aufzulösen. Damit gewinnt das Problem eine materiale Dimension; Erinnerung bindet sich häufig an konkrete Orte und Dinge sowie an die davon vermeintlich ausgehende Aura. Daran schließt sich die Frage, ob mit der Beseitigung der materialen Objekte die Erinnerung gelöscht werden kann.

Denkmäler und Denkmalsturz

Während Straßen bei Namenswechseln fortexistieren, kann man Gebäude und Denkmäler vollständig verschwinden lassen. Ganz so einfach scheint es aber doch nicht zu sein. Robert Musil hat in einer vielzitierten Formulierung sehr zu Recht festgestellt, dass man Denkmäler jahrelang übersieht, aber sie wahrnimmt, wenn sie plötzlich fehlen, wenn sie gestürzt sind. Es könnte auch heißen: Man nimmt sie wahr, sobald sie umstritten sind, sobald diskutiert wird. Denkmäler im engeren Sinn haben wie Straßennamen eine Orientierungsfunktion, oft aber eher eine möblierende Aufgabe; sie sollen Stadtansichten verschönern, Plätzen einen Orientierungspunkt geben, als Kunst am Bau wirken. Sie sind zugleich Symbole, die eine sinnlich verdichtete Botschaft enthalten, die in der Regel leicht erkennbar ist und gegebenenfalls durch Inschriften noch eindeutig hervorgehoben wird. Im 19. Jahrhundert setzte eine regelrechte Denkmalflut ein, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa, letztlich weltweit. Auch über den europäischen Kolonialismus wurde der Denkmalkult in alle Welt getragen.

Dabei zeichneten sich mehrere qualitative Prozesse ab:

Erstens die Tendenz weg von der Ehrung bloß von Fürsten und Feldherren, die oft zu Pferd dargestellt wurden, hin zu bürgerlichen Denkmälern, in Deutschland etwa für Schiller, Luther und Gutenberg, also den Helden der Bürger, die auch in Straßennamen auftauchten.

Zweitens die Aufwertung der Nation, die sich in großen Männern und Siegen darstellte. Aber das erforderte Debatten darüber, wer denn zur Nation gehörte, beispielhaft zu sehen an der Walhalla bei Regensburg und der strittigen Frage einer Aufnahme Luthers oder bis heute an der Frage der Aufnahme von Frauen – unter 130 Büsten befinden sich heute nur zwölf von berühmten Frauen.

Drittens die Entwicklung weg vom konkreten, quasi realistischen Denkmal wie etwa dem von Christian Daniel Rauch 1851 geschaffenen Reiterstandbild für Friedrich II. (den Großen) von Preußen in Berlin Unter den Linden über stilisierte Denkmäler wie das Kyffhäuser-Denkmal in Thüringen von 1896 hin zum abstrakten Denkmal, das keine Individuen mehr ehrte, sondern Völker. Dafür standen die Bismarck-Türme und Bismarck-Säulen der wilhelminischen Zeit. Auch das Leipziger Völkerschlacht-Denkmal von 1913 gehört in diese Reihe. Am Ende zählen dazu auch die abstrakten, dem Sozialismus verpflichteten Denkmäler wie das von Walter Gropius 1922 geschaffene Blitz-Denkmal in Weimar, das die Opfer des Widerstandes gegen den Kapp-Lüttwitz-Putsch von 1920 ehrt.

Parallel zum Prozess der Nationsbildung wurden Denkmäler Teil nationaler Identität. Man benötigte sie nach innen, um nationale Zuverlässigkeit auszudrücken, daher etwa die Flut an Kaiser-Wilhelm-Denkmalern selbst im katholischen Rheinland; es gab über dreihundert Kaiser-Wilhelm-Denkmalern und ebenso viele Bismarckdenkmäler. Und man benötigte sie nach außen, um sich in der Konkurrenz der Nationen zu behaupten. Aber es ging streng genommen nicht um die jeweiligen Individuen, sondern um die Nation, die sie repräsentierten.

Nach 1918 fand allerdings kein systematischer Denkmalsturz statt. Die wenigen Denkmalbeschädigungen hatten nur selten mit den revolutionären Unruhen zu tun. So erhielt das Friedrich-Denkmal in Berlin wohl einige Einschüsse. Angriffe auf Denkmäler hatten eher etwas mit nationalen Konflikten zu tun: Die borussischen Denkmäler an der Hohenzollernbrücke in Köln wurden von Separatisten Anfang der 1920er Jahre beschädigt; es ging um die Abspaltung eines Rheinstaates. Im wieder an Frankreich zurückgefallenen Elsass-Lothringen wurden Kaiserdenkmäler gestürzt und durch neue Poilu-Denkmalern ersetzt. Entscheidend war hier die Neubelegung der Denkmäler: Der Ort musste symbolisch in Besitz genommen werden, um die alte Erinnerung zu überformen. Ähnliches geschah in den ehemaligen, dem Deutschen Reich nun durch Friedensvertrag bzw. Völkerbund entzogenen Kolonien. Deutsche Kolonialdenkmäler wurden jetzt zum Teil demontiert. Deutsche Kolonialveteranen, zutiefst beleidigt, behaupteten, die indigene Bevölkerung sei derart anhänglich, dass sie nun die leeren Sockel grüße. Denkmäler wurden und werden jedenfalls vor allem dann gestürzt, wenn sie in ihrer Identitätszuschreibung eindeutig, unmissverständlich sind wie besonders Personendenkmäler; dann können sie kaum umgedeutet werden.

Die Weimarer Republik untersagte die Verleihung neuer Orden und Ehrenzeichen und schuf wenige neue Denkmäler, darunter immerhin ein Denkmal für Friedrich Ebert. Von dieser Ehrungskepsis profitierten die Nationalsozialisten, die ab 1933 einen neuen Ordens- und Ehrenkult schufen. Vielerorts wurden die zentralen Straßen neu mit Namen belegt, und selbstverständlich beseitigte man dabei nicht nur die Namen, sondern auch die Denkmäler der Republik. Das Ebert-Denkmal an der Paulskirche wurde beseitigt, andere republikanische Denkmäler verschwanden. Im Krieg wurde die Metallsammelaktion dann noch einmal benutzt, um eine Hierarchisierung vorzunehmen; monarchische Denkmäler waren jetzt als erstes betroffen. An die Stelle der alten Denkmallandschaft sollten die monumentalen Bauwerke wie in Nürnberg auf dem Reichsparteitagsgelände und

wie in der projektierten Reichshauptstadt Germania treten, quasi als Denkmäler ihrer selbst.

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte eine gewisse Denkmaldämmerung ein. Kriegerdenkmäler des Ersten Weltkriegs wurden zwar nicht selten erweitert, um der Toten des Zweiten Weltkriegs zu gedenken. Personendenkmäler aber blieben die Ausnahme. Wichtiger ist die Tendenz zur Entheroisierung, zur Profanierung, merkbar an Denkmälern für Adenauer und Brandt, oder an der Tendenz zu Klein- und Alltagsdenkmälern, Denkmälern für städtische und dörfliche Symbolfiguren, die kommunale Identität nach innen befestigten und nach außen unterstrichen – auch im Blick auf touristische Interessen.

Das heißt aber nicht, dass öffentliche Symbolik in Denkmälern unwichtig geworden wäre. Seit 1990 gibt es zudem neue Ehrenmale, allerdings in sehr pluraler und mehrdeutiger Gestalt: das Holocaustdenkmal in Berlin, ein Denkmal für verfolgte Homosexuelle, ein Denkmal für verfolgte Sinti und Roma etc. Viele Erinnerungsansprüche existieren parallel nebeneinander: Soldaten werden beispielsweise ebenso geehrt wie Deserteure. Es entstand und entsteht noch eine neue Denkmalkultur, deren Formensprache und Intention Interesse verdienen, deren mittel- und langfristige Rezeption aber noch nicht abzusehen ist.

Nach 1989 ist zudem intensiv über den Umgang mit Denkmälern der DDR gestritten worden. Durfte man beispielsweise und an erster Stelle Ernst Thälmann oder Lenin weiter ehren? Die Berliner Denkmalpflegerin und Kunsthistorikerin Gabriele Dolf-Bonekampfer hat dafür plädiert, derartige Denkmäler zu erhalten, wenn sie für eine umstrittene Geschichte stünden, einen „Streitwert“ enthielten. Viele Wertungen und Vorschläge stehen auch in dieser Frage nebeneinander und gegeneinander; eine eindeutige oder gar als „richtig“ zu deklarierende Entscheidung kann es nicht geben, nur Einzelfallanalysen und eine Vielfalt an Varianten des Umgangs mit Denkmälern in und nach Systemwechseln, die dann wieder systematisierend nach verschiedenen Mustern geordnet werden können:

Dazu gehört *erstens* die spontane Attacke, nicht zuletzt die Ironisierung, die meist nur ephemere bleibt, etwa durch Begrünung, neue Etiketten, Spruchbänder und dergleichen veränderbare Attribute.

Naheliegend ist *zweitens* der schlichte Sturz, die Beseitigung des unliebsamen Objekts, die bei eindeutigen Zuschreibungen, wie erwähnt, fast unvermeidlich ist. Das erfordert oft schweres Gerät, ist also spontan selten möglich. Dabei ist eine sofortige Neubelegung sinnvoll, um die Stärke und Dominanz des Neuen dauerhaft zu demonstrieren.

Möglich ist *drittens* zumindest in manchen Fällen die dauerhafte Umwidmung, also der Austausch der Botschaft. Das geht besonders dann gut, wenn die Form keine eigene Botschaft vermittelt. Ein aussagekräftiges Beispiel ist das monumentale Elefantendenkmal aus Bremen. Erbaut als kolonialrevisionistisches Denkmal 1931/32, sollte er zur Wiedergewinnung der durch den Versailler Vertrag verlorenen Kolonien auffordern. Heute ist das Denkmal umgewidmet worden, mittlerweile durch mehrere neue Inschriftentafeln, und zum Mahnmal gegen den Kolonialismus erklärt worden. Der Elefant erscheint als Form neutral und lässt verschiedene Botschaften zu.

Ein ähnliches lokales Beispiel ist ein Löwendenkmal in Kassel. Das Denkmal wurde von Preußen, das in Kassel 1866 die Herrschaft übernommen hatte, initiiert und 1874 in der Karlsaue aufgestellt. Es zeigte auf einem über zwei Meter hohen Sockel die Skulptur eines schlafenden, überlebensgroß dargestellten Löwen. Das Denkmal erinnerte an den Widerstand gegen Napoleon, konkret an die Hinrichtung eines Soldaten im Jahr 1807, der sich der Einziehung ins neue Heer widersetzt hatte. Die Inschrift lautete: „Zum Andenken der als Opfer der französischen Fremdherrschaft gefallenen hessischen Patrioten“. Im Zweiten Weltkrieg wurde der Sockel beschädigt, der Löwe fiel herunter. Schließlich wurde er auf reduziertem Sockel 1966 an einer Treppe am Rand der Karlsaue wieder aufgestellt, jetzt eher als Schmuck denn als zeichensetzender Bezugspunkt. Man entschied sich für eine neue Inschrift, die noch heute am Denkmal zu finden ist: „Den für ihre Heimat gefallenen Hessen 1806–1815“. Das Denkmal also blieb, die politisch problematische, auf deutsch-französische „Erbfeindschaft“ und Nationalismus anspielende ältere Formulierung war bereinigt, die Hinrichtung des widerständigen Soldaten unter die Rubrik „gefallen“ eingeordnet und damit in ein allgemeines Soldatenschicksal umgedeutet.

Zur Umdeutung gehören auch Versuche zur Entschärfung von Nationaldenkmälern. So wurde das 1875 eingeweihte Hermanns-Denkmal im Teutoburger Wald von Ernst Bandel, das auf die Befreiungskriege und dann auch auf den Sieg von 1871 verwies, bei den Jubiläumsfeiern von 2000 eher in einen regionalen Erinnerungskontext eingeordnet. Andere Nationaldenkmäler wie das Leipziger Völkerschlachtdenkmals oder das Kyffhäuser-Denkmal werden nachweislich der jeweiligen Jubiläen eher als europäische Erinnerungsorte gepflegt und gefeiert, um ihre nationalistisch-polarisierende Intention abzufedern.

Vierte Möglichkeit der Verfahrensweise bei missliebig geworden Denkmälern ist die Umsetzung in einen neuen Kontext. Gerade nationale und koloniale Personendenkmäler hatten oft eine so eindeutige Botschaft, dass sie Herrschaftswechsel kaum überstehen konnten. So wurden europäische Personaldenkmäler in den Übersee-Kolonien nach dem Ende der Kolonialherrschaft häufig gestürzt oder demontiert und nicht selten sogar ins europäische Mutterland zurückgebracht. Ein Beispiel ist das Denkmal für den deutschen Kolonialpionier Hermann von Wissmann, errichtet 1911 in Daressalam in Deutsch-Ostafrika. Da konnte Wissmann nicht bleiben, als die Kolonie nach dem Ersten Weltkrieg als Mandatsgebiet an Großbritannien fiel; seine symbolische Botschaft war zu eindeutig deutschnational belegt. Also wurde das Denkmal per Schiff zurück nach Deutschland geschickt und 1922 in Hamburg neu aufgestellt, nunmehr auch als kolonial-revisionistisches Denkmal.

Fünftens wurde hin und wieder auch die Entschärfung von Denkmälern durch Musealisierung gewählt, idealerweise die Umsetzung in einen Denkmalspark, wie im Szobor-Park bei Budapest. Dort stehen die Hinterlassenschaften der sozialistischen Denkmalkultur wie Marx-, Lenin oder Arbeiterdenkmäler. Ihre symbolische Macht, ihre Aura, ist gebrochen durch den neuen Kontext einer geschichtspolitischen Geisterbahn.

Sechstens: Wo auch das nicht möglich scheint, werden Personendenkmäler gelegentlich symbolisch enthauptet – als Sinnbild der endgültigen, unwiderrüflichen Überwindung des Vorherigen.

Fazit: Funktionen von Ehrung und Entehrung

Politisch-historische Symbole, ob Straßennamen oder Denkmäler, drücken eine Wertordnung aus. Der Raum der Stadt, der Nation wird belegt und ausgedeutet mit einem Zeichensystem. Ehrung und Entehrung schaffen dabei Eindeutigkeit der Zugehörigkeit durch Identifikation des Erinnerungswürdigen. Sie verlangen Konsens, was Werte angeht. Das ist eine zentrale Herausforderung. Debatten um Namen und Denkmäler provozieren, weil sie Eindeutigkeit verlangen. Jede Debatte um Straßennamen und Denkmäler ist bestimmt von der Suche nach Klarheit, auch nach deutlicher Scheidung von Gut und Böse, von Schuld und Unschuld, von Täter und Opfer. Denkmalsturz stellt Gewissheiten in Frage, durchbricht Routinen des Sehens und Orientierens, verlangt, Stellung zu beziehen. Ehrung und Entehrung emotionalisieren.

Und, wie eingangs betont: Ehre und Ehrensturz haben immer auch mit Erinnerung und Erinnerungskultur zu tun: Eine Ehrung ist die Form der Erinnerung mit der höchsten Dignität. Wie geht eine Gesellschaft mit ihrer Vergangenheit um, wer bestimmt, an was und an wen erinnert und was dabei qua Ehrung herausgehoben wird? Genau dafür sind Ehrungen da: Sie bestätigen die Werte der Gesellschaft, sie bieten ein soziales und emotionales Gelände, an denen sich festhalten kann, wer Gewissheiten sucht. Daher sind sie allerdings auch umstritten, daher werden die Debatten um Namen und Denkmäler nicht aufhören. Und das ist auch gut so, denn es hält die Auseinandersetzung mit Geschichte am Leben.

Ansprache von Susanne Kraus, Kanzlerin der Justus-Liebig-Universität Gießen, anlässlich der Benennung von Mensa und Wohnheim im Leihgesterner Weg in „Mildred-Harnack-Fish-Haus“*

Wir haben uns heute an diesem Ort eingefunden, um einen wichtigen Akzent in der Erinnerungskultur unserer Universität zu setzen. Wir verleihen heute nicht nur der Mensa und dem Wohnheim hier am Leihgesterner Weg den neuen Namen „Mildred-Harnack-Fish-Haus“, sondern wir entfernen auch die bisherige Bezeichnung „Otto-Eger-Heim“. Diesem Vorgang liegt eine universitätspolitische Entscheidung zugrunde, die nach längerem Prozess sorgfältigen Abwägens und Urteilens getroffen worden ist. Unsere Entscheidung für eine solche Umbenennung stellt übrigens keinen Einzelfall dar. Vor kurzem hat beispielsweise das Präsidium der Universität Marburg mitgeteilt, dass das „Ernst von Hülsen-Haus“ aufgrund neuer Erkenntnisse zur politischen Vergangenheit des Kurators Ernst von Hülsen

* Am 25. Oktober 2016 wurde im Rahmen eines Pressetermins die Umbenennung der Mensa und des Wohnheims im Leihgesterner Weg von „Otto-Eger-Heim“ in „Mildred-Harnack-Fish-Haus“ vollzogen.

künftig „Kunstgebäude“ heißen soll. Auch in der Stadt Gießen ist gegenwärtig für einige Orte Ähnliches in der Diskussion. In allen diesen Fällen ist ein erinnerungskulturell angemessener Umgang mit der Vergangenheit erforderlich. Ich möchte Ihnen daher nicht nur die neue Namensgeberin dieses Gebäudes – Mildred Harnack-Fish – etwas näher vorstellen, sondern die Gelegenheit auch nutzen, kurz auf den Entscheidungsprozess der Umbenennung und die Gründe dafür einzugehen.



Otto-Eger Heim um 1960 (Bildarchiv von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen)

Nach der Presse-Mitteilung des Studentenwerks im Dezember 2015, die Mensa und das Wohnheim im Leihgesterner Weg künftig nach Mildred Harnack-Fish zu benennen, gab eine der Gießener Zeitungen diese Entscheidung mit der Überschrift bekannt „Widerstandskämpferin statt Alt-Nazi“. Damit wurde ein langer Diskussions- und Entscheidungsprozess innerhalb der Universität auf wenige, den Sachverhalt vergrößernde und verzerrende Schlagworte reduziert. Viele von Ihnen werden wissen, dass der ursprüngliche Name dieses Hauses, das seit 1949 „Otto-Eger-Heim“ hieß, seit längerem in der Kritik stand. Universität und Studentenwerk wurden wiederholt aufgefordert, den Namen Otto Egers zu entfernen. Angestoßen wurde die öffentliche Debatte von den Gießener Studierenden Ende 1989. Der damalige Vorsitzende des Studentenparlaments hatte sich an Universitätspräsident Bauer mit der Bitte um Auskunft zur politischen Haltung Otto Egers gewandt und hatte dabei auch die Frage nach einer Umbenennung des Studentenhauses aufgeworfen. Eger habe doch offenbar während des NS-Regimes nationalsozialistische und antisemitische Denkmuster vertreten. In der Folgezeit beschäftigten sich viele Hochschulgruppen und Fachschaften mit der Person Egers, es gab zahlreiche Leserbriefe in der Gießener Presse und Kommentare im Internet. Im Juni 2013 griff auch die Stadtverordnetenversammlung auf Antrag der Linksfraktion in die Diskussion ein. Sie forderte den Magistrat auf, im Gespräch mit

Universität und Studentenwerk zu prüfen, warum weiterhin an der Bezeichnung „Otto-Eger-Heim“ festgehalten werde.

In der langjährigen Debatte haben sich Universität und Studentenwerk ihre Entscheidung – auch im Hinblick auf die Wertschätzung Egers in der Gießener Bürgerschaft – nicht leichtgemacht. Von Anfang an war die Universitätsleitung darauf bedacht, die in der Diskussion stehende Person – den Juristen Eger – im Horizont ihrer Zeit zu beurteilen, ihren Sozialisationshintergrund und ihre Handlungsspielräume sowie Handlungsweisen auszuloten. Dazu waren alle quellenmäßig belegbaren Handlungen vollständig aufzuarbeiten. Es ging darum, der Gesamtpersönlichkeit Egers annähernd gerecht werden zu können. Dies ist nicht einfach und es ist bei Personen der NS-Zeit besonders schwierig. Universitätspräsident Bauer, an den die Anfrage des Studentenparlaments gerichtet war, ließ 1989 umfangreiche Recherchen im Universitätsarchiv durchführen. Daraufhin wurden die vorhandenen Dokumente sorgfältig gesichtet und analysiert. Es ergaben sich anhand dieser Unterlagen keine Hinweise dafür, dass Otto Eger öffentlich als überzeugter Nationalsozialist an der Universität gewirkt hätte.

Zur Einschätzung der politischen Haltung Egers liegen bislang nur einige wenige Dokumente vor. Sie lassen erkennen, dass er ein typischer Vertreter des Wilhelminischen Bildungsbürgertums war, konservativ, national und monarchisch – dem letzten Großherzog Hessen-Darmstadts, der die Landesuniversität Gießen besonders gefördert hatte, war er treu ergeben. Dem neuen demokratischen Staatswesen der Weimarer Republik stand Eger hingegen skeptisch gegenüber und vertrat eine tendenziell nicht demokratische Grundeinstellung. Vom NS-Regime und dessen Unrechtshandlungen distanzierte sich Otto Eger nie öffentlich. Er passte sich vielmehr an und übernahm auch unter den nationalsozialistischen Machthabern öffentliche Ämter, darunter das des Dekans der Juristischen Fakultät. Geprägt vom eigenen Fronterlebnis 1914 bis 1916 begrüßte Eger die militärischen Erfolge zu Beginn des Zweiten Weltkriegs und scheute auch nicht davor zurück, in einer öffentlichen Rede im Mai 1942 vom „unerschütterlichen Glauben an den Endsieg“ zu sprechen. Trotz dieser aus heutiger Sicht kritisch zu beurteilenden Haltung Egers sah die Universitätsleitung zunächst keine Veranlassung für eine Umbenennung des „Otto Eger-Heims“. Es galt auch die Verdienste des Juristen um die Universität abzuwägen, seine Tätigkeit als Professor des Römischen Rechts und sein hochschulpolitisches Engagement. Hierzu gehören vor allem sein jahrzehntelanger Einsatz für die sozialen Belange der Studierenden, die nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und in den Inflationsjahren der Weimarer Republik ihr Studium unter besonders schweren Bedingungen zu absolvieren hatten. Eger initiierte 1921 die Gründung des Vereins „Gießener Studentenhilfe e.V.“ (den Vorgänger des heutigen Studentenwerks). 1929/30 hat er maßgeblich zum Bau des ersten Gießener Studentenhauses hier am Leihgesterner Weg beigetragen. Bei den Studierenden genoß Otto Eger großes Vertrauen, wie der Fall von Renate Roese zeigt. Als die Medizinstudentin 1942 wegen des Hörens von sogenannten „Feindsendern“ ins Visier der Nationalsozialisten geriet, wandte sie sich vertrauensvoll an Otto Eger um Rat und Hilfe. Wenige Wochen nach Egers Tod wurde das Gebäude Ende April 1949 auf Antrag der Gießener Studentenschaft in „Otto-Eger-Heim“ umbe-

nannt. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war Eger von der hessischen Landesregierung als Sonderbeauftragter für die Überführung der Ludwigs-Universität in die an ihre Stelle getretene „Justus Liebig-Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin“ eingesetzt. In dieser Funktion hat er Entscheidendes zum Erhalt des Hochschulstandorts Gießen beigetragen.

Ein neues Schlaglicht auf die Persönlichkeit Otto Egers ergab sich im Spätsommer 2014, als die Universitätsleitung erstmals von einem Dokument Kenntnis erhielt, das Eger im Oktober 1933 unterzeichnet hatte. Es handelt sich um ein Schreiben des Gießener Konzertvereins an die Stadtverwaltung. Darin fordert der Verein die Stadt auf, an der Neugestaltung des Konzertvereins im nationalsozialistischen Sinne mitzuwirken. Durch eine Anpassung seines Konzertprogramms an die nationalsozialistische Ideologie suchte der Konzertverein offenbar, sich weiterhin finanzielle Zuschüsse von der Stadt – und damit seine seit längerem gefährdete Existenz - zu sichern. Das Schriftstück ist durchgängig im NS-Jargon abgefasst. Es ist darin von „artfremder und zersetzender Musik“ die Rede, die es „abzuwehren“ gelte. Gefordert wird eine „von einem einheitlichen Führerwillen geleitete, kulturbewusste und deutschbewusste Betreuung des Musiklebens“; es gelte zu verhindern, dass das „Musikleben in die Hände jüdischer Agenten“ übergehe. Als stellvertretender Vorsitzender des Vereins trat Eger mit der Unterzeichnung dieses Schreibens offiziell für die Gleichschaltung des Konzertvereins im nationalsozialistischen Sinne ein. Der erste Vorsitzende, der dem NS-Regime distanziert gegenüberstehende Theologe Gustav Krüger, hat das Schreiben nicht unterzeichnet. Mit diesem Dokument war für die Universitätsleitung ein Punkt erreicht, wo Otto Eger für die Erinnerungskultur einer offenen und international ausgerichteten Universität nicht mehr als Vorbild akzeptabel war. Die Justus-Liebig-Universität und das Studentenwerk Gießen haben sich daher übereinstimmend für eine Umbenennung des „Otto-Eger-Heims“ entschieden. Diese Entscheidung kam - wie man sehen kann - keineswegs wegen eines vermeintlich gestiegenen öffentlichen Drucks zustande, wie in der Gießener Presse zu lesen war; sie erfolgte – wie seit Beginn der kontroversen Debatte auch stets betont - nach gründlicher Überprüfung und Abwägung aller und gerade auch neu bekannter Fakten.

Eine verantwortungsvolle Erinnerungspolitik legt es daher nahe, diesen Teil der Universitätsgeschichte nicht zu verschweigen. Die Gründe für die Umbenennung des Gebäudes werden daher auf der heute enthüllten Gedenktafel kurz skizziert. Vor allem aber wird auf ihr die Biographie der neuen Namensgeberin vorgestellt. Ich persönlich freue mich sehr, dass wir heute der Mensa und dem Wohnheim hier am Leihgesterner Weg den Namen „Mildred-Harnack-Fish-Haus“ verleihen können. Dieser Ehrung Mildred Harnack-Fishs ging ein vom Studentenwerk im April 2015 ausgeschriebener Namenswettbewerb voraus. An ihm konnten sich alle Studierenden der Justus-Liebig-Universität, der Technischen Hochschule Mittelhessen und der Hochschule Fulda beteiligen. Nach Sichtung und Diskussion der über 100 eingegangenen Vorschläge beschloss der Verwaltungsrat des Studentenwerks im Dezember 2015 einstimmig, das Gebäude im Leihgesterner Weg nach Mildred Harnack-Fish zu benennen. Von den Studierenden war sie mehrfach ge-

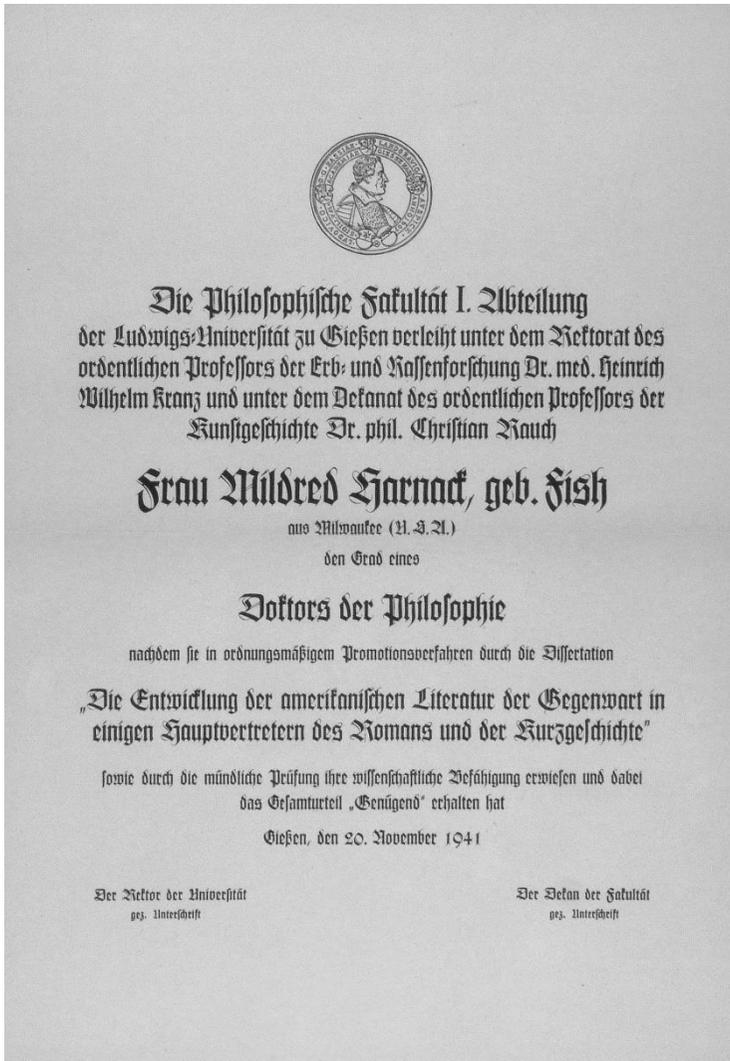
nannt worden. Durch Studium und Promotion ist Mildred Harnack-Fish eng mit der Universität Gießen verbunden.

Die 1902 in Milwaukee im US-Staat Wisconsin geborene Mildred Fish hatte nach ihrem Studium der englischen Sprache und Literatur eine Stelle als Dozentin für Literaturwissenschaft an der Universität Wisconsin-Madison inne. Hier lernte sie 1926 den Juristen und Wirtschaftswissenschaftler Arvid Harnack kennen, der als Stipendiat der Rockefeller-Stiftung nach Amerika gekommen war, um seine Dissertation über die vormarxistische Arbeiterbewegung in den USA vorzubereiten. Die beiden verliebten sich ineinander und heirateten noch im selben Jahr. Während ihr Ehemann wenig später zum Abschluss seines Studiums nach Deutschland zurückkehrte, übernahm Mildred Harnack-Fish eine Dozentur für Literaturgeschichte an einer Frauenuniversität in Baltimore/Maryland. 1929 folgte sie Arvid nach Deutschland. Nun lernte sie erstmals die weitverzweigte Verwandtschaft der Gelehrtenfamilie Harnack kennen – allen voran den berühmten Onkel ihres Ehemanns Adolf von Harnack, inzwischen erster Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der als junger Theologieprofessor seine glanzvolle Karriere in Gießen begonnen hatte. Hinzu kamen freundschaftliche Kontakte zu den Familien der Delbrücks, Bonhoeffers und Dohnanys – alles Familien, aus deren Mitte nicht wenige Gegner Hitlers hervorgingen. Im Sommer 1929 kamen Arvid und Mildred nach Gießen. Ausschlaggebend für die Wahl dieses Studienorts war Friedrich Lenz, Professor für Wirtschaftliche Staatswissenschaft und Vertreter einer an Friedrich List und Karl Marx orientierten Politischen Ökonomie. Lenz war angesichts der Weltwirtschaftskrise, von der Deutschland besonders betroffen war, vor allem an einem Strukturvergleich des Kapitalismus mit der sowjetrussischen Planwirtschaft als möglicher Alternative interessiert. Bei Lenz schloss Arvid Harnack 1931 seine Dissertation ab. Mildred plante in Gießen im Fach Anglistik zu promovieren.

Sie hatte das Glück, dass dieses Fach von Walter Fischer vertreten wurde, einem führenden Amerikanisten Deutschlands. Fischer, der dem Nationalsozialismus distanziert gegenüberstand, förderte die begabte und mit der amerikanischen Literatur vertraute Studentin aus den USA. Er betreute ihre Dissertation, die den Titel trug: „Die Entwicklung der amerikanischen Literatur der Gegenwart in einigen Hauptvertretern des Romans und der Kurzgeschichte“. Fischer hielt auch dann noch an seiner Schülerin fest, als sich der Abschluss der Promotion durch den 1931 erfolgten Umzug der Harnacks nach Berlin verzögerte. Erst Jahre später konnte Mildred ihre Dissertation erfolgreich abschließen. Sie erhielt am 20. November 1941 von der Philosophischen Fakultät der Universität Gießen den Doktorgrad verliehen.

In Berlin unterstützte Mildred ihren Ehemann bei der von Friedrich Lenz initiierten Gründung einer „Arbeitsgemeinschaft zum Studium der sowjetrussischen Planwirtschaft“, einer Keimzelle des späteren Widerstands. Als Geschäftsführer dieser Einrichtung war Arvid Harnack publizistisch tätig, organisierte internationale Tagungen und veranstaltete Studienreisen in die UdSSR. Nachdem die Nationalsozialisten diese Arbeitsgemeinschaft 1933 verboten hatten, setzte das Ehepaar Harnack seine Tätigkeit im Untergrund fort. Aus kleinen Anfängen ent-

wickelte sich ein immer enger verknüpftes Netzwerk von Berliner Widerständlern, das von den Nationalsozialisten „Rote Kapelle“ genannt wurde. In den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik galt die „Rote Kapelle“ als ein von Moskau gesteuerter Agentenring, der Spionage im Dienste der Sowjetunion betrieben habe.



Promotionsurkunde von Mildred Harnack-Fish (Universitätsarchiv Gießen, Sign.: Phil Prom Nr. 3196)

Erst nach dem Ende des Kalten Krieges und der Wende von 1989 wurde diese Einschätzung von einer unvoreingenommeneren Betrachtung abgelöst. Danach bestand diese Widerstandsgruppe keineswegs nur aus sowjetischen Spionen und

kommunistischen Widerstandskämpfern. Der Kreis aus insgesamt etwa 150 Personen gehörte ganz unterschiedlichen politischen Lagern und sozialen Milieus an, darunter viele Intellektuelle und Künstler. Sie einigte der Kampf gegen das Hitler-Regime. Arvid Harnack, der seit 1935 als Regierungsrat im Reichswirtschaftsministerium tätig war, und sein Mitverschwörer Harro Schulze-Boysen, der im Luftfahrtministerium arbeitete, übermittelten dem sowjetischen Geheimdienst Informationen über die deutsche Wirtschafts- und Währungspolitik und ihre Kenntnisse zu Angriffsplänen gegen die UdSSR. Mildred nutzte ihre guten Kontakte zu Diplomatenkreisen und besorgte Reden von ausländischen Politikern und Kommentare zur NS-Politik, die sie an Gleichgesinnte weitergab. Trotz ihres gefährlichen Engagements in diesem Widerstandsnetz verfolgte Mildred Harnack-Fish weiterhin ihre literarischen Interessen. Sie lehrte amerikanische Literaturgeschichte an der Berliner Universität und war später als Dozentin am Berliner Abendgymnasium tätig. Sie wirkte als Lektorin und Übersetzerin, u.a. auch von Radio-Ansprachen Präsident Roosevelts.

Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und der Schließung der sowjetrussischen und der amerikanischen Botschaft in Berlin wurde das Leben des Ehepaars Harnack immer mehr von ihren Aktivitäten für den Widerstand und für die Unterstützung der Anti-Hitler-Koalition geprägt. Mit dem Russlandfeldzug 1941 begann die Gruppe Zwangsarbeiter und Juden zu unterstützen sowie gegen das Regime gerichtete Flugblätter zu verteilen. Darin wurde u.a. von einer sicheren deutschen Niederlage gewarnt. 1942 kam die Gestapo dem Netzwerk auf die Spur: Im Juli dechiffrierten deutsche Fahnder den russischen Militärkode und entschlüsselten Namen und Adressen der Mitglieder der „Roten Kapelle“. Schulze-Boysen wurde Ende August 1942 in seinem Büro verhaftet, das Ehepaar Harnack Anfang September während eines Urlaubs an der Kurischen Nehrung in Ostpreußen. Im Dezember erfolgt der erste Prozess gegen Mitglieder der Widerstandsgruppe. Er endete mit dem Todesurteil. Am 22. Dezember 1942 wurden Arvid Harnack und - kurz nach ihm - Harro Schulze-Boysen in Plötzensee erhängt. Drei Tage zuvor war Mildred Harnack-Fish zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Doch Hitler hob dieses Urteil auf. In einem zweiten Prozess verhängten die Richter dann die Todesstrafe. Ob Mildred in den Gestapo-Gefängnissen auch der Folter ausgesetzt war, ist bislang ungeklärt; feststeht, dass die monatelange Haft ihr schwerstes Leiden zufügte. In dem Bericht des sie in den letzten Tagen betreuenden Pastors Harald Poelchau heißt es, ich „traf eine Greisin an, völlig verhungert, gebeugt, das blonde Haar weiß geworden. Sie konnte sich nur noch schleppend vorwärts bewegen“. Am 16. Februar 1943 wurde Mildred Harnack-Fish in Berlin durch das Fallbeil hingerichtet.

An ihr mutiges Engagement im Widerstand und ihr tragisches Schicksal erinnern bereits eine Reihe von Gedenktafeln – u.a. ein Mahnmal an der Berliner Humboldt Universität – und Straßenbenennungen, darunter auch der Mildred-Harnack-Weg hier in Gießen. Im Jahr 2000 widmete die amerikanische Journalistin Shareen Blair Brysac Mildred-Harnack-Fish, der „einzigen Amerikanerin, die im Dritten Reich auf Hitlers Befehl hingerichtet wurde“, eine umfassende Biographie; sie liegt seit 2003 auch in deutscher Übersetzung vor.



Presstetermin am 25. Okt. 2016 zur Benennung von Mensa und Wohnheim am Leihgesterner Weg in „Mildred-Harnack-Fish-Haus“ (Foto: Studentenwerk Gießen)

Ich begrüße es sehr, dass mit der heutigen Namensgebung künftig auch das „Mildred-Harnack-Fish-Haus“ die Erinnerung an die mutige Absolventin der Universität Gießen wachhalten wird, die ihren Kampf gegen das nationalsozialistische Unrechtsregime mit dem Leben büßte. Mit Mildred Harnack-Fish trägt das Haus nun einen Namen mit Symbolkraft. Ihr mutiges Eintreten für freiheitlich-demokratische Werte in einem Terrorregime von Schrecken und Gewalt ist vorbildhaft, gerade in einer Zeit, in der zunehmende Fremdenfeindlichkeit und rechts-extremistische Übergriffe ein Engagement für eine offene demokratische Gesellschaft notwendiger denn je machen. Sie steht auch für die Internationalität des Universitätslebens und untermauert erinnerungskulturell die langjährige Partnerschaft der JLU mit der Universität Wisconsin – der Heimatuniversität Mildred Harnack-Fishs, wo sie in besonderer Weise in ehrenvoller Erinnerung steht.

Zum erinnerungskulturellen Umgang mit Hermann Schlosser durch die Stadt Gießen

ULRIKE KRAUTHEIM

1. Der Antrag oder: Der Stein gerät ins Rollen

Am 7.3.2017 verhandelt die Stadtverordnetenversammlung der Stadt Gießen in öffentlicher Sitzung folgenden Antrag bezüglich der Ehrenbürgerschaft von Hermann Schlosser, eines bedeutenden „Sohnes der Stadt“, Wirtschaftsmagnat von

1928 bis 1965 in der Geschäftsleitung der Deutschen Gold- und Silber-Scheideanstalt zu Frankfurt am Main, kurz „Degussa“, und seiner Vaterstadt durch vielfältige Spenden und Zuwendungen verbunden:

„Die Stadtverordnetenversammlung distanziert sich von der Entscheidung der Stadtverordnetenversammlung vom 21.1.1965, Hermann Schlosser die Ehrenbürgerwürde der Stadt Gießen zu verleihen. Sie stellt gleichzeitig fest, dass die Ehrenbürgerschaft durch den Tod erloschen ist.“

Die Begründung des Antrags enthält zum einen den Verweis auf die Rechtsauffassung des städtischen Rechtsamtes, nach der die Ehrenbürgerwürde aus juristischer Sicht mit dem Tod des Trägers erloschen ist. Zum anderen wird auf den Bericht des Magistrats vom 25.1.2016 in der Sache verwiesen. In dieser kargen Form wird dem Antrag einstimmig zugestimmt.¹ Was dem Antrag und der Einmütigkeit seines Beschlusses nicht anzumerken ist: Vorausgegangen ist über ein Jahr mit Anträgen, Gutachten und durchaus kontroversen Diskussionen, bis die große inhaltliche Debatte am 16.03.2017 in der Sitzung des Ausschusses für Schule, Bildung und Kultur stattfinden kann, die die Gießener Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz schließlich als „Sternstunde des Parlamentes“ bezeichnet. Es beginnt mit einem Antrag der Linken am 13.09.2015, der zunächst den einhelligen Protest der Parlamentsmehrheit hervorruft:

„Die 1965 an den Faschisten und Kriegsverbrecher Hermann Schlosser verliehene Ehrenbürgerschaft der Stadt Gießen wird sofort zurückgezogen.“²

Die Reaktionen der Stadtverordneten reichen von „Unsinn“ (FW) über „Ehrenbürgerschaften sind mit dem Tod des Trägers erloschen“ (CDU) bis zu verbal abwiegelnden und nach sachlicher Analyse rufenden Äußerungen (SPD und Grüne). Beschlossen wird schließlich, der Magistrat möge

„... ein Gutachten einholen mit dem Auftrag, zu klären, ob die Ehrenbürgerschaft von Hermann Schlosser angesichts der gegenwärtigen historischen Forschung einschließlich der aktuell zugänglichen Akten aus heutiger Sicht noch aufrecht erhalten werden kann, auf welcher Erkenntnislage die Verleihung der Ehrenbürgerschaft im Jahre 1965 erfolgt ist, ob die Biografie von Hermann Schlosser zum damaligen Zeitpunkt ausreichend bekannt war, ob sie bekannt gewesen sein könnte und wie seine Rolle zum damaligen Zeitpunkt gewertet worden war.“

Dieser Beschluss erfolgt dann doch trotz allen verbalen Schlagabtausches einstimmig.³ Es wird eine Kommission berufen, der der Stadtarchivar Dr. Ludwig Brake, der Philosoph und Historiker Prof. Heinrich Brinkmann und die Historikerin Dr. Ulrike Krautheim angehören. Heinrich Brinkmann sitzt gleichzeitig für die Grünen

1 2017 03 07; Antrag STV/0548/2017, Hermann Schlosser.

2 STV/2912/2015 vom 15.09.2015.

3 2015 08 10 StvVers, Auszug, TOP 22: Hermann Schlosser.

im Magistrat der Stadt Gießen und Ulrike Krautheim ist Stadtverordnete für die SPD. Der Auftrag wird am 08.10.2015 erteilt, der Bericht wird der Oberbürgermeisterin am 25.01. 2016 zugeleitet und am 03.7.2017 im Ausschuss für Schule und Kultur (SBK) des Stadtparlamentes durch Krautheim vorgestellt und ergänzt. In der Zwischenzeit sind Brinkmann und Krautheim aus der aktiven Politik ausgeschieden, und die Regierungskoalition hat gewechselt von SPD und Bündnis 90/Die Grünen zu einer Koalition aus SPD, CDU und Bündnis 90/Die Grünen.

2. Der Bericht

Die drei Historiker stellen zunächst fest, dass sie kein „Gutachten“ erstellen werden: „Es ist auch durchaus zweifelhaft, ob sich ein seriöser Gutachter findet, der die Fragestellung beantwortet und damit die politische Entscheidung vorwegnimmt. Ob die Ehrung aus heutiger Sicht noch aufrechterhalten werden kann, ist einzig und allein eine Entscheidung des Stadtparlamentes.“

Ihr Bericht stützt sich aber auf alle verfügbaren Akten aus dem Konzernarchiv der Degussa (heute Evonik), auf alle einschlägigen Akten zur Entnazifizierung, auf die Archivalien des Stadtarchivs, sowie mit den Arbeiten von Peter Hayes und Ralf Banken auf zwei umfassende Monographien von 2004 bzw. 2009 zu den Verstrickungen der Degussa im Dritten Reich und der Rolle von Hermann Schlosser.⁴ Was wusste man 1965 über diesen Industriemanager? Zwei Jahre nach dem Ereignis äußert sich immerhin der bekannte Gießener Journalist Heinrich Bitsch in seinem „Gießen Report“ über Hermann Schlosser und die Verleihung der Ehrenbürgerwürde:

„Und dies sind die Stationen des erfolgreichen Kaufmanns und Wirtschaftsführers: Am 16. Februar 1915 beginnt er nach seiner Lehrzeit in Britisch-Ostindien und nach seiner Verwundung als Kriegsfreiwilliger seine Laufbahn bei der Scheideanstalt in Frankfurt am Main. Er wird erneut eingezogen. 1919 wird er Auslandsexperte der Scheideanstalt in Holland, wird bei den ersten internationalen Cyan – Verhandlungen in London eingesetzt; Cyannatrium wird Exportartikel, ein bedeutsamer Erfolg gegenüber der starken amerikanischen Konkurrenz. 1922 wurde Hermann Schlosser Leiter der Chemikalienabteilung der Degussa und veranlasste die Gründung der Hachemie⁵ mit der Verkaufsstelle Hamburg. Auch die Gründung der heutigen Duferrit – Abteilung ist das Verdienst von Hermann Schlosser. 1928 wird er ordentliches Vorstandsmitglied und erwarb 1932 für die Scheideanstalt die Rußfabrik August

4 2016 01 25 Darlegung der OB, Hermann Schlosser; im Nachfolgenden „Bericht Brake u.a., S. 2; vgl. auch 2017 03 16 SBK TOP 2 Hermann Schlosser, S. 1, im Folgenden Bericht SBK 2017. Der gesamte Vorgang samt der zusammengestellten Quellen befindet sich im Stadtarchiv.

5 Die Firma Hachemie (Hamburger Chemikaliengesellschaft GmbH) wurde 1930 als Handelshaus der Degussa AG in Hamburg gegründet, mit dem Ziel, das Produktportfolio der Degussa durch die Handelsprodukte der Hachemie zu erweitern.

Wendelin in Kaiserslautern, ein Grundstein für einen heute bedeutenden Produktionszweig. In Fortentwicklung dieser Planung kommt es durch Hermann Schlossers Initiative zu der Deutschen Gasrußwerke GmbH in Dortmund; 1939 ist er Vorsitzender des Vorstandes der Degussa. In dieser Spitzenfunktion vollzieht er die Fusion der Degussa, der Holzverkohlungs-Industrie AG (Hiag) und des Vereins für chemische Industrie. Nach dem verlorenen Krieg kam es zur Enteignung und Demontage, zum Verlust von elf Werken hinter dem Eisernen Vorhang. Die Verhandlungen für einen Wiederaufbau waren unendlich schwierig und Schlossers Aktivität wurde eingeschränkt, da er auf Anordnung der amerikanischen Besatzungsmacht aus der Degussa entlassen wurde und erst wieder 1950 den Vorsitz des Vorstandes übernehmen konnte. Die Werke konnten jetzt neu aufgebaut und die durch den Krieg verlorenen in- und ausländischen Geschäftsbeziehungen wiederbelebt werden. (...)1959 war das Lebenswerk Hermann Schlossers vollendet. 1965 feierte das Werk den Eintritt seines Chefs in die Degussa; das war vor 50 Jahren am 16. Februar 1915. Man gab bei dieser Festlichkeit, bei der sich die internationale Prominenz der Wirtschaft traf, dem Traditionshaus der Degussa in Frankfurt den Namen ‚Hermann-Schlosser-Haus‘, eines der letzten Frankfurter Patrizierhäuser der klassizistischen Bauzeit. Und vielleicht ist es als historisches Denkmal das schöne Gleichnis für das Leben eines Mannes, der im Zeitbogen von 1889 bis heute über zwei Weltkriege und den Wandel aus der Jahrhundertwende in die Moderne des Atomzeitalters Pionier und Forscher war, Industrieller mit Gelehrsamkeit und der hohen Gabe, im Gegenwärtigen stets das Kommende, das Zukünftige zu sehen und zu werten.“⁶

In dieser Beschreibung spiegeln sich die Firmenchroniken, wie sie in den 50er und 60er Jahren von Mitarbeitern der Degussa verfasst wurden und typisch sind für die damalige Art der „Selbsthistorisierung“ deutscher Großunternehmen und ihrer Führungseliten allgemein. Hier bei Heinrich Bitsch wird der Sachverhalt des Nationalsozialismus gleich ganz weggelassen. Dass ein Großteil der Chemieprodukte sehr wohl rüstungsrelevant und kriegswichtig und die Degussa entsprechend an zentraler Stelle in die Wehr- und Kriegswirtschaft des Dritten Reiches eingebunden war, dass Hermann Schlosser - vielleicht nicht aus eigenem, sondern aus Firmeninteresse - seit 1939 Mitglied der NSDAP und ab 1943 „Wehrwirtschaftsführer“ war, dass die Degussa unter seiner Führung von im Zuge der „Arisierung“ zehn jüdische Betriebe „eingliederte“; dass rund 3000 Zwangsarbeiter in Firmen der Degussa beschäftigt wurden (40% davon Juden); dass die Degussa einen Großteil des jüdischen Schmuck- und Zahngoldes eingeschmolzen hatte, ja, dass sie sich aktiv bei der Ghettoverwaltung in Lodz um Aufträge beworben hatte, geraubtes jüdisches Gold umschmelzen zu dürfen – all diese Ergebnisse der Nachfor-

6 Bericht Brake u.a., S. 2 f.

schungen von Peter Hayes und vielen anderen verschwanden in den hinteren Winkeln der Archive und waren 1965 begraben in den Verdrängungsabteilungen der Erinnerung Beteiligter.⁷ Der Gießener Bericht von 2016 zitiert eine bittere Einschätzung von Peter Hayes, dem neben der Archivarin selbst profundesten Kenner des Degussa-Archivs und seiner Dokumente: „Statt sich historisch haltbar, jedoch rechtlich angreifbar dahingehend zu äußern, dass die Degussa-Vorstandsmitglieder aus Kurzsichtigkeit und egoistischen Motiven zu Komplizen der NS-Brutalität wurden, ist der Schluss gerechtfertigt, dass die Degussa-Führung so viel wusste, wie sie wollte oder als notwendig erachtete, und sie zeigte keinerlei Schuldgefühle, die Geschäfte ihren normalen Gang gehen zu lassen. Angesichts der zentralen Stellung, welche die Degussa bei der Aufarbeitung von Gold für die Reichsbank innehatte, ist es schlicht nicht glaubwürdig, dass die Führung der Edelmetallabteilung oder die der Firma nicht wusste, dass sie große Mengen geraubter Metalle, auch von Juden erhielt“.⁸

Während des Zweiten Weltkrieges wurden unter der Leitung von Hermann Schlosser Firmen, die sich der Kriegsproduktion widmeten, vielfach aus der Degussa ausgegründet – nicht, weil Hermann Schlosser ein erkennbarer Kriegsgegner gewesen wäre, im Gegenteil, sondern vielmehr, um das Unternehmen nicht zu sehr an den Krieg zu binden, eine weitsichtige Entscheidung im Hinblick auf die spätere Umstellung auf Friedensproduktion. In diese Gruppe fiel auch eine kleine Firma namens „Degesch“ die sich die Degussa mit der I.G. Farben und einer weiteren Firma teilte. Mit dieser Degesch, der „Deutschen Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung“, verbindet sich das düsterste Kapitel in der Geschichte der Degussa. Sie produzierte ein blausäurebasiertes Entwesungsmittel namens Zyklon B, das eigentlich mit einem Geruchsstoff versetzt vielfältig insbesondere in Industrie, Landwirtschaft und Militär zur Entlausung verwandt wurde. In einer durch die Degesch speziell hergestellten geruchsfreien Variante diente dieses Mittel aber für die Vergasung von über einer Million Menschen in Auschwitz.⁹

Hermann Schlosser spielte als Vorstandsmitglied und als Vorstandsvorsitzender der Degussa seit 1939 für die gesamten zentralen Firmenaktivitäten eine verantwortliche Rolle. Hat er von diesen Dingen nichts gewusst? Nichts wissen wollen? Immerhin war er auch Verwaltungsratsvorsitzender der Degesch.¹⁰ Im Bericht des Magistrats für den Ausschuss für Schule und Kultur wird vorgetragen, dass Hermann Schlosser „auf Grund der Aktenlage wenig persönliche Verstrickung – also persönliche Schuld im juristischen Sinne - konkret nachgewiesen werden kann.“ „Auf Grund der Aktenlage“ heißt aber auch laut Entnazifizierungs-

7 Ebd., S. 6; Peter Hayes, *Die Degussa im Dritten Reich* (2004), S. 92 f.; Sebastian Brünger, *Unternehmensgeschichte und Erinnerungskulturen*, in: *Zeitgeschichte - Beispiel der Degussa*, Dezember 2012, URL: <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/unternehmensgeschichte-und-erinnerungskulturen>, der auch auf die Recherchen von Hersch Fischler verweist.

8 Hayes (2004), S. 209; Bericht Brake u.a., S. 6.

9 Vgl. Jörg Friedrich, *Die kalte Amnestie. NS-Täter in der Bundesrepublik*, 2/1994, S. 211 ff., *Der Zyklon-B-Prozess*; Peter Hayes, a.a.O.; Brake, Anlage 3.

10 Bericht Brake u.a., Anlagen 1 und 3.

akten: „Es seien keine Protokolle der Vorstandssitzungen bei der Degesch geführt worden, man habe sich kurz beim Mittagessen über die Dinge verständigt. Der Geschäftsbericht sei durch den Geschäftsführer der Degesch dabei überreicht worden; man habe ihn im Einzelnen kaum zur Kenntnis genommen. Die Berichte selbst gibt es im Archiv der Degussa nur bis zu den Jahren 1941/42; die eigentlich aussagekräftigen Berichte ab 1943 existieren nicht oder nicht mehr, es gibt auch die Behauptung, es habe sie nie gegeben. Dass ein geruchsfreier Anteil von Zyklon B für die SS produziert wurde, habe nur der Geschäftsführer gewusst, und dieser will dem Vorstand nie darüber berichtet haben. Der aus dieser Produktion erwirtschaftete Gewinn sei eben auch nur so gering gewesen, dass eine genauere Beschäftigung damit als überflüssig erschienen sei. Nachweislich seien nur Bruchteile des Zyklons B zur Ermordung von Menschen benötigt worden. Alles dies entnehmen wir den von den Anwälten der Degussa zusammengestellten bzw. vom Spruchkammergericht ermittelten Zeugenaussagen – Zeugen, die kaum das Interesse hatten, zu viel Licht in die Angelegenheit zu bringen. Jedenfalls wurde Hermann Schlosser durch eine hervorragende Anwaltskanzlei im Auftrag der Degussa vertreten, die die wichtigen Aussagen zusammengetragen hat und die dann auch dem hilfreichen Geschäftsführer der Degesch, Dr. Peters, letztlich im dritten Anlauf zu einem Freispruch verholfen hat. Auch mit diesen Dingen musste sich aber Hermann Schlosser nicht persönlich befassen – dafür hatte er seine Anwälte. Er konnte sich als vorübergehendes Opfer der Siegerjustiz sehen und in Ruhe abwarten, bis er ab 1949 seine Tätigkeit (...) wiederaufnehmen konnte.“¹¹

Die berichterstattenden Historiker versuchen in einer „Gesamtwürdigung“ Hermann Schlossers auch andere Seiten seiner Persönlichkeit zu finden: So sei die persönliche Haltung Hermann Schlossers, so die Einschätzung Peter Hayes, auch für das moderate Verhalten gegenüber jüdischen Managern und Mitarbeitern der Firma verantwortlich gewesen und seine NS – Mitgliedschaft sei rein geschäftlichen Erwägungen gefolgt. Es lässt sich auch anführen, dass er Familien verfolgter Mitarbeiter unterstützt hat. Überhaupt war er wohl kein Antisemit im Sinne der Nationalsozialisten, auch kein Nationalsozialist im fanatisch – ideologischen Sinne. Ideologische Borniertheiten überließ er Anderen (z.B. seinem „Hauptbetriebsobmann“) – denen er allerdings auch nicht widersprach.¹² Es existieren von Hermann Schlosser wenig den Archiven zur Verfügung stehende persönliche Äußerungen jenseits der Entnazifizierungsakten, insofern ist die in einem „Degussa Feldpostbrief“ von 1939 erhaltene Rede Hermann Schlossers vielleicht ein Weg, seinen Versuch zu würdigen, das eigene Selbstverständnis in Einklang zu bringen mit den „Erfordernissen“ der Zeit und den Interessen des Unternehmens. In diesem „Brief der Betriebsgemeinschaft Degussa“ ist ein „Betriebsappell“ vom 23.11.1939 dokumentiert, anlässlich dessen der „Unternehmensführer Hermann Schlosser“ eine Ansprache hält, in der er „abschließend noch einige Worte zu grundsätzlichen Fragen“ formuliert:

11 Bericht SBK 2017.

12 Ebd.; vgl. auch Brake u.a.

An seiner nationalen Einstellung sei angesichts seines Kriegseinsatzes 1914 kein Zweifel. Seine soziale Einstellung habe er vermittelt bekommen durch sein Elternhaus, einem „hessischen Pfarrhaus mit zehn Geschwistern“. Er habe sich „von der Pike an heraufgedient“ und habe daher Einblick in und Verständnis für soziale Fragen. Dann geht es zur Sache:

„Es wird immer gesagt, und zwar mit vollem Recht, daß aus einem national und sozial eingestellten Mann noch lange kein Nationalsozialist entsteht. Ich glaube aber von mir sagen zu können, daß meine eigene Grundhaltung nationalsozialistisch war und ist und sein wird. (...) Liebe Kameraden, ich weiß, daß es Dinge gibt und Fragen bei dem Nationalsozialismus, die dem einen oder anderen von uns schwer geworden sind, die damit ernsthaft gerungen haben, z.B. Leuten, die es mit ihrer Religion, in beiden Konfessionen, ernst genommen haben. Ich selbst habe mich aber, und zwar seit Jahren, zu der Überzeugung durchgerungen, daß das alles Randerscheinungen eines ungeheuer großen Geschehens sind, eines Geschehens, das wir, die wir mitten darin stehen, weder ermessen noch würdigen können. (...) Wir stehen in einem Kampf, dessen Ernst man sich gar nicht schwer genug ausmalen kann (...). Ich möchte keinen Zweifel darüber aufkommen lassen und erkläre Ihnen hiermit, daß ich bedingungslos hinter dem Führer stehe, was da kommen mag; denn nur er kann und wird uns zum Sieg führen. Und als Euer Unternehmensführer, der aus Euren eigenen Reihen hervorgegangen ist, erwarte und verlange ich die gleiche Gefolgschaftstreue ohne Drehen und Deuteln für unseren Führer auch von Euch, damit die Scheideanstalt als geschlossenes Ganzes hinter dem Führer und damit hinter Deutschland steht und ihre Mission an ihrem Platz in diesem großen Ringen, so wie ihr das Schicksal es vorschreibt, erfüllt. Und so wollen wir denn auch diesen Betriebsappell damit abschließen, daß wir miteinander diese Gefolgschaftstreue zu unserem geliebten Führer, den der Allmächtige erhalten möge, zum Ausdruck bringen mit dem Ruf: „Unser großer Führer Adolf Hitler und unser geliebtes deutsches Vaterland: Sieg Heil.“¹³

Hier werden die Elemente aus dem ideologischen Faszidenbündel des Nationalsozialismus deutlich, mit denen Hermann Schlosser wohl glaubte, die schrittweise Anpassung seines Unternehmens an die nationalsozialistische Politik mit sich selbst vereinbaren zu können: Das Nationale, das Soziale, die Führer- und Gefolgschaftstreue, die er aus dem Krieg kennt und die Vorstellung vom „Großen Kampf“. Die „unverbrüchliche Treue zum Führer“ mag hier vielleicht als Leerformel durchgehen. Gewichtiger ist, dass dem fatale Taten und Mittäterschaft folgten. Peter Hayes findet letztlich deutliche Worte in Bezug auf Hermann Schlosser: „(Er) zeigte immer wieder eine bemerkenswerte Fähigkeit, sich Befehlen von oben

13 Hessisches Staatsministerium, Ministerium für politische Befreiung, Kammer Frankfurt am Main, AZ F/A/400 651, Klageschrift, Nr. 30.

anzupassen und sich anschließend von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Dies war ein Geheimnis seines Erfolges, das Leitmotiv seiner Führung, und es kennzeichnete auch das Verhalten seiner Firma im Dritten Reich – mit erfreulichen Resultaten für das Unternehmen, aber schrecklichen Folgen für unzählige Deutsche und für all die „Untermenschen“, die das NS – Regime grausam unterdrückte.¹⁴ Es passt ins Bild, dass Hermann Schlosser auch im Nachhinein keine erkennbaren Schuldgefühle zeigte, oder wenigstens Scham und Verantwortungsübernahme für das, was in dem Unternehmen unter seiner Gesamtverantwortung im Dritten Reich geschehen war. Er sah sich weiter als „anständigen Kaufmann“ in den „Fesseln der Befehlswirtschaft“ und wurde dabei unterstützt von der ganz großen Mehrheit seines Umfeldes. Man befand sich in einer „Wagenburg der Selbstgerechtigkeit“ und da in bester Gesellschaft mit vielen anderen Mitgliedern der Wirtschaftselite.¹⁵

1954 erhält Hermann Schlosser die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt am Main anlässlich seines 65. Geburtstages; 1955 ehrt man ihn mit dem Großen Bundesverdienstkreuz und 1965 anlässlich seines 50. Firmenjubiläums mit dem Großen Bundesverdienstkreuz mit Stern. Ebenfalls 1965 wird Hermann Schlosser Ehrenbürger der Stadt Gießen, seiner „Vaterstadt“.¹⁶

Auf welcher Erkenntnislage beruhte die Verleihung der Ehrenbürgerschaft an Hermann Schlosser im Jahre 1965? Ist seine Biographie zum damaligen Zeitpunkt ausreichend bekannt gewesen? Was hätte man wissen können? Diese Fragen stellen die Gießener Stadtverordneten im Jahre 2015 den Historikern. Eine Antwort darauf ist schwer zu finden; es wäre auch eher zu fragen, was man wissen wollte. „Fest steht, dass eine kritische Hinterfragung der Vergangenheit der Person Schlossers anscheinend nicht stattfand und es in diesem Falle wohl auch niemanden interessierte, so dass das gesamte Verfahren ohne Diskussion abließ.“¹⁷ Warum in geheimer Sitzung? Fürchtete man etwa Nachfragen? Immerhin gab es Veröffentlichungen aus der DDR, die sich mit dem „staatsmonopolistischen Kapitalismus“, und ihren Repräsentanten während der NS – Diktatur auseinandersetzten und in denen auch Hermann Schlosser und die Rolle der Degussa beschrieben waren.¹⁸ Immerhin war gerade in Frankfurt der Auschwitzprozess geführt worden. Hätte man sich fragen können, woher das Giftgas kam, mit dem über eine Million Menschen ermordet worden sind? Immerhin begannen in anderen gesellschaftlichen Bereichen durchaus bereits vergangenheitspolitische Debatten. Die Historiker stellen fest: „Auch hier kann nur gemutmaßt werden. Wenn sich eine Person

14 Hayes (2004), S. 92 f.

15 Brünger (2012).

16 Bericht Brake u.a., Anlage 3

17 Ebd., S. 2.

18 Zu den geschichtspolitischen Kampagnen der SED vgl. Sebastian Brünger, *Geschichte und Gewinn. Der Umgang deutscher Konzerne mit der NS-Vergangenheit* (2017), S. 138 ff., bes. S. 146 ff. Das erste „Braunbuch“, der SED, in dem sich auch Vorwürfe gegen die Degussa und Hermann Schlosser befinden, erschien zwar 1965 kurz nach dem Gießener Vorgang. mag aber auch hier bereits seine Schatten vorausgeschickt haben, wie Heinrich Brinkmann vermutet

mit der Biografie Hermann Schlossers und der Geschichte der Degussa im Dritten Reich im Detail hätte vertraut machen wollen, wäre dies wohl möglich gewesen, allerdings nicht ohne Mühe. (...) Es gilt in diesem Zusammenhang aber auch: Niemand kann gezwungen werden, vorliegende Informationen zur Kenntnis zu nehmen.¹⁹

Tatsache ist, dass Hermann Schlosser mit vielfältigen Spenden und Zuwendungen in Gießen hervorgetreten ist,²⁰ deren eine über 50 000 DM an die Stadt Gießen anlässlich des Verleihungsaktes durch die Degussa finanziert wurde. Heinrich Bitsch, unser unmittelbarster Informant in der Sache, findet hierzu leicht ironische Worte:

„Daß Hermann Schlosser nicht als erfolgreicher Industriekapitän vorrangig von seiner dienstbeflissenen Vaterstadt geehrt wurde, wird niemandem erklärt werden müssen; zunächst musste der Sohn der Stadt sich als Wohltäter präsentieren. Er half schon 1945, wo Not und Elend herrschten; der Kirche gingen für den Wiederaufbau des Stadtkirchencentrums, in dem Hermann Schlosser geboren und groß wurde, Spenden zu, ebenso seiner alten Schule, dem Landgraf-Ludwigs-Gymnasium, dann den Gießener Sportverbänden. Auch der Denkmalbauer Kunsthändler Hirz wusste bei seiner Sammelaktion für das Gießener Röntgendenkmal, daß bei Hermann Schlosser das Geld für ein ideales Vorhaben locker in der Tasche saß. Und wie man Hermann Schlosser auf den uneigennütigen Beschluss der Stadtverordnetenversammlung vorbereitete, klopfte Finanzminister Albert Osswald gütig dem gütigen Landsmann auf die Schulter, und ein Scheck mit einer ansehnlichen Summe war unter dem ministeriellen Schulterdruck unterschrieben.“²¹

Und schließlich befand sich Osswalds Parteifreund und Gießener Oberbürgermeister Bernd Schneider (SPD) in guter Gesellschaft, wenn er in seiner Laudatio bei der Preisverleihung Hermann Schlossers „humanistische Geisteshaltung“ rühmt. „Der Humanist und der Wirtschaftler gaben Ihrer Persönlichkeit das harmonische Gepräge. Hier schöpften Sie Kräfte für den Erfolg Ihrer stetig nach oben führenden beruflichen und menschlichen Entwicklung.“²² Auch bei Bernd Schneider manifestiert sich der in seiner Zeit insbesondere in Unternehmenskreisen und ihren Selbstdarstellungen noch vertretene Vergangenheitsdiskurs,²³ der damit aber nicht weniger fragwürdig und eines Sozialdemokraten nicht unbedingt würdig erscheint:

„Im Jahre 1935 wurden Sie Vorsitzender des Vorstandes und 20 Jahre später Vorsitzender des Aufsichtsrates der Degussa: Dazwischen liegt das Auf und Ab der Weltgeschichte; insbesondere aber

19 Bericht Brake u.a., S. 3 f.

20 Ebd. S. 4 f.

21 Ebd.

22 Bericht SBK 2017.

23 Brünger (2012).

die Höhen und Tiefen des deutschen Schicksals. Immer wieder bedurfte es neuer Anfänge, eines tatkräftigen Einsatzes, besonderen Mutes und wesentlicher Initiative“.²⁴

Mehr Nationalsozialismus war hier nicht erwünscht.

3. Die politisch–gesellschaftliche Debatte

Eine Vielzahl von Ursachen hat inzwischen dazu geführt, dass Unternehmen wie die Degussa eine neue Sicht auf ihre Vergangenheit eingenommen und dies auch offensiv betrieben haben. Es gab die schmerzhaften Debatten um Zwangsarbeit und Raubgold, die einen massiven Imageschaden gerade bei der Degussa anzurichten drohten. Es gab einen Paradigmenwandel in der deutschen Erinnerungskultur, speziell nach dem Wegfall der Mauer und gespeist durch eine Fülle neuer Quellen durch die im Osten geöffneten Archive. Der „Erinnerungsimperativ an Auschwitz (als) zentraler Beweggrund der bundesdeutschen Geschichtspolitik“²⁵ machte auch vor den überkommenen Selbstbildern des Unternehmens nicht halt. Wichtig erscheint aber auch der generationelle Wandel in der Firma: Michael Jansen, der als Generalbevollmächtigter der Degussa 1996 an Peter Hayes den Auftrag gab, ohne jede Bedingung die Geschichte der Degussa im Dritten Reich aufzuarbeiten, erklärt, warum es aus seiner Sicht so viele Jahrzehnte gebraucht hat, um sich dieser Aufgabe zu stellen: „Die Managergeneration nach dem Krieg war mehr oder weniger dieselbe wie während des Krieges. Für sie hätte Rückschau bedeutet, auf ihre eigenen Fehler und Versäumnisse zurückzuschauen. Die zweite Generation kam mit Hilfe der ersten an die Macht und war mit ihnen noch in engem Kontakt. Die dritte oder vierte Generation fühlte sich viel freier, weil sie von den Geschehnissen weiter entfernt war.“²⁶ Letztlich kann man drei Phasen der unternehmerischen Vergangenheitsbearbeitung unterscheiden: Von der apologetischen Entlastung des „anständigen Kaufmanns“ und „unpolitischen Ingenieurs“ über die umstrittene „Bewältigung“ durch die „68er“ bis hin zur demonstrativen Aufarbeitung und der Übernahme einer Systemverantwortung. Entsprechend hat sich die Evonik, in der heute die Degussa aufgegangen ist, schrittweise von ihrem ehemaligen Manager Hermann Schlosser distanziert. Sein Name ist verschwunden im Titel der Firmenstiftung, und das Traditionshaus am Mainufer trägt nicht mehr den Namen Hermann Schlosser, sondern „Main Palais“.²⁷ Die Gießener Ehrenbürgerschaft aus dem Jahre 1965 befand sich gewissermaßen auf einer Schnittstelle zwischen den generationellen Wahrnehmungsbereitschaften.

Die Diskussionen um Hermann Schlosser in Gießen in den Jahren 2016 und 2017 sind nicht zuletzt auch hier geprägt durch die biographische Verortung der Diskutanten: So kann das Vokabular des Ausgangsantrages der „Linken“, „die 1965 an den Faschisten und Kriegsverbrecher Hermann Schlosser verliehene Ehrenbürgerschaft der Stadt Gießen“ zurückzuziehen, seine Herkunft aus den

24 Bericht SBK 2017.

25 Brünger (2017), S. 390.

26 FAS, 3.10.2004, Nr. 40, S. 45: Hitlers willige Helfer.

27 Bericht Brake u.a., S. 5.

oben erwähnten geschichtspolitischen Kampagnen der SED nicht leugnen. Die Berichterstatter Ludwig Brake, Heinrich Brinkmann und Ulrike Krauthelm wiederum gehören der Generation an, deren moralische Maßstäbe und deren geschichtswissenschaftliche Zugriffe in unserem Zusammenhang ihre Wurzeln haben in der Auseinandersetzung mit den vergangenheitspolitischen Debatten der sogenannten „68er“. Aus dieser Perspektive ist der Umgang des damaligen Oberbürgermeisters mit der deutschen Vergangenheit im Jahre 1965 bei aller gebotenen wissenschaftlichen Neutralität durchaus „aus heutiger Sicht unerträglich“, wie sie auch „aus damaliger Sicht unerträglich hätte sein können und sollen.“²⁸ So sieht dies auch die aktuelle sozialdemokratische Gießener Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz: Bemerkenswert sei, „dass diese Verleihung (der Ehrenbürgerschaft) ein sehr genaues Licht wirft auf die bundesrepublikanische Wirklichkeit der 60er Jahre. Und was ich in diesem Zusammenhang auch notwendig finde zu erwähnen ist, dass es angesichts dieser Verleihung der Ehrenbürgerschaft und der bundesrepublikanischen Wirklichkeit nahe liegt und auch die Notwendigkeit zeigt, dass es eine 68er-Bewegung gab und dass es eine Studentenbewegung gab, deren Hauptthema in der Bundesrepublik Deutschland, im Unterschied zu den anderen Studentenbewegungen im europäischen Ausland, eben eine Kritik an der nicht vollzogenen weil nicht gewollten Entnazifizierung und an der kollektiven Verdrängung der Verbrechen war.“²⁹

Der Sprecher der Grünen, Achim Grußdorf, argumentiert in dieser Tradition und erweitert das Spektrum: Nicht nur Hermann Schlosser, sondern auch andere Namen fallen, wenn es „in diesem Hause mit der historischen Aufarbeitung und politischen Bewertung von offiziell hoch angesehenen Gießener Persönlichkeiten und ihren Verstrickungen im Nationalsozialismus“ geht, etwa Otto Eger und Friedrich Feld. Grußdorf sieht das Parlament in der Pflicht, „eine Erinnerungskultur zu etablieren, die sich „schonungslos, aber auch differenziert mit der nationalsozialistischen Vergangenheit von geehrten ehemaligen Gießener Bürgern beschäftigt und (...) im Lichte von faktenbasierten neuen Erkenntnissen Fehlentscheidungen korrigiert.“ Von der Entscheidung des damaligen Stadtparlaments habe man sich auf dieser Grundlage zu distanzieren. Lieber hätte man aus dieser Perspektive vielleicht die Ehrenbürgerschaft für Hermann Schlosser aufgehoben – hier allerdings möchte speziell die CDU die Auffassung des Rechtsamtes berücksichtigt sehen, nach der Ehrenbürgerschaften mit dem Tod der Geehrten beendet sind. Für die große Dreierkoalition aus SPD, CDU und Grünen zeichnet sich hier in der Distanzierung eine Kompromisslinie ab.

Die CDU gibt sich in der Sache auch ansonsten vorsichtiger: Christine Wagners fragt, ob das Parlament sich nicht überhebe, wenn es so einfach den Stab über frühere Stadtverordnete breche. Für die FDP wiederum fragt Hermann Scherer, wie man denn neben juristischen überhaupt auch noch moralische und geschichtswissenschaftliche Maßstäbe anlegen könne. Damit berührt er ein Dilemma, das entsteht, wenn eine Mitverantwortung an Verbrechen gegen die Menschlichkeit

28 Bericht SBK 2017.

29 2017 03 16 SBK Auszug TOP 2, Hermann Schlosser.

zwar einerseits eindeutig festzustellen ist, die individuellen Verantwortlichkeiten aber bei näherem Hinsehen verschwimmen. Dem juristischen Freispruch (auf welcher Grundlage auch immer) steht die moralische Einschätzung entgegen, die die Gesamtverantwortung einer Führungspersönlichkeit für die Geschehnisse in ihrem Unternehmen einfordert, und auch die geschichtswissenschaftlich fundierte Plausibilität, die juristische „Gewissheiten“ in Frage stellen kann. Mit den leidenschaftlichen Worten Heinrich Brinkmanns in der Sitzung des Kulturausschusses: „Glaubt denn hier jemand im Ernst, ein Mann wie Hermann Schlosser, der sogar von seinen Klassentreffen Protokolle anfertigte, habe von den Verstrickungen seines Unternehmens nichts gewusst?“ Der Beifall von der Zuschauertribüne beantwortete diese Frage wohl und die letztlich einstimmige Annahme des Antrages im Parlament spricht für sich.³⁰

Die Gießener Debatte steht allerdings durchaus nicht für sich allein, sondern sie ist in einem breiteren Kontext der gegenwärtigen Ausgestaltung bundesrepublikanischer Erinnerungskultur zu verorten. Und hier zeigt sich, dass, wie der Zeithistoriker Winfried Speitkamp bemerkt, das Problem der Bewertung ein komplexes ist: Es spiegelt nämlich generell „die Schwierigkeit, klare Maßstäbe für Verhalten in der Diktatur zu finden und Bereiche des Agierens gegeneinander abzuwägen, Ebenen zu trennen, Antriebskräfte von Motiven und diese wiederum von Zielen zu unterscheiden. Unterschiedliche Bewertungen basieren bis heute auf unterschiedlichen Zurechnungsmodi.“³¹ So kann im konkreten Fall der Degussa und Hermann Schlossers der Wirtschaftshistoriker Werner Abelshäuser denn in den Ergebnissen von Peter Hayes zwei unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten entdecken, nämlich neben der unhinterfragten Einsicht, dass „zu keinem Zeitpunkt Zweifel am Unrecht selbst und der Mitverantwortung der Degussa“ aufkommen könne, aber auch eine andere „Lesart“, die den „genauen Leser“ darüber informiere, „dass keiner der Kernvorwürfe gegen die historische Degussa – Verantwortung für den Holocaust mit Zyklon B, Bereicherung aus Zwangsarbeit und Raubgold – wirklich zu erhärten ist“. Vielmehr erlaube die Untersuchung von Hayes auch „tiefen Einblick in die Zwangslagen und Handlungsspielräume von Unternehmen der nationalsozialistischen Zeit.“ Auch diese Lesart sei legitim. So findet Abelshäuser in den Untersuchungen von Peter Hayes auch Belege dafür, dass es „eher unwahrscheinlich“ sei, dass die Führung der Degussa angesichts der Geringfügigkeit des Gewinnes sich für die Vorkommnisse in der Degesch interessiert habe.³² Ist dieses Verständnis für die Ursachen unternehmerischer Willfährigkeit tatsächlich der Sache angemessen und „legitim“?

Die historisch – kritische Auseinandersetzung sowohl mit den Quellen als auch mit den unterschiedlichen Interpretationen bestimmt letztlich die historiographische Bewertung der Ehrenbürgerschaft Hermann Schlossers. Die Entscheidung über den weiteren Umgang mit diesem Vorgang blieb als politische Entscheidung die Aufgabe der verantwortlichen Mandatsträger in Stadtverordnetenver-

30 Ebd.

31 Winfried Speitkamp, Eschwege: Eine Stadt und der Nationalsozialismus (2015), S. 290.

32 Werner Abelshäuser, Gas und Gold, in: FAZ, 28.12.2004.

sammlung und Magistrat. Die politische Entscheidung war aber eindeutig und es kann gemutmaßt werden, dass sie nicht die Letzte ihrer Art bleiben wird.

Zur Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Hermann Schlosser durch den Oberhessischen Geschichtsverein

MICHAEL BREITBACH

Hermann Schlosser, geb. am 8. Oktober 1889, gestorben am 7. Juni 1979, Sohn des Gießener Pfarrers Georg Schlossers, war in seinem Leben ein vielgeehrter Mann, er war auch vom Oberhessischen Geschichtsverein zu dessen Ehrenmitglied ernannt worden. Zeugnis dafür ist der Nachruf des langjährigen, früheren Vorsitzenden, Prof. Dr. Erwin Knauß, in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Band 64, 1979, S. 11/12. Die Ernennung zum Ehrenmitglied erfolgte in der Jahreshauptversammlung des Geschichtsvereins am 19.3.1970. Dort hatte Hans Szczech den Antrag gestellt, „den Generaldirektor i.R. Schlosser von der Mitgliederversammlung die Ehrenmitgliedschaft“ zu verleihen, was „einstimmig (Ja: 21, Nein: 0, Enthaltung: 0)“ geschah.¹ Eine Begründung für die Ehrung ist dem Protokoll nicht zu entnehmen.

Die im Nachruf von Erwin Knauß erfolgte inhaltliche Würdigung Hermann Schlossers kann dafür nicht die tragende Begründung für die Ehrung gewesen sein. Erwin Knauß hatte darin neben der „bereitwillige(n) und großzügige(n) Unterstützung“ Hermann Schlossers für die 1974/1975 erfolgte Herausgabe des dreibändigen Gießener Familienbuches vor allem auch dessen Hilfe in einer für den Verein bedrohlichen Situation herausgestellt: „Als dann der Verein Anfang 1975 unverschuldet in eine große finanzielle Notlage kam, entsprach der Verstorbene ohne Zögern der Bitte des Vorstandes zu helfen und gab so dem Verein in einer schwierigen Lage die Möglichkeit weiterzuarbeiten.“² Diese verdienstvollen Aktivitäten konnten 1970 noch keine Rolle spielen.

Anstrengungen zur Abwendung der schweren finanziellen Krise waren indes gegenüber einem anderen Mitglied des Vorstandes Anlass für eine Ehrung, die 1997 Erwin Knauß nochmals in einem anderen Zusammenhang aufgegriffen hatte, als „die Veruntreuungen des damaligen Rechners (Anm.: also des Kassierers, M.B.)“, den Verein in „eine katastrophale Situation“ geführt hatte: und zwar aus Anlass des Nachrufes zum Tod von Otto Stumpf.³ Dort rühmt er dessen „spon-

1 S. dazu Protokoll der Jahreshauptversammlung vom 19.3.1970 unter dem TOP „Verschiedenes“, unveröffentlichtes Protokollbuch des Oberhessischen Geschichtsvereins.

2 MOHG 64, 1979, S. 12.

3 MOHG 82, 1997, S. 1.

tanen Einsatz für den Verein 1975, als er die Kassenführung übernahm“ und „es mit gezielten Maßnahmen und klaren Entscheidungen (sc. verstanden hatte,) dem Verein im kürzester Zeit wieder eine solide finanzielle Grundlage zu geben.“ Aus dem Nachlass von Knauß ergibt sich schließlich, dass der Verein gerade auch wegen dieser Verdienste Otto Stumpf bereits 1978 die Ehrenmitgliedschaft verliehen⁴ hatte.

Da Gründe für die Ehrung Hermann Schlossers bereits 1970 nicht den Akten zu entnehmen sind, lassen sich nur Vermutungen anstellen: Der Antragsteller Sczcech war Mitglied des Lehrerkollegiums der Landgraf-Ludwig-Schule. Hermann Schlosser war Schüler der Schule gewesen, hat sich dankbar ihrer erinnert und ihr immer wieder Unterstützungen zukommen lassen. Außerdem war Hermann Schlosser eine hochgeachtete Person der Gießener Bürgerschaft und galt als großer Sohn der Stadt. Es spricht einiges dafür, dass der Verein, der seinerzeit auch nur wenige Ehrenmitglieder ernannt hatte, sich durch seine Ehrung auch selbst geehrt fand und für die Zukunft auf Unterstützung rechnen durfte. Eine Erwartung -wenn sie denn bestand, wofür aber einiges spricht -, die dann auch nicht getrogen hat. Bemerkenswert daran wäre freilich, dass die Mitgliederversammlung 1978 im Zuge der Vorbereitungen des 100jährigen Bestehens des Vereins dem Vorstand einerseits gefolgt ist, acht Ehrenmitglieder auf seiner Jahreshauptversammlung am 27. April zu ernennen, einen weiteren Antrag mit der Begründung aber abgelehnt hat, eine Ernennung komme erst bei nachgewiesenen Verdiensten in Betracht⁵...

Der Vorstand des Oberhessischen Geschichtsvereins hat sich im Sommer des Jahres 2017, nachdem er von den Aktivitäten der Stadt Gießen Kenntnis erlangt und von der o.g. gutachtlichen Stellungnahme⁶ Kenntnis erlangt hatte, die Angelegenheit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft von Hermann Schlosser erörtert. Der Vorstand hat sich entschieden, sich zum Verfahren und den Gründen dieser früheren Entscheidung mangels Kenntnis der Einzelheiten nicht inhaltlich zu äußern. Stattdessen sieht es der Vorstand als seine Pflicht an, wesentliche, von Historikern erarbeiteten Ergebnisse in Bezug auf das berufliche Handeln Hermann Schlosser als Mitglied des Unternehmens DEGUSSA im Wege des Beitrages von Ulrike Krautheim seinen Mitgliedern und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der Verein möchte damit einen Beitrag zur historisch fundierten Beurteilung des Wirkens von Hermann Schlosser beitragen.

4 S. Protokoll der Jahreshauptversammlung 27. April 1978, s. unveröffentlichtes Protokollbuch des OHG. Knauß nennt im Nachruf irrtümlich das Jahr 1979.

5 Protokoll der Jahreshauptversammlung v. 17. April 1978, s. unveröffentlichtes Protokollbuch des OHG.

6 S. vorstehenden Beitrag Ulrike Krautheim.

Beiträge aus Anlass der Verleihung des Wilhelm-Lieb- knecht-Preises 2017*

Begrüßung

DIETLIND GRABE-BOLZ

Sehr geehrter Herr Dr. Erbentraut, sehr geehrter Herr Prof. von Alemann, sehr geehrte Stadträtin Eibelhäuser, sehr geehrte Frau Maiwald, sehr geehrte Vertreterinnen und Vertreter des Magistrats, sehr geehrte Stadtverordnete, sehr geehrte Mitglieder des Auswahlgremiums, sehr geehrte Damen und Herren!

Große Söhne und Töchter – sie können nicht nur Eltern Anlass zu Freude und sicher gelegentlichem Stolz geben. Große Söhne und Töchter – sie ehren auch Städte. Vor allem, wenn die der Heimat Entwachsenen in ihrem Leben Herausragendes leisten und vor allem wenn sie Besonderes für den Fortschritt der Gesellschaft getan haben. Sie bleiben dauerhaft Erinnerung. Für denjenigen, zu deren Ehren und Andenken wir uns heute hier versammelt haben, gilt das allemal.

Wilhelm Liebknecht, geboren, aufgewachsen und sozialisiert wie politisiert in Gießen, war schon zu Lebzeiten eine bedeutende Persönlichkeit. Er war so bedeutend, dass er für seine Ideen und Überzeugungen immer wieder vor Häschern und Verfolgern eines reaktionären Staates fliehen musste, dennoch gefasst wurde und Jahre im Gefängnis saß.

Der „Soldat der Revolution“ im 19. Jahrhundert, als der er sich selbst bescheiden bezeichnete, war einer ihrer Anführer. Schon in jungen Jahren, im Vormärz, war er einer der führenden und frühen Köpfe der Radikaldemokraten, später Vordenker und Vorkämpfer der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung, letztlich Mitbegründer der ältesten Partei Deutschlands, der Sozialdemokratischen Partei.

Und von Beginn an, seit es Parlamente gab in dem zunächst kleinstaatlichen Deutschland: immer Parlamentarier. Immer Vertreter einer noch heute modernen Parteilassung, nach der nur der Wettstreit von politischen Organisationen, die öffentlich miteinander um die staatliche Entscheidungsgewalt konkurrieren, zur Formulierung des Gemeinwohls beitragen kann.

Liebknecht hat immer seine Stimme erhoben; hat die Interessen derjenigen, die keine Stimme hatten, konsequent vertreten. Er gehört zu den ganz Großen, die ideengeschichtlich weit über unsere Stadt, unser Land hinaus strahlen. Liebknecht steht in direkter Verbindung zu unserer heutigen Parteien-Demokratie. Er ist einer

* Veranstaltung zur Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises am 12. November 2017 im Wilhelm-Liebknecht-Haus, Gießen

ihrer Väter. Und darum hat der Magistrat der Universitätsstadt Gießen sich im Jahre 1990 dazu verpflichtet, zu seinem Andenken einen Preis zu stiften; einen Preis, der Menschen auszeichnen soll, die sich mit den demokratischen und sozialistischen Strömungen und Bewegungen in der Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts auseinandersetzen, diese erforschen und damit auch die Auseinandersetzung mit dem geistigen Erbe Liebknechts wachhalten.

Ich bin froh und dankbar dafür, dass wir – nach Jahren, in denen wir leider keinen würdigen Preisträger fanden, – nach einer Anpassung der Förderrichtlinien in diesem Jahr wieder zusammenkommen dürfen, um eine Arbeit auszuzeichnen, die des Namensgebers und seiner Bedeutung mehr als würdig ist. Ich freue mich, Sie heute hier begrüßen zu dürfen.

Ich freue mich, Sie, Herrn Dr. Erbentraut als heutigen Preisträger, begrüßen zu dürfen so wie Sie, Herrn Prof. Dr. von Alemann, Doktorvater und heutiger Laudator. Ich freue mich, dass das Auswahlgremium, bestehend aus Vertreterinnen und Vertretern der Justus-Liebig-Universität, des Oberhessischen Geschichtsvereins sowie aus in der Stadtverordnetenversammlung vertretenen Parteien einen so hervorragenden Preisträger finden konnte. Ich danke allen Beteiligten für die wichtigen und befruchtenden Diskussionen.

Ich freue mich, Sie hier – im Wilhelm-Liebknecht-Haus – begrüßen zu können. Dieses Haus hat zwar nicht das altherwürdige Ambiente unseres Alten Schlosses oder das Moderne unseres Rathauses, die sich natürlich für Preisverleihungen immer gut eignen. Dieses Haus hier trägt – anders als alle anderen Orte – nicht nur den Namen unseres großen Sohns, sondern auch seine Ideen weiter. In diesem Wilhelm-Liebknecht-Haus wird Gemeinwesen-Arbeit für einen benachteiligten Stadtteil gestaltet. Hier bekommen Menschen Unterstützung, Hilfe und Beratung, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren wurden. Und hier ist ein Ort auch der Bildung.

„*Wissen ist Macht*“ – hat Wilhelm Liebknecht einst im Kampf um die Bildung für alle Bevölkerungsgruppen postuliert, Arbeiterbildungsvereine gegründet und sich damit gegen das traditionelle Schulsystem gewendet, das dazu angetan war, die alte Stände-Gesellschaftsordnung aufrechtzuerhalten und Arbeiter von Bildung auszuschließen.

Wir als Stadt Gießen sehen uns in der Tradition dieser wichtigen Erkenntnis, die neben der existenziellen Sicherheit der wichtigste Baustein für einen sozialen Frieden, eine gelingende Demokratie und eine gerechte Teilhabe aller an unserem Gemeinwesen ist: die Bildungsgerechtigkeit.

Auch deshalb sind wir heute hier in unserem Wilhelm-Liebknecht-Haus: Weil wir uns auch mit dieser Veranstaltung daran erinnern, in welcher Tradition gerade wir als Gießener stehen.

In dieser Stadt, über die Liebknecht einst in seinen Erinnerungen sagte: „Und „mein Gießen lob‘ ich mir“; es ist kein Klein-Paris, aber es ist Gießen, und wenn immer ich einmal daran denke, fern vom Kampfgewühl, in Ruhe und Freiheit – nicht im Gefängnis, wo allein ich bis jetzt „Ruhe“ gehabt, Einkehr und Selbstschau zu halten -, dann denke ich an mein liebes Gießen mit der schönen Umgegend, in

welcher weit und breit kein Stein ist, den ich nicht in der Kindheit und Jugend betreten.“

Gießen hatte für Liebknecht eine zentrale Bedeutung. Er wurde hier geboren, lernte und studierte hier, absolvierte sogar eine Lehre als Zimmermann im Stadtteil Wieseck, um sich auf eine mögliche Auswanderung nach Amerika vorzubereiten, was nicht wenige politisch Engagierte taten, um der Fürstenwillkür und den politischen Repressionen in dem zersplitterten Staatengebilde zu entkommen.

Man muss wissen, dass sich in Gießen bereits um 1816, also 10 Jahre vor Liebknechts Geburt eine Gruppe formiert hatte, die sich selbst die „Gießener Schwarzen“ nannten. Dem radikalen Zirkel gehörten unter anderem bedeutende Persönlichkeiten wie Georg Büchner an, der im „Hessischen Landboten“ die bekannte politische Forderung „*Friede den Hütten, Krieg den Palästen*“ prägte. Büchners Co-Autor war der Pfarrer Weidig. Und der wiederum war Liebknechts Onkel mütterlicherseits. Sein Einfluss auf den jungen Wilhelm mag – auch wenn die beiden sich nie trafen – maßgeblich gewesen sein.

Dass der junge Mann hier seine ersten großen politischen Spuren hinterließ, lässt sich gut an einem Ereignis ablesen, das 1846 auch überregionale Bekanntheit erreichte: der „*Auszug auf den Staufenberg*“ der Gießener Studentenschaft, der folgendermaßen beschrieben wurde:

Auslöser hierfür war ein angetrunkenen Student, der öffentliches Ärgernis erzeugte und zu einer aggressiven und repressiven Reaktion der Polizei führte: Mit einem Säbelhieb ins Gesicht hatte die örtliche Polizei den Studenten bedacht, was allerdings einen Sturm der Entrüstung auf Seiten der Studenten auslöste. Es kam infolge dessen zu Ausschreitungen mit der Polizei und dem Senat der Universität. Um einer massiven Konfrontation mit bewaffneten Kräften aus dem Wege zu gehen, beschlossen die Gießener Studenten, die Stadt zu verlassen und auf den Staufenberg bei Marburg zu ziehen.

Bei diesem „lustigen Studentenstreik“ tat sich Wilhelm Liebknecht als Unterhändler und mutiger und begabter Redner hervor. Unterstützt wurden die Studenten durch die Gießener Bevölkerung, die sich eine rasche Rückkehr wünschten, nicht zuletzt aus dem Grund, da die Universität und die angegliederten Dienstleistungen den Städtern Geld brachte. Der Senat der Stadt akzeptierte mit einigen Abstrichen die Forderungen der Streikenden und so konnten Liebknecht und seine Kommilitonen politisch gestärkt in die Stadt einziehen.

Diese Erfahrungen und Erfolge – gepaart mit der Unterstützung der Bevölkerung – dürften Liebknecht weiter beflügelt und ermutigt haben, sein politisches Talent als Redner und Motivator auszubauen. Wie es weiterging, ist bekannt: Die Arbeiterbewegung gründete sich unter großer Einflussnahme auch Liebknechts, sie war auf Dauer und trotz vielfältiger Unterdrückung und Verbote mit bloßer Repression nicht mehr aufzuhalten. Parteien etablierten sich und schafften über Jahre eine Reform der autoritären Gesellschaftsordnung.

Auf die nicht nur tatsächliche, sondern auch ideengeschichtliche Bedeutung dieser Entwicklung – auch Liebknechts – für unsere heutige Zeit kann nicht genügend hingewiesen werden. Deshalb bin ich dankbar dafür, dass wir heute hier mit

der Auszeichnung von Herr Dr. Erbentraut für seine Arbeit zur „*Theorie und Soziologie der politischen Parteien im deutschen Vormärz 1815-1848*“ Gelegenheit haben, einen Blick zurück zu werfen auf die Zeit Liebknechts und die Rolle der Parteien.

Sie kann uns für heute, da bin ich sicher, wichtige Erkenntnisse liefern. Denn besonders heute, in einer Zeit, in der das Wort Parteipolitiker fast schon zum Schimpfwort wird, lohnt es sich daran zu erinnern, dass „*Partei ergreifen*“ durchaus verwandt ist mit dem Begriff „Partei“. Und dass es keineswegs ehrenrührig oder anrühlich, sondern eher ein Zeichen für Empathie und soziales mitmenschliches verantwortliches Verhalten ist, die Partei eines anderen zu ergreifen und für dessen Rechte zu kämpfen. Ganz im Sinne Wilhelm Liebknechts.

Zum Abschluss möchte ich noch persönliche Grüße und eine noch persönlichere Einladung übermitteln. Zwei Enkel von Wilhelm Liebknecht, Frau Wiese und Herrn Liebknecht, wollten heute auf unsere Einladung hin gerne an diesem Ehrentag zugegen sein. Leider sind sie gesundheitlich bedingt verhindert. Sie lassen aber grüßen und haben mich gebeten, Sie, Herrn Dr. Erbentraut zu übermitteln, dass Sie herzlich zum einem Kaffee nach Mannheim eingeladen sind. Auch so kann Geschichte und deren Würdigung weitergelebt werden.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und freue mich nun auf den musikalischen Beitrag von Ruben Gulkanyan und Alexandra Speckbrock – an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön an Sie! – und anschließend auf die Laudatio von Herrn Prof. Dr. von Alemann von der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Laudatio für die Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises

ULRICH VON ALEMANN

Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin Grabe-Bolz, lieber Herr Kollege Philipp Erbentraut, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich freue mich sehr, dass ich heute hier in Ihrem Gießener Wilhelm-Liebknecht-Haus zu Ihnen sprechen darf. Wir befinden uns in einer Schule, wohl einer kleinen Gymnastikhalle mit Kletterwand hinter uns und buntem Kinderhaus vor uns im Garten – ein Umfeld, über das sich Wilhelm Liebknecht zweifellos gefreut hätte. Denn seine Devise Wissen ist Macht und Bildung ist der Schlüssel dazu passt genau auf einen Ort wie diesen. Das sind Aussagen, die seit Wilhelm Liebknecht bis heute Bestand haben.

Wir sind heute hier versammelt, weil Dr. Philipp Erbentraut den Wilhelm-Liebknecht-Preis für seine hervorragende Arbeit zum Thema „*Theorie und Soziologie der politischen Parteien im deutschen Vormärz 1815-1848*“ erhält. Dazu danke ich der Stadt Gießen und Ihnen, liebe Frau Oberbürgermeisterin, sowie der Jury recht herzlich.

Sicherlich hätte Wilhelm Liebknecht nicht nur seine Freude an diesem Ort der Preisverleihung, sondern auch an unserem heutigen Preisträger, der in seinem Bildungsweg die Macht von Bildung und Wissen in idealer Weise verkörpert. Philipp Erbentraut hat am Hansa-Gymnasium in Stralsund im Jahre 2000 sein Abitur abgelegt. Im Jahr 2001 bis 2006 studierte er Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Greifswald, ein Studium, das er mit dem Magister Artium 2008 abschloss. Er schrieb über das Thema „Volkssouveränität - ein obsoletes Konzept?“ Wir dürfen sicher sein, dass bei einer solchen Fragestellung ein „Nein“ am Ende gestanden hat, denn er plädierte dafür, dass der Begriff der Volkssouveränität keinesfalls auf die historische Müllhalde gehört.

Philipp Erbentraut hatte nach seinem Magisterabschluss zunächst verschiedene Positionen an der Universität Greifswald inne und nahm auch ein Stipendium an der Universität Bergen in Norwegen im Jahre 2005 wahr. Schließlich ist er 2008 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf geworden und zwar am Institut für deutsches und internationales Parteienrecht und Parteienforschung, das ich damals als stellvertretender Direktor mitgeleitet habe.

Dies ging bis ins Jahr 2012, also fast 5 Jahre, bis er dann im Jahre 2013 Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Universität Siegen wurde, ein Titel, der die Phantasie anregt: „Lehrkraft für besondere Aufgaben“. Ein bisschen merkwürdig und geheimnisvoll für Außenstehende. Was mag das sein? Vielleicht sind es aber nur auch die Verrenkungen der Universitätsbürokratie, die einen solchen Titel hervorbringen. Nach seiner Promotion ist er dann von 2015 bis heute Akademischer Rat an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main geworden und wurde 2016 ausgezeichnet als Fellow im Postdoc-Netzwerk des „jungen ZiF“ an der Universität Bielefeld, also des Zentrums für interdisziplinäre Forschung. Eine hohe Ehre.

Soweit zum Lebenslauf von Philipp Erbentraut. Sie, Herr Erbentraut, haben in diesem Jahr den an allen Universitäten und wissenschaftlichen Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland ausgelobten Wilhelm-Liebknecht-Preis der Universitätsstadt Gießen mit Ihrer Dissertation gewonnen. Dieser Preis wird für hervorragende geschichtliche und sozialwissenschaftliche Publikationen verliehen, die sich den sozialen Grundlagen zum Aufbau und zur Sicherung demokratischer Gemeinwesen widmen.

Heute haben wir die Möglichkeit, Ihre Arbeit noch einmal zu reflektieren im Andenken an den am 29. März 1826 in Gießen geborenen und am 7. August 1900 gestorbenen Reichstagsabgeordneten und Mitbegründer der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Wilhelm Liebknecht.

Die Arbeit von Philipp Erbentraut ist eine hervorragende Publikation, in der die Rolle von Parteien im Vormärz in ein neues Licht gerückt wird. Damit gelingt es ihm, auf einer überaus fundierten quellenreichen Basis eine ganz neue Perspektive auf die Parteiendemokratie zu werfen.

Von ihm wird eine wichtige Etappe der Entwicklung der Parteiendemokratie und der Parteien resümiert, an die sich bisher in der Forschung kaum jemand in diesem Ausmaß herangetraut hat.

Aber nicht nur für die politikwissenschaftliche Parteienforschung ist diese Arbeit wichtig, sondern auch für die Geschichtswissenschaft, die politische Philo-

sophie, die Staatsphilosophie, die politische Ideengeschichte und die Rechtsgeschichte ist sie von ganz besonderer Bedeutung.

Ich selbst habe mich besonders über die Ergebnisse dieser Arbeit gefreut, da ich mich – neben einigen anderen von meinen wissenschaftlichen Interessen – in den letzten Jahrzehnten immer wieder mit den Parteien und der Parteidemokratie befasst habe. Wilhelm Liebknecht hätte diese Ergebnisse als absoluter Parteienfreund durchaus befürwortet.

In seiner Arbeit zeigt Dr. Philipp Erbentraut, dass es im deutschen Vormärz entgegen vieler wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Einschätzungen eine positive Auffassung von Parteien gegeben hat, die gleichzeitig bedeutend für das heutige Parteienverständnis ist.

Mit diesem Ergebnis widerlegt Philipp Erbentraut eine zentrale politikwissenschaftliche Annahme. Anschaulich schildert er, wie über Parteien im politischen Denken des deutschen Vormärz nachgedacht worden ist. Es gab zwar viele Stimmen, die sich gegen Parteien aussprachen, daraus kann aber keineswegs eine alte deutsche Disposition zur Parteienfeindschaft abgeleitet werden.

In mehr als 250 Texten identifiziert Erbentraut eine Beschäftigung mit Parteien. Sehr viele davon zeigten sich überzeugt, dass ohne Parteien künftig keine Politik mehr möglich sein wird. Diese Überzeugung zog sich durch das gesamte politische Spektrum von links bis rechts.

Ich möchte an dieser Stelle vier zentrale Ergebnisse der Dissertation zusammenfassend darstellen:

1. Auf der Grundlage einer breiten Quellendurchsicht erarbeitet Erbentraut, dass bisher von einer zu negativen Auffassung von der Rolle der Parteien im 19. Jahrhundert ausgegangen wurde.
2. Diese zu negative Auffassung des Parteienverständnisses beruht auf der ausschließlichen wissenschaftlichen Lektüre weniger berühmter Texte, die ein zu abwertendes Bild von Parteien aufweisen. Dadurch wird ein zu kleiner Ausschnitt der Parteidebatte im Vormärz gezeichnet, der die damaligen Auseinandersetzungen verkürzt.
3. Das Defizit rührt wohl auch daher, dass ein zu enger Parteibegriff verwandt wurde, denn oft wurden andere Begriffe synonym verwendet, wie Fraktion, Faktion, Gruppe usw. Und es wurde zu eng auf Deutschland geschaut. Oft wurden die englischen Parteien als ein Vorbild gelobt.
4. Auf diesem zu engen Ausschnitt der Parteidebatte beruht der viel konstatierte Anti-Parteien-Affekt im deutschen politischen Denken des 19. Jahrhunderts. Dieser ist durch die Lektüre der Vielzahl an Literatur zu widerlegen, da es durchaus quer durch alle politischen Lager neben negativen auch positive Stellungnahmen gegenüber Parteien gab.

Auch die methodische Herangehensweise von Herrn Erbentraut ist in besonderem Maße zu würdigen, da eine Analyse auf einer solch umfassenden Quellengrundlage bisher kaum angewandt wurde. Anders als viele seiner Kollegen fußt seine Analyse

nicht nur auf der Rezeption weniger Texte berühmter Autoren, sondern bezieht oft viel breitenwirksamere Epigonen und Jünger der großen Meister in die Analyse mit ein. Dadurch zeichnet er ein sehr realistisches und buntes Bild der damaligen Zeitdebatte.

Vergleichen wir die Möglichkeiten der umfassenden Textanalyse mit unseren damaligen Möglichkeiten als Doktoranden, so sind durch diese neuen Techniken solche Arbeiten wie von Philipp Erbentraut überhaupt erst möglich. Ich bin mir sicher, dass es auch in Zukunft enorme Fortschritte in der quantitativen Analyse einer Vielzahl an früheren Schriften geben wird.

Die Arbeit von Philipp Erbentraut zeigt, wie sehr es sich lohnt, mithilfe der neuen technischen Möglichkeiten die vergangene Parteidebatte zu analysieren und zu hinterfragen.

Für einen realistischen und facettenreichen Einblick in die Parteidebatte im Vormärz kann ich diese Arbeit von Philipp Erbentraut nur jedem in diesem Raum empfehlen. Insbesondere in Zeiten, in denen traditionelle Volksparteien weniger Wähler für sich gewinnen können und in der sie wissenschaftlich und gesellschaftlich hinterfragt werden, in Zeiten, in denen wir seit Jahren von einer Politikverdrossenheit sprechen, zeigt Philipp Erbentraut wie vielfältig der Streit um die Rolle von Parteien schon immer gewesen ist und auch immer sein wird.

Wie bei allen Dingen im Leben, wird es auch im Anbetracht der Rolle von Parteien immer Parteienfans und Parteiengegner geben und auch die Umstände werden sich ändern. Blicken wir jedoch vom heutigen Standpunkt auf die farbige Parteiauffassung im Vormärz zurück, so können wir doch behaupten, dass sich Parteien bis heute in der politischen Auseinandersetzung als zentrale Grundpfeiler des politischen Lebens vielfach bewährt haben.

Philipp Erbentraut hat mit seiner Dissertation Neuland betreten. Er hat seinen eigenen Doktorvater überführt, die Quellen nicht ausführlich genug ausgewertet zu haben. Er hat für die Anerkennung der Parteien im deutschen Vormärz des 19. Jahrhunderts eine klar abweichende Meinung von seinem Doktorvater formuliert. Dies war mutig und dies war weiterführend und dies habe ich hoch respektiert. Die Söhne müssen die Erkenntnisse der Väter überschreiten. Das ist ihm gelungen.

Und so ist er heute nicht mehr mein Schüler, so bin ich heute nicht mehr sein Doktorvater, so ist er nun heute zu meinem wissenschaftlichen Kollegen herangereift. Und dazu möchte ich ihm herzlich gratulieren.

Wilhelm Liebknecht und die politischen Parteien in der deutschen Demokratiegeschichte

Ansprache des Preisträgers anlässlich der Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises der Universitätsstadt Gießen am 12. November 2017

PHILIPP ERBENTRAUT

Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin Grabe-Bolz, lieber Herr von Alemann, wertere Mitglieder des Auswahlgremiums, meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Kollegen!

Über die Verleihung des Wilhelm-Liebknecht-Preises 2017 habe ich mich vor allem deshalb sehr gefreut, weil Liebknecht wie kaum ein anderer in der deutschen Demokratiegeschichte die Tradition und die Ideen von 1848 verkörpert.

1826 in Gießen geboren, hatte er sich bereits im Vormärz als junger Student der Geisteswissenschaften der republikanischen Sache verschrieben. 1848 kämpfte er in Paris und nahm als Leutnant der Volkswehr am badischen Aufstand teil. Nach der Niederschlagung der Revolte fand er zunächst Zuflucht in der Schweiz, später in England wo er als Mitglied des Bundes der Kommunisten in engem Kontakt zu Marx und Engels stand. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland avancierte Wilhelm Liebknecht schließlich zu einem der Gründerväter der SPD und einem der profiliertesten Redner im Reichstag.

Wie wird man so einem Denkmal in einer sonntäglichen Dankesrede gerecht? Am besten mit einem zünftigen Streit!

Platzen wir also gleich mitten hinein in eine Fehde, die sich zu Beginn des Jahres 1842 zwischen den Dichtern **Georg Herwegh** und **Ferdinand Freiligrath** ereignet. Es geht dabei um die Frage, ob die Poesie sich in den Kampf der politischen Parteien einmischen darf, kann und soll. Herwegh plädierte dafür. Freiligrath war strikt dagegen. Den Anlass für diese Kontroverse gab Freiligraths Gedicht: „Aus Spanien“. Und der entscheidende Vers darin lautet:

**„Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.“**

Herwegh antwortet kurze Zeit später mit dem Gedicht „Die Partei. An Ferdinand Freiligrath“ Darin preist er die Partei als „Mutter aller Siege“ und fordert den Dichter auf, sich an dem Befreiungskampf des deutschen Volkes zu beteiligen. Die Gleichgültigen und allzu Unparteiischen werden regelrecht bestürmt:

**„Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?“**

**Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehlen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder,
Und kämpften auf der Zinne der Partei.“**

Nun ist Herweghs enthusiastisches Lob der politischen Parteien – und das ist hier der entscheidende Punkt – anders als der überwiegende Teil der einschlägigen Forschungsliteratur bis heute glauben machen will, durchaus kein peinlicher und zu vernachlässigender Einzelfall im politischen Denken des deutschen Vormärz.

Vielmehr gibt es – nicht erst seit Berlin, Bonn oder Weimar – sondern bereits lange vor der 1848-er Revolution und der Frankfurter Paulskirche quer durch alle politischen Lager verbreitet positive, parteienbefürwortende Stellungnahmen. Radikaldemokratische und sozialistische Revolutionäre wie der junge Wilhelm Liebknecht zählten freilich zu den glühendsten Parteienfreunden.

Von dem viel zitierten **generellen Anti-Parteien-Affekt**, etwa gar in Form eines „*ideologischen Paradigmas im 19. Jahrhundert*“, wie erst kürzlich wieder in einer rechtshistorischen Habilitation zu dem Thema zu lesen war, kann heute jedenfalls keine Rede mehr sein.

Dies ist auch *eines* der zentralen Ergebnisse meines Buches, das sich mit der **Wahrnehmung politischer Parteien im vormärzlichen Deutschland** befasst. Für diese Studie habe ich mehrere hundert publizistische und staatsphilosophische Quellen aus der Zeit von 1815 bis 1848 untersucht und hinsichtlich bestimmter normativer Aussagen zum Phänomen der politischen Partei ausgewertet.

Zeitgenössische Monographien und Flugschriften zählten dabei ebenso zum Quellenkorpus wie Zeitschriften- und Zeitungsartikel sowie Handbuch- und Lexikonbeiträge. Vereinzelt aber eben auch Reden und Briefe, Lieder und Gedichte wie die soeben zitierten von Herwegh oder Freiligrath. Neben den führenden Köpfen der Zeit auch die geistigen Erzeugnisse der sogenannten Denker zweiten und dritten Ranges.

Dieses Experiment führt in letzter Konsequenz, so zumindest meine These, zu einer **Revision des derzeit gültigen Forschungsstandes, der die Wahrnehmung politischer Parteien** in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei weitem zu skeptisch beurteilt.

Worauf gründet sich nun entgegen der Annahme eines generellen Anti-Parteien-Affekts das Lob der politischen Parteien im Einzelnen?

Aus der Fülle des Materials will ich Ihnen einige besonders prägnante Beispiele präsentieren. Über die reine ideengeschichtliche Rekonstruktion hinaus interessiert mich dabei aber ebenfalls die Frage, welche Anregungspotenziale die parteientheoretische Diskussion des Vormärz für unsere Gegenwart bereithält.

Zu diesem Zweck sortiere ich die normativen Aussagen der Vormärztheoretiker hinsichtlich dreier – sich damals wie heute stellender – Probleme im Umgang mit den Parteien und zwar:

1. Bezüglich der den Parteien zugeschriebenen **Funktionen** innerhalb des politischen Systems (und damit der **Außenperspektive**),
2. der theoretischen Rechtfertigung ihres **Wettbewerbs (Zwischenperspektive)**,
3. und schließlich der Frage der inneren Parteiorganisation (oder Binnenperspektive)

Ich beginne mit der Funktion ...

Funktion

Die Zuweisung konkreter Aufgaben an die Parteien verlangte von den Autoren im Vormärz **viel Phantasie**. Schließlich hatten bereits die *Karlsbader Beschlüsse* von 1819 einem freien Parteiwesen in Deutschland den Boden entzogen. Und nach dem *Hambacher Fest* von 1832 erging im gesamten Bundesgebiet ein generelles Parteiverbot. Sogar die Verherrlichung ausländischer Parteien stand nun unter Strafe. Die Frage, welche Rolle politische Parteien in der bestehenden oder einer späteren, (erst noch zu erkämpfenden) Verfassung spielen könnten, war also durchaus spekulativ. Auf diese Weise konstitutionell kaum eingehegt entwickelte sich jedoch eine äußerst lebhaft und facettenreiche Debatte über den normativen Standort der Parteien zwischen Staat und Gesellschaft.

So konnte der **Hegelianer Karl Rosenkranz** schon zu Beginn des Jahres 1843 mit Recht konstatieren, Partei sei in der deutschen Verfassungsdiskussion „*ein unentbehrliches Schlagwort*“ geworden. Rosenkranz selbst brachte die Parteien bereits vorsichtig mit der Gesetzgebung in Verbindung. Gleichwohl wurde die Regierung hier noch gewarnt, ihren überparteilichen Standpunkt zu verlassen. Sie habe vielmehr die Aufgabe, über dem „*Waschbeckentumult eines parteiischen Treibens*“, den Staat nach seiner Ganzheit und Einheit zu vertreten.

Dagegen schimmert bei **Carl Salomo Zachariä**, einem weiteren Liberalen der Zeit, sogar schon das Konzept einer Parteiregierung auf, wenn er erklärt: „[...] *zu Folge des Wesens der konstitutionellen Monarchie, hat sich die Regierung entweder an die eine oder an die andere Parthei anzuschließen, und zwar an diejenige, welche in der II. Kammer die Mehrheit der Stimmen hat.*“

Der spätere **Paulskirchenabgeordnete und Barrikadenkämpfer Julius Fröbel** sprach am Vorabend der 1848-er Revolution, also 100 Jahre vor dem Grundgesetz, sogar schon von Parteien „*verfassungsmäßiger Existenz*“, in denen er die geeigneten Vehikel zur Verwirklichung seiner basisdemokratischen Volkssouveränitätsideale erblickte. Fröbel gedachte mit Hilfe der Parteien, den einmaligen revolutionären Schöpfungsakt der Verfassung, wie Rousseau ihn im Gesellschaftsvertrag beschrieben hatte, in Form einer „*legalen und permanenten Revolution*“ auf Dauer zu stellen. So sollte die Demokratie auf Parteien gestützt auch in großen Gemeinwesen möglich werden.

Blieben solche demokratischen Herrschaftsvisionen zunächst auch noch Utopie, so gab es doch selbst am anderen Ende des politischen Spektrums schon vereinzelte Versuche, der vermeintlich ach so verhassten Parteifrage einen konstruk-

tiven Dreh zu geben. So philosophierte der erkonservative Berliner Literaturhistoriker **Victor Aimé Huber** schon 1841 über – so der Titel seiner Streitschrift – die „*Elemente, die Möglichkeit oder Nothwendigkeit einer konservativen Parthei in Deutschland*“. Das war immerhin sieben Jahre bevor das **Kommunistische Manifest**, freilich einer anderen Partei, die welthistorische Mission zuwies, den Sturz der Bourgeoisie und den Sieg des Proletariats vorzubereiten.

Huber plante hingegen seine Partei zu einer Art Ausfallbürgschaft des Konservatismus im Falle monarchischen Versagens Friedrich Wilhelms IV. aufzubauen. Es sei im Ernstfall die Aufgabe des organisierten Konservatismus, die gute Sache auch gegen einen fahnenflüchtig gewordenen (Reformer-)Fürsten zu verteidigen. Weil er für dieses Unternehmen viel Geld brauchte, bringt Huber – 1841! – sogar schon den Gedanken einer staatlichen Parteienfinanzierung ins Spiel.

Wettbewerb

Bei der Gesetzgebung mitmachen, die Volkssouveränität verwirklichen, eine konservative Revolution vorbereiten –

Der Partei wurden im Vormärz also schon eine ganze Reihe zentraler Funktionen innerhalb des bestehenden oder zukünftigen politischen Systems zugewiesen. Zumindest stillschweigend war damit gleichzeitig, und damit **komme ich zum zweiten Punkt der Zwischenperspektive**, der Wettbewerb mehrerer Parteien untereinander anerkannt.

Denn wie der Altertumsforscher **Barthold Georg Niebuhr** nüchtern konstatierte: „*sobald es eine Parthei giebt, so sind deren auch zwei*.“ Und er fügt großmütig hinzu: Wer bei dieser Einsicht nur solche Parteien gelten lassen wolle, die auf das Wahre und Gute allein gerichtet seien, der wisse wenig, wie es mit der Partei bestellt sei, zu der er selbst gehört.

Ohne den Kampf entgegengesetzter Kräfte könne es weder Demokratie, noch Freiheit, noch Fortschritt in der Geschichte geben, war eines der am häufigsten wiederkehrenden Motive der Parteienbefürworter. So notiert ein junger Redakteur der Kölnischen Zeitung, ein gewisser **Karl Marx**, im Jahr 1842: „*Ohne Parteien keine Entwicklung, ohne Scheidung kein Fortschritt*.“

Und in einem Brief **Heinrich von Gagerns** aus dem November 1837 heißt es ähnlich: „*Wo immer das Volk Anteil an der Regierung hat, da werden Parteien sein und ein Kampf der Parteien*.“ Wer das nicht akzeptieren wolle, müsse sich an den Gedanken gewöhnen, dass es keine demokratische Beteiligung an der Herrschaftsausübung geben könne. Und noch kategorischer kommt der spätere Paulskirchenpräsident zu dem Schluss: „*Der kennt die Freiheit und liebt sie praktisch nicht, der den Kampf der Parteien als einen Auswuchs, als etwas Vermeidliches und zu Unterdrückendes darstellt*.“

Wieder andere Denker argumentierten, der offene Wettstreit der verschiedenen Farben befördere zuverlässig die größten politischen Talente an die Macht und garantiere auf diese Weise insgesamt bessere Politikergebnisse.

So behauptet **Murhard**, England habe just in dem Augenblick „*den höchsten Gipfel der Macht und Nationalwohlfabrt*“ erklommen, als „*die ganze Nation in die beftigsten Gegenparteien getheilt wurde*“. Gerade durch seine Whigs und Tories, durch seine Radikalen und Chartisten sei England im Stande, die erste Rolle auf dem Welt-

theater zu spielen und seine Waffen zu gleicher Zeit an die Ufer des Hoangho, an den Fuß des Himalaya und in die Steppen von Amerika zu tragen.

Der Junghegelianer **Jachmann** ergänzt in trefflicher Aktualität: „*Als in Rom die Parteien aufhörten, kamen die Neros zur Herrschaft; Rußland kennt keinen Kampf der Parteien, aber auch kein Staatsleben, und in den orientalischen Despotien pulsirt des ganzen Staates jämmerliches Scheinleben in der ‚chronique scandaleuse‘ und den blutigen Intriguen des Hofes.*“

Apodiktisch heißt es im gleichen Jahr (1843) in einem Artikel des „**Beobachters**“ aus Württemberg: „*Nur die Partei schafft Reibung und Leben, und wer keine Partei will, will auch keine Reform.*“

Ängstlichere Gemüter versuchte **Arnold Ruge** deshalb noch am unmittelbaren Vorabend der 1848-er Revolution mit dem Hinweis zu beruhigen, das Lob der Partei sei in Wahrheit „nicht eine Anleitung zur Revolution, sondern eine Angabe, wie sie gründlich zu vermeiden sei“. Die politischen Parteikämpfe seien wie „Ventile an dem Dampfkessel, in welchem der Volksgeist siedet. Sie machen sein Zerspringen unmöglich“.

Diese gewagte Prognose fünf Minuten vor dem großen Knall führt nun direkt zur letzten meiner drei Forschungshinsichten. Und zwar von den gesamtgesellschaftlichen Druckverhältnissen zum Aggregatzustand der Parteien im Inneren. Die Rede ist vom Problem vormärzlicher Parteiorganisation.

Organisation

Durchstöbert man unter anderem die zeitgenössischen Handbücher und Lexika nach der Organisationsfrage, so stößt man im **Brockhaus von 1846** auf eine ernste Warnung. Unter dem Stichwort „Partei“ heißt es hier:

Es lasse sich zwar nichts gegen das natürliche Entstehen und Zusammenhalten der durch Gleichheit der Ansichten Verbundenen, „*aber sehr viel gegen organisirte, mit bewußter Berechnung verfabrende Parteien sagen.*“ Denn „*das bewußte Zusammenschließen zur Partei und das geflüßentliche Organisiren solcher*“ könne zu schlimmen Übeln führen.

Nun hat die Forschung aus diesem „Organisationsverbot“ im Brockhaus und einigen anderen missverständlichen oder aus dem Zusammenhang gerissenen Äußerungen vorgeblicher Klassiker der Zeit vielfach den voreiligen Schluss gezogen, der Vormärz habe unter Parteien generell noch keine realen Gruppen, sondern in der Regel nur lose Gesinnungsgemeinschaften verstanden oder dulden wollen.

„Parteien waren für sie mehr oder weniger Gedankengebilde, dialektische Momente im Prozeß der Geistesgeschichte“, heißt es beispielsweise in einem viel beachteten Beitrag **Theodor Schieders**, der seit seiner Erstveröffentlichung 1958 immer wieder zustimmend zitiert wurde. Die Parteientheorie, so der Autor weiter, habe sich hierzulande vor 1848 zwangsläufig in einem „luftleeren Raum“ bewegen müssen, da sie sich wegen der verspäteten Parlamentarisierung Deutschlands nirgends auf Anschauung und Erfahrung habe stützen können.

Nun, meine sehr verehrten Damen und Herren, **Diese Vermutung ist jedoch falsch.**

Im Gegenteil entwickelte die vormärzliche Parteientheorie eine immer klarere Vorstellung vom Organisationscharakter politischer Parteien. Eine solche realistische Anschauung konnte sich hauptsächlich aus drei ereignisgeschichtlichen Quellen speisen:

1. **Erstens, dem Studium des süddeutschen Frühparlamentarismus.** In dessen Landtagen war es nämlich spätestens ab den 1830er Jahren zu parteimäßigen Fraktionsbildungen gekommen, in denen sich vor allem liberale und demokratische Abgeordnete zu festen Gruppen zusammenschlossen. Diese ausgesprochenen Parteimänner hielten bereits strenge Fraktionsdisziplin und stimmten zeitweise auch gegen ihre individuellen Überzeugungen ab. „*Wer sich nicht der Partei fügt, fliegt hinaus*“, soll Liebknecht später einmal potenziellen Abweichlern in den eigenen Reihen gedroht haben. Die altliberalen Vorstellungen eines Dualismus von parteifreier Regierung *auf der einen* und einem Gesamtparlament als geschlossener Oppositionsfront *auf der anderen Seite* waren damit endgültig passé. Stattdessen hatte sich am Vorabend der 1848er Revolution der Charakter der Opposition zu innerparlamentarischen Gruppenbildungen hin verschoben.
2. Die zweite Anschauungsmöglichkeit für einen modernen Parteibegriff lieferte das **vormärzliche Vereinswesen**, das als Folge der staatlichen Repressionspolitik unter dem System Metternich zur Entstehung von sogenannten *Kryptoparteien* führte, die sich unter dem Deckmantel harmloser Turn- oder Gesangsvereine tarnten und zunehmend politisierten. Insofern beweist das bundesweite Parteiverbot des Jahres 1832 auch nicht die Unmöglichkeit vormärzlicher Parteiorganisation, sondern genau das Gegenteil. Verbieten kann man in erster Linie Dinge, die es bereits gibt.
3. **Und schließlich bot den vormärzlichen Theoretikern in Deutschland natürlich auch die bereits weiter entwickelte parlamentarische Praxis des Auslands** genügend Anschauungsmaterial zur möglichen Organisation und Funktionsweise politischer Parteien. Der Blick ging hier vor allem nach England, wo Whigs und Tories bereits seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein wichtiger Gegenstand der öffentlichen Debatte und theoretischen Durchdringung waren. Das ausdrückliche Lob der englischen Parteien – nicht zuletzt durch konservative Denker wie Bülow oder sogar Hegel – sollte uns allein schon deshalb hellhörig machen, weil in der Tat, *alle deutschen Diskussionen über England im Vormärz, verkappte Diskurse über Deutschland sind.*

Angesichts solch vielfacher Vorbilder und realer Anschauungsmöglichkeiten ist die generelle Behauptung, es habe der vormärzlichen Parteientheorie quasi an Bodenhaftung und Realitätsbezug gefehlt, heute nicht länger haltbar. Es sind – *mit einem Körnchen Salz* – die uns bekannten Parteien, von denen auch die Autoren des Vormärz sprechen. **Das heißt politische Organisationen, die öffentlich miteinander um die staatliche Entscheidungsgewalt konkurrieren.**

Ein solchermaßen moderner Parteibegriff, der in den Ideen von und vor 1848 seinen geistigen Ursprung hat, lag dann eine Generation später, auch der Gründung der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands zugrunde, der ältesten noch heute bestehenden Partei in Deutschland, deren Geschichte für immer mit dem Namen und dem Erbe Wilhelm Liebknechts verbunden sein wird.

Ohne damit gleich selbst auf die Zinnen der Partei zu steigen, möchte ich mit meiner Forschung eine Lanze für die teilweise zu Unrecht vergessenen Vordenker der vormärzlichen Parteientheorie brechen und gleichzeitig den Pionieren der deutschen Demokratiegeschichte im 19. Jahrhundert ein wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Zu ihnen zählte auch Wilhelm Liebknecht.

Neues von Gießener Friedhöfen

DAGMAR KLEIN

1. Friedhof am Rodtberg Ehrenfelder für Kriegstote erhielten Informationstafeln

Auf dem Rodtberg-Friedhof gibt es vier Ehrenfelder für die Toten beider Weltkriege. Das älteste in Abteilung II, unweit von Eingang und Südmauer, wurde im Ersten Weltkrieg angelegt, zur Bestattung der im Lazarett verstorbenen Soldaten. Zunächst machte man keinen Unterschied nach Nationalitäten, dies begann erst in den 1920er Jahren als die am Krieg beteiligten Staaten ihre Toten an zentralen Gedenkortern zusammenführten. Bis auf Russland, das durch die Revolution beansprucht war. Alle in Gießen verbliebenen ausländischen Soldaten wurden auf das bereits während des Krieges zusätzlich eröffnete Gräberfeld in Abteilung III verbracht. Im Zweiten Weltkrieg folgte man diesem Verteilungsschema. Außerdem kamen in der neu eröffneten Abteilung V die Toten der Bombardierung Gießens dazu und nahe dem Jüdischen Teil (Abt. I) noch das Feld für die Fremdarbeiter.



Abb. 1: Die Informationstafel am Eingang zum Ehrenfeld für Kriegstote in Abteilung III.

Auch langjährigen Friedhofsbesuchern war nicht klar, seit wann und warum es mehrere Gedenkfelder gibt. Erklärende Informationen - über Friedhofsführungen

hinaus - erschienen notwendig. Zudem verschlechterte sich der Zustand von Steinkreuzen und Namenstäfelchen auf den Ehrenfeldern zunehmend. Eine Arbeitsgruppe bestehend aus Vertretern der Fachämter, das sind Thomas Roehmel und Roland Kauer vom Gartenamt, Joachim Rauch vom Denkmalschutz, Dr. Ludwig Brake vom Stadtarchiv und der Friedhofsführerin Dagmar Klein, wurde auf Anregung von Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz gegründet.

Ein erstes Arbeitsergebnis war 2016 das Anbringen der Bronzetafel für die gefallenen Soldaten des Krieges 1870/71 aus Gießen, die innerhalb der Gruftarkaden ihren neuen Aufstellungsort fand (siehe MOHG 2016). Ende Oktober 2017 folgte das Aufstellen von Informationstafeln an den Eingängen zu den Ehrenfeldern. Die Gestaltung der Glastafeln auf Betonsockeln geschah analog zum Gießen Historisch-Informationssystem in der Innenstadt (Harald Schätzlein). Die Sanierung der vielen bronzenen Namensplaketten am Boden wird in Absprache mit dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge in den nächsten Jahren erfolgen.

2. Alter Friedhof

Teil der bundesweiten Friedhofs-App www.wo-sie-ruhen.de

2014 wurde sie erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt, die Friedhofs-App www.wo-sie-ruhen.de. Vom Bundesministerium für Kultur und Medien gefördert, von der Stiftung Historische Kirchhöfe und Friedhöfe in Berlin-Brandenburg organisiert, waren in diesem ersten Schritt schwerpunktmäßig Berliner Friedhöfe vertreten.

Der Freundeskreis Alter Friedhof bekundete damals schon Interesse an einer Beteiligung. Für die Erweiterung im Jahr 2017 erhielt der Alte Friedhof in Gießen den Zuschlag, allerdings hatten sich die Bedingungen dahingehend geändert, dass die Antragstellenden einen Eigenbetrag zur Finanzierung leisten mussten. Das Gartenamt Gießen war sofort dabei und schloss sich damit einem bundesweit einheitlichen und zukunftsweisenden Informationssystem an.

Die Friedhofs-App bietet den Nutzern und Nutzerinnen viele Möglichkeiten. Bild und Text, Hören und Schauen sind kombiniert, wichtig für die Orientierung ist das Navigationssystem. Man kann daheim am PC alles bequem recherchieren, dabei auch andere Friedhöfe in Deutschland kennenlernen, oder man kann sich vor Ort per Handy über den jeweiligen Friedhof leiten lassen. Dafür muss der QR-Code (kostenfrei) aufs Handy heruntergeladen werden, was am PC oder an den Eingängen zum Friedhof möglich ist. Natürlich sind es nur ausgewählte Grabstellen und Besonderheiten, die vorgestellt werden, aber die Menge (25) dürfte für einen normalen Spaziergang ausreichend sein. Und sowieso ist das Projekt auf Erweiterung angelegt. Wenn die politische Seite weiterhin Interesse daran hat und Fördergelder bewilligt, dürfen sich Friedhofsfreunde auch künftig auf Erweiterungen freuen.



Abb. 2: Die Landschaftsarchitektin Fiona Laudamus aus Berlin nimmt die Geodaten für den Audioguide zum Alten Friedhof auf (Juni 2017).

REZENSIONEN

Guido Naschert (Hg.), Friedrich Christian Laukhard (1757-1822). Schriftsteller, Radikalaufklärer und gelehrter Soldat. Verlag Schöningh, Paderborn 2017; 219 Seiten; EUR 39,90.

Der Herausgeber des aus dem „Colloquium Laukhard im Untergrund. Zur Situation der Deutschen Radikalaufklärung in der Zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Gotha 2010)“ hervorgegangenen Bandes ist in Gießen kein Unbekannter. Der heute in Weimar lebende Philosoph und Literaturwissenschaftler Guido Naschert unterrichtete an den Universitäten Gießen, München und Erfurt und ist Mitglied des Forschungszentrums Gotha. Die Differenz von sieben Jahren zwischen dem Colloquium im Forschungszentrum Gotha auf Schloss Friedenstein und der Publikation deutet auf eine wohl komplizierte Entstehungsgeschichte hin. Der ursprünglich für den Band vorgesehene Beitrag von Dirk Sangmeister war bereits vorher als selbstständige Publikation erschienen,¹ wohl weniger, weil er „sehr umfangreich ausgearbeitet“ wurde, als dass er, wie man hört, nicht länger mit der Publikation seiner Forschungsergebnisse hinter dem Berg halten wollte. Umso anerkennenswerter, dass der Band nun doch noch fast zeitgleich herausgekommen ist.

Der Band reklamiert für sich, dass der libertine Schriftsteller, freigeistige Querkopf und Außenseiter der Aufklärung Friedrich Christian Laukhard erstmals von einer Gruppe von Forschern aus verschiedenen Disziplinen in den Blick genommen werde. Der editorische Hinweis, es handle sich um Wissenschaftler aus verschiedenen Bereichen der Diplomatie-, Wissenschafts- und Kulturgeschichte, bleibt allerdings etwas vage. Da dem Band kein Autorenverzeichnis beigegeben ist, sei

vorweg die Expertise der einzelnen Beiträge etwas näher betrachtet. Die folgenden Angaben beruhen allerdings nahezu ausschließlich auf einer Internetrecherche und können daher keinen völligen Anspruch auf Aktualität, Korrektheit oder Vollständigkeit erheben:

Der Kirchenhistoriker Malte van Spanken (Kap. I. 1.) hat sich mit Laukhard vor allem in Bezug auf dessen Zeit in Halle befasst, wo er seit zehn Jahren zur theologischen Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts forscht und an mehreren Editionsprojekten beteiligt ist. Seine theologiegeschichtliche Darstellung und konfessionskundliche Orientierung reiht sich in eine Reihe von Publikationen zur Aufklärungstheologie und Pietismusforschung ein. Im Jahr 2014 hat er zusammen mit Stefanie Pfister „Johann Jacob Rambachs Erbauliches Handbüchlein für Kinder“ (1734) herausgegeben.

Der auf Kosmologien der Renaissance spezialisierte Wissenschaftshistoriker Pietro Daniel Omodeo (Kap. I. 2.), PhD, Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte (MPIWG), Berlin, ist Mitglied des an der Freien Universität Berlin angesiedelten Collaborative Research Centre Episteme in Bewegung. Er ist Autor von „Copernicus in the Cultural Debates of the Renaissance: Reception, Legacy, Transformation“ (Leiden, 2014).

Die Forschungsfelder der Gothaer Historikerin Anne-Simone Rous (Kap. II. 2.) sind Geschichte der internationalen Beziehungen in der Frühen Neuzeit, Diplomatiegeschichte (Kommunikation, Konfliktmanagement), Sächsische Landesgeschichte, Adelsgeschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie Geschichte der Intelligence und Kryptologie.

1 Dirk Sangmeister, *Vertrieben vom Feld der Literatur. Verbreitung und Unterdrückung der*

Werke von Friedrich Christian Laukhard. Bremen: edition lumière, 2017.

Michael Multhammer (Kap. III. 1.) bekleidet eine Junior-Professur am Germanistischen Seminar der Universität Siegen. Er ist Mitherausgeber der „Anthologie Kriminelle – Freidenker – Alchemisten. Räume des Untergrunds in der Frühen Neuzeit“ (2014).

Andrew McKenzie-McHarg (Kap. III. 2.), Historiker in Cambridge, beschäftigt sich mit Geheimgesellschaften und Verschwörungstheorien, in welchem Zusammenhang er zuletzt eine Monographie über Carl Friedrich Bahrds „Deutsche Union“ unter dem Titel „How to Sabotage a Secret Society: The Demise of Carl Friedrich Bahrds German Union in 1789“ (2017) veröffentlicht hat.

Der Germanist Oliver Bach (Kap. III. 3.) hat sich u.a. mit der politischen Dichtung der Frühen Neuzeit und barocken Dichterturisten befasst, wobei er seinen Fokus auf den Schnittpunkt epistemischer Ansprüche und kulturgeschichtlicher Einbettung des frühneuzeitlichen Denkens legt. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in einer Forschergruppe, die sich mit „Natur als Argument in juristischen Diskursen und literarischen Imaginationen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit“ befasst.

Die auf S. 210 abgedruckte Karte der räumlichen Bewegungen Laukhards wurde von Catalina Giraldo Vélez M.A. erstellt, die künstlerische Mitarbeiterin an der Professur Multimediales Erzählen an der Bauhaus-Universität Weimar ist.

Die Beiträge im Einzelnen:

Der Kirchenhistoriker **Malte van Spankeren** widmet sich in seinem Beitrag der für Laukhards Werdegang entscheidenden Berührung mit der Halleschen Aufklärungstheologie in den Jahren 1782 und 1783. In dieser Zeit, in der er als akademischer Dozent tätig war und darüber hinaus als Lehrer an den Franckeschen Stiftungen pädagogische Erfahrungen sammelte, gewann er einen ausführlichen und intimen

Einblick in das dortige facettenreiche Studentenleben, das er als ein um seinen Lebensunterhalt kämpfender Schriftsteller der Spätaufklärung literarisch verarbeitete. Van Spankeren untersucht Laukhards Wahrnehmung der Halleschen Aufklärungstheologie vor allem in den Kapiteln 13 bis 17 im zweiten Band seiner Lebensbeschreibung. Dass Laukhard schon vor seiner Ankunft in Halle während seines Studiums in Gießen mit der Aufklärungstheologie in Berührung gekommen war, erwähnt van Spankeren eingangs mit Blick auf die Tatsache, dass Laukhard bei Carl Friedrich Bahrds (1741-1792) Vorlesungen gehört hatte. Van Spankeren führt aus, dass Laukhard in Halle seine Kenntnisse beträchtlich vermehren und Erfahrungen als akademischer Dozent sammeln konnte. Seine Wahrnehmung der in Halle vorherrschenden Aufklärungstheologie sei im Wesentlichen durch sein persönlich intensives Verhältnis zu deren führendem Vertreter Johann Salomo Semler (1725-1791) geprägt worden, dessen grundlegende theologische Begriffsprägungen Laukhard an seine eigenen Studenten und Schüler weitergegeben habe. Daneben habe Laukhard aber auch in den Seminaren Johann August Nösselts (1734-1807) von dessen exegetischen Forschungen profitiert.

Der Verfasser argumentiert, dass Laukhard in Hinsicht auf das studentische Leben in Halle einen kritischeren Blick gewonnen habe, womit „zweifellos auch ein Stück Selbstkritik zum Ausdruck“ gekommen sei. Seine Erfahrungen als Dozent hätten ihm einen Blick für ein Berufsfeld geöffnet, gegen das er sich schließlich entschieden habe. Insgesamt sei durch die Begegnung Laukhards mit der Halleschen Aufklärungstheologie sein eigenes theologisches Denken modernisiert worden. In einer abschließenden Fußnote verweist der Verfasser darauf, dass es „sicherlich eine lohnenswerte Aufgabe [wäre], in einer weiter ausgreifenden Studie zu prüfen, inwiefern in Laukhards schriftstellerischem

Werk Rezeptionsspuren der späten Aufklärungstheologie“ zum Ausdruck kommen.

Laukhards lateinische Dissertation über Giordano Bruno beleuchtet **Pietro Daniele Omodeo** im Kontext der frühneuzeitlichen Bruno-Rezeption. Bei der „Diatriba historico-philosophica de Jordano Bruno“ aus dem Jahr 1783 handelt es sich um einen universitären Disput, in dem es inhaltlich um eine Verteidigung Brunos vor den Vorwürfen des Atheismus und Irrationalismus ging. Durch die Verteidigung und Veröffentlichung dieser Thesen erwarb sich Laukhard das Recht auf eine Privatdozentur, weswegen der Text zu Recht auch als seine Habilitationsschrift bezeichnet wird. Omodeo ordnet Laukhards Diatriba aus einer ex post Perspektive vor dem Anfang einer modernen Rezeption Brunos ein, wobei der Verfasser eine prägnante Text- und Quellenanalyse unterbreitet und das Bruno-Bild Laukhards analysiert und bewertet. Giordano Bruno sei nach Laukhard ein offener Denker, ein Kritiker der Tradition und ein Reform der Philosophie gewesen, der im Grunde bereits aufklärerische Einstellungen gehegt habe. Wegen der Radikalität seines Denkens sei er von intoleranten Katholiken, Calvinisten und Pariser Theologen bekämpft worden, die sich unkritisch an die Tradition gehalten hätten. Laukhards Brunobild gipfelt in einem Lob über den Stoizismus, mit dem Bruno in den Tod gegangen sei.

Implizit verteidige Laukhard das freie Denken im Allgemeinen, insbesondere den Deismus und auch den Spinozismus, vor dem Verdacht der Gottlosigkeit. Die Atheismus-Anklage sei von jeher eine listige Strategie gewesen, Philosophen zu diskreditieren und anzugreifen. Der Fall Brunos bilde hier keine Ausnahme. In seiner kritischen Auseinandersetzung mit der Philosophie Brunos näherte sich Laukhard, so Omodeo, den Idealen der französischen Radikalaufklärung an, wobei der Verfasser eine auffällige weitgehende

Übereinstimmung mit Diderots Lexikoneintrag „Jordanus Brunus“ in der Encyclopédie (1773) bemerkt. Omodeos Bewertung der Diatriba fällt in wesentlichen Punkten zu Ungunsten Laukhards aus. Sein Bild Brunos sei in vielerlei Hinsicht ungenau und stütze sich im Wesentlichen auf Sekundärquellen. Die Aufzählung der Schriften des italienischen Philosophen sei lückenhaft. Daher richte sich die Deutung von Brunos Denken vor allem auf die metaphysische Dimension seines Werkes. Dennoch: auch wenn Laukhard selbst sogar in seiner Autobiographie seine akademischen Thesen gering eingestuft habe, so seien sie doch nicht unwichtig, da sie zur Ideenverbreitung beigetragen hätten. Die Arbeit dokumentiere eine gewisse radikal-aufklärerische Bruno-Rezeption und stelle das Zeugnis eines erneuten Interesses für Bruno in der deutschen philosophischen Kultur dar. Laukhard habe sich von der zeitgenössischen Debatte inspirieren lassen, um zu einer Rehabilitierung dieses Autors zu gelangen. Trotz der Fehler und Lücken sei Laukhards Porträt von Bruno genau deswegen so lebendig geraten, weil es die Leidenschaften des jungen und turbulenten Verteidigers zeige, der sich mit dem „Märtyrer des freien Denkens“ identifiziert habe. Dem Aufsatz Omodeos ist eine deutsche Übersetzung der Dissertation Laukhards angehängt, die auf eine bereits publizierte ältere Übersetzung aus dem Jahr 1983 zurückgreift.

Der prekäre Zusammenhang zwischen Aufklärung und Radikalisierung bildet den thematischen Rahmen für **Guido Nascerts** Untersuchung. Die Frage, ob „nicht die radikale Denkweise und die ihr oftmals inhärente Intoleranz, ja verbale wie physische Gewalttätigkeit selbst ein Zeichen mangelnder Aufgeklärtheit“ sei, lasse sich nicht ausschließlich im Hinblick auf die Ideen der impulsgebenden und diskursbestimmenden Autoren der Epoche diskutieren. Vielmehr lohne es sich, den Blick auf solche Aufklärer zu werfen, die sich tatkräftig in die Konflikte einmischten

und die Widersprüche zwischen Theorie und Praxis lebten, ein Fall, der bei Laukhard gegeben sei. Bei ihm sei die Freigeisterei mehr als ein momentanes Aufbegehren gewesen, sondern die Grundlage einer von deistischen, antiklerikalen und libertinistischen Überzeugungen getragenen Lebensform, die sich Strategien der Persiflage, Satire und Parodie bedient habe, um verhasste Institutionen und ihre Vertreter anzugreifen. Sehr treffend und für das Verständnis von Laukhards praktischen Entscheidungen und Verhaltensmustern hilfreich ist Nascherts Befund, dass neben Sachgründen und äußeren Faktoren wie ökonomische Zwänge oder Unrechtserfahrungen oftmals Sympathien mit anderen Vertretern der radikalen Aufklärung eine ausschlaggebende Rolle spielten, - man könnte sogar auch noch einzelne Aufklärungsgegner (z.B. Lobstein) in den Kreis aufnehmen bzw. Antipathien gegen radikale Aufklärer (z.B. Bahrdt) in den Horizont einbeziehen. Im Sinne eines neuen Ansatzes postuliert Naschert, Laukhards Radikalität nicht primär als eine Folge sozialer Deklassierung zu sehen, wie Christoph Weiß dies in seiner umfassenden Laukhardstudie aus dem Jahr 1992 getan habe, sondern mit frühneuzeitlichen Traditionen des religiösen Nonkonformismus und der radikalen Aufklärung in einen Zusammenhang zu bringen. In der Detailanalyse stellt Naschert Laukhards Radikalisierungen unter 5 verschiedenen Aspekten dar, nämlich der Studentenkultur als Kommunikationsraum radikaler Ideen (wobei Naschert besonders die Gießener Verhältnisse ins Spiel bringt) (1), der legitimistischen Funktion der Einflüsse des Sozinianismus und Deismus (2), der Geheimgesellschaften, insbesondere des Amicisten-Ordens, als verstärkende Kommunikationsrahmen für Religionskritik und Libertinage (3), der spezifischen Bedingungen des Aufenthaltes in Göttingen (die Naschert einer Neubewertung unterzieht) (4) und der Auseinandersetzung mit den ästhetischen Entwürfen der ‚Weima-

rer Klassik‘ als wichtigem Beitrag zu einer ‚Literaturgeschichte der Radikalisierung‘ (5). Aus Gießener Perspektive interessant ist das von Naschert aus der Göttinger Matrikel zusammengestellte „Verzeichnis von einigen Studenten, die zwischen 1776 und 1779 von Gießen nach Göttingen wechselten“, das als Appendix A dem Beitrag angehängt ist. Unter den 43 angeführten Personennamen springen ins Auge: Karl von Knoblauch aus Dillenburg, Johann Christian Buff aus Wetzlar, Johann(es) Ernst Friedrich Dantz (Danz) aus Gedern, Ernst Schleiermacher aus Darmstadt, Daniel Alexander Eichhorn (pseud. Dornsteeg) aus Waldeck und Philippus Adam Battigi aus Mailand, dessen spezifischen Einfluss auf Laukhards „schlüpfrigen Ton“ und obszönen Sexualitätsdiskurs Naschert in seinem Beitrag einer kurzen Betrachtung unterzieht.

Anne Simone Rous ist nach Sieglinde Fischers Jenaer Dissertation über Laukhard als Autobiograph aus dem Jahr 1983 und Anne Feuchter-Felers französischsprachiger Studie über Gallophilie und Gallophobie bei Laukhard und Gentz aus dem Jahr 2011 die dritte Frau, die in die Männerdomäne der Laukhardforschung einbricht. Sie tut dies freilich nicht, wozu sie fachlich durchaus auch ausgewiesen wäre, unter einer frauenbezogenen Fragestellung, sondern unter dem Aspekt der Geheimdiplomatie, die eines ihrer Spezialthemen ist.

Konkret widmet sie sich der Frage, ob Laukhard als preußischer Soldat während des ersten Koalitionskrieges in der belagerten Festung Landau als Spion oder als Parlamentär tätig gewesen sei. Kompakt referiert Rous auf der Basis von Laukhards Autobiographie das Zustandekommen und den Verlauf seiner gefährlichen Sondermission als geheimer Emissär in das gegnerische Lager, die bekanntermaßen damit endete, dass er zum Jahresende 1793 in die französische Revolutionsarmee desertierte. Gegen die Selbstdarstellung Laukhards macht Rous erhebliche Zweifel

und Einwände geltend. Interessant ist die in diesem Zusammenhang vorgenommene Begriffsklärung, was um 1800 einen Spion bzw. einen Parlamentär auszeichnete und der Befund, dass Laukhard weder das eine noch das andere war, sondern, wie Rous vermutet, mehrfach die Rollen wechselte.

Michael Multhammer befasst sich mit dem autobiographischen Schreiben Laukhards, wobei er ihn chronologisch wie systematisch zwischen zwei weitere nonkonformistische Autobiographen seiner Zeit, Johann Christian Edelmann (1698-1767) und Johann Gottfried Seume (1763-1810), situiert. Dieser Ansatz bietet Multhammer Gelegenheit, die Rahmenbedingungen autobiographischen Schreibens im 18. Jahrhundert aufzurollen und sich dann mit der Schärfung des Begriffs Nonkonformismus zu befassen. Erst dann folgt ein chronologischer Durchgang durch die autobiographischen Texte der drei genannten Autoren. Damit sei, wie der Beiträger abschließend feststellt, nur „ein kleiner Ausschnitt an Gedanken auf dem Weg zu einem möglichen Forschungsfeld ‚Autobiographien von Nonkonformisten‘ angerissen“ worden.

Mit dem Wechselverhältnis zwischen Verschwiegenheit und Indiskretion in Autobiographien der Spätaufklärung befasst sich **Andrew McKenzie-McHarg**. Eingangs überrascht der Verfasser dadurch, dass er methodologisch auf die biblische Hermeneutik des von Gießen nach Halle gewechselten Theologen Hermann Gunkel (1862-1932) zurückgreift und dessen fachterminologisch definierten Begriff ‚Sitz im Leben‘ auf Laukhards Leben und Schicksale in Anwendung bringt. Diese

kreative Zweckentfremdung könne, so der Verfasser, neue Perspektiven auf die Funktion autobiographischen Schreibens eröffnen. Fokussiert auf Halle macht McKenzie-McHarg ein dichtes Geflecht von Wechselwirkungen mit Johann Salomo Semler und Carl Friedrich Bahrtd aus, die mit ihren Autobiographien derjenigen Laukhards vorausgingen und die in ihren jeweiligen selbstbezüglichen Beziehungen zwischen Leben und Lebensbeschreibung diskutiert werden. Im zweiten Teil des Aufsatzes befasst sich der Verfasser mit der Rolle der Anekdote in autobiographischen Texten des 18. Jahrhunderts, durch die eine prekäre Nähe zur Chronique scandaleuse hergestellt werde. In diesem Zusammenhang wird der Einfluss von Rousseaus Bekenntnissen geltend gemacht, wobei die bekannte, selbstbezüglichende Diebstahlgeschichte Rousseaus (Armbändchen-Affäre) beleuchtet wird.²

Oliver Bach beschäftigt sich vornehmlich mit Laukhards im Jahr 1800 erschienenem handlungsreichen Roman Marki von Gebrian oder Leben und Ebentheuer eines französischen Emigranten, der nur mit beschränktem Recht als Abenteuerroman behandelt werde. Das „Ebentheuer“ gebe nur den Rahmen ab, innerhalb dessen Probleme vor allem politischer und gesellschaftlicher Art verhandelt würden. Vielmehr sei die Rede von den Missständen in Frankreich am Vorabend der Französischen Revolution, die Laukhard in der Hauptsache auf die mangelnde Eignung der Aristokratie zum politischen Geschäft zurückführe. Bach lotet, erzähltheoretisch untermauert, die Grenzen und Übergänge zwischen Faktualität und Fik-

2 Dass der Verfasser sich in diesem Teilabschnitt nicht auf dem neuesten Stand der Forschung zeigt, mag mit der langen Dauer der Drucklegung des Bandes zusammenhängen. Vgl. Anna Ananieva/Rolf Haaser, „Wilhelm Gottlieb Becker (1753-1813). Ein Publizist gesel-

liger Unterhaltung auf dem Weg zur Eleganz“, in: Anna Ananieva; Dorothea Böck; Hedwig Pompe, *Auf der Schwelle zur Moderne. Szenarien von Unterhaltung zwischen 1780 und 1840; vier Fallstudien*. Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2015, S. 265-423; hier S. 319-336.

tionalität in Laukhards Erzählen aus. Ausgehend von einer groben Zusammenfassung des Romans wendet der Beitrag sich der Analyse einzelner Äußerungen zu, in denen „entscheidende Fragen bzw. Kritikpunkte der Zeitgeschichte“ zur Darstellung gebracht werden. In Auseinandersetzung mit der 1992 von Christoph Weiß vorgelegten, bisher einzigen großen Studie zu Laukhards Romanwerk rücken diesbezüglich Laukhards Emigrantenkritik und die Frage der politischen Bildung der Aristokratie vor dem Hintergrund der Pädagogik Rousseaus ins Blickfeld. Laukhard lasse zwar, so der zusammenfassende Befund Bachs, den Aristokratismus aufgrund seiner bildungskritisch fundierten Widerlegung einer natürlichen Bevorteilung Weniger (Blutadel) fallen, doch gelte dies nicht gleichermaßen für die Monarchie generell. Zwar sei auch der König auf Grund seines Blutrechtes zur Herrschaft gekommen, doch scheine Laukhard mehr Vertrauen in die gute Erziehung des Einen zu haben, als in die gleichzeitige gute Erziehung Mehrerer. Dieser Befund werfe, so Bach, die Frage auf, inwieweit man es mit Laukhard nach 1800 noch mit einem Vertreter einer politischen Radikalaufklärung zu tun habe, denn nicht etwa ein konsequenter Demokratismus, sondern ein gemeinwohler Prudentismus, der gegenüber der Herrschaftsform im Grunde indifferent geworden sei, stelle die Alternative zu einer „blutsaufenden Adels-herrschaft“ dar.

Der von **Catalina Giraldo Vélez** erstellten Karte, die die wichtigsten räumlichen Bewegungen Laukhards zwischen Halle und Avignon abbildet, sind Stellenangaben aus Laukhards Autobiographie beigegeben. Ein Hinweis darauf, dass nicht alle Reisen bzw. Aufenthalte abgebildet sind wäre hilfreich gewesen, um den Eindruck, es handle sich um ein vollständiges Itinerar, zu vermeiden.

Die Einbandgestaltung der Tübinger Grafikdesignerin **Anna Braungart** verwendet als Abbildung einen Schattenschnitt Lauk-

hards aus dem Stammbuch von Zacharias Vogel (1762-1803). Der zugehörige handschriftliche Stammbucheintrag belegt einen Aufenthalt Laukhards am 25. Februar 1783 in Jena. Amüsiert hat uns die mitabgebildete zerquetschte Mücke, die zwischen den Zeilen Laukhards kleben geblieben ist.

Rolf Haaser, Bad Rippoldsau-Schapbach

Jochen Ebert/Werner Trossbach (Hrsg.): Dörfliche Erwerbs- und Nutzungsorientierungen (Mitte 17. bis Anfang 19. Jahrhundert). Bausteine zu einem überregionalen Vergleich. Kassel: kassel university press 2016. 373 S., zahlr. Abb., Karten und Grafiken. ISBN 978-3-7376-0214.3, EUR 34,00

Der Band enthält die Vorträge, die auf einer Tagung in Witzenhausen am 21. und 22. März 2015 gehalten wurden, die im Rahmen eines DFG-Forschungsprojekts der beiden Herausgeber zum Thema „Erwerbs- und Nutzungsorientierungen als Determinanten für die Ausprägung von Dorfprofilen (Hessen-Kassel 1737)“ stattfand, dessen Ziele und Ergebnisse sie in der Einleitung darstellen. Ausgehend von den seit den 1980er Jahren durchgeführten mikrohistorischen Dorfstudien, die Erkenntnisse über ein Maß an Diversität in den Dörfern erbracht haben, das von den älteren Zugängen der historischen Geographie nicht erfasst wurde, stellte sich die Frage, inwieweit sich diese Vielfalt nicht nur deskriptiv darstellen, sondern auch analytisch und systematisch in Dorfprofilen kategorisieren lässt. Dabei stützt sich das Projekt auf die Auswertung der sehr umfassenden Steuerlisten von 124 Dörfern im hessischen Werraland, aus der sieben der insgesamt zwölf Beiträge des Bandes entstanden sind und die eine erste Bilanz des Forschungsprojektes ziehen. Die fünf weiteren Studien über marktorientierte Agrarproduktion in der badischen Pfalz (Niels Grüne, Innsbruck), über Viehhandel und Viehbesitz im Wetterau-

Vogelsberg-Gebiet (Holger T. Gräf, Marburg), über mischökonomische Verhältnisse eines Weberdorfs im Augsburgers Umland (Anke Sczesny, Augsburg), über Erwerbsprofile jüdischer Händler (Sabine Ullmann, Eichstätt) und über dörfliche Bildungsstandards im Kanton Zürich (Heinrich R. Schmidt, Michael Egger, Bern) waren komplementär zu den Beiträgen der Arbeitsgruppe konzipiert und werden hier nur kurz skizziert. Die Aufsätze zur Leinweberei bzw. zum Tabakanbau konnten den Stellenwert der jeweiligen Agrarproduktion in den hessischen Dörfern als weniger bedeutsam herausstellen.

Jörg Westerburg und Werner Troßbach zeigen in ihrer Studie über die Herstellung von Schockleinen im Werrabereich, dass die hessische Leinweberei zwar nicht mit den Produktionen in Schlesien, der Lausitz oder dem Bielefelder Bereich mithalten konnte, dass aber Webstühle in knapp 15% der untersuchten Haushalte vorhanden waren. Allerdings stellte die Weberei zumeist einen Nebenerwerb (neben Landwirtschaft und Tagelöhnerarbeit) dar. Dabei waren solche Haushalte im Vorteil, die ausgehend vom Flachsenbau sämtliche Produktionsschritte der Garn- und Tuchherstellung vollzogen; sie bildeten jedoch die Ausnahme.

In ähnlicher Weise wie der eher geringe Stellenwert der Weberei gilt dies für die Beteiligung jüdischer Händler an der dörflichen Wirtschaft, die im Augsburgischen Schwaben sehr viel ausgedehnter war als im Werraland, wo nur in einzelnen Dörfern mehrere jüdische Familien lebten, die aber ihre Tätigkeitsprofile gut in die Wirtschaftsstrukturen der Region eingefügt hatten, wie z.B. die Abteröder Packenträger. Geographisch näher an den Projektbeiträgen liegt die Untersuchung der Bedeutung der Vogelsberger Viehhaltung, die stärker auf die Markterfordernisse und Marktchancen ausgerichtet war, zumal, wenn es sich um Nahmärkte handelt. Ein Licht auf die Bedeutung von basalen Bildungsstandards bei der Landbevölkerung,

etwa bei den Fuhrleuten, die eine überregional tätige Gruppierung darstellte, wirft der Beitrag der Schweizer Historiker, der nachweist, wie stark die Lese- und Schreibfähigkeit der Bevölkerung des Züricher Umlands durch die berufliche Tätigkeit angeregt wurde.

In seinem Beitrag über Landbesitz und Erwerb geht Jochen Ebert der Frage nach, wie sich bei der Erarbeitung von Dorfprofilen einer Region die naturräumlichen und infrastrukturellen Rahmenbedingungen, die sozialen Strukturierungen und die Erwerbsorientierung auswirkten und welche Strategien entwickelt wurden, um ein Überleben in einer durch „Landknappheit“ gekennzeichneten Region zu gewährleisten. Anhand von etwa 200 Variablen stellt er dabei für die als „Mesoebene“ bezeichnete Untersuchungsregion heraus, dass es nicht ausreicht, einzelne Variablen bzw. deren Ausprägung typologisch herauszulösen, sondern dass es bei der Profilbildung darauf ankommt, die Relationen zwischen den Variablen zu erfassen.

Werner Troßbach untersucht in seinem Beitrag die Rolle des Ackerbaus bei der Besteuerung und dem Einkommen bei der Wertschöpfung der Werra-Dörfer. Dass die Auswertung der Steuersummen prinzipiell ein geeignetes Instrumentarium darstellt, lässt sich an dem einheitlichen Steuersatz von 18,5% bei den Müllern und Brauern nachweisen. Für den Ackerbau ergibt sich allerdings die Schwierigkeit, dass nicht das Einkommen, sondern der Reinertrag zu versteuern war. Die Faktoren, die den Reinertrag beeinflussten, neben Bodenfläche und -qualität etwa die Verfügbarkeit von Dung oder Düngersatzmaterialien, Brachflächen, Zugvieh, Schäfergerechtigkeit, Erntemethoden etc. werden im Einzelnen dargestellt und ihre Berücksichtigung bei der Ertragsfassung untersucht. Daraus ergibt sich der Schluss, dass die Besteuerung der Äcker kein Weg zur Bestimmung der Wertschöpfung durch Ackerbau war und damit die Gerechtigkeitsintention der Kasseler

Regierung verfehlt wurde. Durch die (unzutreffende) Annahme einer überörtlichen Vergleichbarkeit durch dieses System wurden die Besitzer von Parzellen mit schlechten Bodenqualitäten benachteiligt.

In einer weiteren Studie untersuchen Jörg Westerburg und Werner Troßbach die Verhältnisse bei den Fuhrleuten. Die Steuertabellen bieten hier eine Übersicht über Landbesitz und Viehstand und den taxierten Wert des Hausbesitzes. Weitere Angaben betreffen Alter, familiäre Verhältnisse, Anzahl von Mitarbeitern und in gewissem Umfang auch die Auslastung des Fuhrbetriebs. Dadurch lassen sich Dörfer identifizieren, bei denen der Fuhrbetrieb die Haupterwerbsquelle darstellte, etwa im Bereich der Braunkohleförderung am Meißner und der Salzproduktion bei den Sooden in Allendorf, und solche, die weniger oder keine Fuhrleute aufwiesen. Als Ergebnis der Studie kann festgehalten werden, dass die Fuhrleute zu den wohlhabenderen Familien des Untersuchungsgebiets gehörten, die es verstanden, ihren Wohlstand abzusichern und ihre soziale Stellung gegenüber weniger Begüterten zu behaupten.

Mit der Bedeutung des auswärtigen Landbesitzes im Werragebiet im 18. Jahrhundert befasst sich Jochen Ebert in seiner Studie über „Ressourcenkonkurrenz oder übersehene Ressource“, in der er den Landbesitz erfasst, den die Dorfbewohner außerhalb ihres Wohnortes hatten, um die Frage zu klären, welche Bedeutung dieser von der Forschung bislang nicht berücksichtigte Besitz hatte, wie umfangreich er war und wie er genutzt wurde, d.h. welche Konsequenzen sich aus der Zusammenschau von Landbesitz im Dorf und auswärtigem Landbesitz ergeben. Nur bei 35 von insgesamt 94 Dörfern war das gesamte steuerpflichtige Land im Besitz der ortsansässigen Dorfbewohner; durchschnittlich gab es 22 auswärtige Landbesitzer pro Dorf, wobei die Anzahl der Ausmärker unterschiedlich hoch war. So lässt sich feststellen, dass der Landbesitz im

Dorf nicht den gesamten Landbesitz der Haushalte erfasst, sondern im Durchschnitt um fast sechs Prozent durch auswärtigen Landbesitz höher lag. Dieser stellt damit einen weiteren Faktor für die Überlebensstrategie der Dorfbewohner dar und ist bei der Analyse der Betriebsgrößenstruktur und der Einordnung der Haushalte in die Sozialstruktur des Dorfes zu berücksichtigen.

Ebenfalls in die „Mesoebene“ der sozialhistorischen Untersuchung von Dorfstrukturen führt der umfangreiche abschließende Aufsatz von Jochen Ebert, Ulf Liebe und Werner Troßbach über „Dorfprofile mittels Clusteranalyse“. Durch die modernen multivariaten statistischen Methoden wird hier ein innovativer Forschungsansatz vorgestellt und exemplifiziert, der zu weitaus präziseren und konturschärferen Ergebnissen führt, als dies mit den konventionellen deskriptiven Verfahren möglich wäre. Die auch grundsätzliche methodische Fragen berührende Untersuchung mit ihren zahlreichen Detailergebnissen kann hier nur sehr summarisch skizziert werden. Die Interpretation der durch die Clusteranalyse ermittelten Dorftypen (Ackermänner-, Leinweber-, Ackermänner-Tagelöhner-, Fuhrleute-, Tagelöhner- und Handwerkerdörfer) und ihrer Dorfprofile zeigt, dass für die Erwerbsorientierung dieser Dörfer drei Variablen determinierend waren: die Bodenqualität, die Stadtentfernung und die Gutpräsenz in den Dörfern. Für künftige Forschungen von zentralem Interesse dürfte sein, dass durch die Kombination von Erwerbsclustern und Dorfprofilen für einen Dorftyp besonders charakteristische Dörfer statistisch gesichert identifiziert und für Mikrostudien gezielt ausgewählt werden können.

Die breite agrarhistorische Thematik des Bandes und die sehr sorgfältige Darstellung der Untersuchungen zeigen, welches hohe wissenschaftliche Niveau bei der Kombination deskriptiver historischer und analytisch-statistischer Verfahren in

modernen sozialhistorischen Untersuchungen erreichbar ist.

Gerhard Aumüller, Münchhausen/Marburg

Sabine Philipp, Ulrike Kuschel: Der hessische Maler Ernst Eimer und die Heimat, Großformat, geb., zahlr. Abb., ISBN 978-3-947198-03-0, 34,90 €; zur Ausstellung „Und draußen das Leben“ 3. Juni - 20. August 2017, im Oberhessischen Museum, Altes Schloss Gießen; erhältlich dort und bei Ernst-Eimer-Freunde e. V in Groß-Eichen, Frau Wagner, Tel.: 06408-962021 oder 0175-5224141.

Ausstellungen zu „Malern der Heimat“ sind selten. Allenfalls die kleinen Heimatmuseen übernehmen diesen Part noch. Größere Häuser wollen sich offenbar nicht dem Verdacht der Heimattümelei aussetzen. Aber es gibt sie eben, die Maler, die in einer bestimmten Region gelebt und gewirkt haben, die dort gut bekannt waren und deren Bilder von Freunden und Nachbarn gekauft wurden. Auch diese Maler, seltener waren es Malerinnen, hatten eine gute Ausbildung absolviert, oft in den Maltraditionen der Akademien. Erst von dieser konventionellen Folie konnte sich Avantgarde als etwas Besonderes abheben und als modern klassifiziert werden.

Sabine Philipp, Leiterin des Oberhessischen Museums Gießen in den Jahren 2014 bis 2017, stellte mit Ernst Eimer (1881-1960) einen weniger bekannten Maler der Region Oberhessen vor. Die Anregung kam vom Kunst- und Kulturverein Ernst-Eimer-Freunde e. V, der sich in Eimers Heimatdorf Groß-Eichen vor wenigen Jahren gegründet hat. Im Besitz des Oberhessischen Museums befinden sich allein 12 Gemälde. Philipp hat aus diesem Projekt eine echte Kooperation gemacht. Mithilfe der Kunstgeschichte an der Universität Gießen konnte Ulrike Kuschel (Offenbach) gewonnen werden, sich des Themas anzunehmen. Sie leitete

ein Seminar zum Thema Heimat, das innerhalb der Ausstellung über eine Installation vorgestellt wurde, im Katalog ausführlich behandelt wird.

Vor allem aber ist Kuschel ein Jahr lang umhergereist und hat die vielen Bilder in Privatbesitz angesehen, die Geschichten dazu gehört und alles dokumentiert. So konnte sie sich einen guten Überblick über die zahlreichen Gemälde, Zeichnungen und Druckgrafiken des Künstlers verschaffen. Das Besondere bei Ernst Eimer ist, dass er aus einer Bauernfamilie stammte, ohne direktes Vorbild oder Förderung an eine Kunstakademie ging, und schließlich das Glück hatte reich zu heiraten, so dass er zwischen der Großstadt Frankfurt und dem Heimatdorf Groß-Eichen pendeln konnte. Diese Spuren versuchte Kuschel in seinem Werk nachzuvollziehen, doch fand sich zum Motiv Stadt kaum etwas.

Der Katalog folgt im Wesentlichen den Kapiteln der Ausstellung. Es beginnt mit „Herkunft“ im bäuerlichen Milieu, „Weggang“ an die Kunstakademie der Großstadt und „Rückkehr“ in die dörfliche Heimat. Im Kapitel „Aus dem Leben“ werden die beliebten Motive aus Landschaft, Familie, Arbeit und Freizeit vorgestellt. Im Ersten Weltkrieg stand auch Eimer im Dienst des Vaterlands, davon haben sich wenige Bilder erhalten, eines davon ist im Besitz des Oberhessischen Museums (Das Lazarett). Wichtig für Eimer waren seine „Gegenwelten“, in denen er eigene Märchen erfand. Natürlich gehören die Kontakte zu Kollegen, etwa der Willingshäuser Künstlerkolonie, zu seinem Leben und Wirken. Auch er passt sich stilistisch und motivisch in der Zeit des Nationalsozialismus an. Nachdem die Bomben des Zweite Weltkriegs seine Stadtwohnung und damit auch seine Bilder zerstört hatten, außerdem seine Frau gestorben war, zog er sich ganz aufs Land zurück.

Die Publikation ermöglicht nun, eine Auswahl der 133 in der Ausstellung gezeigten

Bilder von Ernst Eimer vor Augen und im Gedächtnis zu behalten. Man hätte dem Katalog allerdings eine bessere Qualität der Farbabildung gewünscht, manches kommt arg dunkel daher.

Dagmar Klein, Wettenberg

Irene Jung und Wolfgang Wiedl, Zwischen Propaganda und Alltagsnot: Wetzlar und der Erste Weltkrieg 1914-1918, Verlag: Ph. C. W. Schmidt, Neustadt an der Aisch 2016, 437 S., ISBN 978-3-8770-7096.3

Die Jahrestage im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg waren vielerorts ein Anlass, die Geschichte der eigenen Stadt in diesem Krieg aufzuarbeiten, so auch in Wetzlar. *Zwischen Propaganda und Alltagsnot* heißt das Buch, das Stadtarchivarin Irene Jung und Wolfgang Wiedl dazu vorgelegt haben. In kurzen Kapiteln blättern sie jeweils ein Thema auf, was ihrem Werk einen angenehm zu lesenden, kaleidoskopartigen Charakter verleiht.

Wetzlar zählte zu Kriegsbeginn knapp 14.000 Einwohner und gehörte – anders als das hessische Gießen – zu Preußen. Militär lag erst neuerdings in der Stadt, nachdem hier im April 1914 die Unteroffiziersschule eingeweiht worden war.

Das Buch ist reich bebildert. Ein Glanzstück sind die beiden Fotos von der Militärparade auf dem Domplatz aus Anlass dieser Einweihung. Auf dem einen Foto blickt eine ruhig dastehende Menschenmenge auf die Unteroffiziersschüler. Das andere Foto zeigt dieselbe Szene, nur hat der Fotograf erhobene Arme mit schwenkenden Hüten hineinretuschiert, die eine Jubelstimmung vortäuschen.

Historiker haben inzwischen ein dickes Fragezeichen dahinter gesetzt, ob bei Kriegsausbruch tatsächlich so weithin in Deutschland eine Jubelstimmung existiert hat, wie die Berichte aus den Großstädten nahelegen. Für Wetzlar kann von Jubel jedenfalls keine Rede sein. Die gerade eröff-

nete Unteroffiziersschule wurde geschlossen und in ein Lazarett umfunktioniert; die Wetzlarer Bürger litten unter den durchziehenden Soldaten, die sie nicht nur unterzubringen, sondern auch noch zu verköstigen hatten. Wie überall im Reich grassierte die Angst vor Spionen und Brunnenvergiftern, und die freiwillige Feuerwehr bewachte zunächst die Bahnanlagen (als die Angst vor Brunnenvergiftern abgeflaut war, wurden ausgerechnet Kriegsgefangene in der Wasserversorgung eingesetzt). Für die frisch eingezogenen Rekruten fehlten Uniformen; das Landsturm-Infanterie-Bataillon suchte über Zeitungsanzeigen sogar Pistolen. Einige Soldaten eilten für eine „Kriegstraumung“ noch schnell aufs Standesamt.

Auch die Wetzlarer fühlten sich bemüßigt, ihre Gefühle in einer Flut von Gedichten auszudrücken. Bemerkenswert ist allerdings das „Kriegsgebet“, das ein Sanitäts-Unteroffizier 1916 veröffentlichte: „Großer Gott, im Himmel droben, / Hör' mein Seufzen und mein Fleh'n: / Laß, o Herr, doch dieses Kämpfen, / Diesen Krieg zu Ende geh'n. / Laß' uns Eltern, Weib und Kinder / Endlich einmal wiederseh'n; / Schenk' von neuem uns die Heimat, / Herr, laß uns nicht untergeh'n. [...]“ Die Stellvertreter des Herrn auf Erden – die Pfarrer – betätigten sich aber auch in Wetzlar als Kriegstreiber. Sie ließen es sogar zu, dass viele Glocken von den Kirchtürmen geholt und zu Granaten umgearbeitet wurden.

Umfragen gab es noch keine, doch kann die Zeichnung der Krieganleihe als Indikator für die Stimmung genommen werden. Hier erwies sich eben dieses Jahr 1916 als Wendepunkt, als der Verkauf der fünften Krieganleihe nur schleppend anliefe. Die Goldankaufstelle erzielte ebenfalls längst nicht die erhofften Einnahmen. Auch in Wetzlar gab es den eigentümlichen Brauch der „Nagelung“, bei der gegen eine Spende ein Nagel in ein hölzernes Symbol gehämmert werden durfte. Zumindest in einem dokumentierten Fall

brachte selbst die Nagelung ein unbefriedigendes Ergebnis.

Die Autoren schreiben dicht an den Quellen, und man erhält so einen guten Eindruck vom Leben im Wetzlar des Ersten Weltkriegs. Schwach sind sie dagegen bei der Einordnung der Geschehnisse. Lebte man in Wetzlar besser oder schlechter als in Frankfurt, Gießen oder auf dem Land? Tief blicken lässt eine kurze Bemerkung, wonach der Landrat des Kreises Biedenkopf seinen Kreis gegen Wetzlar sperren ließ, um die Ausfuhr von Kartoffeln zu verhindern. Anscheinend reichte auch unter preußischen Nachbarn die Solidarität nicht allzuweit. Maßnahmen, womit die Lebensmittelnot bekämpft werden sollte, liefen teilweise ins Leere. So trafen Kartoffeln aus Ostdeutschland in verfaultem Zustand ein.

Eine Kapitelüberschrift behauptet, dass in Wetzlar gehungert worden wäre, was im Text allerdings nicht belegt wird. Bereits im Dezember 1914 ging eine Volksküche in Betrieb, die „aus erzieherischen Gründen“ an Sonn- und Feiertagen geschlossen blieb. Sie wurde erst ab 1916 stark genutzt. Der Wetzlarer Bürgermeister konnte jedoch in seinen Berichten weiterhin keinen direkten Mangel erkennen. Eine Errungenschaft, die direkt mit dem Krieg zusammenhängt, ist die Molkerei, die in Wetzlar eingerichtet wurde.

Die Hauptquelle der Autoren ist der bürgerliche *Wetzlarer Anzeiger*, wodurch ihre Darstellung eine – sicherlich nicht beabsichtigte – Schlagsseite erhält. Es ist betrüblich zu sehen, dass selbst in einer Stadt mit einer so stolzen sozialdemokratischen Tradition anscheinend die Quellen für die anderen Volksschichten fehlen. Zwar werben sie eine Reihe von Tagebüchern aus, aber diese beschreiben alle nur das Kriegs-

erlebnis von Soldaten, nicht von Bürgern in der Stadt. Ein Fundstück ist immerhin der „Kriegsbilderbogen“, der mit Scherenschnitten veranschaulicht, dass Frauen nun Straßenbahnen lenkten, die Post austrugen und Feuer löschten, während im Hintergrund winkende Soldaten sich in den Krieg verabschiedeten.

Vorbildhaft ist dagegen der Rückgriff auf einige Schulchroniken. Diese Quellengattung, in der die chronikführenden Lehrer oft erstaunlich freimütig die allgemeinen und politischen Ereignisse am Ort kommentieren, wird noch viel zu wenig in der Forschung genutzt. Eine Wetzlarer Besonderheit ist, dass dank des Filmpioniers Oskar Barnack sogar Filmmaterial aus Wetzlar existiert. Das Buch enthält einige Standbilder aus seinen Filmen. Nicht bekannt scheint den Autoren dagegen der Bericht einer anonym gebliebenen französischen Krankenschwester zu sein, die sich in Wetzlar zusammen mit Kriegsgefangenen internieren ließ.³

Herausragend ist die Darstellung des so genannten „Ukrainerlager“, eine besondere Leistung, weil dazu auch russische bzw. ukrainische Sprachkenntnisse nötig waren. Allerdings fehlt auch hier die Einordnung, denn das Ukrainerlager war nur eines einer Reihe von Lagern, in denen das Deutsche Reich Kriegsgefangene zum Kampf gegen ihre Herkunftsnation umdrehen wollte. Auf hessischem Gebiet ist ein weiteres Beispiel der Aufbau einer irischen Brigade im Lager Limburg aus ehemaligen britischen Soldaten irischer Herkunft.

Auf S. 328 steht der schwer wiegende Vorwurf, dass durch den Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen das Völkerrecht bewusst verletzt worden sei. Die Beschäftigung von Kriegsgefangenen war jedoch –

3 *Dans un camp de prisonniers français en Allemagne: Simples récits par une infirmière française* (Paris und Barcelona: Bloud & Gay, 1919), in digitalisierter Form abruf-

bar auf den Seiten der Bibliothek für Zeitgeschichte in der Württembergischen Landesbibliothek, Stuttgart.

soweit es sich, wie in Wetzlar, um Mannschaftsdienstgrade handelte – durch die Haager Landkriegsordnung gedeckt. Die Autoren erwähnen einige Vorfälle, in denen Kriegsgefangene die Arbeit verweigerten, worüber man gerne mehr erfahren hätte. Erstaunlich ist auch die gemeinsame Weihnachtsfeier, die die deutschen, französischen, belgischen und russischen Beschäftigten der Mitteldeutschen Gerberei und Riemenfabrik zu Wetzlar noch 1915 abhielten, was wieder einmal zeigt, wie weit das Deutschland des Ersten Weltkriegs sich von dem des Zweiten Weltkriegs unterschied. Beim Thema Kriegsgefangene wäre jedoch eine kritische Bemerkung zu den abgedruckten Fotos angebracht gewesen, denn sie stammen meist aus Propaganda-Broschüren und zeigen mutmaßlich eine geschönte Wirklichkeit. Dem Betrachter von heute mag dies nicht immer klar sein.

Zu guter Letzt ist dies endlich einmal ein Buch, das von der „Spanischen Grippe“ Notiz nimmt. Die meisten Weltkriegshistoriker kennen diese Seuche entweder überhaupt nicht oder tun sie mit einem Nebensatz ab, als ob sie mit dem Krieg nichts zu tun gehabt hätte. Dabei ist sie von US-Soldaten nach Europa gebracht worden, und kam nicht aus Spanien, wie der Name suggeriert. Wetzlar hat den großen Vorteil, dass hier die Sterbelisten des Standesamts mit den Todesursachen überliefert sind, sodass die Autoren genaue Zahlen nennen können. Die Grippe kam in mehreren Wellen übers Land, wovon die zweite Welle im Oktober/November 1918 die Schrecken erregende, tödliche war. Von daher verblüfft, dass im Kriegsgefangenenlager die dritte Welle vom Jahreswechsel – die andernorts als Nachepidemie einzustufen ist – mit 96 Toten im Dezember in einem Lager, das schon begonnen hatte sich zu leeren, noch unverhältnismäßig stark verlief. Insgesamt starben allein im Kriegsgefangenenlager 193 Menschen an den Folgen der Grippe.

Parteilpolitik scheint in Wetzlar – sieht man von der Gründung der Deutschen Vaterlandspartei ab – keine große Rolle gespielt zu haben. Die (Mehrheits-)Sozialdemokraten wollten noch am 15. September 1918 „mit aller Kraft durchhalten“. Die „Revolution“ lief „ohne Störung“ ab, wie die Lokalzeitung befriedigt meldete. In Wetzlar gab es einen Arbeiter- und Soldatenrat, der bald nur noch ein Arbeiterrat war, weil die Soldaten sich zurückzogen. Für seine Finanzierung hing er von der Stadt ab und geriet bald in einen Kompetenzstreit mit dem Bürgermeister. Von bürgerlicher Seite wurde außerdem ein Bürgerrat aufgestellt.

Die Wahlen zur Nationalversammlung brachten überwältigende 45,5 Prozent für die (Mehrheits-)Sozialdemokraten, und im Stadtparlament saßen erstmals zwei Frauen. Die Demobilmachung verlief erstaunlich unproblematisch. Das Kriegsgefangenenlager diente als Durchgangslager für deutsche Soldaten. Das Buch endet mit einer Dokumentation der zahlreichen Denkmäler, die im Wetzlarer Stadtraum noch an den Ersten Weltkrieg erinnern, aber vermutlich im Alltag meist übersehen werden.

450 Wetzlarer sind im Ersten Weltkrieg gefallen, das sind mehr als im Durchschnitt des Deutschen Reichs zu erwarten gewesen wäre. Liegt es an der Unteroffizierschule, dass von den Wetzlarern so viele gefallen sind? Besonders aus bürgerlichen Kreisen muss überdurchschnittlich viel „kriegsfähiges Menschennmaterial“ – wie es in der menschenverachtenden Sprache der Lokalzeitung hieß – umgekommen sein. Von den 82 Abiturienten der Jahrgänge 1910 bis 1914 des Gymnasiums kehrten 27 nicht aus dem Krieg zurück.

Über die Zahl der zivilen Kriegstoten gibt das Buch keine Auskunft. 1919 zählte Wetzlar 16.000 Einwohner, hatte also sogar dazugewonnen. Es hatte einen Bombenangriff gegeben, aber wer konnte schon ahnen, dass das nur ein Vorge-

schmack auf den nächsten Weltkrieg sein sollte? Die Umstellung der Industrie auf Friedensproduktion lief ohne große Schwierigkeiten ab. So geschehen ist Wetzlar vergleichsweise gut durch den Ersten Weltkrieg gekommen.

Überhaupt nicht kommt das Schicksal der Pferde vor – eine Leerstelle, die die gesamte in Deutschland erschienene Literatur über den Ersten Weltkrieg kennzeichnet. Dabei zogen Pferde die Pflüge über die Äcker, brachten die Schwerverwundeten ins Lazarett und die Waren in die Geschäfte. Im Krieg requirierte das Heer einen großen Teil der Pferde, und auch unter den Tieren wüteten Seuchen, was zu der großen Transportkrise beitrug, die das Deutsche Reich zu Kriegsende zusammenbrechen ließ. Dass das Schicksal der Pferde heutigen Historikern keine Zeile mehr wert ist, zeigt wie fremd uns die Lebenswelt der Menschen von vor 100 Jahren bereits geworden ist.

Utz Thimm, Gießen

NEUE PUBLIKATIONEN 2017

Hans Ramge:

Hessische Familiennamen – Namengeschichten, Erklärungen, Verbreitungen

verlag regionalkultur, 336 Seiten, fester Einband 27,80 Euro;

September 2017, ISBN 978-3-95505-026-9

Kirsten Hauer, Christiane Kohl, Birgit Kümmel, Friedhelm Krause, Heiner Wittekindt (Hg.):

Philipp Soldan – Bildhauer der Reformation

Begleitband zur Ausstellung in Frankenberg, anl. des Reformationsjubiläums 2017, Imhof Verlag, Petersberg 2017, 140 Seiten, fester Einband, ISBN 978-3-7319-0575-2. Hinweis: Erschaffer des Philipp-Steins, im Innenhof des Marburger Schlosses (Kopie)

Gerhard Bökel:

Der Geisterzug, die Nazis und die Résistance.

Zeitzeugenberichte und historische Dokumente während Besatzungszeit und Kollaboration in Südfrankreich.

Verlag Brandes & Apsel. Frankfurt a.M. 2017, 265 Seiten, 29,90 Euro

In Zusammenarbeit mit dt.-frz. Gesellschaft Wetztenberg

Jeannette van Laak:

Einrichten im Übergang. Das Aufnahmelager Gießen (1946-1990)

Habilitationsschrift an der Justus-Liebig-Universität Gießen, 420 Seiten, fester Einband, 39,90 €, Campus-Verlag, Frankfurt/New York 2017, ISBN 978-3-593-50810-8

David Schnur:

Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Juden in Frankfurt a.M. und der Wetterau während des 14. Jahrhunderts,

Hrsg. Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, Wiesbaden 2017, ISBN 978-3-921434-35-2

Luise-Büchner-Bibliothek des Deutschen Frauenrings e.V. und Luise-Büchner-Gesellschaft Darmstadt (Hg.):

Die Alice-Vereine im Großherzogtum Hessen-Darmstadt (1867-1918),

Festschrift anlässlich der Gründung der Alice-Frauenvereine in Darmstadt vor 150 Jahren (1867), Autorinnen: Cordelia Scharpf (Darmstadt), Dagmar Klein (Gießen), Eva Weickart (Mainz), Ursula Uslurar-Thiele (Offenbach), Margita Köhler-Eichberger (Worms), 112 Seiten, zahlreiche Fotografien, 14 €, Darmstadt 2017, ISBN 978-3-00-057876-2

AUS DEM VEREINSLEBEN

Zusammengestellt von Dagmar Klein (Presse und Öffentlichkeit)

1. OHG-Vorträge 2016/17

Verantwortlich: Manfred Blechschmidt

Jeweils mittwochs um 19 Uhr, im Netanya-Saal des Altes Schlosses am Brandplatz

2016:

2. Nov.	Von der Höhensiedlung zum Kloster. Aktuelle Bodendenkmalpflege auf dem Schiffenberg im Kontext der Landesgeschichte	Dr. Katharina Mohnike, hessenArchäologie und Prof. Dr. Ulrich Ritterfeld, Hess. Landesamt für geschichtliche Landeskunde Marburg
16. Nov.	Das ehemalige Augustiner-Chorfrauenstift Cella bei Schiffenberg	Antonio Sasso, Gießen
30. Nov.	Die Einführung der Reformation in Oberhessen	Hartmut Miethe, Grünberg
14. Dez.	Waldgirmes, Germanicus und der mons Taunus	Dr. Armin Becker, Wölfersheim

2017:

11. Jan.	Zwischen Weimar und Bonn – Die hessische Verfassung von 1946	Prof. Dr. Heinhard Steiger, Universität Gießen
25. Jan.	Der fremde Nachbar. Über den Marburger Nobelpreisträger Emil von Behring (1854-1917)	Dr. Ulrike Enke, Universität Marburg
08. Febr.	Hessischer Löwe und russischer Bär – drei Jahrhunderte bewegter und bewegender Geschichte	Hans-Reinhard Schäfer, Gießen
22. Febr.	Zur Geschichte der Erinnerungspolitik	Prof. Dr. Winfried Speitkamp, Universität Kassel
08. März	Gießener Frauen im Ersten Weltkrieg	Dr. Ludwig Brake, Stadtarchiv Gießen
22. März	Burg Gleiberg – Wahrzeichen der Region Mittelhessen	Dr. Jürgen Leib, Wettenberg

2. EXKURSIONEN 2016/17

a) Museumsexkursionen im Winter 2016/2017 und Herbst 2017

07.10.2016	Mörfelden-Walldorf: Museum zur Geschichte der Waldenser-Kolonie in Hessen-Darmstadt	Verantwortlich Karin Bautz M.A.
03.03.2017	Lahntal-Goßfelden: Otto-Ubbelohde-Künstlerhaus, Zum 150. Geburtstag des hessischen Landschaftsmalers und Grafikers Otto Ubbelohde	Verantwortlich Karin Bautz M.A.
22.09.2017	Biebertal, Ortsteil Rodheim-Bieber: Bauernhausmuseum Hof Haina	Verantwortlich Dagmar Klein M.A.

b) Exkursionen 2017

24.06.2017	Marburg Schlossmuseum: Bildungsereignis Reformation! Ideen - Krisen – Wirkungen	Verantwortlich Dr. Eva-Marie Felschow, Carsten Lind <i>Nicht stattgefunden wegen zu geringer Anmeldung</i>
26.08.2017	Mannheim: Die Päpste und die Einheit der lateinischen Welt	Verantwortlich Dr. Eva-Marie Felschow, Carsten Lind <i>Nicht stattgefunden wegen zu geringer Anmeldung</i>
11.11.2017	Paderborn: Museum in der Kaiserpfalz, plus Stadtführung	Verantwortlich Susanne Gerschlaue M.A.
18.11.2017 Verschoben auf 13.01.2018	Bonn Bundeskunsthalle: Bestandsaufnahme Gurlitt. Der NS-Kunstraub und die Folgen	Verantwortlich Karin Bautz M.A.

3. EHRUNGEN FÜR LANGJÄHRIGE MITGLIEDSCHAFT

Seit der Mitgliederversammlung 2003 wird die langjährige Mitgliedschaft mit einer Urkunde gewürdigt. Am 17.5.2017 wurden fünf Mitglieder für 25 Jahre Mitgliedschaft geehrt: Horst Backes, Waltraud Backes, Dagmar Klein, Dr. Burkhard Sanner, Marianne Meucht.

4. ÄNDERUNG IM VORSTAND

Auf eigenen Wunsch ist Dagmar Klein 2016 vom Amt der Schriftführerin zurückgetreten. Der Vorstand fand mit Kreisarchivarin Sabine Raßner ein Neumitglied, das diese Aufgabe übernahm. Die Mitgliederversammlung 2017 bestätigte sie im Amt.

PRESSEBERICHTERSTATTUNG

Über die OHG-Vorträge im Winterhalbjahr 2016/17

Von Jungsteinzeit bis Mittelalter Archäologin und Historiker berichten über Grabungen und Denkmalpflege auf dem Schiffenberg

Über einen hervorragenden Beginn einer neuen Vortragsreihe konnten sich aufgrund regen Publikumsbesuchs und kompetenter Referenten am Mittwochabend im Netanyasaal des Alten Schlosses die Vorstandsmitglieder des Oberhessischen Geschichtsvereins freuen. Mit Dr. Katharina Mohnike (hessenArchäologie) und Prof. Ulrich Ritzerfeld (HLGL Marburg) sprachen zwei Experten mit Erfahrungen in der archäologischen und historischen Erforschung des Schiffenbergs. Zunächst stellte Mohnike die Befunde der jüngsten Grabungen vor, an denen sie wesentlich beteiligt war.

Sie erinnerte zunächst an den Beginn der Grabungen, der erforderlich worden war, weil das marode Dach der dreischiffigen Pfeilerbasilika aus dem 13. Jahrhundert saniert werden musste. Sie bescheinigte der Stadt, „viel Geld in die Hand genommen zu haben“, um den schleichen den Verfall zu stoppen. In diesem Zusammenhang erinnerte sie an die Grabungen des Jahres 1974, die noch nicht wissenschaftlich aufbereitet worden seien. Allerdings sei seit dieser Zeit eine begleitende archäologische Prospektion für weitere Baumaßnahmen festgeschrieben worden.

Mohnike bezeichnete die Basilika als ein Bauwerk aus romanischer Zeit „in wunderschöner Ausprägung“, was in Hessen einmalig und in ganz Deutschland kaum zu finden sei. Allerdings müsse gesagt werden, dass es lange nicht die Wertschätzung gefunden habe.

Seitens der Archäologen habe man mit dem Beginn der Grabungen keine großen Erwartungen verbunden, sei aber angenehm überrascht worden. Die Fülle der

Funde aus Epochen wie der Jungsteinzeit mit einem Alter von 6000 Jahren über metallzeitliche Funde bis ins Mittelalter habe unter Auswertung der älteren Grabungsergebnisse eine Fülle von Möglichkeiten aufgezeigt. An einer Skizze verwies sie auf Mauerreste und ein gestaffeltes Grabensystem im Osten, stellte zwei Gräber mit Skeletten aus dem frühen 15. Jahrhundert vor und gab der Hoffnung Ausdruck, dass durch Digitalisierung bald auch die Erstellung eines Geländemodells möglich werde. Wie so etwas aussieht, stellte sie an einem Beispiel der Milseburg vor.

Ritzerfeld stellte an den Beginn seiner Ausführungen die Stiftungsurkunde der Gräfin Clementia von Gleiberg aus dem Jahr 1129 und ging auf die Herkunft der Tochter Wilhelms VII. von Aquitanien ein. Dabei zeigte er auch ihre Verbundenheit mit Luxemburg auf und legte ihre Verbindung zum Gleiberg und Schiffenberg dar, die beide nach dem Tod ihres ersten Mannes Konrad als Wittum an sie fielen. Sowohl die vom Trierer Erzbischof Meginher ausgestellte Urkunde als auch die Entsendung von Augustiner-Chorherren aus dem Kloster Springersbach an der Mosel spreche für die luxemburgischen Beziehungen der Gräfin. Ihr Wunsch sei es gewesen, mit den „schwarzen Mönchen“ aus dem Reformorden wieder eine Ausrichtung an den Grundsätzen des Glaubens zu fördern.

Der Historiker erläuterte außerdem, dass die bereits vorher vorhandenen Gebietsstreitigkeiten unter den Deutschordensrittern eher noch weiter zunahmen. Die seit dem Jahr 1332 eigene Komtur auf

dem Schiffenberg hatte anfangs wohl kaum mehr als zwei bis vier Mitglieder. Einen besonderen Einschnitt bot die Reformationszeit, wobei sich der Komtur Johann von Rehen durch die Aufnahme unter die Burgmannen der Reichsburg

Friedberg der Eingliederung durch den Landgrafen zu entziehen wusste.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 4. November 2016 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Kurze Blütezeit Vortrag über Augustiner-Chorfrauenstift Cella

Der Weg des Augustiner-Chorfrauenstiftes Cella in die Selbständigkeit dauerte lange, seine Blütezeit war nur von kurzer Dauer und fiel mit dem Ende des bekannteren Augustiner-Chorherrenklosters auf dem Schiffenberg zusammen. Dies war das Fazit eines Vortrags von Antonio Sasso im Netanyasaal auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Der Archäologe gab einen Überblick über die Gründungsgeschichte des Klosters, das eng mit der Gleiberger Gräfin Clementia und dem Haus Luxemburg verbunden war. Sasso betonte, dass „Schiffenberg“ ursprünglich nur den Namen des Berges beschrieb, nicht aber den Namen des Klosters. Seine Arbeit habe sich im Wesentlichen mit der Auswertung von Urkunden sowie der Bewertung der Funde im Bereich des Standorts von Cella befasst. Hier standen ihm 20 Kilo an Funden zur Verfügung. Ausgewertet werden konnten von ihm 151 Urkunden, von denen 29 bisher unpubliziert waren.

Die Anfänge des Klosters liegen im Dunkel. Auch sei nicht klar, wann die erste Klosterfrau eintraf. Die erste Urkunde stammt von 1239. Die Erwähnung eines Konvents mit Meisterin im Jahre 1241 sei von besonderer Bedeutung. Es sei wahrscheinlich, dass Cella bis 1285 erbaut

wurde, denn in einer Urkunde dieses Jahres sei erstmals von zwei Gebäuden die Rede.

Dem „Gießener Urteil“ von 1264 komme eine besondere Bedeutung zu. Damit wurden die Mönche verpflichtet, die Hälfte aller Güter und Einnahmen an die Chorfrauen abzugeben. Mit dieser Gütertrennung wurde der Anfang vom Ende des Chorherrenklosters markiert. Das Ende des Männerklosters wurde mit der Übergabe an den Deutschen Orden 1323 vollzogen, nachdem den Mönchen Verfehlungen vorgeworfen wurden. 1318 wurde für Cella eine neue Kirche errichtet, das Nonnenkloster blühte und hatte seine beste Zeit zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Ansprüche verschiedener Adelsgeschlechter und der „Silvesterkrieg“ von 1450/51 beendeten auch Cellas kurze Blüte.

Es gebe noch viel auszugraben und auszuwerten, sagte Sasso in dem mit viel Beifall bedachten Vortrag. Mit der Befürchtung, dass die Erweckung Cellas aus dem „Dornröschenschlaf“ Raubgräber anlocken könne, schloss er seine Ausführungen.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 18. November 2016 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Landgraf als treibende Kraft Vortrag zur Einführung der Reformation in Oberhessen

„Hätte ich die Sache so weit gesehen, wie sie gottlob gekommen ist, hätte ich das Maul gehalten.“ Mit diesen nicht allzu oft zitierten Worten Martin Luthers eröffnete Pfarrer Harmut Mieth am Mittwoch-

abend im Netanyasaal beim Oberhessischen Geschichtsverein seinen Vortrag über die Einführung der Reformation in Oberhessen. Dr. Carsten Lind und der Referent, Gemeindepfarrer in Grünberg und

Harbach, konnten sich über guten Besuch freuen.

Der 31. Oktober 1517 sei nicht nur für den Reformator ein Jahr der Entscheidung gewesen, auch für Deutschland, Europa und den ganzen Erdball, sagte Miethe. Auslöser für Luthers 95 Thesen sei bekanntlich der missbräuchliche Ablasshandel gewesen, der zum Abbau der hohen Schuldenberge im Vatikan dienen sollte und in Tetzel seine Verkörperung fand. Wie perfide dieser Handel gewesen sei, zeige eine Äußerung Tetzels, der mit maßlosen Übertreibungen wie der, dass selbst jemand Vergeltung finden könne, wenn er der Jungfrau Maria Gewalt angetan hätte, hausieren ging. Luthers Suche habe der Antwort auf die Frage, wer der Mensch vor Gott sei, wenn das jüngste Gericht anbreche, und damit dem Kernthema seiner Zeit gegolten. Hier erwähnte Miethe ein um 1580 entstandenes Bild in der Kirche von Ober-Bessingen, das genau dieses darstelle. Für Miethe ist es eindeutig, dass es Luther „nicht um theologische, sondern um existenzielle Kategorien“ ging.

Wittenberg sei damals „ein Drecksloch“, die Universitätsgründer seine Pioniere gewesen, getrieben von einem inneren Drang. Neue Kommunikationsstrukturen seien entstanden, wie etwa an den Bildern von Lukas Cranach deutlich werde. Aber schon damals habe man „den Muff unter den Talaren“, Parole der Studentenbewegung 1966, vertreiben wollen. In Verbindung mit der Universitätsgründung in Wittenberg sei auch die in Marburg und Gießen zu sehen. Luther selbst

stellte das Kaisertum nach Ansicht des Referenten nicht infrage, nicht einmal den Ablasshandel an sich, lediglich dessen Missbrauch wie bei Tetzel.

Was Hessen angehe, sei der Reformation stark zugute gekommen, dass Landgraf Philipp der Großmütige – ursprünglich ein Kaisertreuer – sich schnell auf ihre Seite geschlagen habe. Die Homberger Synode habe fast schon demokratische Züge aufgewiesen. Nicht zu vergessen sei, dass in Hessen neben der Lehre Luthers auch Zwingli, Calvin und Bucer – dem etwa die Konfirmation wichtig war – eine Rolle spielten. Neben der inneren Entwicklung seien auch äußere Aspekte von Bedeutung, etwa im Kirchenwesen, in der Frage der Auflösung der Klöster oder dem Umgang mit dem Adel. In dieser Zeit entstanden, wie Miethe klar machte, katholische Enklaven wie Ockstadt, Arnsburg und andere.

Insgesamt habe die Reformation auch in Hessen neue Staats-, Glaubens- und Schulstrukturen geschaffen. Der Landgraf habe im Sinne des Wortes „mit dem Glauben Staat machen können“. Für den Einzelnen habe nach der „Reformation von oben“ neben anderen Resten des „alten“ Glaubens auch die Vorstellung vom breiten Weg zur Verdammnis und dem schmalen zum Paradies überlebt.

Dieses Thema solle die Kirche noch einmal anpacken, schloss Miethe seinen mit viel Beifall belohnten Vortrag.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 2. Dezember 2016 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Anlage erst später aufgegeben Römerfunde in Waldgirmes machen neue Datierung möglich – Vortrag im Geschichtsverein

Die Grabungsergebnisse der „Römerstadt“ Waldgirmes haben weit mehr gebracht als den Fund eines Pferdekopfes., der heute noch die Öffentlichkeit beschäftigt. Ein Zeithorizont kann erweitert werden. Darüber und über weitere neue For-

schungsergebnisse berichtet der Leiter der Grabungen., Dr. Armin Becker, in einem Vortrag des Oberhessischen Geschichtsvereins am Mittwoch im Netanyasaal des Alten Schlosses. Der zweite Vorsitzende Manfred Blechschmidt erinnerte daran,

dass Becker nicht zum ersten Mal in diesem Rahmen referierte und versprach neue Erkenntnisse – ein Versprechen, das er jetzt mit den Grabungen im Archäologischen Park Xanten betraute Becker umgehend einlöste.

Zunächst ging der Referent auf das geografische und historische Umfeld der Römersiedlung Waldgirmes ein. Deren Anlage, die er als „Stadt in Gründung“ bezeichnete, sei nicht zuletzt von der Nähe der Lahn und der Errichtung auf einer hochwassersicheren Terrasse begünstigt worden. Nicht allzu fern liegt der Dünsberg, der im weiteren Verlauf seiner Ausführungen noch eine große Rolle spielte. Die lange vorherrschende Meinung, dass die Siedlung der Römer nach der Varusschlacht und damit 9 n.Chr. aufgegeben wurde, könne mit Auswertung vieler Funde vor Ort widerlegt werden. Die Begründung dafür machte Becker mit aufschlussreichem Bildmaterial, das auch Grundrisse, einzelne Funde und literarische Quellen umfasst, deutlich. Eine exakte Rekonstruktion erlaube die Fundlage nicht, wohl aber eine Konstruktion, die sich auf Auswertung der Grabungsfunde der Jahre 2008/09 stütze. Eindeutig sei, dass nach dem Jahr der Varusschlacht noch Umbauten und ein Straßenneubau erfolgten. Damit sei klar, dass das Ende der Anlage später als vermutet erst nach dem Jahr 9 n.Chr. liege.

Die Vorliebe der Römer, ihre Lager und Siedlungen in der Nähe von Flüssen wie etwa bei Haltern im Weser-Ems-Raum oder auch der Wetterau anzulegen, habe in Verbindung mit der Varusschlacht in der Datierungsfrage den Begriff „Haltern-Horizont“ geschaffen. Der benenne 9 n.Chr. als Endpunkt römischer Stützpunkte im Germanengebiet nördlich

des Rheins. Seit 2008 wisse man, dass Waldgirmes über dieses Jahr hinaus und zwar bis etwa 16 n.Chr. existiert habe. Aus Brandspuren an den Mauerresten könne nicht geschlossen werden, dass ein Germanenüberfall der römischen Anlage ein Ende gemacht hätte. Es könne jetzt auch gesagt werden, dass die Zerschlagung der Reiterstatue vor den Um- und Ausbauten erfolgt. Ein Zusammenhang mit den Zügen des Germanicus könne dagegen nahe liegend sein.

Als gesichert kann nach Ansicht des Referenten auch gelten, dass die zu Recht als Forum bezeichnete Anlage bei den Bauten im Atriumstill auf das Impluvium verzichtete, was im Wetter begründet sei, das wohl dem am Vortragsabend entsprochen habe.

Intensiv setzte sich der Redner mit dem Begriff „mons Taunus“ auseinander. Der wurde schon von den antiken Autoren benutzt und erst um 1840 zur Bezeichnung der heutigen Region. Im Zusammenhang mit dem „Heer ohne Tross“ des Germanicus und der Zusammenführung mit der zurückgelassenen Nachhut sei auch der Dünsberg als „mons Taunus“ genannt worden. Nicht zuletzt die Archäologie mit dendrochronologischer Untersuchung von in Waldgirmes ergrabenen Hölzern – 13 von der Buche, eins von der Eiche – erlaubten die Erweiterung des „Haltern-Horizontes“ bis auf 16/17 n.Chr. Auch in der Diskussion um die Suche nach dem sicher in Hessen gelegenen „mons Taunus“ sei, so Becker, „der Dünsberg wieder gut im Geschäft“.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 16. Dezember 2016 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

„Keine Sammlung frommer Wünsche“

Geschichtsverein: Heinhard Steiger spricht über Entstehung und Besonderheiten der hessischen Verfassung, die es seit 70 Jahren gibt.

Am 1. Dezember 2016 jährte sich zum 70. Mal die Entstehung der hessischen Ver-

fassung. Verfassungsrechtler sehen in ihr eine Fortentwicklung der Weimarer Ver-

fassung von 1919 und einen richtungsweisenden Vorgänger des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland. Der Oberhessische Geschichtsverein hatte aus diesem Anlass den Juristen Prof. Dr. Heinhard Steiger gebeten, über die Entstehung, die Besonderheiten und die Bedeutung der hessischen Verfassung zu sprechen.

50 Besucher hieß der Vorsitzende Dr. Michael Breitbach im Netanya-Saal im Alten Schloss willkommen, darunter einige Studierende und Mitarbeiter der juristischen Fakultät der Justus-Liebig-Universität. Heinhard Steiger hatte von 1974 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2001 den Lehrstuhl für Öffentliches Recht, Europarecht und Völkerrecht inne.

Es war eine Anordnung der amerikanischen Militärregierung, die dazu führte, dass im Februar 1946 eine zwölköpfige Kommission einberufen wurde, die den Auftrag bekam, für das damals noch „Großhessen“ genannte Verwaltungsgebiet innerhalb der amerikanischen Besatzungszone eine Verfassung zu erarbeiten. Im Juli konnte die Kommission der Militärregierung einen ersten Entwurf vorlegen.

Nach einer Überprüfung und der Genehmigung durch die Militärregierung stimmten 76,8 Prozent der stimmberechtigten Hessen am 1. Dezember 1946 für die neue Verfassung. Trotz der Bedenken der Militärregierung habe die Kommission darauf bestanden, den Artikel 41, der die Vergesellschaftung wichtiger Industrien vorsah, beizubehalten, so Steiger. Neben dem Recht auf Arbeit habe die Verfassung von Beginn an im Artikel 26 auch eine Pflicht zur Arbeit festgeschrieben, die aber ebenso wie der Artikel 41 keinen Eingang

in das Bonner Grundgesetz gefunden habe.

Mit in das Grundgesetz übernommen worden sei aber die so genannte Ewigkeitsklausel, die vorsehe, dass Bestrebungen, die auf die Abschaffung der Verfassung abzielen, nicht von ihr geschützt werden.

„Eine Verfassung muss jeden Tag neu erkämpft werden“, so Steiger. Darum sei es bedenklich, dass die Arbeit der Enquete-Kommission, die Vorschläge für eine Überarbeitung der hessischen Verfassung erarbeite, nahezu unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindet.

Wichtig sei, dass die Verfassung gegen die Tendenz ansteuere, das Land auszubluten, indem immer mehr Kompetenzen und Zuständigkeiten auf den Bund übertragen würden. „Eine Verfassung ist keine Sammlung frommer Wünsche“, so Steiger weiter. Es sei wichtig, dass die hessische Verfassung klare Landeskompetenzen benenne und auch die Aufgaben und Rechte anderer Körperschaften, wie der Kommunen formuliere.

Nach seinem Vortrag diskutierte Steiger mit den Besuchern noch weitere Aspekte einer Überarbeitung der Verfassung, wobei er dringend dafür appellierte, dass die hessischen Bürger sich an der Diskussion über die Neufassung beteiligen sollten.

Der nächste Vortrag des OHG findet am 25. Januar um 19 Uhr im Netanya-Saal statt. Dr. Ulrike Enke spricht dann unter dem Titel „Der fremde Nachbar“ über den Marburger Nobelpreisträger Emil von Behring. Der Eintritt ist frei.

Klaus J. Frahm (kjj); erschienen am 13. Januar 2017 im Gießener Anzeiger

„Lokalheiliger“ mit Nobelpreis

Ulrike Enke spricht über Forschungsarbeit von Emil Adolf Behring

Auf den ersten Blick hatte der Mediziner Emil Adolf Behring ein erfülltes Leben, denn vieles von dem, was Menschen wichtig ist, wurde ihm zuteil. Bei genauerem

Hinsehen stellt sich vieles anders dar. Dafür sorgte am Mittwoch im Netanyasaal die an der Universität Marburg mit der Auswertung des Nachlasses von Behring

befasste Medizinhistorikerin Dr. Ulrike Enke. Zunächst erinnerte Dr. Eva-Marie Felschow vom Oberhessischen Geschichtsverein an Enkes Gießener Zeit und verwies auf die von der Referentin angelegte digitale Datenbank über den 1901 mit dem ersten Nobelpreis für Medizin geehrten Behring.

Dr. Enke ging in ihrem Vortrag auf die Kindheit Behrings ein, der 1854 im westpreußischen Hansdorf geboren wurde, in eher ärmlichen Verhältnissen und als fünftes von 13 Kindern aufwuchs. Aus seiner Schüler- und Studentenzeit existieren keine Briefe, doch nannte er als Berufswunsch nach dem Abschluss des Gymnasiums „Philologe“. Dann allerdings nutzte er die Möglichkeit eines kostenlosen Studiums, musste sich dafür aber für acht Jahre als Militärarzt in preußischen Diensten verpflichten. 1878 verfasste er seine Dissertation und wandte sich seinem Lebensthema zu: Der Bekämpfung von Infektionskrankheiten. Seinen Werdegang als Arzt bettete die Referentin in einen Exkurs ein über die Medizingeschichte. Dabei nutze sie auch die Gelegenheit, den Blick vom „fernen Nachbarn in Marburg“ auf Gießener Verhältnisse zu richten.

Handlungsbedarf war im Fach „Hygiene“ gegeben. Öffentliche Gesundheitsvorsorge, Kanalisation, Kläranlagen, keimfreies Wasser und die Anlage von Friedhöfen am Stadtrand waren Themen. Vieles wurde in Gießen vom späteren Ehrenbürger Georg Gaffky realisiert.

Behring kam 1889 an das Hygieneinstitut an der Charité und widmete sich der Bakteriologie. Als „Würgeengel der Kinder“ galt damals die Diphtherie, was Enke mit durchschnittlich 25 000 Todesfällen pro Jahr zwischen 1881 und 1886 belegte. Behring entwickelte mit dem Japaner Shibasaburo Kitasato eine Schutzimpfung. Dafür erreichte ihn Dank aus der ganzen Welt. Laut dem Gießener Chirurgen Heinrich Bode hatte „seit Jahren keine Errungenschaft solch ein Aufsehen erregt wie die Entdeckung Behrings“.

Nach Differenzen mit Robert Koch in Berlin bekam Behring, dem es schwer gefallen sei, sich unterzuordnen, 1896 ein Forschungsinstitut in Marburg. Das Stadtbild wurde damals von Pferden geprägt. Als Entdecke der Tetanus-Impfung wurde er auch als „Retter der Soldaten“ gefeiert. Enke zeigte auf, dass Behring mit seinem Vertrag mit den Farbwerken Hoechst und der späteren Gründung der Behringwerke ein cleverer Geschäftsmann geworden und heute ein Art „Lokalheiliger“ in Marburg sei, auf dessen Spuren auf einer Behring-Route gewandert werden kann. Vor 100 Jahren starb er nach längerer Krankheit in der Uni-Stadt. Der Alltag in der Berliner Charité mit Behring, Robert Koch und Paul Ehrlich, wurde für einen ARD-Sechsteiler verfilmt. Sendetermin in März/April 2017.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 27. Januar 2017 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Russischer Bär trifft hessischen Löwen Enge Beziehungen zwischen Hessen und Russen waren drei Jahrhunderte normal

Viele Jahre macht Karl-Reinhard Schäfer Schüler der Herderschule mit den Schönheiten der französischen und russischen Sprache sowie mit der Geschichte beider Länder vertraut. In seinem Vortrag beim Oberhessischen Geschichtsverein waren seine über 60 Zuhörer nicht mehr ganz so jung wie früher die Jugendlichen, lauschten aber besonders interessiert den Aus-

führungen des Pädagogen. Der hatte sich ganz auf das Land des russischen Bären konzentriert und besonders seine Verbindungen zum Hessenlöwen genauer untersucht. Manfred Blechschmidt, zweiter Vorsitzender des Oberhessischen Geschichtsvereins, umriss kurz den Werdegang Schäfers und dessen familiäre Nähe

zum Thema: Schäfers Vater fiel in Russland, seine Frau kommt aus St. Petersburg.

Der Gastredner, dessen Vortrag reichhaltiges Bildmaterial illustrierte, zitierte Richard von Weizsäcker, der über die deutsch.-russischen Beziehungen sagte: „Es gibt zu anderen Völkern ältere, aber keine tieferen Beziehungen als zu den Russen.“ Schäfer konzentrierte seine Ausführungen auf die Zeit vom 16. bis 20. Jahrhundert. Zar Alexander I. habe sieben Achtel deutsches Blut gehabt, zwei der letzten drei russischen Zarrinnen kamen aus Deutschland. Im Verlauf von drei Jahrhunderten seien enge Verbindungen geknüpft worden, die auch die dunkelsten Stunden gemeinsamer Geschichte überstanden. Vielen Hessen sei das landgräfliche Haus von Hessen-Darmstadt, aus diesen Reihen zarte Bande zum Zarenhof geknüpft wurden, ebenso vertraut wie die Beratertätigkeit des Freiherren vom und zum Stein in Russlands Kampf gegen Napoleon. Dem Zarenbesuch in der Wetterau war eine eigene Ausstellung gewidmet. Iwan der Schreckliche und Peter der Große warben deutsche Bauern, Techniker und Wissenschaftler an. Dabei wies Schäfer darauf hin, dass „Deutsch“ im Russischen allgemein für Fremde gebraucht wurde, die der Landessprache nicht mächtig waren.

Am Beispiel der Gründung der Akademie von St. Petersburg und des zum Ehrenmitglied ernannten Michail Lomonossow erinnerte Schäfer daran, dass dieser seine Erfahrungen aus Marburg einbringen konnte und bergbautechnische Studien auch im Gießener Bergwerkswald betrieb. Aus Marburg stammte auch seine Ehefrau. Er gründete 1755 die erste russische Universität in Moskau.

Straßennamen im Wandel der Geschichtsbetrachtung Geschichtsverein: Winfried Speitkamp (Uni Kassel) über Denkmalsturz und Namenswechsel/Rege Diskussion über aktuelle Gießener Fälle

„Eine Richard-Wagner-Straße ist im Musikerviertel sicher unproblematisch“, sagte

Immer wieder waren es Adlige wie ein Nachfahre des legendären Prinzen von Homburg oder der weithin bekannte Baron von Münchhausen, die russische Dienste nahmen. Durch die Lockung mit Privilegien wie Land und Steuerfreiheit folgten aber auch Bauern aus dem Vogelsberg und der Wetterau und anderen hessischen Regionen der Werbung aus Russland und prägten mit ihren bunten Trachten die Marktstage. Doch auch Bankfachleute wie Jakob Stieglitz aus Arolsen oder der von Zarin Katharina II. zum Staatsrat und Salinendirektor beförderte Hanauer Franz Ludwig Cancrin gelangten zu Schlüsselpositionen am Zarenhof.

Hessen wiederum war Reiseziel oder Studienort bekannter russischer Kulturschaffender. Die Bäderkultur in Wiesbaden, Bad Nauheim und Bad Ems lockten Angehörige des Hochadels und Literaten an. Dostojewskis „Der Spieler“ enthält Studien der Casinos in Bad Homburg und Wiesbaden., Gogol sah in Frankfurt den „Nabel der Welt“, Goethe schickte Puschkin eine Schreibfeder. Eine Ururenkelin von Puschkin ist Hessin.

Sowohl Marburg als auch Gießen pflegen Austausch mit russischen Hochschulen. Dem Vorbild des Gießener Kinderkrebspezialisten Lampert eifern russische Mediziner nach. Die weltberühmte Madonna von Stalingrad schuf der Hesse Kurt Reuber. Der spätere Literatur-Nobelpreisträger Boris Pasternak studierte in Marburg – ein Vortrag, bei dem jeder einzelne Name einen eigenen Vortrag erlauben würde.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 10. Februar 2017 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Prof. Dr. Winfried Speitkamp, Wenn sie zwischen einer Jahn- und einer Arndt-

straße liege, sei das ganz anders. Viele Straßen, die nach problematischen oder belasteten Personen benannt seien, habe man in den letzten Jahren umbenannt. Fast täglich könne man von weiteren Umbenennungen in der Presse lesen, so Speitkamp.

Im Rahmen der Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins sprach Speitkamp vor über 50 Zuhörern im Alten Schloss über „Denkmalsturz und Namenswechsel“. In Gießen sei das Thema hochaktuell angesichts der Umbenennungen des Otto-Eger-Heimes und der Friedrich-Feld-Schule, sagte der Vorsitzende Dr. Michael Breitbach in seiner Begrüßung. Winfried Speitkamp lehrte am Historischen Institut der Universität Gießen und ist Professor an der Universität Kassel. Im April übernimmt Speitkamp das Amt des Präsidenten der Bauhaus-Universität in Weimar.

„Namensänderungen sind so etwas wie die Begleitmusik der gesellschaftlichen Debatte“, so Speitkamp. Die Universität Greifswald etwa habe 1933 den Namen Ernst-Moritz-Arndt-Universität getragen und diesen Namen erst im Januar dieses Jahres abgelegt. Straßen und Plätze, die nach Nazigrößen benannt waren, habe man direkt nach dem Krieg umbenannt. Auch viele „Straßen der deutsch-sowjetischen Freundschaft“ seien direkt nach der Wiedervereinigung umbenannt worden. Die Namensänderungen zeigten auch häufig einen Wechsel in der Geschichtsbetrachtung. Straßen nach wichtigen und bekannten Menschen zu benennen, sei ein Brauch, der im 19. Jahrhundert entstanden sei.

Der häufigste Straßename sei Schillerstraße, den es in Deutschland etwa 2200 Mal gebe, gefolgt von Goethestraße und Bismarckstraße (1900 Mal). Mit der Bismarckstraße beginne bereits der Streit, so Speitkamp. Das Bild dieser historischen Person habe sich in neueren Zeit gewandelt und der einst „Eiserne Kanzler“ werde zunehmend kritisch gesehen. Für Straßenbenennungen würden stets die Historiker zurate gezogen, Straßennamen gehörten aber zu deren Forschungsbereich und deshalb seien sie eigentlich viel zu nah dran. Wie das Beispiel Richard-Wagner-Straße zeige, seien Umbenennung sehr komplex. Problematisch seien die Namensgeber, die einerseits viel Gutes getan hätten, andererseits aber Nazis waren.

Denkmälern gehe es in gewisser Weise ähnlich, so Speitkamp im zweiten Teil seines Vortrags. Dem berühmten Lutherdenkmal in Wittenberg werde ein antisemitischer Habitus vorgeworfen, der sich auch auf die aktuelle Playmobilfigur erstrecke, die dem Denkmal nachempfunden sei. Im Dritten Reich hätten die Nazis den Bedarf an Metall für die Rüstung genutzt, um monarchistische Relikte zu beseitigen. Nach dem Ende der DDR seien die Lenins und Stalins von den Plätzen entfernt worden. Der Umgang mit den Denkmälern zeige, wie eine Gesellschaft mit ihrer Vergangenheit umgehe.

In Anschluss an den Vortrag gab es noch eine rege Diskussion auch über die Gießener Umbenennungen.

Klaus J. Frahm (kjj); erschienen am 14. Februar 2017 im Gießener Anzeiger

Als die Frauen die Hosen anzogen Geschichtsverein: Stadtarchivar Brake über Rolle und Engagement der Frauen im Ersten Weltkrieg

„Auf, ihr deutschen Frauen, in die Kriegsindustrie“, lautete ein Aufruf im Ersten Weltkrieg, der auch in Gießen erging. Ob viele Frauen dem Aufruf gefolgt seien, sei

nicht überliefert, die Hartnäckigkeit, mit der der Aufruf wiederholt wurde, spreche aber dafür, dass dem Aufruf nicht sehr viele Frauen Folge leisteten. Der Gießener

Stadtarchivar Dr. Ludwig Brake sprach im Netanya-Saal auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins über Frauen im Ersten Weltkrieg. 50 Besucher waren am Weltfrauentag ins Alte Schloss gekommen, um den Vortrag zu hören.

„Seit 1911 wurde der Internationale Frauentag an wechselnden Terminen begangen, im Jahr 1914 fand er erstmals am 8. März statt“, so Brake zu Beginn seines Vortrags. Die Frauenvereine, die damals engagiert für das Frauenwahlrecht und die gesellschaftliche Gleichstellung der Frau gekämpft hätten, seien mit Ausbruch des Krieges auf eine patriotische Linie umgeschwenkt.

Der Krieg habe dazu geführt, dass Frauen sich beim Roten Kreuz engagiert hätten und Frauenvereine damit begonnen hätten, Kleidung für die Soldaten zu nähen. Später seien Frauen in die Rüstungsindustrie, zur Eisenbahn und in viele andere vorherige Männerdomänen geholt worden, um dort zu arbeiten. Da die damals üblichen langen Röcke ein Sicherheitsrisiko bildeten, mussten Frauen in der Produktion schon bald Hosen tragen.

Päckchen für Gefangene

„Wie könne wir Frauen helfen, den Krieg zu gewinnen?“, habe Bertha Gebhardt, die Vorsitzende des Alice-Frauenvereins gefragt und unter anderem Nähkurse organisiert, Ausbildungen zu Hilfsschwestern angeregt und sich in der Gefangenenbetreuung engagiert. Dabei sei es nicht um die Kriegsgefangenen in Gießen gegangen, sondern um die deutschen Gefangenen in anderen Ländern, denen Päckchen, Briefe und Postkarten geschickt worden seien.

Verzicht auf Trauerkleidung

„Je länger der Krieg dauerte, desto dringender wurde versucht, Frauen für die Rüstungsarbeit zu gewinnen“, so Brake. Unterschwellig habe in der Propaganda immer der Vorwurf im Raum gestanden, Frauen würden nicht genug tun. Der

wachsende Mangel an Ressourcen habe auch in anderen Bereichen zu Veränderungen geführt. So seien Kriegerwitwen dazu aufgefordert worden, auf Trauerkleidung zu verzichten, um den Textilmangel nicht noch weiter zu verschärfen.

Obwohl es einerseits für die Männer sogenannte „Frontbordelle“ gegeben habe, seien die Ehefrauen der Soldaten dringend zur Treue angehalten worden. Frauen, die mit Kriegsgefangenem Umgang pflegten, wurden öffentlich diffamiert. So habe es im Gießener Anzeiger eine Prangerseite gegeben, in der Frauen, die mit Kriegsgefangenen verkehrten, unter voller Namens- und Adressennennung bloßgestellt wurden.

In der neuen Republik sei dann den Frauen das Wahlrecht gegeben worden, so Brake weiter, Zugleich seien die Frauen aufgefordert worden, ihre Arbeitsstellen aufzugeben, damit die aus dem Krieg heimgekehrten Männer diese besetzen konnten. „Während des Krieges hatten die Fragen die Hosen an, jetzt wurden sie ihnen wieder ausgezogen“, so Brake, Für viele Frauen sei dies ein schmerzlicher Einschnitt gewesen. Gleichwohl sei in der Presse gelobt worden, dass Frauen willig ihre Arbeit aufgaben, während die alten Männer, die kriegsbedingt in die Arbeit zurückgeholt wurden, dies nicht taten. In der Diskussion, die sich dem Vortrag des Stadtarchivars anschloss, gab es viele Hinweise auf ähnliche Vorgänge im Laufe und im Anschluss des Zweiten Weltkriegs.

Der nächste Vortrag im Programm des OHG findet am 22. März um 19 Uhr im Netanya-Saal statt. Dr. Jürgen Leib aus Wettenberg spricht dann über die Burg Gleiberg, die einmal eine der bedeutendsten deutschen Burgen gewesen ist. Der Eintritt ist frei.

Klaus J. Frahm (kjj); erschienen am 24. März 2017 im Gießener Anzeiger

Ohne Verein bloß eine Ruine

Jürgen Leib schließt Reihe des Geschichtsvereins mit Gleiberg-Vortrag ab

Ob es allein die von Vorstandsmitglied Manfred Blechschmidt bei der Begrüßung von über 100 Gästen im Netanya-Saal des Alten Schlosses erwähnte besondere Attraktivität archäologischer Themen war, die zum Abschluss der Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins noch einmal ungewöhnlich guten Besuch bescherte, sei dahingestellt. Schließlich war auch Dr. Jürgen Leib, dessen Name mit Krofdorf-Gleiberg verbunden ist wie kaum ein anderer, und das Thema „Gleiberg“ als Ursache für den Besucherstrom denkbar. Blechschmidt würdigte Leib nicht nur als Ehrenmitglied des Geschichtsvereins, sondern auch als Verfasser des heute noch Maßstäbe setzenden Heimatbuchs für Krofdorf-Gleiberg und verwies auf die Verdienste des Gleiberg-Vereins, dessen Vorsitzender Leib ist.

„Der Gleiberg-Verein ist erwiesenermaßen die älteste Bürgerinitiative in Deutschland, die sich dem Denkmalschutz und der Denkmalpflege verschrieben hat, stellte Leib in aller Bescheidenheit, aber nicht ohne berechtigten Stolz dar. In seinem Vortrag lieferte er mit einem Parforceritt durch die Geschichte der Burg Gleiberg und ihrer Besitzer Argument um Argument, um diese Aussage zu belegen. Hiervorragendes Bildmaterial und ein Überblick über die Tätigkeit des Vereins ließen die Besucher letztlich diese Aussage bestätigen.

Leib begann zunächst mit schlechten Nachrichten über die Anfänge der auf einem Basaltkegel liegenden Burg, deren Baumaterial an Ort und Stelle vorhanden war. Über die Anfänge der Burg seien keine gesicherten Ergebnisse vorhanden, zudem sei die Genealogie im elften und zwölften Jahrhundert noch mit vielen Fragezeichen versehen. Das wiederum bedeute, dass über zahlreiche Details der Baugeschichte nur spekuliert werden könnte. Der Brand der Oberburg 1646 habe die Zahl der Urkunden überschaubar

gemacht und die mittelalterliche Oberburg größtenteils mit Schutt bedeckt. Zudem seien frühere archäologische Untersuchungen nicht dokumentiert, zahlreiche gefundene Scherben wohl auch falsch datiert worden. Positiv hob er die von Susanne Gerschlaier im Auftrag des Gleiberg-Vereins vorgenommenen bauhistorischen Untersuchungen aus jüngster Zeit hervor, worauf weitere Untersuchungen aufbauen könnten.

Die guten Nachrichten lassen es aber immerhin zu, sagt Leib, fundierte Aussagen zu den fünf Eigentümern in 1000 Jahren und zu den Sanierungsmaßnahmen seit 1880 zu machen, die in vier Phasen zu untergliedern sind. Sicher ist, wie Leib erklärte, dass der Gleiberg unter seinem Burgherrn Friedrich und seiner Nachkommen von reichspolitischer Bedeutung war. In diesem Zusammenhang erwähnte der Referent die Zerstörung der Burg durch Truppen des späteren Kaisers Heinrich V. Für Gießen wurde die Gründung der Wasserburg 1152 durch Wilhelm von Gleiberg und seiner Frau Salome von elementarer Bedeutung. Unter den Herren von Merenberg wurde zur Absicherung der Herrschaft der Gleiberger Grafen gegen 1200 die Festung Vetzberg als Sitz eines Vogtes errichtet. Der runde Bergfried wurde gebaut, ein großer Wohnpalast („Merenberger Bau“) entstand.

In der Zeit der Grafen von Nassau-Weilburg verlor die Burg ihre Funktion als Residenz. Die Zerstörung von 1646 ließ sie in kaum noch bewohnbarem Zustand zurück, der Verfall begann, sie wurde als Steinbruch genutzt. Nach Napoleon und dem Wiener Kongress fiel der Besitz an den preußischen Staat, der sie vergeblich zu verkaufen versuchte und sie letztlich 1879 dem Gleiberg-Verein schenkte, verbunden mit einer Reihe von Auflagen. Der Verein war 1837 als „Geselligkeitsverein zur Erbauung einer Treppe im Turm der

Schlossruine zu Gleiberg“ gegründet worden.

Mit Aufnahmen des Bergfrieds von Charles Francis Himes leitete Gleiberg-Experte Leib zu den Sanierungsphasen über, deren erste 1880 mit einer notdürftigen Sanierung der Oberburg unter Hugo von Ritgen begann. Ausschließlich mit Vereinsmitteln in Höhe von 1,5 Millionen DM wurde die zweite Sanierungsphase finanziert (1950-1980), die dem Besucherinteresse durch Einrichtung eines Fußweges und von Parkplätzen entgegenkam. Wie teuer ein Geschenk werden kann, bewies die ca. 2,5 Millionen kostende dritte Sanierungsphase von 1983 bis 1995 unter Einbeziehung von Mitteln des Landes. Die nächste Phase seit 1995 war auf Beseitigung des Investitionsstaus für die Unterburg und die Sanierung der Dächer gerichtet. Seit 1950 wurden fast sechs Millionen investiert. Lohn der Mühen: der Hessische Denkmalschutzpreis 2012.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 24. März 2017 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Der OHG dankt dem

- **Gießener Anzeiger**

www.giessener-anzeiger.de

und der

- **Gießener Allgemeinen Zeitung**

www.giessener-allgemeine.de

für die Möglichkeit der Onlinepublikation.

Autorinnen und Autoren dieses Bandes

Prof. Dr. Ulrich von Alemann, alemann@hhu.de

Dr. Armin Becker, Dorheimer Straße 10, 61200 Wölfersheim

Prof. Dr. Marcel Baumgartner, Marcel.Baumgartner@kunstgeschichte.uni-giessen.de

Dr. Ludwig Brake, Stadtarchiv Gießen, Berliner Platz 1, 35390 Gießen

Jascha Philipp Braun, Philippstraße 48, 50823 Köln

Dr. Michael Breitbach, Posener Straße 17, 35394 Gießen

Dr. Philipp Erbentraut, Akademischer Rat an der Professur für Politische Soziologie und Staatstheorie, Universität Frankfurt am Main, Campus Westend, Theodor-W.-Adorno-Platz 6, 60629 Frankfurt am Main

Dietlind Grabe-Bolz, Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen, Berliner Platz 1, 35390 Gießen

Prof. Dr. Holger Th. Gräf, Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde, Wilhelm-Röpke-Straße 6C, 35032 Marburg, graef@staff.uni-marburg.de

Dr. Herwig Groß, herwig.gross@gmx.net

Dr. Rolf Haaser, Am Brühl 13, 77775 Bad Rippoldsau-Schappbach, rolf.haaser@germanistik.uni-giessen.de

Dr. Matthias Henkel, Geschäftsführer Embassy of Culture, Ahrweilerstraße 32, 14197 Berlin, ceo@embassy-of-culture.com

Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba, Berliner Institut für Migrationsforschung, Hannoversche Straße 25, 10115 Berlin, kaschuba@kaschuba.com

Dagmar Klein M.A., Talstraße 10, 35435 Wettenberg, dkl35435@web.de

Susanne Kraus, Kanzlerin der Justus-Liebig-Universität Gießen, Ludwigstraße 23, 35390 Gießen

Ulrike Krautheim, krautheimulrike@gmail.com

Simone Maiwald, Stadt Gießen, Kulturamt, Rathaus, Berliner Platz 1, 35390 Gießen

Peter Mesenhöller, Hölderlinstraße 29, 50968 Köln, P.Mesenhoeller@gmx.net

Prof. Dr. Karen Piepenbrink, Justus-Liebig-Universität Gießen, Historisches Institut, Professur für Alte Geschichte, Otto-Behaghel-Str. 10, 35394 Gießen, Karen.Piepenbrink@geschichte.uni-giessen.de

Prof. Dr. Winfried Speitkamp, Präsident der Bauhaus-Universität Weimar, Geschwister-Scholl-Straße 8, 99423 Weimar, winfried.speitkamp@uni-weimar.de

Prof. Dr. Ingfried Stahl, Seestraße 7, 36304 Alsfeld, Ingfried.Stahl@web.de

Prof. Dr. Heinhard Steiger, em. Professor für Öffentliches Recht, insbesondere Völkerrecht, Recht der internationalen Organisationen und Europarecht, Justus-Liebig-Universität Gießen, Oberhof 16, 35440 Linden

OBERHESSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Mitgliedsbeitrag: 15 € jährlich für Einzelmitglieder
20 € für Familienmitgliedschaft

Konten: Sparkasse Gießen
IBAN DE23 5135 0025 0200 5085 12, BIC SKGIDE5F

Sparkasse Gießen (Freundeskreis Alter Friedhof)
IBAN DE86 5135 0025 0200 6039 90, BIC SKGIDE5F

Volksbank Gießen
IBAN DE55 5139 0000 0000 4577 01, BIC VBMHDE5F

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum Bezug der jährlich erscheinenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“. Die persönliche Abholung im Stadtarchiv ist erwünscht. Die Zustellung ist mit Portokosten verbunden.
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und verbilligter Teilnahme an den Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen“ sind die Verfasserinnen und Verfasser verantwortlich. Uns zugesandte Manuskripte werden in folgender Form erbeten: Unformatierte Texte als Word-Datei auf CD abgespeichert oder als Anhang zu einer Email und einen Ausdruck. Sofern Abbildungen vorgesehen sind, bitte diese nummerieren und die entsprechende Stelle im Text markieren. Die Abbildungen möglichst gescannt (300 dpi) und auf CD.

Anschrift: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V.
Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Postfach 11 08 20, 35353 Gießen
www.ohg-giessen.de

Besuchsadresse: Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Berliner Platz 1, 35390 Gießen
Telefon: 0641/3061549, Fax: 0641/3061545
E-Mail: info@ohg-giessen.de

An alten Jahrgängen der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ sind noch vorhanden und können über die Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen, bezogen werden:

Nr. 43/1959		2,50 €
Nr. 44/1960 Festschrift Prof. Dr. Rauch		2,50 €
Nr. 46/1962, Nr. 47/1963, Nr. 48/1964		2,50 €
Nr. 49/50/1965		2,50 €
Nr. 51/1966		2,50 €
Nr. 52/1967		2,50 €
Nr. 53/54/1969		2,50 €
Nr. 55/1970		2,50 €
Nr. 56/1971		2,50 €
Nr. 57/1972		2,50 €
Nr. 62/1977 Festschrift Dr. Herbert Krüger		2,50 €
Nr. 63/1978 Festschrift 100 Jahre OHG		2,50 €
Nr. 65/1980		2,50 €
Nr. 66/1981		2,50 €
Nr. 67/1982		2,50 €
Nr. 76/1991		2,50 €
Nr. 80/1995		2,50 €
Nr. 81/1996		2,50 €
Nr. 82/1997		2,50 €
Nr. 83/1998		2,50 €
Nr. 85/2000	vergriffen	2,50 €
Nr. 86/2001		2,50 €
Nr. 87/2002		2,50 €
Nr. 88/2003		2,50 €
Nr. 89/2004		2,50 €
Nr. 90/2005		14,00 €
Nr. B1 Beiheft „Amerika-Haus“		7,50 €
Nr. 91/2006		14,50 €
Nr. 92/2007		14,50 €
Nr. 93/2008		14,50 €
Nr. 94/2009		14,50 €
Nr. 95/2010		14,50 €
Nr. 96/2011		14,50 €
Nr. 97/2012		14,50 €
Nr. 98/2013		14,50 €
Nr. 99/2014		14,50 €
Nr. 100/2015		14,50 €
Nr. 101/2016		14,50 €
Nr. 102/2017		14,50 €

Ältere Jahresbände werden öfter für wissenschaftliche Institutionen gesucht. Der Verein bittet seine Mitglieder um Abgabe von „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ Nr. 1-79.

